AGB

$ 70/19

Die Weltkunde

in

einer planmässig geordneten Rundschau der wichtigsten
neueren Land- und Seereisen

für

das Jünglingsalter und die Gebildeteren
aller Stände,

auf Grund des Reisewerkes

von

Dr. Wilhelm Harnisch

dargestellt und herausgegeben

von

Friedrich Heinzelmann.

Supplemente.

Dritter Band.

Das deutsche Vaterland.

Dritter Band.

Leipzig, 1859.
Verlag von Friedrich Fleischer.

Das deutsche Vaterland

in

Reisebildern und Skizzen

für

das Jünglingsalter und die Gebildeteren aller Stände

dargestellt

von

Friedrich Heinzelmann.

Dritter Band:

Schlesien, das Erzgebirge und der Thüringer Wald sammt den Umgebungen, die Landschaften an der oberen Weser und am Mittelrhein mit ihren Nebenthälern bis zur Mainmündung.

Leipzig, 1859.

Verlag von Friedrich Fleischer.

Vorwort.

Die Fülle des zu verarbeitenden Materials gestattete nicht, in diesem dritten Bande bis zu dem ursprünglich gesteckten Ziele vorzudringen, um so die deutschen Mittelgebirgs-Landschaften vollständig zu absolviren, und müssen wir überhaupt für die Beurtheilung unserer Leistungen eine billige Berücksichtigung des äußerst beschränkten Raumes in Anspruch nehmen. Diese Berücksichtigung haben wir leider in einem sehr grell gefärbten Correspondenz-Artikel des deutschen Museums (Nr. 51 des vorigen Jahrganges) aus Dessau vermißt und müssen bedauern, die Empfindlichkeit eines Residenzstädters gereizt zu haben, der das: Fuit Ilium et ingens gloria Teucrorum!" in Bezug auf den Wörlitzer Garten nicht verwinden konnte. Unsere Anschauung von diesem Garten, daß es nämlich da viel Sinniges zu betrachten gebe, aber auch Spielerei im Geschmacke einer vergangenen Zeit, theilen wir mit dem vielgereis'ten Carl Julius Weber, der doch Wörlitz noch in seiner Glanzperiode besuchte, aber nichts desto weniger von der Manier, Alles mit Pfeffer und Salz zu bestreuen, auch hier nicht abgehen konnte, wie er denn sagt: „Wer verfiele auf Tartarus und

Elysium, wenn es nicht angeschrieben stände? Was soll das Bergwerk, aus dessen Schacht ein Bergmann steigt, der zu Nürnberg gemacht sein muß — und der Vulkan, zu dessen Krater man in einer Minute emporsteigt?" — Ueber die antiken Bildwerke im Pantheon bemerkt Dr. Hermann Alexander Müller, daß „unter ihnen die Statuengruppen des Apollo Musagetes und der neun Musen das bedeutendste Werk sind." Das die kurzen Worte eines Mannes, der es sich zur speciellen Aufgabe machte, die Museen und Kunstwerke Deutschlands zu beschreiben. Die Kürze unserer Andeutungen aber ist ganz nothwendig dadurch bedingt, daß uns zur Durchführung unseres vielumfassenden Planes nur vier bis fünf mäßige Bände zur Disposition stehen. Das hätte den so sauer blickenden Herrn Dessauer schon eine oberflächliche, freilich auch unverblendete Betrachtung dieser im gedrungensten Stil geschriebenen Arbeit lehren können; denn wollten wir die Sachen nach der gewöhnlichen Weise der Reisebeschreiber nur etwas weitläuftiger besprechen, so dürften wir mit Leichtigkeit zehn bis zwölf Bände füllen. Daher können wir nur das Bedeutendste und Interessanteste etwas mehr farbig ausmalen, während dem minder Bedeutenden nur eine Federzeichnung oder ein Schattenriß vergönnt bleibt. Wir müssen es nun jedem Unparteiischen anheim geben, darüber zu entscheiden, ob dem Wörlitzer Garten an sich eine solche Bedeutung zukomme und ob er namentlich, wie der Herr Dessauer voraussetzt, den Vergleich mit der von der Natur so überaus bevorzugten Wilhelmshöhe bei Kassel aushalten könne. Wenn derselbe Herr ferner darauf hinweis't, daß Matthisson dort lebte, so müssen wir uns nur wundern, weshalb er, der doch sein Vaterland mit allen ihm angehörigen hervorragenden Persönlichkeiten genau kennen muß, uns nicht außerdem noch andere Männer namhaft machte, wie denn der so ausgezeichnete Historiker Friedrich Ludwig Georg von Raumer zu Wörlitz und in der Nähe, zu Rehsen,

der durch seine geistliche Dichtungen bekannte Christoph Friedrich Hesekiel, dann auch der ältere Poet Philipp von Zesen zu Prirau bei Dessau und der in letzterer Residenzstadt als Pädagog glänzende Ludwig Philipp Franke zu Raguhn im Dessauischen geboren wurde. Auch hätte derselbe Herr als Kunstfreund uns wohl mit einigen vorzüglichen Stücken der neuerlich sehr vermehrten Gemäldesammlungen seines edlen Fürsten etwas näher bekannt machen sollen, wie wir denn dergleichen mit Vergnügen in einem dem letzten Bande angehängten Nachtrag nachholen. Indeß hat der Herr Dessauer uns doch wenigstens einen halben und einen ganzen Irrthum nachgewiesen. Der halbe steckt in der Band II. erwähnten (zum Theil) constitutionellen Regierungsform der anhaltinischen Länder, welche seit 1848 nur für Bernburg noch besteht, nicht aber für Dessau-Köthen, und hat dies crimen laesae majestatis in Folge des irgendwie ausgefallenen Zusatzes „zum Theil" sich eingeschlichen. Die irrthümliche Angabe, daß das seit 1850 nach Jena verlegte Oberappellationsgericht noch in Zerbst sei, ist entlehnt aus dem 1. Bande (S. 883) des sonst sehr gründlichen bei C. Flemming (Glogau und Leipzig 1857) herausgekommenen Handbuches der Erdbeschreibung und Staatenkunde von Dr. K. F. Robert Schneider, weiland Oberlehrer am Königlichen Waisenhause zu Bunzlau, der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur, der mineralogischen Societät zu Jena, der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz, der botanischen Gesellschaft zu Regensburg correspondirendem Mitgliede. Daraus mag ersehen werden, wie zuweilen selbst dem Tüchtigsten in Bezug auf weltkundige Dinge etwas Menschliches widerfahren kann, ohne daß sofort der ganze Mann in's Land der Mohren zu versetzen wäre. Die Rüge des Herrn Dessauers, als hätten wir unbeachtet gelassen, daß Anhalt-Dessau seit 1853 mit Köthen zu Einem Herzogthum verschmolzen sei, müssen wir als völlig grundlos zurückweisen, da

Band II. (S. 332 Z. 4) mit klaren Worten von dem jetzt regierenden Herzog Leopold Friedrich gesagt ist: „seit 1853 auch Herzog von Anhalt-Köthen.“ Uebrigens haben wir uns allerdings einer vorsichtigen Kritik befleißigt und uns wohl gehütet, manche in Reisebüchern umherschwimmende, zum Theil chimärische Enten ohne Weiteres für reale Geschöpfe zu nehmen, damit z. B. nicht etwa Tilly den dänischen König Christian IV. bei Königslutter besiege, oder der große Orientalist Johann David Michaelis mit dem in Zittau geborenen Satiriker Johann Benjamin Michaelis verwechselt werde (wie solches in einem Reisehandbuch geschieht, das bereits die dritte Auflage erlebte), oder damit nicht etwa ein berühmter Mann das seltsame Kunststück mache, an zwei verschiedenen Orten das Licht der Welt zu erblicken, oder damit ein bekannter Freund Luthers nicht in zwei Theile, nämlich in Johann Bugenhagen und dessen treuen Gehülfen den Dr. Pommer gespalten werde, wie Letzteres in einem neueren Reisebüchlein gar ergötzlich zu lesen ist. Auch haben wir uns möglichst euphemistischer Uebertreibungen enthalten, und deshalb z. B. bei dem Zackenfall im Riesengebirge die Töne einer Schalmei einfach aus einer „Höhle“ hervorgehen lassen, während die verschiedenen Reisebeschreiber nachweislich diese Höhle allmählig in eine „Silberkammer,“ und zuletzt selbst in ein „Goldloch“ verwandelten. Was endlich unsere von dem so sauer blickenden Herrn Dessauer angekleckſ'te Darstellungsweise betrifft, so sind wir uns wenigstens bewußt, eine anderweitig nicht selten angetroffene Farbenkleckserei sorgfältig vermieden zu haben. Da sich indeß bei Reisebeschreibungen immer leicht etwas subjective Färbung mit einmischt, so wollen wir auch nicht läugnen, daß hie und da eine Partie mit besonderer Vorliebe behandelt wurde, was in diesem dritten Bande wohl von Wilhelmshöhe gelten könnte, weil sich daran eine der angenehmsten Erinnerungen aus früherer Zeit knüpft, während bei der Beschreibung von Göthes Haus in

Weimar vielleicht etwas von dem Verdrusse durchscheint, daß wir dort bei der jüngsten Anwesenheit nicht überall hin Zutritt erhalten konnten, und wir deshalb die Schilderung eines Engländers zu Hülfe nehmen mußten. Bei der Beurtheilung von Kunstwerken haben wir in diesem Bande fast durchweg das treffliche Buch von Dr. Hermann Alexander Müller zum Grunde gelegt, was hier ein für allemal gesagt sein soll. Die im Uebrigen von uns benutzten Quellen sind folgende:

1) Breslau und die schlesischen Eisenbahnen. Von Max Kurnick. Leipzig, Brockhaus. 1856.
2) Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise von Elbing in Preußen nach der Schweiz von Wisselink. Elbing, 1826.
3) Wanderungen in Sachsen, Schlesien, Glatz und Böhmen von Christian Weiß. Leipzig, 1796.
4) Briefe über Schlesien und die Grafschaft Glatz von Johann Friedrich Zöllner. Berlin, 1792.
5) Das schlesische Gebirge. Von Rudolf Gottschall. Leipzig, Brockhaus. 1857.
6) Die Alterthümer des Zobtenberges. Abdruck aus den schlesischen Provinzialblättern, 1823.
7) Das Riesengebirge und seine Bewohner von Dr. K. Hoser. Prag, 1841.
8) Wanderungen durch das Riesengebirge und die Grafschaft Glatz von H. Herloßsohn. Leipzig, Georg Wigand.
9) Schlesische Sagenchronik. Breslau, 1840.
10) Blicke in die vaterländische Vorzeit der sächsischen und angrenzenden Länder von Carl Preusker. 3 Thle. Leipzig, 1841. 43. 44.
11) Ein Bild für das Niederland an dem östlichen Obererzgebirge von Röhling. Annaberg, 1858.
12) Die böhmischen Bäder. Von Siegfried Kapper. Leipzig, Brockhaus. 1857.
13) Historisch-pädagogische Reise nach Sachsen und einem Theile von Preußen. Von Dr. Christoph Friedrich Jacobi. Nürnberg, 1839.

14) Das Mineralbad Elster im sächsischen Voigtlande. Leipzig, 1852.

15) Beschreibung der Residenzstadt Altenburg und ihrer Umgebung. Altenburg, 1841.

16) Das malerische und romantische Deutschland. 3. Band. Thüringen von Ludwig Bechstein. Leipzig, Haendel. 1847.

17) Acht Tage im Thüringer Wald. Von Alexander Justus. Rudolstadt, Renovanz und Scheitz. 1858.

18) Freimüthige Bemerkungen auf einer Reise über Erfurt und Arnstadt und einem Theil der Thüringer Waldgegenden. Erfurt und Sondershausen, 1820.

19) Der Nordwesten des Thüringer Waldes, oder zehn Tage in Ruhla. Berlin, Veit und Comp. 1854.

20) Thüringens Merkwürdigkeiten der Vorzeit von Joh. Ph. Heinse. Rudolstadt.

21) Die Thüringische Eisenbahn. Von Adolf Bock. Leipzig, Brockhaus. 1856.

22) Beschreibung der herzoglich-sächsischen Residenzstadt Coburg. Daselbst.

23) Die Veste Coburg von Kawaczynski. Coburg, 1843.

24) Beschreibung des Kurfürstenthums Hessen von G. Landau. Kassel, 1842.

25) Cassel, Wilhelmshöhe und die schönsten Punkte der Umgegend. Von Carl Lyncker. Cassel, 1858.

26) Das hessische Land und Volk. Von Emil Müller. Leipzig, Brockhaus. 1857.

27) Eine Eisenbahnfahrt durch Westphalen. Von Levin Schücking. Leipzig, Brockhaus. 1855.

28) Reisen auf der Cöln-Mindener Eisenbahn und zur Seite derselben von F. J. Pieler. Arnsberg, 1856.

29) Von Minden nach Cöln. Von Levin Schücking. Leipzig, Brockhaus. 1856.

30) Neueste Beschreibung des Doms zu Köln von Franz Carl Eisen. Köln, 1857.

31) Rhein- und Ahr-Wanderungen von E. M. Arndt. Bonn, Weber. 1846.

32) Die Rheinlande. Von K. Bädeker. Coblenz, 1858.

33) Der Rhein von Mainz bis Köln. Von Nikolaus Hocker. Leipzig, Brockhaus. 1857.

34) Von Cöln bis Worms und Speyer. Von F. Gustav Kühne. Leipzig, Lorck. 1856.

35) Das malerische und romantische Rheinland von Karl Simrock. Leipzig, Georg Wigand.

36) Rheinsagen. Von Dr. Karl Simrock. Bonn, Weber. 1857.

37) Reise auf dem Rhein von Mainz bis Düsseldorf. Von J. G. Lang. 2 Thle. Thal Ehrenbreitstein, 1805.

38) Der Rhein. Von J. G. Kohl. 2 Bände. Leipzig, Brockhaus. 1851.

39) Das Moselthal von Nancy bis Koblenz. Von Nikolaus Hocker. Leipzig, Brockhaus. 1855.

40) Mainz und seine Umgebungen von K. Klein. Mainz, 1857.

41) Die Museen und Kunstwerke Deutschlands. Von Dr. Hermann Alexander Müller. 2 Theile. Leipzig, J. J. Weber. 1857 und 1858.

42) Handbuch für Reisende in Deutschland. Coblenz, Karl Bädeker.

43) Deutschland, oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. Von Carl Julius Weber. Stuttgart, Hallbergerscher Verl. 1855.

44) Charakterbilder deutschen Landes und Lebens von A. W. Grube. Leipzig, Brandstetter. 1855.

45) Geographische Charakteristiken von Dr. H. Boegekamp. Mainz, Kunze. 1856.

46) Die Geographie in Bildern von A. Berthelt. Leipzig, Klinkhardt. 1855.

47) Hausschatz der Länder- und Völkerkunde von Dr. Alexander Schöppner. Leipzig, J. J. Weber. 1858.

48) Das deutsche Volk in seinen Mundarten, Sitten, Gebräuchen, Festen und Trachten von Eduard Duller. Leipzig, Georg Wigand. 1847.

49) Deutsches Sagenbuch von Ludwig Bechstein. Leipzig, Georg Wigand. 1853.

Außerdem nennen wir: das Morgenblatt (M.), das Deutsche Museum (D.), Europa (E.), das Bremer Sonntagsblatt (B.), die Gartenlaube (G.), Unterhaltungen von Gutzkow (U.) und mündliche Mittheilungen oder anderweitige Quellen (Z.).

Kloster Neuendorf, im Frühjahr 1859.

Der Herausgeber.

Inhalts-Verzeichniß
zum dritten Theile des deutschen Vaterlandes in Reisebildern und Skizzen.

Erstes Kapitel.

Wir begrüßen das gesegnete Schlesien, eine der wichtigsten Provinzen und eine der reichsten Schatzkammern des preußischen Staates. Die mitten hindurch fließende Oder spendet im Verein mit ihren Nebenarmen Fruchtbarkeit der Felder und Auen; das auf der Westseite hinziehende Gebirge mit seinen mannigfaltigen Verzweigungen liefert unterirdische Schätze und ist, eben so wie das Flachland des Ostens, mit Waldungen umkränzt; die Rührigkeit der Bewohner schreitet rastlos fort in jeder Art der Cultur. In den Bergen herrscht Eisen, Zink und die Steinkohle vor; in den Wäldern die Tanne, Fichte und Buche; unter dem bedeutenden Wildstand der Hirsch; in der Viehzucht das Schaf, daher die ausgedehnte Wollenfabrication. Man baut viel Obst und Flachs, wodurch der ausgebreitete Leinwandhandel bedingt wird. Auf dem linken Ufer der Oder florirt der Weizen, auf dem rechten der Roggen. Leicht überfluthet der Fluß seine flachen Ränder und wird dann oft sehr verderblich. Neben den Kähnen schwimmt viel Holz auf seinem Rücken, und von Breslau ab trägt er bedeutendere Fahrzeuge. Die größere Hälfte der Provinz wird auf Gebirgs- und Hügelland, die kleinere auf ebenes oder wellenförmiges gerechnet. Vom südlichen Polen aus streicht nach Nordwest auf der Seite des linken Oderufers ein Landrücken, welcher die bis 1100 Fuß ansteigende Tarnowitzer und die noch niedrigeren Trebenitzer Höhen enthält.

Die Sudeten mit dem Riesengebirge bilden die Grenze nach Böhmen und Mähren zu, wo wir sie näher in's Auge fassen wollen. Der Flächenraum beträgt 741 Q.-M. Auf die einzelne Q.-M. kommen durchschnittlich über 4100 Menschen. Am Schluß des Jahres 1852 zählte man 3,171,000 Seelen, darunter 32,000 Juden und 1,459,000 Katholiken, die übrigen evangelischer Confession. Das Verhältniß der letztern zu den ersteren stellt sich demnach etwa wie 8 : 7 heraus. Vier Fünftel der Bewohner sind Deutsche, die übrigen Slawen, und zwar je nach den angrenzenden verwandten Stämmen Mähren, Böhmen, Polen, wozu im südöstlichen Winkel die sogenannten Wasserpolen mit eigenthümlicher Mundart gehören; in der Nachbarschaft des Königreichs Sachsen finden sich hier, wie dort, zahlreiche Wenden. — Die Geschichte nennt als älteste Bewohner die Quaden und Lygier, nahe Verwandte der germanischen Markomannen in Böhmen. Nachdem sie in den Bewegungen der großen Völkerwanderung südwärts gezogen, rücken die Slawen in ihre Sitze ein, und diese durch viele verheerende Kriege geschwächte Bevölkerung wird später im 12. und 13. Jahrhundert wiederum durch zahlreiche deutsche Colonisten verdrängt und ersetzt. Als in der Mitte zwischen mächtigeren Reichen gelegen, bleibt das Land längere Zeit hindurch abhängig von Mähren, dann von Böhmen und endlich von Polen. Im Anfange des 10. Jahrhunderts erhält es eigene Herzöge aus dem Stamme der Piasten. Das Christenthum wird 965 eingeführt und zur Befestigung desselben das Bisthum Schmoger gestiftet, welches 1052 nach Breslau kommt. Im Jahre 1163 wird Schlesien als ein von Polen getrenntes und selbstständiges Land anerkannt. Seitdem spaltet es sich aber in zwei Haupttheile, in Ober- und Niederschlesien und zerfällt allmählig in immer kleinere, von einander unabhängige Herzogthümer, deren man im 14. Jahrhundert nicht weniger als achtzehn zählte, nämlich in Oberschlesien: Teschen, Auschwitz, Kosel und Beuthen, Oppeln und Ratibor, Strehlitz, Falkenberg und Tost; in Niederschlesien: Breslau, Liegnitz, Glogau, Schweidnitz, Münsterberg, Jauer, Brieg, Oels, Steinau und Sagan. Das Fürstenthum Neiße gehört zum Bisthum Breslau; das Land Lebus kommt an Brandenburg. Inmitten

dieser Zersplitterungen brennt die blutige Lohe der Zwietracht zwischen Sohn und Vater, Brüdern und entfernten Verwandten. Neben der offenen Befehdung waltet Tyrannei und Grausamkeit aller Art, Verrath, Hinterlist, Eidbrüchigkeit und Meuchelmord. Unter solchen Umständen gelingt es dem Könige Johann von Böhmen und Kaiser Karl IV. sich die schützende Lehnsherrlichkeit des Landes zu verschaffen, und seitdem theilt es die Schicksale der böhmischen Krone. Die Lehren von Huß, Luther, Calvin und Schwenkfeld finden lebhaften Anklang. Während die schlesischen Herzöge die Reformation begünstigen, werden die Anhänger derselben auf alle Weise unterdrückt von den österreichischen Herrschern, die seit 1526 in Böhmen regieren und mit dem allmähligen Aussterben der Herzöge zuletzt überall die unmittelbare Obmacht an sich reißen. Der letzte Piast, Herzog Georg Wilhelm von Liegnitz, Wohlau und Brieg stirbt 1675. Sofort werden auch hier, wie bereits seit 1648 in den anderen Herzogthümern, alle evangelischen Kirchen mit Ausnahme einiger Friedenskirchen geschlossen. Erst seit 1707 erhalten die Protestanten unter Kaiser Joseph I. wiederum mehrere durch Karl XII. im Altranstädter Vertrag ausgewirkte Begünstigungen, nämlich die zugesicherte Theilnahme an öffentlichen Aemtern, die Zurückgabe von 121 Kirchen und die Erbauung von sechs neuen, sogenannten Gnadenkirchen. Erneuerte Bedrückungen und willkürliche Erhebung von Steuern unter Kaiser Karl VI. fallen schwer in's Gewicht, um Friedrich dem Großen die Eroberung Schlesiens zu erleichtern, als er 1740 die Waffen ergreift, sich stützend auf eine zwischen dem Kurfürsten Joachim II. und dem Herzoge Friedrich II. von Liegnitz 1537 geschlossene Erbverbrüderung und auf die widerrechtliche Besitznahme des Fürstenthums Jägerndorf, welches ein brandenburgischer Prinz, Markgraf Georg, in Folge seiner Parteinahme für den Böhmenkönig Friedrich von der Pfalz, 1623 verloren hatte. So erkämpft Preußen in den drei schlesischen Kriegen Schlesien und die Grafschaft Glatz. Damit wird nach den Freiheitskriegen die preußische Oberlausitz, bis dahin zum Königreich Sachsen gehörig, vereinigt.

Die Hauptstadt der preußischen Oberlausitz ist Görlitz (20,000 E.) an der Neiße. Das Thal derselben wird von der Locomotive auf einer 1500 Fuß langen Brücke überschritten. Man zählt dreißig Pfeiler, von denen die unmittelbar am Ufer stehenden sich durch imposante Mächtigkeit und eine Höhe von 112 Fuß auszeichnen. Aus der Ferne lassen die hübschen Thürme auf eine eben so hübsche Stadt schließen, und diese Vermuthung täuscht nicht. Die Straßen sind breit und gerade, auch mit Basalt gepflastert; um die Mauern ziehen sich hübsche Spaziergänge. Schon gegen das Ende des 12. Jahrhunderts wird die Stadt als starke Festung genannt und sie zeigt noch jetzt ansehnliche Thorthürme. Unter den askanischen Markgrafen von Brandenburg erhielt sie 1303 das Magdeburgische Recht, unter dem Könige Johann von Böhmen und dem Kaiser Karl IV. schätzbare Freiheiten. An den Religionsstreitigkeiten des 15. und 16. Jahrhunderts betheiligte sie sich, als zu Böhmen gehörig, sehr lebhaft, wurde aber im schmalkaldischen Kriege wegen ihres protestantischen Geistes von Kaiser Karl V. hart bestraft. Sie verlor außer ihrem sämmtlichen Kriegsmaterial auch 25 Dorfschaften und wurde dadurch sehr niedergedrückt. Durch den Prager Frieden von 1635 kam sie an Sachsen, 1815 an Preußen. Seitdem hat sie sich durch Gewerb- und Handelsthätigkeit besonders in Tuch und Pelzwaren zu bedeutendem Wohlstande emporgehoben. Der Sinn für höhere Interessen wird gepflegt durch eine naturforschende und die oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften, welche beide reiche Sammlungen besitzen. Das Rathhaus mit seinem im Renaissance-Stil ausgeführten Treppenaufgang trägt das Wappen des ungarischen Königs Matthias von 1488. Die große 1497 auf hohem Fels mit herrlicher Umsicht erbaute Petri-Paulskirche enthält im Innern fünf Schiffe, deren runde cannelirte Pfeiler ein sehr hohes Gewölbe tragen; die treffliche Orgel besitzt 82 Register, eine große Glocke wiegt 232 Centner. In den Felsgrund ist eine durch Höhe und Größe ausgezeichnete, so wie durch die Mannigfaltigkeit ihrer zum Theil gekuppelten Pfeiler merkwürdige Krypta gehauen. Ein dicker Thorthurm, der Kaisertrutz genannt, dient jetzt der königlichen Hauptwache. Die vormaligen Festungswälle sind ange-

nehme Wandelgänge geworden. Einen Besuch verlohnt die im Nordwesten der Stadt gelegene kleine gothische Kapelle „zum heiligen Kreuz," nach Zeichnungen des heiligen Grabes von 1481 bis 89 erbaut durch den Bürgermeister Georg Emmerich, welcher 1465 und 1476, das zweite Mal in Begleitung eines Baumeisters und Malers, Pilgerwallfahrten nach Jerusalem unternahm. In der Kapelle werden die Hauptmomente der Leidensgeschichte Christi veranschaulicht. Der obere Saal stellt nämlich den Saal vor, worin das Osterlamm gegessen wurde, der steinerne Tisch darin denjenigen, auf welchem die Kriegsknechte um das Gewand Christi würfelten; die Löcher im Fußboden sollen die drei Kreuze auf Golgatha bezeichnen. Im unteren Stockwerk soll der Körper am Crucifix genau demjenigen des Heilandes entsprechen, und der Kasten hinter dem Altar soll der Gotteskasten sein, in welchen Judas Ischarioth die dreißig Silberlinge geworfen. Neben der Kapelle steht ein kleines Gebäude als Miniaturstück des heiligen Grabes selbst. — Auf den Friedhöfen der Stadt schläft der mystische Denker Jakob Böhme, der seit 1594 als Schuhmacher an der Neißebrücke wohnte und 1624 starb, so wie der preußische General von Winterfeld, am 8. September 1758 im Kampfe gegen die Oesterreicher am benachbarten Holzberge gefallen, wo ihm ein Denkstein errichtet ist.

Etwa eine Meile nordwestlich von Görlitz trifft man auf den Bergen bei dem Dorfe Königshayn zahlreiche horizontal geschichtete Granitmassen, die großentheils von wendischen Götzendiensten zeugen. So der Todten-, Hohen-, Fürsten- und Teufelsstein. Die Schichten sind bald einige Zoll, bald einige Ellen dick, und man hat darin unvollkommene Krystalle und Rauchtopase, auch wohl Granate gefunden. Der schwer zugängliche, wild umbüschte Teufelsstein ist einer der höchsten Felsen in der Umgegend. Die oberste Platte zeigt einen von Menschenhänden vertieften Kessel und mehrere Rinnen zum Ablaufen des Opferblutes, an einem Abhange aber den Sitz des Teufels, wo derselbe, wie die Sage meldet, oft gesessen und genähet haben soll, um seine Kleider auszubessern, weshalb man noch die Stelle nachweis't, wo er Scheere, Elle und andere Schneiderbedürfnisse verwahrt hat. Der Todtenstein enthält 59 mehr oder weniger

große isolirte Felsen, theilweis 60 bis 80 Fuß hoch und einige hundert Fuß im Umfang. Man hat hier viele Urnen gefunden und zeigt auch noch den Ort, wo das Bild des Todtengottes gestanden, welchem man opferte. Früher pflegte die Dorfjugend am Sonntag Lätare einen Strohmann hieher zu tragen und zu verbrennen, um, wie es hieß, den „Tod" auszutreiben. Darauf zog man heim unter dem Gesang: „Den Tod, den haben wir ausgetrieben, den Sommer bringen wir wieder." — Südwestlich von der Stadt, nicht viel über eine Stunde davon entfernt, erhebt sich 1304 Fuß über den Meeresspiegel die einsame Landeskrone, mit ihrer regelmäßigen, ziemlich kegelförmigen Gestalt die Schönheit der ganzen Gegend krönend und weit umher sichtbar. Sie besteht aus dunkelbraunem Basalt in fünf bis siebeneckigen Säulen, von denen viele auf der Südseite senkrecht zu Tage kommen. Am Fuß findet sich Granit. Einst stand oben eine Raubburg, vom Geschlechte der Landskröner bewohnt und um 1422 zerstört. Jetzt ist daselbst ein Gasthaus und daneben ein Thurm als Lugin'sland erbaut. — Südöstlich von Görlitz liegt Lauban (6000 E.) am Queis, schon im Jahre 900 bekannt und jetzt vorzüglich der Weberei in Leinwand, Baumwolle und Tuch beflissen.

Hinter Görlitz läuft die Eisenbahn eine gute Strecke in paralleler Richtung mit der lausitzer Neiße fort. Verfolgen wir den Lauf dieses Flusses noch etwa sieben Meilen weiter nördlich, so treffen wir auf Muskau (2050 E.) mit einem Alaunwerk, dem Hermannsbad und einem gußeisernen Monumente von dem früheren Besitzer der Standesherrschaft Graf Callenberg zum Andenken an die menschenfreundliche Hülfe errichtet, welche dem Orte während der Hungersnoth des Jahres 1772 zu Theil wurde. Der Name Muskau ist vornehmlich bekannt durch die Schriften seines geistvollen Fürsten Pückler und die wahrhaft großartigen Parkanlagen, an deren Ausführung derselbe während eines Zeitraumes von 35 Jahren mit unermüdlicher Ausdauer arbeitete. Zu dem Ende wurde eine Fläche von mehr als 2000 Morgen angekauft und eine ganze Straße der Stadt, deren ansehnliche Häuser man der Erde gleich machte; die alten, das Schloß umgebenden Wallgräben wurden ausgefüllt und aus der Neiße ein

Arm abgeleitet, welcher jetzt während eines Laufes von fast drei Viertelstunden zwei ziemlich bedeutende Seen bildet; bodenlose Sumpfstellen wurden entwässert und cultivirt, die traurigsten Kiefernwälder verdrängt, der schlechteste Boden fruchtbar gemacht, Sandberge in grüne Flächen und Auen verwandelt, und so allmählig ein kleines Paradies von romantischer Abwechselung geschaffen, welches einen Flächeninhalt von 4284 Morgen umfaßt. Der Dichter Leopold Schefer wurde hier geboren. — Wiederum etwa sieben Meilen weiter nördlich fließt die Neiße vorüber an Guben (11,000 E.), geschichtlich merkwürdig durch den 1462 zwischen dem Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg und Georg Podiebrad von Böhmen geschlossenen Vertrag, in welchem der Letztere seinen Ansprüchen auf die Lausitzen entsagte. Man hat bedeutende Tuch- und Tabaksfabriken, betreibt Schifffahrt und Schiffbau, erzielt an den nahe gelegenen Bergen viel Obst und einen gar nicht zu verachtenden Rothwein. Die Gegend ist angenehm, und auf dem rechten Ufer der Neiße fließt hier die Lubst ein.

Die von Frankfurt kommende märkisch-niederschlesische Eisenbahn zieht sich von hier aus südlich über Sorau, Bunzlau und Liegnitz nach Breslau. Sorau (9000 E.), eine sehr alte Stadt, liegt in einer weiten Ebene am Goldbach. Außer dem Obst- und Weinbau bleicht und verhandelt man Leinwand und fabricirt besonders Tücher und Wachslichte. Das königliche Schloß dient jetzt einer Irrenanstalt und das Jagdschloß im benachbarten Thiergarten einer Tabaksfabrik. Bunzlau (6700 E.) am rechten Ufer des Bober, den die Locomotive auf einem 1550 Fuß langen und 76 Fuß hohen Viaduct überschreitet, hat noch seine alterthümlichen Mauern, Basteien und Gräben bewahrt. Die Dichter Martin Opitz und Tscherning wurden hier 1597 geboren. Auf dem geräumigen Ringe oder Marktplatz steht ein 39 Fuß hoher gußeiserner Obelisk, vom König Friedrich Wilhelm III. dem 1813 hier verstorbenen russischen Feldmarschall Kutusow errichtet. Auf einer Anhöhe des benachbarten Tilldorf's, wo seine Eingeweide begraben sind, ehrt ihn eine mit Eichenguirlanden bekränzte weiße Säule. Das Bunzlauer Waisenhaus wurde 1744 von dem wackeren Maurermeister Gottfried Jahn

gestiftet und durch milde Beiträge ausgebaut. Es liegt in der östlichen Vorstadt, und auf dem Wege dahin zeigt man den Quickbrunnen, aus dem die Kaiser Ferdinand I. und Matthias, so wie Gustav Adolph tranken. Er entspringt aus vielen klaren, ergiebigen Quellen und versorgt die Wasserleitung, welche der ganzen Stadt in Fontainen auf dem Markte und in Röhren ihr wohlschmeckendes Wasser zuführt. Die Einwohner beschäftigen sich mit mancherlei Fabrikarbeiten; am rühmlichsten sind sie jedoch bekannt durch ihre so beliebten braunen Töpfergeschirre. Der Thon ist sehr fein, fett und weiß. Die Gefäße werden beim Brennen in weiße Hafen gestellt, und wenn die Stücke nicht gut ausfallen, so bringt man sie noch zum zweiten oder auch zum dritten Mal in den Ofen. Ein 1753 vom Meister Joppe gefertigter Topf steht vor dem Waldauer Thore in einem eigenen kleinen Häuschen. Obgleich er nicht gebrannt ist, so verdient er doch Beachtung als das größte Exemplar seiner Art; denn er ist sieben Fuß hoch und acht Ellen weit, so daß er dreißig Scheffel-Maße hält. Gleich neben Joppe's Haus wohnten gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auch noch zwei andere mechanische Genie's, nämlich der Tischlermeister Jacob und der Weber Gottfried Hüttig. Von dem ersteren weis't man ein nach siebenjähriger Arbeit zu Stande gebrachtes Uhrwerk auf, welches die Leidensgeschichte Christi vorstellt. Kleine Puppen, etwa einen Fuß hoch, bewegen sich nach Art der Figuren kleiner Bergwerke in einem theatralisch gebauten Schranke und veranschaulichen, wie Christus am Oelberge betet, wie er gefangen genommen, verhört, gegeißelt und gekreuzigt wird. Bei jedem Abschnitt läßt ein Glockenspiel einen Choral ertönen. — Ueber den genannten Weber und seine Arbeiten spricht sich ein Zeitgenosse im Jahre 1791 folgendermaßen aus. „Hüttig ist ein durchaus origineller Mann. Ich fand ihn, wie er eben von seinem Weberstuhle aufstand, in einem blauen Camisol ohne Aermel. Er führte mich sogleich in sein geographisches Zimmer, wo unter Anderm zwei ansehnliche runde Tafeln in einer horizontalen Richtung drei bis vier Fuß über einander aufgestellt sind. Auf der obersten hat er ganz Deutschland abgebildet. Die Gebirgsketten und Berge sind erhaben; die Flüsse werden durch kleine rinnen-

förmige Vertiefungen vorgestellt. Mittelst einer Röhre, die sich über dem Dache des Hauses wie ein Trichter erweitert und auf der Tafel in mehrere kleine Röhren endigt, wird das Regenwasser auf die Stellen der Gebirge geleitet, wo die berühmtesten Flüsse ihren Ursprung haben. Von dort ergießt es sich nach Maßgabe des Laufes der Ströme in die tiefsten Gegenden, wo es sich ansammelt, um die Meere anzudeuten und aus diesen Meeren wird es weiter auf die untere Tafel geleitet, welche in ähnlicher Weise Europa darstellt. Die Städte sind durch kleine Thürmchen, denkwürdige Gegenden durch numerirte Kreuzchen, die Züge der Völkerwanderung durch Papierstreifen, die Touren berühmter Reisenden durch Linien angedeutet. — In einem anderen Zimmer, dem astronomischen, wird durch ein Uhrwerk eine Vorstellung des ganzen Copernicanischen Weltsystems nebst allen seit drei Jahrhunderten beobachteten Kometen in Bewegung gesetzt. Grade in 24 Stunden bewegt sich das ganze Heer der Fixsterne um die Himmelskugel, so daß dies Werk den Stand der Fixsterne und ihren Auf- und Untergang in jedem Augenblicke genau angiebt. In einem dritten Zimmer, dem mechanischen, zeigt das Hauptwerk, eine sehr zusammengesetzte Uhr, die Bewegung, die Lichtgestalt, die Verfinsterungen des Mondes, den Lauf der Jupiterstrabanten, die Tageszeit der Länder nach ihrer geographischen Länge u. s. w. — In seinem kleinen Garten hat Hüttig auf vier Beeten die vier Welttheile und in einem Seitenabschnitt die Südwelt vorgestellt. Die Gebirgsketten werden durch Steine bezeichnet, die Meere durch Wasser, welches aus einem Graben zufließt, die Inseln durch Erhöhungen, die aus dem Wasser hervorragen. Der Mann hat in Zittau, seinem Geburtsorte, zwar einige Schulkenntnisse erworben, aber doch immer seinem Gewerbe als Weber obgelegen. Seine langen Wanderungen machten ihn mit vielen Gegenden und berühmten Namen bekannt. Astronomie, Geographie, alte und neue Geschichte füllten alle Stunden seiner Muße aus, und die Mechanik ergriff er blos, um seine Ideen zu verkörpern."

Hinter Bunzlau ragt der Basaltkegel des Gröditzberges mit seinen Burgruinen aus der Ebene hervor, und man hat von da eine Umsicht über ganz Niederschlesien. Die nächste Sta-

tion ist bei dem Städtchen Hainau (2800 E.), wo bei dem Rückzuge der Verbündeten nach der Schlacht bei Bautzen am 26. Mai 1813 Blücher plötzlich aus dem Versteck eines Wäldchens unweit Schellendorf mit zwanzig Schwadronen über die nachfolgende Division der Franzosen unter Maison herfiel, und sie entweder vernichtete oder doch zersprengte. Zum Gedächtniß dessen ist ein Denkmal gesetzt. — Wir erreichen Liegnitz, (18,000 E.) am Zusammenfluß des Schwarzwassers und der Katzbach, von 1164 bis 1675 Residenz der Herzöge des gleichnamigen Fürstenthums aus dem Piastenstamme, dessen letzten Sprößling, Georg Wilhelm, die Gruft seiner Väter in der kleinen Kapelle neben der katholischen Kirche aufgenommen hat. Ueber seinem Sarge und den Särgen seiner beiden Eltern stehen auf Pfeilern ihre trefflich gearbeiteten Alabaster-Statuen und lächeln mild herab auf den, der in diesen stillen Zirkel tritt, wo im Ganzen siebenzehn Herzöge von Liegnitz und Brieg schlummern. Die größte der alten Piastenburgen war das heutige königliche Schloß, ausgezeichnet durch zwei mächtige Thürme und nach einem Brande 1840 restaurirt. Es enthält in seinen obern Räumen das Minutolische Institut der Vorbildersammlung zur Beförderung der Künste und Gewerbe. Damit ist die sehr schätzbare Gemäldesammlung des Herrn von Minutoli verbunden. Es sei hervorgehoben: Raphael: Madonna, auf den Knieen das Christuskind haltend, welches vom Johannes eine Blume empfängt; Giulio Romano: drei Grazien; Garofalo: Madonna mit dem Kinde an der Brust; Johann von Eyck: Maria und Elisabeth mit dem Christuskinde in einer Landschaft; Hans Burgkmair: Christus am Kreuz; Peter de Witte: David die Harfe spielend; Rubens: das Christkind, sein Kreuz und die Leidenswerkzeuge tragend, wird von zwei in den Wolken schwebenden Engeln emporgehoben; Murillo: eine heilige Jungfrau in Wolken über der Erdkugel; Landschaften von Salvator Rosa, Poussin, Jacques d'Artois u. A. m. Auch die hiesige prächtig gebaute Ritterakademie (eine Stiftung Joseph's I. vom Jahre 1708) besitzt mancherlei Sammlungen, und es giebt hier viele Vereine zur Pflege des Fortschritts in der Bildung. Die Gewerbe- und Fabrikthätigkeit ist von bedeutendem Umfang. Rings

um die Stadt geht ein angenehmer Spaziergang bald unter Kastanien- und Lindenalleen, bald zwischen Lust- und Küchengärten, welche in den seit dem siebenjährigen Kriege geebneten Wällen angelegt wurden. Tritt man aus den Vorstädten hinaus, so erblickt man überall in der weiten Ebene die fruchtbarsten Felder und Kräutereien (Gemüsegärten). Mit den Küchengewächsen wird ein ausgebreiteter Handel getrieben, und man berechnet den Ertrag auf jährlich 100,000 Thaler. Auf einem der Friedhöfe schläft der Epigrammendichter Logau, und in dem nahen Dorfe Straupitz wurde der Dramatiker Ernst Raupach geboren. — Etwa eine Meile südlich von Liegnitz durchschneidet ein Schienenweg den Schauplatz der am 26. August 1813 gelieferten Schlacht an der Katzbach, wo Tausende der Franzosen in den geschwollenen Fluthen des Flusses ihren Untergang fanden. Der Hauptschlag geschah zwischen Wahlstatt und Eichholz. Die sogenannte Siegeshöhe gewährt den Standpunkt zur Ueberblickung des Ganzen, und ein Denkmal erinnert an diesen glorreichen Sieg Blüchers. Unfern davon lieferte Herzog Heinrich von Liegnitz den Mongolen 1241 eine äußerst blutige Schlacht, in welcher er selbst sein Leben opferte. In dem Augenblicke, wo er das Schwert erhob, um seinem Gegner das Haupt zu spalten, bekam er unter den Arm einen Lanzenstich, der ihn zu Boden streckte. Das verursachte allgemeine Bestürzung, und auch durch die tapferste Anstrengung konnte die Schlachtordnung nicht mehr gehalten werden. Nach dem Berichte älterer Geschichtschreiber gewannen die Tartaren jedoch ihr Uebergewicht durch eine „Zauberei", deren sie sich bedienten. Als nämlich einer ihrer Befehlshaber einsahe, daß sie fast gänzlich zu Grunde gerichtet seien, so breitete er auf einmal eine große Fahne aus, auf welcher der Buchstabe X. gemalt und auf deren Spitze ein häßliches schwarzes Menschenhaupt mit tief einliegenden funkelnden Augen und einem außerordentlich langen Barte gestellt war. Von dieser mit Gewalt geschwenkten Fahne ging ein so dicker Qualm und Rauch aus, daß die Barbaren dadurch den Augen ihrer sie heftig angreifenden Feinde entzogen wurden; auch verbreitete der Qualm einen so pestilenzialischen Gestank, daß man davon ohnmächtig und betäubt auf die Erde nieder-

fiel.*) Den getödteten Christen schnitten die Mongolen das rechte Ohr ab, und sie sollen auf diese Weise neun Säcke, aus denen Einige Wollsäcke machen, gefüllt haben. Der gefallene Herzog Heinrich wurde enthauptet, und sein Kopf als Siegeszeichen umhergetragen. Seine fromme, nachher unter die Heiligen versetzte Mutter Hedwig ließ an der Stelle, wo man den hauptlosen Leichnam ihres Sohnes fand, eine Kapelle erbauen. Dadurch entstand das Dorf Wahlstatt (östlich von der Eisenbahn). Das daselbst 1723 gegründete Benedictiner Kloster ist seit 1838 eine Cadetten-Anstalt. Das Deckengemälde der Kirche von Willmann stellt die Auffindnng des Herzogs vor und das Schlachtgetümmel nebst dem erwähnten Zauberkopf. — Indem wir jetzt den Weg von Liegnitz nach Breslau verfolgen, berühren wir anderthalb Meilen diesseits Breslau den Marktflecken Lissa. In dem dortigen Schlosse war es, wo Friedrich der Große am Abende nach der Schlacht bei Leuthen, begleitet von Ziethen und zwölf Husaren, unter die zahlreichen tafelnden österreichischen Officiere trat mit dem Gruße: „Bon soir, Messieurs, kann man noch mit unterkommen?“ Bei Leuthen (rechts auf der Südseite der Bahn zwischen den Stationen Nimkan und Lissa gelegen) siegten bekanntlich am 5. December 1757 dreißig tausend Preußen über ein fast drei Mal so starkes Heer der Oesterreicher, und Friedrich bemerkt dazu in seinen Werken: „Wenn es den Preußen nicht endlich am Tageslichte gefehlt hätte, so würde dies Treffen das entscheidendste in diesem Jahrhundert geworden sein.“

Werfen wir jetzt noch einen Blick nach Nordosten hin. Südlich von Sorau zweigt sich bei der Station Hansdorf ein Schie-

---

*) Etwas Aehnliches findet sich heutiges Tages bei den Chinesen in dem sogenannten Feuer- oder Stinktopf. Es ist dies ein irdenes, mit Pulver und anderen Brennstoffen angefülltes Geschirr, welches mittelst einer Lunte angezündet und mit der Hand gegen den Feind geschleudert wird. Beim Zerbrechen streut der Topf eine Menge heftig brennender Funken aus, und zugleich entwickelt sich ein dichter Qualm nebst einem unerträglichen erstickenden Gestank.

nenweg ab, welcher über Sagan, Glogau und Fraustadt nach Lissa führt, um sich auf diesem Punkte der zwischen Posen und Breslau direct hinlaufenden Bahn anzuschließen. Sagan (8500 E.) am Bober, der Hauptort des gleichnamigen waldreichen Fürstenthums, war seit 1397 die Residenz eigener Fürsten. Im dreißigjährigen Kriege kam es an Wallenstein, später an den Fürsten von Lobkowitz und Herzog Peter von Kurland. Dieser vollendete das von seinen Vorgängern erbaute schöne Schloß und schmückte es mit Park, Garten und Fasanerien. Jetzt gehört es einer Herzogin Dorothea von Hohenzollern-Hechingen. Man zeigt darin eine wohl beachtungswerthe Gemälde- und Sculpturensammlung. Ein sehr hübscher Bau ist die gothische Kirche zum heiligen Kreuz. Die Einwohner befleißigen sich einer mannigfach verzweigten Fabrik- und Gewerbthätigkeit. Man hat eine Flachsspinnmaschine, eine Papiermühle, einen Kupferhammer, baut Wein, handelt mit Getreide, Vieh und Garn. Zu Wallensteins Zeiten lebte hier mehrere Jahre der Astronom Kepler, und noch steht der Thurm seines Observatoriums. An die Rochuskirche knüpft sich die Sage von einem schwedischen Soldaten des dreißigjährigen Krieges, der auf der Wache stehend nach dem Kreuz des Erlösers geschossen, in demselben Augenblicke aber, von einer feindlichen Kugel durchbohrt, niedersank. — Am Ausfluß der Bober in die Oder merken wir Krossen (7200 E.), weiter östlich davon Züllichau (4900 E.) und nordöstlich Schwiebus (5000 E.), drei Städte, welche Tuch fabriciren und Wein bauen. — Indem wir von Krossen die Oder hinaufgehen, treffen wir auf Glogau und geben für die Tour von Posen bis Glogau und von da bis Breslau das Bruchstück einer älteren Reise.

„Bald nachdem wir früh um sechs Uhr Morgens in unserem eigenen Wagen Posen verlassen hatten, überzog sich der Himmel mit schwarzen Wolken und der Regen ergoß sich in vollen Strömen, so daß wir Alles rings um den Wagen zumachen mußten. Demnach lernten wir denn auch das Städtchen Mossyn nicht näher kennen. Die Fenster schienen uns jedoch so klein, daß schwerlich mehr als Ein Mensch seine Neugierde nach dem, was auf der Straße vorging, befriedigen konnte. Mittags fuh-

ren wir in Czempyn ein, welches uns halb Dorf und halb Städtchen zu sein schien. In dem geräumigen Gasthof bewillkommnete uns eine freundliche Wirthin, und dies war bei dem immer noch fortdauernden üblen Wetter das Beste. Das Uebrige mußte sich finden. Man zeigte uns zwei Zimmer des Hauses, ein sehr großes und ein kleineres gegenüber. Das große schien zu Beobachtungen zu dienen, wie die Regengüsse, wenn sie von oben eindringen, unten, wo man wandelt, sich ausnehmen. Es war so voll Wasser, daß man es nicht betreten konnte. Das kleinere Zimmer hatte zwar auch seine Strömungen; doch blieb in der Mitte desselben ein grade so großer trockener Platz, als erforderlich war, uns um einen Tisch zu setzen, an welchem wir unser zu erwartendes Mittagsmahl halten wollten. Gegenüber hatten wir die Aussicht auf ein schönes herrschaftliches Gebäude mit prunkvollem Garten. Auf die Frage, wie es zuginge, daß der Gasthof einen so grellen Contrast bildete im Vergleich zu jener Herrlichkeit, antwortete die Wirthin, die Pacht des Kruges sei allerdings bedeutend genug und müsse pünktlich abgetragen werden, aber an Reparaturen der Baulichkeiten werde ungeachtet aller dringenden Vorstellungen nicht gedacht. Was gab es denn nun hier zum Mittagsessen? Da war guter Rath theuer. Wir mußten uns mit dicker Milch und einigen Eiern begnügen und konnten noch froh sein, daß wir dies bekamen. Indeß ein süßer Trost blieb uns, da unser Wagen in der That einem wahren Bäckerladen glich; denn bei der Abreise hatte man sich aus Vorsicht in der Vorstadt von Posen dergestalt versorgt, als ob wir durch die Sandwüste Gobi zu den Mongolen oder Kalmücken fahren wollten. Beim Abschied wünschten wir unserer Wirthin alles Mögliche in Betreff der Verbesserung ihres Hauses und besonders auch, daß ihre nassen Zimmer bald trocknen möchten, wozu die beste Aussicht vorhanden war, indem der Himmel anfing sich aufzuklären. Nun trat an die Stelle des Regens ein sehr starker Nebel. Er verhinderte das Anschauen der Gegend, die auf manchen Punkten eine weite Fernsicht ahnen ließ. Der häufige Sand blieb indeß von uns nicht unbemerkt. — In dem netten Städtchen Kosten, wo Häuser und Fenster das Auge ergötzten, hielten wir vor einem Gasthause, um uns durch

einen Labetrunk zu stärken. Eine dienstfertige Nymphe brachte auf unsere Bitte ein paar hohe Gläser Gräzer Bier. Das Antlitz eines Jeden, der von diesem kostbaren Bier in Kosten gekostet hatte, verklärte sich; auch unser nicht vergessener Rosselenker wischte sich schmunzelnd seinen Schnurrbart und sah mit ganz andern Augen als vorher in den dicken Nebel hinein. Wir bemerkten aber nicht blos an dem Trunke, sondern auch an der Benennung der Münze, daß wir uns einer andern Gegend genähert hatten. Unser Vormann lachte laut auf, als die Hausnymphe von „Böhmen" (Silbergroschen, die Friedrich der Große in Böhmen prägen ließ) sprach, die sie zur Bezahlung begehrte, da er nur an die Bäume dachte. Er meinte, es wäre doch ein sehr kostbarer Trunk gewesen, wenn wir ihn hätten mit Bäumen bezahlen müssen. — Der Himmel entschädigte uns bei der Neige des Tages für Alles, was wir heute hatten erdulden müssen. Der ganze Westen verwandelte sich in ein rosiges Meer und alle Gegenstände der Natur strahlten in brennender Purpurgluth, während die Lerchen in gerader Linie aufstiegen, ihr Loblied dem Allgütigen singend. Unter so heitern Vorbedeutungen erblickten wir Lissa mit seinen vielen Windmühlen und das lange fürstliche Schloß mit seinen vielen Fenstern und Schornsteinen. Wir fuhren in einen höchst eleganten Gasthof ein. Welche Sauberkeit und Ordnung! Welche Gewandtheit und Freundlichkeit der Menschen! Fürwahr, es ist ein köstliches Gefühl, sich nach einer beschwerlichen Tagereise aller möglichen Behäbigkeit zu erfreuen. Die mit Wällen umgebene Fabrikstadt zählt fast 10,000 Seelen, darunter fast ein Drittel Juden. Das erwähnte Schloß ist das Stammhaus des bekannten Geschlechtes Leszczinsky, und im Jahre 1738 wurde dasselbe von dem Polenkönig Stanislaus sammt der Stadt und ihrem Gebiete an die damaligen Grafen, jetzigen Fürsten von Sulkowsky, veräußert, welche dieses ansehnliche Besitzthum auch bewahret haben. Nachdem wir Alles in Augenschein genommen hatten, sagten wir gegen Mittag unserm freundlichen Quartier Lebewohl."

„Wiederum hingen drohende Wolken über unsern Häuptern. Bis Fraustadt ging indeß Alles gut, und wir verweilten ein Stündchen daselbst, um unsern Rossen frische Kräfte zu schaffen

Der Ort hat über 6000 Seelen, darunter etwa 1000 Juden, und (jetzt wahrscheinlich mehr als) 99 Windmühlen. Der polnische Name der Stadt ist Wschowa, wie denn fast alle Ortschaften der polnischen Landestheile einen andern Namen führen, als den auf den Charten verzeichneten. Besitzt man nun aber auch eine Charte mit der doppelten Bezeichnung, so fragt sich's wiederum, wie das polnische Wort gesprochen wird, das oft so viel Consonanten an einander reihet, daß man nicht weiß, wie man den Mund öffnen soll, um ihnen allen auf einmal den Ausgang zu verschaffen. — Als geschichtliche Merkwürdigkeit verdient noch Erwähnung, daß am 3. Februar 1706 nahe bei Fraustadt der kriegserfahrene sächsische General Schulenburg von Seiten der Schweden unter General Rhenschöld eine völlige Niederlage erlitt, so daß seine Armee fast ganz aufgerieben wurde. Mehr als 7000 Mann mußten das Gewehr strecken und eine gleiche Anzahl bedeckte den Wahlplatz als Leichen. Letzteres Schicksal betraf aber namentlich 6000 Russen, welche, wie der Schwede Gustav von Adlerfeld bemerkt, „in ihren umgewendeten Röcken sich für Sachsen wollten ansehen lassen," auf schimpflicher Flucht aber von der feindlichen Reiterei umzingelt und erbarmungslos zusammengehauen wurden. Die eigentliche Affaire fand zwischen den Dörfern Jägersdorf und Rörsdorf statt, wo Schulenburg durch eisenbeschlagene und an einander gekettete spanische Reiter eine gute Brustwehr geschaffen zu haben meinte; ihm fehlte jedoch in seinen Mannen die eiserne Mauer, und wie schlecht sich diese vertheidigten, geht schon daraus hervor, daß die Sieger nicht mehr als 400 Mann verloren."

„Die Sandstrecken von Graudenz und Thorn werden bei weitem von denen überflügelt, welche sich nach der Oder hinziehen. Demnach gab es wenig Tröstliches zu betrachten, während das eingetretene Regenwetter die fernern Gegenstände abermals in einen grauen Mantel hüllte. Jetzt ging die große Landstraße durch einen langen Wald, mit breitem Raume, schnurgrade fortlaufend. Wir sprachen so eben über die Sicherheit des Weges, als plötzlich zwei Reiter an unsern Wagen sprengten, und uns längere Zeit begleiteten; dann ritten die Menschen eben so schnell davon, wie sie gekommen waren, und verschwanden im Dickicht.

Diese räthselhafte Erscheinung gab zu mancherlei Vermuthungen Anlaß. Erst bei finstrer Nacht näherten wir uns unserm Ziele, Groß-Glogau. Wir waren nicht ohne Besorgniß, wie wir noch so spät in die Festung hinein kommen würden. Indeß das Glück begünstigte uns. Als wir über die zweite der langen Oderbrükken fuhren, hielt gerade der Postwagen am Thor, und bei dieser Gelegenheit passirten wir unbelästigt, gleich als gehörten wir dazu, mit ein."

„Glogau oder Groß-Glogau (15,000 E.), einst die Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthums und schon im 11. Jahrhundert vorkommend, gehört jetzt zu den Bollwerken der Provinz Schlesien. Friedrich der Große erstürmte den Platz in der Nacht vom 9. zum 10. März 1741 und ließ nachher die Befestigungen verstärken. Nach der Schlacht bei Jena fiel Glogau als Folge der Feigherzigkeit des Commandanten den Franzosen nach geringem Widerstande in die Hände, und hatte seitdem bis zum ersten Pariser Frieden unsägliches Elend zu erdulden. Aus der Zeit, wo die Franzosen von den Russen und Preußen belagert wurden, ist uns eine Handlung der edelsten Selbstaufopferung von einer Glogauerin aufbewahrt. Sie hatte ein Liebesverhältniß mit einem badischen Soldaten angeknüpft und ihm zum Desertiren Weibskleider verschafft. Als beide aber bereits zum Thore hinaus und kaum noch ein paar tausend Schritte von der ersten russischen Wache entfernt sind, fällt einigen in der Nähe befindlichen französischen Officieren der sonderbare Gang des Verkleideten auf. Sie halten das Pärchen an und entdecken Alles. Im Verhör vor dem Kriegsgericht nimmt nun das Mädchen, Charlotte Breisacker, alle Schuld auf sich, um den Geliebten zu retten. Diesem wird demnach das Leben geschenkt, jene aber erschossen. Von einer noch brutaleren Grausamkeit zeugt der Hungerthurm. Während eines Krieges mit dem ungarischen Könige Matthias ließ nämlich der wilde Herzog Hans von Sagan im Jahre 1488 die Glogauischen Rathsherren wegen angeblicher, jedoch unerwiesener Verrätherei in das finstere Thurmverließ des Schlosses werfen und dieselben dort durch allmählige Entziehung von Speise und Trank jämmerlich verschmachten. Einer dieser Unglücklichen, Johann Köppel, schrieb darüber, indem er Tinte

aus Lichtschnuppenschwärze bereitete, ein Tagebuch, worin es unter Anderm heißt: „Wir baten wohl, man wolle durch ein rechtmäßig Verhör und Erkenntniß diese Sache erörtern; aber unser Bitten war vergebens. Der Herzog wüthete vor Zorn und ließ uns in den scheußlichen runden Schloßthurm, das ein schrecklich Gefängniß ist, werfen. In diesem Stank und Wust haben wir sitzen müssen vom Sonnabend vor Oculi bis zum fröhlichen Osterfest. Allda baten wir, christlichem Gebrauch nach, uns das heilige Abendmahl zu reichen, aber es ward uns armen Leuten verweigert. Bishero hatten uns die Unsrigen aus der Stadt gespeiset, aber hinfüro ward es jenen stracks verboten. Eine Zeit lang speisete man uns täglich zweimal vom Hofe, auf die letzte nur einmal. Also haben wir bei einander gelebt bis auf den 14. August. Da verschied Einer unter uns, Antonius Krappe, ohne alle Sacramente, obgleich er sammt uns fleißig darum bat. Am Tage Mariä Geburt gaben sie uns ein wenig Speise; darnach haben wir ganzer vier Tage nichts bekommen, weder von Essen, noch von Trinken, und wir sehen wohl, daß man Vorhabens ist, uns einem grausamen und elenden Tode zuzuführen. Wir bezeugen aber vor Männiglich, die da dieses unser Schreiben lesen, daß, obgleich uns der Brauch der hochwürdigen Sacramente versagt wird, wir nichtsdestoweniger im wahren Glauben an Christum abscheiden wollen, und darnach, daß wir unschuldig einen solchen jämmerlichen Tod leiden müssen. Dies Schreiben ist gethan bei großen Schmerzen und unaussprechlicher Marter und Qual den sechsten Tag nach Kreuzes-Erhebung, welcher war den 19. Septembris.“ Dann folgt weiter ein Schreiben, worin es heißt: „Man hat uns fast eilf Tage nach einander weder zu essen, noch zu trinken gegeben. Gott wolle ihnen und alle denen, die diese bösen Rathschläge über uns schmieden helfen, verzeihen und vergeben! Den Sonnabend nach Kreuzes-Erhebung kamen sie, und nahmen Nicolaus Kuntzeln aus dem Thurm, uns aber ließen sie bleiben. — Wir begehrten in großem Durst um Gottes und seiner heiligen Mutter willen nur einen Trunk Wassers, aber er ward uns versagt, wurden also mit unaussprechlichem Durste geplagt, und ihr lieben Leute sollt wissen, daß uns der Durst mehr, als der Hunger gequälet hat. Hierüber kam der

Edelmann, welchen man des Herzogs Vater nennt. Der nahm die Schlüssel vom Thurm zu sich und zog davon, also blieben wir im Gefängniß. Werden sie uns Speise und Trank entziehen, so werden wir nicht mehr lange leben. Gott stehe uns bei!" — Erst nach dem Hinscheiden der Unglücklichen (es waren ihrer noch fünf) sprengte man die Thüren des Gefängnisses, um die Leichen im Kreuzgange des Klosters der schwarzen Mönche zu begraben. Man that dies bei Nacht und verbot, ihrer weder öffentlich noch heimlich zu erwähnen, damit ihr Gedächtniß ausgerottet werde. Aber daran kehrte sich Niemand, und nach dem Abzug der herzoglichen Truppen errichtete man ihnen in der Pfarrkirche ein Denkmal, dessen Gemälde und Inschrift ihr schauderbolles Ende betreffen. — Von Kunstwerken giebt es hier nichts zu erwähnen, als eine kostbare Perle. Dies ist nämlich auf einem Seitenaltare des Domes ein Madonnenbild vom älteren Cranach. Maria in halber Gestalt hält das Christuskind mit beiden Händen vor sich und neigt sich im holdesten Liebreiz ihrer Herzensfreude zu ihm herab. Das lang herabwallende blonde Haar ist oben von einem weißen, nach vorn herabfallenden Schleier bedeckt, und Alles ist mit einer solchen Sorgfalt und Zartheit behandelt, daß man sagen kann, der Meister habe sich hier gleichsam selbst übertroffen. Der Dichter gelungener Dramen und Epigramme Andreas Gryphius wurde hier geboren. Unter den sieben Thürmen der Festung ragt der 258 Fuß hohe Rathhausthurm hervor."

„Von Glogau aus sahen wir ununterbrochen fruchtbare Felder. Nur in den Gegenden, welche den Ueberschwemmungen der Oder ausgesetzt sind, findet man die Spuren dieses versandenden Flusses und glaubt, auf einmal in die Nachbarschaft Berlins versetzt zu sein. Ueberhaupt bildet die Oder nur selten ein schönes Ufer. In der hiesigen Gegend unterbrechen indeß häufige Fichtenwälder den beständig von dem Uebertreten der Gewässer zurückgebliebenen Sand. Eine angenehme Unterhaltung gab uns auf unserem heutigen Wege die Ernte, womit man jetzt überall beschäftigt ist. Das Streichen der Sensen oder Sicheln zur Begrüßung der Vorüberreisenden scheint hier nicht Sitte zu sein. Dafür brachten uns aber die Garbenbinderinnen überall einen

Aehrenkranz, in den sie ein paar Feldblumen, auch wohl eine Rose geflochten hatten, in den Wagen, und dankten für unsere Geschenke mit einer naiven Freundlichkeit. Das Korn liegt hier nicht, wie bei uns, in Schwaden; denn wo auch nicht mit der Sichel geschnitten wird, da haben doch die Sensen kein solches Gestell, wie in der Mark, vermittelst dessen die abgehauenen Halme gleich hinter dem Mäher in eine Reihe geworfen werden; sondern jedem Schnitter folgt ein Mädchen, oder ein Knabe, die das geschnittene Korn zusammen nehmen, und mit einem eigenen Schwung in kleine Häufchen, eines neben dem andern, legen. Die Mädchen beschenken die Knechte, wenn sie zum ersten Mal mit den Sensen ausziehn, mit einem Blumenstrauß, der nach der hiesigen Mundart ein „Riechel" heißt, und womit die Schnitter ihre Hüte zieren."

„Vier Meilen südöstlich von Glogau liegt an der Bartsch das Dorf Rützen, in den ältern Zeiten eine namhafte, nachher durch Krieg verwüstete Stadt und Bisthum. Daß hier vormals auch ein Sitz heidnischer Mysterien gewesen, bezeugen mehrere Denkmäler, nämlich die Schwante, die Teinitz, die große und kleine Molinze. Die Schwante oder die heiligen Brunnen sind zwei dicht bei einander entspringende Quellen, von denen die eine mineralisches, die andere ein durchaus reines süßes Wasser hat. Die Teinitz (nach der polnischen Wurzel Taie, soviel als Mysterium) ist ein mit tiefen Gräben eingefaßter Waldplatz, unter uralten Eichen, wo man viele Urnen ausgegraben hat. Auch die große und kleine Molinze sind dergleichen mit Eichen umgebene Plätze, und man fand hier beim Ausroden der Wurzeln einer uralten Eiche den Vordertheil eines Pferdes von Gold 35 bis 40 Dukaten schwer. Es wurde dann auf dem herrschaftlichen Schlosse aufbewahrt und ist in der Stellung, wie die vorspringenden Pferde an den Wappen gezeichnet zu werden pflegen. Eine hinten angebrachte Vertiefung läßt vermuthen, daß es etwa mittelst eines Nagels an einem Schilde befestigt gewesen sei. Das Schloß steht auf einem ansehnlichen Hügel, dessen Fuß in einen Garten umgeschaffen und dessen Westseite mit Reben bepflanzt ist. Der hier gekelterte Wein hat einen milden Geschmack, aber wenig Feuer. Aus den Zimmern dort oben sieht man einen

großen Theil des polnischen Gebietes und über die Oder hinweg in ein lachendes fruchtbares Thal. Auf dem kleinen schiffbar gemachten Flusse Bartsch machten wir eine Wasserfahrt; er war aber bei der anhaltenden Dürre des Sommers so seicht, daß wir an mehreren Stellen nur mühsam mit unserm Fischerkahne über den sandigen Boden des Bettes fortkommen konnten. Ueberall lagen unbeweglich im Moraste eine Menge Matätschen oder Holzflöße. Mit dem hiesigen, übrigens sehr treuherzigen, Landvolke konnten wir uns nur höchst unvollkommen verständigen, da der Dialekt viele eigenthümliche Wörter hat und die Aussprache sehr undeutlich ist."

„Wir besuchten darauf das sehr umfangreiche Kloster Leubus, auf dem rechten Ufer der Oder östlich von Parchwitz gelegen, (früher von Cisterzienser-Mönchen bewohnt und sehr berühmt, neuerlich in eine Irrenanstalt umgewandelt und in den Seiten-Gebäuden zu einem Landgestüt benutzt). Es wurde in seinem damaligen Zustande zwischen 1685 und 1735 als ein dreistöckiges Viereck erbaut. Aus der 710 Fuß langen Hauptfronte ragen die Thürme der 1150 gegründeten Klosterkirche hervor. Die Wände derselben sind im Innern mit Wandgemälden von Willmann bedeckt. Zu den mittelalterlichen Denkmälern gehört auch die etwa aus dem Jahre 1300 stammende Bronceplatte eines Grabes mit dem eingravirten Bildniß des Herzogs Boleslaus Altus. — Die Aussicht von dem Thurme der Pfarrkirche des Städtchens Leubus, die auf einem Berge thront, gewährte uns eine angenehme Unterhaltung. Jenseits der Oder lagern sich die sächsischen, schlesischen und böhmischen Gebirge, in einem weiten Bogen von Westen nach Süden fortziehend. Dem bloßen Auge erscheinen sie wie Wolken am Horizont; aber mittelst des Fernglases unterscheidet man, wie sich die Ketten hinter einander erheben. Der Zobtenberg mit seiner Kapelle liegt im Mittag ganz einzeln da und gewährt einen schönen Ruhepunkt für das Auge. — Von dem Städtchen ab führte uns eine Lindenallee durch einen Wald bis Maltsch, wo wir in einer Fähre auf das linke Ufer der Oder übersetzten. Wir fuhren dann auf die Güter Panzkau und Borne. Der Aufenthalt in Panzkau hätte uns wohl länger fesseln können. Vor dem geschmackvollen Herrenhause befin-

det sich ein von Linden beschatteter Platz, und es stößt unmittelbar daran ein Baumgarten. Hinter dem Hause fließt ein kleiner Bach, der eine Mühle treibt und mit zwei umbüschten Teichen in Verbindung steht. Längs des Baches wechseln Wiese und Wald. So hat Alles einen ganz idyllischen Anstrich. Das Land enthält weit umher nur unbeträchtliche Anhöhen. Der Boden ist äußerst fruchtbar, wiewohl er noch nicht zu dem gesegnetsten dieser Landschaft gehört. Namentlich bei Borne sahen wir herrliche Felder, soweit das Auge reicht bedeckt mit Gerste, Hafer und Flachs, wie man dergleichen nur je im Magdeburgischen findet. Borne liegt in der Nähe des Schlachtfeldes von Leuthen, und gerade hier war es, wo das Genie des großen Königs die ersten Lorbeern eines glänzenden Sieges errang. — Am rechten Oderufer ist der Boden in dem ganzen Striche von Leubus herauf zum Theil reich an Teichen, sandig und wenig fruchtbar. Man baut da besonders viel Hopfen und Haidekorn (Buchweizen). Auf beiden Seiten des Flusses sind häufig Sandhügel, an welchen man die früher bei weitem größere Breite des Bettes erkennt. Die offenbar vom Wasser angesetzten oberen Schichten übersteigen die bedeutendste Höhe der heutigen Ueberschwemmungen, und überhaupt ist die Menge des noch jährlich aus den oberschlesischen Gebirgen herabgeführten Sandes unglaublich groß. — Näher der Hauptstadt des Landes bessert sich der Boden, obgleich ich keinen Weizen sah."

„Breslau kündigt sich in der Ferne sehr vortheilhaft an. Eine Menge ansehnlicher Kirchen, Klostergebäude und hoher Thürme durchschneiden den Horizont auf's Mannigfaltigste. Vor Allem ragt der Elisabethkirchthurm wie ein dunkler Riese hervor."

Zweites Kapitel.

Schlesiens Hauptstadt Breslau wird als die dritte königliche Residenz des preußischen Staates betrachtet. Sie kommt schon um's Jahr 1000 unter ihrem slawischen Namen Wratislawa vor und hat mehr als irgend eine ihrer Schwestern die mannig-

faltigen geschichtlichen Wechsel des Landes durchgemacht. Seit 1052 ist sie der Sitz eines Bisthums, welches man wegen seiner reichen Ausstattung das „goldene" nannte, da außer dem Fürstenthum Neisse auch noch viele Städte und Schlösser dazu gehörten. Seit 1163 wird sie die Residenz eines selbstständigen Herzogthums und spielt nun bei allen Kriegen und Kämpfen eine bedeutende Rolle. Bei dem Einfalle der Mongolen wird sie von der eigenen Besatzung den Flammen preis gegeben, auch später 1342 und 1344 durch Feuersbrünste fast gänzlich eingeäschert. Durch viele Vorrechte begünstigt, erwächst sie im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts an Macht und Wohlstand. Im Jahre 1418 bricht die Bürgerschaft in einem blutigen Aufstand gegen den Rath los, und in Folge davon wird ein Theil des Magistrats aus den Zünften gewählt. In den Hussitenkriegen beweisen sich die Breslauer als eifrige Katholiken, und erklären sich deshalb auch gegen Georg Podiebrad, als dieser König von Böhmen wird. Während demselben das ganze Land umher huldigt, bieten sie, obgleich allein dastehend, ihm die Spitze. „Der Rath hätte gern nachgegeben, durfte dies aber nicht wagen; denn wer für Georg sprach, galt für einen Ketzer und war in Gefahr vom Pöbel ermordet zu werden, der mit dem Kopfe gegen die Wand laufen wollte, denn Trinker, Säufer, Spieler und Lotterbuben regierten das Volk", wie ein gleichzeitiger Chronist sagt. Viele Geistliche gießen Oel in's Feuer, und als der König 1459 vor der Stadt mit einem Heer erscheint, vertheidigen sich die Bürger in mehreren Gefechten sehr tapfer. Endlich kommt ein Vergleich zu Stande, wornach sie den König anerkennen unter der Bedingung, ihm erst in drei Jahren huldigen zu dürfen. Nachdem diese Zeit verflossen ist, schürt der päpstliche Legat nebst den Priestern den Fanatismus der Menge auf's Neue, und man betheuert, daß man lieber die Häuser verbrennen, die Wälle schleifen und in's Elend gehen, als dem König Georg gehorchen wolle. Gegen diesen läßt darauf der Papst das Kreuz predigen. Nun ziehen die Breslauer Bürger mit ihren gedungenen Söldnern vor Münsterberg und erobern es, eben so Frankenstein. Hier aber werden sie von einem Heere des Königs eingeschlossen und endlich überwältigt. Die Wuth der

Kämpfenden mag daraus erhellen, daß die Böhmen den gefangenen, mit dem Kreuz bezeichneten Feinden Kreuze in die Stirnhaut schnitten, während der Breslauer Hauptmann den gefangenen Böhmen eben da Kelche einschneiden ließ. Nach dem Tode Georg Podiebrad's (1471) wählen die Böhmen den funfzehnjährigen Wladislaus, Sohn des Königs Kasimir von Polen, zum Könige, die Schlesier aber schließen sich an den König Matthias von Ungarn, als einen rechtgläubigen Fürsten, und in dem nun zwischen Polen und Ungarn entbrannten Kriege bringen die Breslauer in ihrem Feuereifer dem Matthias große Opfer, wodurch die reiche Stadt in Armuth gestürzt wird. Nach dem Auftreten Luthers nimmt der größte Theil der Bürger die Reformation an; nur der Bischof und das Capitel, die Klöster und ihre Stifter bleiben dem Papste treu. Heutiges Tages stellt sich das Verhältniß des religiösen Bekenntnisses so, daß man 65 Procent auf die evangelische, 29 auf die katholische und 6 auf die jüdische Bevölkerung rechnet. Im Mittelalter wurden die Juden gänzlich aus der Stadt verbannt, nachdem 1453 der berühmte Franziskaner Capistran (Johann aus Capistrano, Städtchen der Abruzzen) durch seine begeisterten Reden den Glaubenseifer gestachelt hatte. Ihm zu Ehren erbaute man die Kirche zu St. Bernhardin, und auf sein Verlangen wurden in Breslau alle Karten, Spielbretter, Würfel, falsche Haare, Geschmeide und anderer Tand der Frauenzimmer auf einen Haufen gebracht und öffentlich verbrannt. Dann wandte man sich gegen die Juden und beschuldigte sie, wie gewöhnlich, der Entheiligung geweihter Hostien. Die Tortur erzwang das Geständniß der Schuld. Dann wurden auf königlichen Befehl alle mehr als siebenjährigen Judenkinder getauft und als Christen erzogen, ein und vierzig Juden aber verbrannt und die übrigen, deren Vermögen man confiscirte, des Landes verwiesen. Kein Jude sollte in Ewigkeit wieder in Breslau wohnen. Auf dem Marktplatz oder Ring hat die Inquisition auch manchen Scheiterhaufen angezündet, um verirrte Bekenner des Kreuzes dem Flammentode zu überliefern. Von den Bedrückungen der Evangelischen unter dem Regiment der öſtreichischen Kaiser ist schon beim Ueberblick der schlesischen Geschichte die Rede gewesen, und

Breslau gab so stets den Brennpunkt ab für alle im Lande hervorgerufenen politischen und religiösen Gegensätze. Die Regierung der Hohenzollern konnte dieselben wohl mildern, aber nicht verwischen, da sie zu tief in der ganzen Geschichte des Volkes wurzeln. Im August des Jahres 1741 besetzte Friedrich der Große die Stadt durch Ueberrumpelung. Am 11. Juni kam hier der Friede mit Oestreich zu Stande, wodurch der Besitz von Schlesien der preußischen Krone zugesichert wurde. Während des siebenjährigen Krieges siegten hier die Oestreicher unter Karl von Lothringen am 22. November 1757 über die Preußen unter dem Herzog von Braunschweig-Bevern, worauf die Stadt den Siegern in die Hände fiel. Nach der Schlacht bei Leuthen zog Friedrich II. wieder in die Thore ein und machte 21,000 Oestreicher zu Gefangenen. Im Sommer des Jahres 1760 belagerte und bombardirte Laudon den Platz, aber Tauenzien vereitelte alle Angriffe des Feindes. Der französische General Vandamme erzwang durch eine vom 7. December 1806 bis zum 7. Januar 1807 dauernde Belagerung die Uebergabe der Festung, deren Werke nachher geschleift und später in Promenaden umgewandelt wurden. Von hier aus erließ der König Friedrich Wilhelm III. am 17. März seinen Aufruf „An mein Volk", und fand hier die Beweise des glühendsten Patriotismus, welcher nicht wenig zur Wiedergeburt des preußischen Staates beitrug. Seitdem kam die Stadt immer mehr in Blüthe und ist nächst Berlin der wichtigste und volkreichste Handelsplatz, welcher am Schlusse des Jahres 1855 eine Zahl von 121,345 Köpfen zählte, darunter gegen 70,000 Evangelische, etwa 45,000 Katholiken und 6000 Juden. Das deutsche Blut behauptet das Uebergewicht über das slawische.

Breslau liegt in einer fruchtbaren Ebene an der Oder. Die darin einmündende Ohlau füllt die Stadtgräben, welche die Altstadt, als den Hauptkern, umarmen. Daran schließt sich in Osten die Neustadt, und rings um noch fünf Vorstädte. Zu diesen gehört auch der sogenannte Sand, welcher die von der Oder umflossene Sandinsel und den Dom begreift. Zahlreiche Brücken verbinden die einzelnen Theile. Der Umfang des Ganzen ist bedeutend genug; denn man gebraucht vier Stunden, um

zu Fuß herumzukommen. Die neuern Vorstädte sind regelmäßig gebaut und machen einen freundlichen Eindruck; die älteren krummgassischen Stadttheile haben dagegen einen düsteren Anstrich. Ein lebhafter Handel bringt viele Menschen auf die Beine, und Alles ist auf einen verhältnißmäßig geringen Raum zusammengedrängt. Daher das Gewimmel und Getümmel auf den Straßen und manchen Plätzen. Daher aber auch der arge Schmutz, sobald es nur wenige Stunden regnet. Ich hatte davon während meines hiesigen Aufenthaltes nachzusagen, und großentheils gilt noch heute, was ein älterer Reisender berichtet: „Der Boden, auf dem Breslau liegt, ist ein schwarzer Thon, der bei der geringsten Feuchtigkeit zwischen den Steinen hervordringt, zumal da meistentheils mit Bauschutt gepflastert wird, welcher der Nässe nicht hinlänglich widersteht. Wenn eine Röhre der Wasserleitungen einen Riß bekommt, so steigt das Wasser aus der Erde hervor, und das Pflaster muß aufgerissen werden; es kann wegen dieser häufigen Flickereien nie eine durchgängige Dichtigkeit und Schönheit erhalten, und die Menge von Fracht- und andern Wagen, die sich in den Hauptstraßen beständig begegnen, verderben den Steindamm sogleich wieder, wenn er kaum hergestellt ist. An den Seiten der Häuser findet man jeden Augenblick in seinem Wege einen Kellerhals, Kaufmannswaaren, die abgepackt werden, Wagen, die vor den Thüren halten, Menschen, die sich drängen. Tritt man von den Häusern in die Straßen, so kommt man unter die Traufen, die von den Dächern weit in die Straßen hinein reichen. Denn auch hier stehen fast alle Häuser mit den Giebeln nach der Gasse gekehrt, und zwischen den aneinander stoßenden Dächern sind fast überall lange hölzerne Rinnen, die das Regenwasser abführen, und fünf oder mehrere Fuß mit ihren Enden hervor stehen. Dies giebt den Häusern ein unangenehmes Ansehn. Es ist aber nicht sowohl die Folge von einem üblen Geschmack und von verjährten Vorurtheilen für die alte Bauart, als von der Nothwendigkeit, welche durch die erste Anlage der Stadt entstanden ist. Die Häuser haben nämlich vorne heraus meistentheils eine sehr schmale Fronte. Um also den nöthigen Raum zu gewinnen, mußten die Einwohner desto finsterer bauen. Dadurch wird es sehr schwer,

ja fast unmöglich, das Dach anders, als mit dem Giebel, nach der Straße zu stellen und das Regenwasser zwischen den Dächern durch Rinnen abzuführen, die man anfangs am Bequemsten aus den Lärchen- und Tannenwäldern in der Nachbarschaft und späterhin an der böhmischen Grenze zimmerte. Mehrere Häuser sieht man sogar mit Schornsteinen, die außen an der vorderen Wand des Hauses hinaufgeführt sind."

Wir beginnen unsere Wanderung mit dem Blücherplatze, vormals Salzring genannt, wo der alte Marschall Vorwärts steht, eine mehr als zehn Fuß hohe, von Rauch modellirte Bronzestatue, deren granitenes Piedestal über sechzehn Fuß aufsteigt. In seinen Kriegsmantel gehüllt, strebt der Held vorwärts, den Säbel in der Rechten, die Linke ausgestreckt gegen den fliehenden Feind. Die Südseite des Platzes wird begrenzt durch die 1824 vollendete Börse. — Den Paradeplatz, im Westen des sogenannten großen Ringes, beherrscht Friedrich der Große, ein kolossales bronzenes Reiterbild von Kiß, den König in voller Manneskraft darstellend als Schlesiens Eroberer und Wohlthäter. In die Gardeuniform gekleidet mit darüber hangendem Kriegsmantel, sitzt er fest auf dem vorschreitenden Roß, das Auge aufwärts, die Rechte segnend ausgestreckt. Die Statue ist über vierzehn Fuß und das Ganze über dreißig Fuß hoch. — Die Südseite des großen Ringes soll die Reiterstatue Friedrich Wilhelm's III., ebenfalls von Kiß, zieren.

Wir begeben uns zu der evangelischen St. Elisabethkirche, von 1253 bis 57 erbaut und Alles überragend mit seinem erst 1452 begonnenen Thurme. Seine pyramidale Spitze war ursprünglich 460 Fuß hoch. Sie wurde im Jahre 1529 durch einen Sturm hinabgeworfen und dann ersetzt durch die heutige kuppelförmige Haube, welche immer noch eine Höhe von 335 rheinl. Fuß (nach A. 364 Fuß) erreicht. Die große Glocke des Thurmes hält 14 Ellen im Umkreis, in der Weite 4½ Ellen; sie wiegt 220 Centner, der Klöppel allein fünf Centner. In einem Saale der Kirche ist die Rhediger'sche Bibliothek aufgestellt, das Vermächtniß des Gutsherrn Thomas von Rhediger vom Jahre 1575. Zu den werthvollsten Manuscripten gehört: ein lateinischer Codex der vier Evangelisten, ein Valerius Maxi-

mus und eine Chronik von Proissart, alle auf Pergament, und die beiden letzten mit herrlichen Miniaturen. Außerdem findet man daselbst noch eine aus 15,000 Blättern bestehende Kupferstichsammlung und zwanzig Schachteln mit den Wachsbildnissen der schönsten Frauen am französischen Hofe im 16. Jahrhundert. — An den Friedhof knüpft sich eine Sage. Daselbst wurde nämlich ein geiziges böses Weib begraben, die ihren Mann vergiftet und mit fremden Buhlen gelebt hatte. Sie war Leinwandreißerin, und zur Strafe ihrer Sünden mußte sie allnächtlich um die Geisterstunde das Grab verlassen und nach ihrer vormaligen Bude wandern, um dort lange Stücken Leinwand auszumessen. In der Zwischenzeit legte sie ihr Sterbehemd über den Grabeshügel und zog es bei der Rückkehr wieder an. Nun scheint der Mond einst hell, und der Thürmer bemerkt von oben, wie mit dem zwölften Schlag eine Gestalt auftaucht, das Hemd über dem Hügel abwirft und davon huscht. Er kann der Versuchung nicht widerstehn, eilt hinunter, nimmt das Gewand weg und mit sich nach dem Thurm hinauf. Nach einem Stündchen kommt die Gestalt wieder zurück, sucht das Hemd und wittert aus dem Leichengeruch, daß es auf dem Thurm sein müsse. Hurtig also dahinaufgeklettert, von Zinne zu Zinne, immer höher, langbeiniger Spinne vergleichbar. Schon ist's oben angelangt und will eben mit drohender Geberde dem Armen zu Leibe, der wie ein Espenlaub zittert und bebt. Da schlägt die Glocke Eins, und in demselben Augenblicke stürzt die Gestalt von der furchtbaren Höhe in die grausige Tiefe hinab, wo man am andern Morgen ein zerschelltes Todtengerippe findet. Der Thürmer aber überlebte den Schreck nicht lange. Noch vor wenigen Jahren hat man eine metallene Tafel, in welche diese Begebenheit eingegraben war, an der Seite der einen Thüre zur Elisabethkirche eingemauert gesehen. Göthe hat diese Sage in seinem „Todtentanz" meisterhaft verarbeitet. — Von der 216 Fuß hohen Gallerie überblickt man die weitläuftige Stadt, deren älterer Haupttheil durch den grünen Gürtel der Promenaden eingefaßt wird.

Wir schreiten weiter und betrachten an der Oder das großartige Universitätsgebäude mit der Sternwarte, ehemals Jesuitercollegium. Der Promotionssaal, die Aula Leopoldina,

nimmt die ganze Front ein, und ist 120 Fuß lang; achtzehn Fenster geben ihm Licht, Frescomalereien, Statuen und Bildnisse von Kaisern und Päpsten schmücken ihn.

Darauf betreten wir die Sandinsel und gelangen so nach dem Dom zu St. Johann. Derselbe soll 1148 bis 1270 nach dem Muster der Kathedrale zu Rouen aufgeführt sein, zeigt aber vielfach den Baustil des 14. Jahrhunderts. Die Westfaçade mit den beiden vierseitigen Thürmen und ihren stumpfen Ziegeldächern ist gut restaurirt. Das Innere enthält, namentlich in den Kapellen, manche beachtungswerthe Kunstwerke. Den niedrigen Hochaltar, ganz aus getriebenem Silber mit großen silbernen Leuchtern im Renaissancegeschmack, arbeitete 1590 der Goldschmied Paul Nitsch. Die Kanzel wurde aus Prieborner Marmor gehauen. Die messingene Grabplatte des 1506 verstorbenen Bischofs Johann rührt vom Nürnberger Peter Vischer her. Unter den Gemälden ist eine in der siebenten Kapelle des nördlichen Seitenschiffes befindliche Madonna von Lukas Cranach hervorzuheben. In der hessischen Kapelle zeichnet sich die Bildsäule der heiligen Elisabeth aus, von Floretti zu Rom in der Mitte des 17. Jahrhunderts gefertigt. Die 1727 ganz aus Prieborner Marmor gebaute kurfürstliche oder Sacramentskapelle des Erzbischofs von Mainz und Fürstbischofs von Breslau Franz Ludwig enthält zwei gute marmorne Statuen von Moses und Aaron, ein Werk des Wieners Brackhof. Die unscheinbare Residenz des Fürstbischofs befindet sich in der Nähe des Doms, eben so die Kirche zum heiligen Kreuz, 1288 vom Breslauer Herzog Heinrich IV. in Form eines griechischen Kreuzes und mit einer Krypta erbaut. Das herrliche Grabmal des Stifters stellt sich als ein Sarg dar, auf einem Untersatz ruhend und geschmückt mit einer ausdrucksvollen Figur aus gebranntem Thon. Nördlich vom Dom befindet sich der botanische Garten. Die auf der Sandinsel stehende Liebfrauen- oder Sandkirche stammt aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und das Innere gewährt einen imponirenden Anblick. — Auf dem Neumarkt beäugeln wir die Springbrunnen des Neptun, den das Volk wegen seines Dreizacks den Gabeljürgen nennt. — Auf der Südseite der schönen Albrechtsstraße bemerken wir an

der Magdalenenkirche ein Rundbogenportal, welches sich früher an der 1529 niedergerissenen romanischen Vincenzkirche auf dem Elbing (einer Vorstadt) befand. Rechts und links stehen je drei Säulen, verziert mit allerlei Thiergestalten und Blättern; auch erblicken wir da Scenen aus der Jugendgeschichte Christi. Die Kirche selbst gehört in's 13. Jahrhundert und ihr Inneres bewahrt ein neueres Glasgemälde „Christus und Magdalena im Garten". An den Guß einer Glocke des Thurmes, der sogenannten Sünderglocke, knüpft sich die von W. Müller behandelte Sage, daß der Meister seinem Burschen, da er die Glockenspeise aus Unvorsichtigkeit in Fluß brachte, das Messer jähzornig in die Brust stieß und deshalb den Tod erleiden mußte, den schönen Klang der dennoch wohlgelungenen Glocke als einzigen Trost mit in's Grab nehmend. — Die Kirche zu St. Barbara birgt die sterblichen Reste eines Weißgerbers Franz Hofer, im 16. Jahrhundert berühmt wegen seines ungewöhnlich langen Bartes, weshalb er noch als Greis nach Wien beschieden wurde, wo der Kaiser Karl V. mit seinem ganzen Hofe das Naturphänomen bewunderte. Meister Hofer trug seinen Bart gewöhnlich aufgerollt; ließ er ihn aber fallen, so rollte er, weich und glänzend, wie die langen Fäden schwarzer Seide, bis auf die Erde nieder.

Wir kehren nach dem „Ring" zurück, in dessen Mitte das gothische Rathhaus steht, in seinen Haupttheilen von 1350 bis 60 erbaut und mit einem hübschen Thurm geziert. Die Stäupsäule vor demselben erinnert an die mittelalterliche Justiz. Unter dem Rathhause befindet sich der Schweidnitzer Keller, wo der Rath früher das so beliebte Schweidnitzer Bier ausschenken ließ. Die Verhaltungsregeln für die Gäste waren in Reimen auf hölzernen Tafeln vorgeschrieben, z. B.: „Hör', guter Freund, und laß dir sagen — Du sollst allhier kein Glas zerschlagen — Oder die Stück werfen an die Wänd', sonst mußt du geben zwölf Groschen behänd." Eine andere Inschrift lautet: „Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär', thät mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehr'." Dies soll sich darauf beziehen, daß einst ein Kaiser ungekannt den Keller besuchte und nicht eben zart behandelt wurde. Für der-

gleichen Fälle hatte man das „Lümmelglöckchen". Ließ sich nämlich ein Gast eine Unschicklichkeit zu Schulden kommen, so wurde ihm an der Pforte „die Lümmel geläutet", und er mußte ein kleines Sühngeld entrichten. — Von dem Keller führt ein unterirdischer Gang zu dem gegenüber liegenden vormaligen Brauhaus. Daher das Räthsel: Wo fahren in Breslau zwei Wagen über einander? —

Indem wir jetzt die Schweidnitzer Straße nach Süden hinunter wandern, bemerken wir die eigenthümlichen Hauszeichen, welche besonders von den Namen der Thiere, als Löwe, Bär, Roß u. s. w., hergenommen sind. Diese Zeichen mochten vormals die Hausnummern vertreten, und die Quartiere werden häufig darnach benannt. — Wir gehen vorüber an dem schönen Schauspielhause und dem Regierungsgebäude und gelangen nach dem Tauenzienplatz in der Schweidnitzer Vorstadt, wo die Gebeine des Helden ruhen, welcher Breslau im Jahre 1760 so tapfer vertheidigte. Er selbst wählte diesen Platz zu seiner Grabstätte, weil ihm hier einst Todesgefahr drohte. Das Monument ist von Marmor. Auf dem grauen Sarkophag schläft eine weiße Gestalt. Eine rothe Marmortafel zeigt das Brustbild des Generals, eine andere von schwarzem Marmor enthält eine Inschrift, Basreliefs am Piedestal stellen Kriegsscenen aus dem Leben des Verewigten vor. — Wir wenden uns nun zurück nach der Promenade und betreten den westlich gelegenen Exercierplatz, den das königliche Palais und der im mittelalterigen Stil erst neuerlich aufgeführte Justizpalast begrenzt. Derselbe umfaßt zugleich das Gerichts- und Gefängnißgebäude, und gegenüber liegt das Ständehaus, wo in einer Reihe von Zimmern eine werthvolle Gemäldesammlung aufgestellt ist. Diese enthält viel treffliche Stücke älterer Meister aus verschiedenen Schulen, aber auch neuere ausgezeichnete Kunstwerke von Lessing, Julius Hübner, Mücke, Felix Schiller, Rosenfelder u. A. m.

Die Universität wurde 1702 vom Kaiser Leopold I. als katholisch-theologische Facultät gestiftet und nach ihm Leopoldina genannt. Seit der Vereinigung mit der Universität zu Frankfurt an der Oder im Jahre 1811 erhielt sie vier Facultä-

ten, von denen die theologische sich in eine katholische und evangelische theilt. Die Bibliothek zählt 300,000 Bände nebst 2000 Handschriften. Im Jahre 1857 betrug die Zahl der Studirenden 862. Zu den bedeutendsten Männern dieses Jahrhunderts, welche hier lebten oder noch wirken, gehören die Theologen: David Schulz, Hahn, von Cölln, Middeldorf, Baltzer, Tholuck; die Juristen: Abegg, Huschke, Gaupp; die Geschichts- und Alterthumsforscher: Bredow, Stenzel, Wachler, Büsching; die Philologen: Schneider, Passow, Manso; die Naturphilosophen und Botaniker: Steffens, Nees von Esenbeck, Göppert; der Astronom Boguslawski u. A. m. Von den Dichtern erwähnen wir: Kopisch, van der Velde, Willibald Alexis (W. Häring), Hoffmann von Fallersleben, Freitag, Gottschall, K. von Holtei, Posgaru (Suckow), Kahlert, F. von Heyden, und aus älterer Zeit Andreas Gryphius, Angelus Silesius (Johann Scheffler), Lohenstein und Hoffmannswaldau. Lessing schrieb hier seine Minna von Barnhelm. Geboren wurde hier Schleiermacher, die Philosophen Christian von Wolf und Christian Garve, so wie der Trauerspieldichter Emil Brachvogel. Am hiesigen Theater wirkte längere Zeit Ludwig Devrient, und K. M. von Weber dirigirte einige Jahre hindurch die Oper. Es giebt natürlich auch hier viele gelehrte und ungelehrte Vereine. Unter denselben hat sich die schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur durch ihre Anpflanzungen große Verdienste um die Verschönerung der Stadt erworben. Der Handel und die Oderschifffahrt ist sehr bedeutend, der Wollmarkt weithin berühmt. Das gesellschaftliche Leben hat einen im Ganzen sehr gemüthlichen Charakter. Man liebt vor Allem Concerte, Bier und Reimschmiedekunst, die bei jeder Gelegenheit den Pegasus aus dem Stalle zieht. Die vielen Bierkeller werden von früh bis spät frequentirt. So war's von jeher, und dies braune Getränk veranlaßte im Jahre 1380 „einen Pfaffenkrieg". Die Domgeistlichkeit, deren Bezirk nicht unter der Botmäßigkeit des Magistrates stand, ließ sich nämlich das beliebte schweidnitzer Bier direct aus Schweidnitz kommen, um die darauf gelegten städtischen Abgaben zu umgehen. Die Vicarien richteten auch außerdem noch in ihren Wohnungen Bierstuben ein, wohin die Bürger strömten. Der Magistrat verbot nun den

Bürgern, den Geistlichen Bier aus Schweidnitz zuzuführen und ließ die Waare wegnehmen. Der Bischof belegte darauf die Stadt mit dem Bannfluch, der nicht eher gelös't wurde, als bis der König Wenzeslaus von Böhmen die strengsten militairischen Maßregeln ergriff. Aus derselben Zeit wird erzählt, daß ein schlesischer Fürst sogar des Biers wegen ein Erzbisthum aufgab. Herzog Konrad von Steinau sollte nämlich Erzbischof von Salzburg werden. Als großer Bierfreund nahm er auf der Reise dahin eine ziemliche Quantität des edlen Gerstensaftes mit. Als er nun vorerst gen Wien kam, war der Vorrath bereits erschöpft. Man bot ihm die besten Weine; doch wollte kein Glas ihm so munden, wie sein schlesisches Bier. Er resolvirte sich also kurz und fuhr wieder heim. In Breslau braute man vormals den vielgepriesenen „Scheps"; von dem es hieß: „Scheps caput adscendit, nec scalis indiget ullis — Sessitat in stirnis, mirabilis intus in hirnis." — „Scheps steiget in's Gesicht — Braucht keine Leiter nicht — Er sitzet in der Stirn — Wirkt Wunder im Gehirn." — Nächst dem Trinken von Bieren liebt der Breslauer das Spazieren und fliegt daher auch fleißig aus nach den benachbarten Vergnügungsorten Marienau, Grüneiche, Altscheitnig, Oswitz, Goldschmiede, Masselwitz, Pöpelwitz, u. a.

Einen kleinen Abstecher machte ich nach der Gegend der Trebenitzer Berge, wo ich einen Bruder, der dort Forstinspector, besuchte. Ein Einspänner sollte mich dahin befördern. Wegen der Hitze fuhren wir erst gegen Abend ab. Auf der ersten Hälfte des Weges hatten wir Chaussee und es ging Alles vortrefflich; sobald wir aber den von einem Regenschauer aufgeweichten Lehmboden der Landstraße betraten, gab's eine wahre Kröpelfuhre. Indeß schien der Mond in der stillen warmen Sommernacht freundlich durch zerrissenes Gewölk, und ich faßte mich in Geduld, eine Cigarre nach der andern anzündend. Einmal aber wurde ich doch aus meiner Ruhe aufgestört, indem das Pferd vor einer etwas steilen Anhöhe stille stand und trotz alles Antreibens nicht von der Stelle kam. So blieb mir nichts übrig, als auszusteigen und aus Leibeskräften hinten nachzu-

schieben. Als wir das ersehnte Dorf Luzine erreichten, rief der Wächter eben die Mitternachtsstunde und auf Befragen erklärte er, das Forsthaus liege noch eine halbe Stunde weiter im Walde. Er führte uns dahin durch dichtbelaubte Buchen, und ich ging an seiner Seite zu Fuß. Der Mann war äußerst mittheilsam und erzählte mir unendlich viel; doch verstand ich von seinem Kauderwelsch kaum das zehnte Wort. Endlich Hundegebell, ein „Wer da?“, gut Freund, herzlichste Bewillkommnung. — Ich verweilte hier einige Tage und während dem strichen wir fleißig durch den Wald. Wir besahen die Culturen, unter denen sich auch die von fröhlich wachsenden Eichen befanden, obgleich der Boden im Allgemeinen vorherrschend sandig ist. Der Hauptbaum ist die Kiefer, und ich mußte Stämme von drei Fuß Durchmesser bewundern. Was mich aber am meisten ergötzte, das war die Walderdbeere. Wir gingen über Strecken, wo Alles umher roth schimmerte von dieser aromatischen Frucht. Man brachte mir allmorgendlich zum Frühstück ein Körbchen, und dazu gab's frische Milch und köstlichen Honig, der aus den Bienenstöcken des Gartens ausgeschnitten wurde; denn diese Stöcke waren nach einer neueren Methode so eingerichtet, daß man den ganzen Sommer hindurch Honig gewinnen konnte. Man schießt hier vorzüglich Hirsche und wilde Schweine. Mir machte eine Dachsfamilie Spaß, die beim hellen Mondschein an einem benachbarten Bergabhang ihre Spiele trieb. Interessant war mir eine Stelle des Waldes, wo im Jahre 1241 die Mongolenhorden ihr Lager aufgeschlagen hatten. Den Mittelpunkt desselben bezeugen noch heute drei runde Hügel, auf denen die Zelte der Hauptanführer gestanden haben sollen. Von einer Anhöhe erblickte ich aus der Ferne den bewaldeten Zug der Trebenitzer Berge, die bis 960 Fuß aufsteigen. Eine beständig wirbelnde Dampfsäule bezeichnete mir den Ort, wo ein Fichtelnadelbad im Gange ist. — Der gesellige Umgang hat ein sehr gemüthliches Colorit und das gemeine Volk viel Treuherzigkeit; es ist dabei äußerst genügsam, und die Kartoffel in allen Formen mit saurer Milch genossen, so wie Buchgrütze macht das Hauptnahrungsmittel aus. In der Nähe des so ganz einsam gelegenen Forsthauses zeigt man im Buchenwald das sogenannte „Mordloch“,

wo einst Räuber gehaus't haben sollen. Jetzt hört man von dergleichen nichts mehr; aber es streift oft Gesindel aus den Städten umher, und deshalb ist man beständig auf seiner Hut. Von dem fleißigen Besuch des Gottesdienstes konnte ich mich überzeugen. Es wird mit großem Eifer auf den Glauben der Väter gehalten, und ein Theil der Luziner hat sich als Altlutheraner separirt und aus eigenen Mitteln eine Kirche erbaut, auch den Prediger besoldet.

Die nächsten Städte sind Trebnitz, Juliusburg und Oels. Trebnitz (4200 E.) gehörte früher zu dem aufgehobenen Cisterzienser Nonnenkloster. Die schöne Kirche des Stiftes ist mit vielen Gemälden geschmückt, und eine der Kapellen enthält in einem schwarz marmornen Grabmal die Gebeine der heiligen Hedwig. In einem Gewölbe sprudelt eine Quelle, der Hedwigsbrunnen, das Ziel vieler Wallfahrer. — Etwa eine Meile westlich von hier geht eine Eisenbahn vorüber unweit Trachenberg (2500 E., Hauptort des Fürstenthums Hatzfeld), Rawitsch (10,000 E., sehr gewerbthätig) und Bojanowo (2130 E.; 1857 schrecklich durch Feuer verwüstet) nach Lissa. Vier Meilen östlich von Trachenberg sei auch noch Militsch (2700 E.) erwähnt, Hauptort der gleichnamigen Standesherrschaft mit gräflich Maltzan'schem Schloß und vielen von würtembergischen Colonisten angelegten Weinbergen. In der Umgegend von Militsch, Trachenberg und Trebnitz finden sich zahlreiche Todtenurnen, von denen die größte sieben Breslauer Metzen enthält. — Juliusburg (1600 E.) und Oels (6100 E.) haben beide herzoglich-braunschweigische Schlösser. Die Bibliothek des Schlosses in Oels besitzt manche seltene Handschrift, so wie auch eine schätzbare Sammlung von Naturalien. Der Historienmaler Hübner wurde hier geboren. Die Straße nach Kreutzburg geht östlich von hier über Bernstadt (3700 E., ebenfalls mit einem herzoglich-braunschweigischen Schloß) und Namslau (4000 E.), letztere Stadt weit und breit bekannt wegen ihrer Märkte für Schlachtvieh. Nach der polnischen Grenze zu werden die Pferdeweiden immer häufiger. Es sind fette Triften von Bächen oder Teichen bewässert und mit Stangen umzäunt. Die Pferde sind von etwas größerem Schlage, als die eigentlich polnischen, aber übrigens eben so ausdauernd und

leicht. Die besten werden gewöhnlich im Lande verkauft, die schwächeren behält man zum eigenen Gebrauch, und die Bauern pflügen daher gewöhnlich mit vieren. Namslau bildet so ziemlich die Grenze zwischen dem deutschen und polnischen Schlesien. Sprache, Kleidung, Lebensart und Cultur der Einwohner und des Bodens ist auf beiden Seiten der Stadt auffallend verschieden. Der Boden ist auf dieser Strecke hinter Oels größtentheils fruchtbar, weiterhin wird er fast durchaus sandig. Der Wald liefert in Menge Erd- und Himbeeren. An einigen besseren Stellen gewinnt man guten Roggen; in manchen Dörfern baut man viel Buchgrütze. Die Bauern tragen für gewöhnlich einen grobtuchenen Mantel mit einem ledernen Leibgurt oder einen langen Oberrock, dazu eine Pelzmütze und große Stiefel. Die Häuser sind fast alle von Holz, mit Stroh oder Rohr gedeckt, die Fenster kleine, mit Glas oder Papier überzogene Löcher; der Schornstein zeigt sich gemeiniglich blos als ein Loch im Dache und besteht oben oft aus Brettern, weshalb man in der Regel am Schornstein für immer eine Feuerleiter stehen läßt. Im Innern solcher Wohnungen, wo die Bewohner polnisch sprechen, pflegt die größte Unordnung und Unsauberkeit zu herrschen. Wände, Tische, Schränke, Stühle, alles sieht mehr oder weniger schwarz aus. In der Stube befindet sich neben dem Ofen ein offener Heerd, und Vieh und Mensch haus't oft ganz vertraulich neben einander. Ein Bericht darüber lautet folgendermaßen. „Ich trat in ein solches Haus. Der Hausthür gegenüber nisteten Hühner auf einem mit Tellern und Schüsseln besetzten Gestelle; von der benachbarten, nach dem Heuboden hinauf führenden Treppe aber hatten Ziegen Besitz genommen. Ich öffnete eine Thüre und trat in ein schwarzes, wenig erhelltes Gemach, ganz von beißendem Rauch erfüllt. Auf einigen oben befestigten Stangen hingen Kleidungsstücke für Männer und Weiber. Die Luft war von Bränden, allerhand Thieren und wer weiß, wovon mehr, äußerst verpestet. Wirklich grunzten ein paar Ferkel unter der Bank. Am Fenster saß eine alte Frau, ein Kind reinigend und kämmend, das, wo möglich, noch schmutziger war, als sie selbst."

Die oberschlesische Bahn brachte mich von Breslau über Ohlau nach Brieg, und eine Zweigbahn von da nach Neiße. Ohlau (5800 E.) treibt viel Tabacksbau; der „Thiergarten", eine umbüschte Oderinsel, dient den Einwohnern als Lusthain. Brieg (12,000 E.) hat in Folge mehrerer Feuersbrünste regelmäßig gebaute Straßen und ein recht heiteres Ansehn, auch findet man verschiedene Springbrunnen. In der evangelischen Pfarrkirche St. Nicolai zeigt ein Grabmal das weißmarmorne Bildniß des Feldmarschalls von Geßler. Dahinter hält ein Genius ein Bündel Fahnen. Jener erbeutete nämlich in der Schlacht bei Hohenfriedberg 67 Fahnen. Der Lexicograph Scheller war Rector des hiesigen Gymnasiums. In dem Zeughause zeigte man sonst eine stroherne Wurst, mit welcher ein Herzog seinen Hofnarren, der aus Versehen einen Bauern getödtet, zum Schein enthaupten lassen wollte; der Narr aber starb vor Schrekken von dem Schlage. Die Oderinsel, auf welcher die Bürger hier lustwandeln, heißt „Abrahams Schooß." Eine Meile westlich liegt Mollwitz, wo Preußens Schwerin am 10. April 1741 siegte. Etwa sechs Meilen südlich liegt Neiße (12,968 E., darunter 2222 Evangelische und 380 Juden; mit dem Militair 16,653 E.) am rechten Ufer des gleichnamigen Flusses gelegen und von der Biele in zwei Armen durchströmt, eine der stärksten Festungen des preußischen Staates, 1758 von den Oestreichern erfolglos belagert, 1807 nach harter Bedrängniß den Franzosen übergeben. Die Hauptbollwerke ließ Friedrich der Große seit 1741 anlegen, wo die Oestreicher capituliren mußten. Ein vorzügliches Wehrmittel aber liegt in den vortrefflichen Wassergräben und in der Schleuse, mittelst deren die ganze Gegend unter Wasser gesetzt werden kann. Der genannte König baute die Friedrichsstadt, welche außer den ansehnlichen Kasernen ein paar recht hübsche breite Straßen enthält. Sie bildete bis 1810 eine eigene königliche Stadt, da der Fürstbischof von Breslau von jeher Grundherr des ganzen Fürstenthums Neiße war. Unter den öffentlichen Gebäuden zog mich am meisten an die gothische, 1430 neu aufgeführte katholische Pfarrkirche des heiligen Jakobus. Das hohe Gewölbe des Innern ruht auf ungewöhnlich schlanken Säulen und gewährt einen wahrhaft erhebenden Anblick. Die große Sterblichkeit unter

den Bewohnern erklärt sich aus der ungesunden Luft der Stadt, die auf einem morastigen Boden erbaut ist, während man rings umher Wiesen und nasse Gründe sieht. Die ganze Niederung wird von Anhöhen umgeben, die den Luftzug hemmen. An großen freien Plätzen fehlt es, und die Straßen sind im Verhältniß zu den hohen Giebelhäusern zu enge. Dazu kommt die schlechte Beschaffenheit des aus der Biele in Röhren hergeleiteten Trinkwassers, welches nach faulen Eiern schmeckt, sobald es nur eine Nacht gestanden hat. Unendlichen Schaden haben zuweilen auch die Ueberschwemmungen angerichtet, von denen die ganze Gegend heimgesucht wurde. Es befindet sich hier ein fürstbischöfliches Gericht und damit hängt zusammen, daß man im Jahre 1650 auf einmal 42 Hexen verbrannte. Einst bestahl hier ein preußischer Soldat Friedrich's des Großen die Madonna und wurde zum Galgen verurtheilt. Der König wollte den sehr schönen Mann gerne retten, und fragte die Geistlichkeit „ob es möglich sei, daß Maria ihm ihren Schmuck selbst geschenkt habe, wie der Soldat behauptete.“ Da dies bejaht wurde, so begnadigte Friedrich den Delinquenten, verbot ihm aber bei Lebensstrafe, künftig weitere Geschenke von der Gottesmutter anzunehmen. — Die sogenannte Armensünderglocke wird allabendlich eine Viertelstunde lang geläutet. Es heißt nämlich, daß die Bürger von Neiße sich bald nach der preußischen Besitznahme verschworen hatten, die Besatzung an einem bestimmten Abend mit dem Schlage neun Uhr zu überfallen und zu ermorden, um dann die Festung den Oestreichern zu überliefern. Das Geheimniß entdeckte durch Zufall ein Dienstmädchen, welches einen Tambour in ihr Herz geschlossen hatte. Dem verrieth sie wenige Minuten vor dem Ausbruch der Verschwörung Alles! Der Tambour aber greift sogleich zu seiner Trommel, schlägt den Generalmarsch und rettet so die Garnison. Seitdem mußte jene Glocke alle Abend von acht bis neun Uhr geläutet werden, was später auf eine Viertelstunde reducirt wurde. — Von den hiesigen Dienstmädchen berichtet ein älterer Reisender Folgendes: „Sehr sonderbar ist die Kleidung des gemeinen Frauenzimmers. Außer dem schlesischen Kasket zeichnen sie sich durch einen langen tuchenen (meistentheils blauen, selten grauen) Mannsmantel aus, der einen Kragen mit einer

breiten goldenen Tresse hat. Jede Herrschaft muß für die Köchin, oder mit dem hier gewöhnlichen Namen „das Mensch", einen solchen Mantel halten, den sie Commun-Mantel nennen und ohne den keine Köchin über die Straße geht."

Verfolgen wir jetzt die parallel mit der Oder fortlaufende oberschlesische Bahn von Brieg aus weiter, so geht solche vorüber an Oppeln und Kosel. Oppeln (8500 E.) hat freundliche Garten- und Parkanlagen, namentlich auf der Strominsel Pascheke. Der Ort ist jetzt Sitz der Regierung; einst war derselbe Residenz der oberschlesischen Herzöge aus dem Stamme der Piasten, von denen der letzte in dem großen alten Schlosse 1532 seine Augen schloß. Die durch Bischof Adalbert von Prag 995 erbaute Kirche war das erste christliche Gotteshaus in Oberschlesien. — Auf der Fahrt nach Kosel treffen wir auf die großartigen Kalkwerke von Gogolin und erblicken dann zur Linken die Basaltgruppe des 1330 Fuß hohen Annaberges. Die Festung Kosel (3700 E.) bleibt in der Entfernung einer Stunde seitwärts am linken Oderufer liegen. Die Bollwerke haben die Gestalt einer sechseckigen Sternschanze, ihre Hauptstärke besteht darin, daß die ganze Umgegend mit ihren nassen Wiesen und einem Teich mittels eines absperrenden großen Steinwehrs überschwemmt werden kann. Die Festung wurde 1758, 1760 und 1807 vergeblich belagert. Veranlassung zur Gründung des sehr alten Platzes gab der Sage nach ein Raubschloß, bewohnt von drei Brüdern, welche Koziol (Bock) hießen, später gefangen und nach damaliger Sitte aus den Fenstern der Burg gestürzt wurden. Daher das Stadtwappen der drei Bocksköpfe. — Der Bahnhof Kosels wimmelt immer von mancherlei bunten Gestalten, da von hier aus ein Schienenweg ostwärts über Gleiwitz und Beuthen nach Krakau führt, während ein anderer zum Anschluß an die bis Wien reichende Kaiser-Ferdinands-Nordbahn nach Oderberg geht. Bei Ratibor (8500 E.) überschreitet man auf diesem Wege die hier schiffbar werdende Oder. Es ist der Hauptort der gleichnamigen Standesherrschaft, welche jetzt dem Prinzen Victor von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst gehört. Das Schloß liegt in der Nähe. Im Jahre 1702 verbrannte man hier nicht weniger als 86 Hexen. Die Bewohner der Stadt wirken Strümpfe, fabrici-

ren Tuch und Taback, handeln mit Getreide und Holz, das auf der Oder hinabgeflößt wird. Der Bahnhof mit seinen laubigen Umgebungen macht sich ganz stattlich. Ich reis'te bis hierher einst mit einem böhmischen Studenten. Nach der Ankunft warf er sich voll Verwunderung in ein Sopha und notirte Etwas in seine Schreibtafel. Auf meine nähere Erkundigung erfuhr ich, daß es die Worte waren: „Ratibor, weibliche Bedienung!" Im östreichischen hat man nämlich überall nur den Marqueur. — In der Nachbarschaft wurde auf dem Gute Lubowitz der Dichter Joseph von Eichendorff geboren.

Den am rechten Oderufer mehr nach der polnischen Grenze zu gelegenen Landstrich werden wir kennen lernen durch einen andern Reisebericht, der uns von Brieg aus nach Tarnowitz und von da über Gleiwitz bis Neisse geleitet.

„Wir übernachteten zuerst in Kreuzburg. Die Reise von Brieg bis dahin gewährt wenig Unterhaltung. Der Boden trägt zwar an manchen Orten den schönsten Weizen; dagegen giebt es auch große Strecken des ödesten Sandes. Nur die Wälder, durch welche wir von Zeit zu Zeit passirten, konnten dann das Auge erquicken. Sie bestehen meistentheils aus Fichten (Rothtannen), die häufig untermischt sind mit Eichen, auch wohl mit Buchen und Rüstern. Selbst da, wo Kiefern vorherrschen, stehen doch Fichten und Eichen darunter, nebst vereinzelten Wachholdergebüschen. Da die Wälder fast überall viel Unterholz haben, so sehen sie desto frischer aus; überhaupt giebt ihnen das lebhaftere Grün der Fichten und durchscheinenden Laubhölzer ein lachenderes Ansehen, als die düstern Kiefermassen des Nordens gewähren. Die Dörfer scheinen von mäßigem Wohlstande zu sein. Die Häuser hat man größtentheils von einfach über einander gelegten Baumstämmen errichtet und deren Zwischenräume mit Moos ausgestopft, inwendig aber mit Thon verschmiert. Gewöhnlich reichen solche Blockwände bis an's Dach. Der Giebel besteht aus Stakenwerk mit Thon. Bisweilen ist auch nur eine Wand oder auch nur die Hälfte auf diese Art geschrotzt und das Uebrige

von Lehmstaken ausgeführt. Ich trat in einige dieser Hütten. Die Leute hatten ein armseliges Ansehen, und zu der schlechten Kleidung paßte das dürftige Hausgeräth. Alles sprach polnisch. Ueberhaupt hörten wir auf dem ganzen Wege selten etwas Anderes, als polnisch reden. Nur die Schulzen und Schullehrer verstehen das Deutsche; die Bauern kennen höchstens einzelne deutsche Wörter. Dadurch wird das Reisen nicht wenig unangenehm, zumal man seinen Fuhrleuten nicht die mindeste Anweisung geben oder eine Auskunft von ihnen erhalten kann. Diese sind eine seltsame Menschenart: meistentheils Bauerburschen von sechszehn Jahren oder noch jünger, höchst erbärmlich gekleidet, barfuß, mit durchlöcherten Beinkleidern, Leinwandkitteln und Hemden, auf dem Kopfe einen Hut, der durch Nässe und langen Gebrauch fast alle Schwärze verloren und seine ursprüngliche sackartige Gestalt wieder erhalten hat, aus der ihn der Hutmacher einst formte. Sie sprechen ununterbrochen mit einander, singen lustige Lieder, fahren vorsichtig und sind unaufhörlich mit beiden Händen und beiden nackten Füßen in Bewegung, um ihre kleinen Pferde anzutreiben. Wenn es ihnen gelingt, die armen Thiere in den Trab zu bringen, so nehmen sie den Filzlappen, den sie ihren Hut nennen, zwischen die Zähne, um ihn nicht zu verlieren und beide Hände zum Lenken und Peitschen desto freier gebrauchen zu können. Ihr Pferdegeschirr ist erbärmlich, so daß es alle Augenblicke Etwas zu knüpfen giebt. Sättel haben sie selten, sondern sitzen mit stoischer Standhaftigkeit auf den spitzen Rücken der Pferde. Meinem Bedienten, der ihnen zuweilen einen Kreuzer oder ein Stückchen Fleisch und weißes Brot geben mußte, küßten sie die Hände mit einer Innigkeit, wie sie der süßeste Stutzer nur immer seiner vergötterten Schönen küssen kann. So oft wir sie deutsch anredeten, sahen sie uns mit einem Lächeln an, als ob sie voraussetzten, daß wir uns über sie lustig machten. Eine geborene Polin, welche deutsch sprach, theilte mir auf's freundlichste einige ganz nothwendige Redensarten mit, z. B. Fahrt zu! Halt! Wie heißt das Dorf? rc. rc. Dabei fielen aber doch genug Mißverständnisse vor. So fragte ich einen Knaben, wer der Herr des Dorfes wäre, dessen Thurmspitze ich ihm zeigte. Er antwortete: „Ja sam nieviem," und erst nachdem er mir dieselbe

Antwort auf zwei andere Fragen gegeben hatte, merkte ich, daß er mir nicht einen Namen, sondern: „Ich weiß es selbst nicht" gesagt hatte. — Kreuzburg (3700 E.), sechs bis sieben Meilen von Brieg entfernt, ist eine kleine Stadt mit einem von Friedrich dem Großen gestifteten Armenhause, welches 1819 von zwei Blinden boshafter Weise angezündet und dann wieder aufgebaut wurde. Viele Bürgerhäuser sind blos aus über einander gelegten Balken aufgeführt. Auf der einen Seite ist die Stadt von einer Art Mauer, auf der andern von Pallisaden umgeben.

Von Kreuzburg ab zieht sich eine ganze Kette von Berg- und Hüttenwerken nebst den damit verbundenen neuen Ansiedlungen im weiten Bogen über Tarnowitz und Beuthen bis Gleiwitz und weiterhin fort. Wir besuchten zuerst eine Glashütte bei der Colonie Marienfeld. Es war noch früh Morgens, da wir eintraten. Die Frau eines Handlangers lag zwischen den Kohlen auf einer Matte und schlief. Ihre Kinder von vier bis sechs Jahren hatten sich auf ein wenig Stroh gelagert. Ein Knabe lag im bloßen Hemde auf dem harten und schwarzen Boden grade vor dem Glasofen, wo die Gluth über ihn wegschlug. Wie wenig gehört doch dazu, die eigentlichen Naturbedürfnisse des Menschen zu befriedigen! Beim Umhergehn in der Hütte trat ich ziemlich hart auf einen Menschen, der in einem dunkeln Winkel schlief. Er erwachte und brummte ein wenig, wie Jemand, der seine Unzufriedenheit über eine ihm keineswegs ungewohnte Beschwerde äußert. — Auf dem Wege zur Kreuzburger Hütte trafen wir einen großen Zug Juden an, die nach einem katholischen Wallfahrtsorte fuhren, wo die Menge neben dem Ablaß sich auch allerhand andre Sachen einzukaufen pflegt. Die von Wald umschlossene Kreuzburger Hütte liefert ein ganz vortreffliches Eisen. Es ist mit Letten vermischtes, sogenanntes Bergerz, sieht grau, gelb und braun aus und zerfällt etwas an der Luft. In der Nähe giebt es auch reichlich Wiesenerz. Von da bis Königshuld fuhren wir durch einen Wald, in welchem ich neben den Kiefern, Fichten und Eichen auch Birken und Weißtannen bemerkte, welche letztere mich besonders durch ihren schlanken Wuchs ergötzten. In Königshuld an der Malapane sahen wir unter Anderm mit Vergnügen die Fabrication der Sense,

wobei nicht weniger als funfzehn Personen sich in die Hand arbeiteten. Es soll aber auch eine ganz vorzügliche Waare sein. Außer den feineren Sachen fertigt man in einer Zeughütte Ambose, große Hämmer, Wellenzapfen und dergleichen grobe Schmiedewaaren. Das beständige gewaltige Hämmern und Klappern in diesen Werkstätten des Vulkan hat zwar etwas Betäubendes, aber es erweckt dies doch zugleich auch ein innerliches Gefühl des Triumphes, daß der Mensch sich die furchtbaren Elemente dienstbar gemacht hat. — In Malapane, einem Hauptsitze der schlesischen Eisenwerke, sahen wir das Gießen von Bomben, eisernen Kesseln und großen Kammrädern, sowie das Drehen des Eisens, das Bohren, das Stabeisen- und Blechschmieden rc. rc. Eine Viertelmeile weiter trifft man die Frischfeuer und Hammerwerke von Kraschcow. Wer etwa bei dem Anblick der erschrecklichen Menge des Gußeisens, welches in den hohen Oefen erschmolzen wird, auf den Gedanken käme, daß es diesem Metall doch wohl endlich einmal an Absatz fehlen dürfe, der mag überlegen, wie unendlich der Gebrauch desselben sich vervielfältigen läßt; denn in der That hier ist fast Alles von gegossenem Eisen: Thüren, Gitter, allerlei Gestelle, Pfosten, Bodenpflaster, selbst ein mächtiges Wasserrad. Auch zeigte man uns einen eisernen Hammer, der mit Zapfen und Stiel aus einem Stücke gegossen war und sechszehn Centner wog. — Von dort fuhren wir nach Tarnowitz durch einen dichten Wald. Alles war still und öde umher. Nur selten begegnete uns ein Bauer, der mit aller Kraft seiner polnischen Beredsamkeit seine elenden Pferde kaum im Gange erhalten konnte, um auf einem kleinen Wagen Erz nach den Hüttenwerken zu bringen.

In Tarnowitz (4500 E.) konnten wir einmal wieder mit Leuten der deutschen Zunge verkehren, in deren Gesellschaft es uns wohl wurde. Die Bergstadt entstand im Anfange des 16. Jahrhunderts. Damals fand ein Bauer in dieser Gegend ein Stück Silbererz, welches sein Ochse ausgescharrt hatte. Dadurch wurden die Bergleute des anderthalb Meilen entfernten Städtchens Beuthen herbeigezogen, und so begann der Bau auf silberhaltiges Bleierz, der sich jetzt besonders auch noch auf Galmei und ganz vortreffliche Steinkohlen ausdehnt. Es bestehen

nämlich in dem Stadtrevier nicht weniger als 184 Steinkohlen- und 58 Galmeigruben. Außerdem giebt es viele schön lohnende Eisensteingruben. Tarnowitz selbst ist in einer Niederung erbaut, und auf den umgebenden silberhaltigen Anhöhen wächst der trefflichste Weizen. Eine Meile von der Stadt entfernt liegt die wichtige Blei- und Silberschmelze Friedrichshütte. — Das erwähnte Beuthen (7200 E.) ist gegenwärtig die Hauptstadt der dem Grafen Henckel von Donnersmark gehörigen Standesherrschaft Beuthen-Tarnowitz und bildet den Centralpunkt des gleichnamigen Kreises, dessen Berg- und Hüttenwerke an verschiedenartigen Mineralien die bedeutendste Ausbeute im ganzen preußischen Staat liefern. Man gewinnt außer Eisen, Blei, Silber, Galmei und Steinkohlen auch Zink, Kalk und Sandsteine. Im Verhältniß zu dem besseren und ergiebigeren Betrieb ist die Bevölkerung immer mehr gewachsen, und man zählt auf 14 Q.-M. etwa 90,000 Seelen, so daß über 6000 auf die Quadratmeile kommen. In mancher Hütte werden allein schon über tausend Arbeiter beschäftigt, und in den größeren Gruben wimmelt es ameisenartig von Menschen. Zu den reichsten gehört die Scharleigrube bei Beuthen. Die ganze Gegend umher ist kahl, und die Ausgrabungen liegen zu Tage. Etwa wie Sandsteinbrüche winden sie sich terrassenförmig fort, und in einer Tiefe von fünfzig Fuß brechen Männer, Frauen und Kinder das Galmei, von dem man jährlich eine Million Centner gewinnt. Die Laurahütte, ein großartiges Eisenwerk des Grafen Henckel von Donnersmark und der Gebrüder Oppenfeld in Berlin, verarbeitet jährlich wohl 200,000 Centner und beschäftigt 1400 Arbeiter, unter denen die geborenen Oberschlesier sich durch Anstelligkeit und Geschicklichkeit auszeichnen. Den Reinertrag berechnet man für jeden der beiden Theilnehmer auf jährlich achtzig bis hunderttausend Thaler. Die Hütte liegt neben dem Dorfe Sziemanowitz und man findet da eine Reihe eleganter Wohnungen für die zahlreichen Beamten und geschmackvolle, von Gärten umgebene Häuser. Die gewaltigen Dampfschornsteine der Hüttenwerke steigen pyramidenartig empor und gleich runden Thürmen ragen die verschiedenen Oefen, fortwährend von Rauchwolken umqualmt, in die Luft. Die Mitte des ungeheuern Ho-

fes nimmt ein glänzender colossaler Cylinder ein, welcher dem Gebläse die nöthige erwärmte Luft zuführt, während Dampfmaschinen der mannigfaltigsten Pferdekraft ihre Riesenarme unaufhörlich bei Tag und Nacht bewegen. Außer den verschiedenen Sorten von Schmiedeeisen und Blechen aller Art liefert man in neuerer Zeit namentlich auch Schienen für die Eisenbahnen. Der Hammer dröhnt, die Walze ächzt und drückt das sich sträubende Metall wie weiches Wachs zusammen, formt und preßt es so lange, bis es als Schmiede- und Schlossereisen nach allen Weltgegenden verschickt werden kann. Zwischen zwei Cylinder, deren Kraft hinreichen würde, einen Elephanten augenblicklich in Staub zu zermalmen, bringt der athletische Arbeiter ein glühendes Eisen; man glaubt es unter dem gewaltigen Drucke stöhnen zu hören. Nach kurzer Zeit zieht er es glatt gedrückt hervor, und von Neuem trägt er es zu dem Ofen, wo es wieder bis zur Glühhitze erwärmt wird. Jetzt wird es auf zwei andere Walzen gesteckt, welche es packen, dehnen und strecken, bis es mehre Fuß verlängert erscheint. Aber noch immer weiter wandert das arme Eisen von Walze zu Walze, von Cylinder zu Cylinder, um endlich als vollkommene Eisenbahnschiene hervorzugehen, jetzt erst geeignet, die schweren Lasten der dahin sausenden Locomotive zu tragen, ohne zu brechen. Wie man hier läutert, schmiedet und walzt, so wird in Königshütte und Gleiwitz vorzugsweise geschmolzen und gegossen.

Der Weg nach der benachbarten, eine Meile südlich von Beuthen gelegenen Königshütte führte uns fortwährend an Gruben, Dampfmaschinen und ähnlichen Etablissements vorüber. Die Chaussee war mit Hunderten von Wagen bedeckt, welche Erz, Kohlen und andere Producte des Bergbaues fuhren. Der oberschlesische Bauer, der im Leinwandkittel neben seinen zwei kleinen Pferden einherschreitet, zieht es vor, durch diese Frachten auf leichtere Weise als durch den mühevollen Ackerbau sein Geld zu verdienen, das er aber in den zahllosen Schenken schnell wieder an den Mann bringt. Dabei geht natürlich die Feldwirthschaft immer mehr zu Grunde. Das Düngungsmaterial geht verloren und bleibt unbenutzt auf dem Wege liegen. In schlechten Jahren aber muß dann um so eher der Hunger und die

Noth sich einstellen. Die Königshütte ist nicht minder großartig als die Laurahütte und enthält ebenfalls äußerst stattliche, ja selbst einzelne palastähnliche Gebäude. Das dortige Hotel stand in keiner Beziehung seinen großstädtischen Geschwistern nach. Während wir unser Abendbrot in dem gemeinschaftlichen Speisesaale verzehrten, füllte sich derselbe mit Gästen, reichen Gutsbesitzern und Beamten aus dem Orte und der Umgegend. Es fehlte selbst nicht an Engländern, Franzosen und besonders Russen, welche entweder hier angestellt waren, oder die Hüttenwerke und den Bergbau Oberschlesiens praktisch kennen lernen wollten. Es herrschte im Ganzen ein heiterer, ungebundener Ton. Bald schäumte der Champagner, der Ungarwein floß, die Würfel klapperten und auch eine Bank mit hohem Einsatz wurde aufgelegt. Ermüdet von den Anstrengungen des Tages zog ich mich etwas zeitiger in das mir angewiesene Zimmer zurück, und wurde da beim Hinausschauen aus dem Fenster nicht wenig durch einen Glanz von blauen, grünen und rothen Flammen überrascht. Gewiß, die volle Wirkung auf Aug' und Ohr und Gemüth machen diese Werke erst in der Dunkelheit, wo durch die nächtliche Stille weithin tönt das dumpfe Pochen des Hammers, das Seufzen und Aechzen, das Knarren und Rasseln, das Sausen und Brausen der Maschinen mit ihren Rädern und Wassern, wo die schwarzen Nasen der Schlote, gleich Drachenhälsen, knisternde Funken und angerötheten Rauchqualm schnauben, während im Innern die rußigen vulkanischen Gestalten unruhig sich tummeln, dazwischen glühende Klumpen rollen und am Gebläse die weiße Flamme sprüht und nach dem Abstechen eines Ofens das flüssige Eisen als Feuerschlange in die Tiefe der Erdfurchen hinabschießt. — Neben dem Eisenwerk der Königshütte befindet sich übrigens auch eine Zinkschmelze, die beim Fließen des Metalles in eigenthümlich grünen Lichtern spielt.

Auf einer benachbarten Anhöhe ist dem Grafen von Reden, der sich als Staatsminister um den Betrieb der Bergwerke außerordentlich verdient gemacht, ein Denkmal errichtet, und dieser „Redenberg" gewährt eine weite Sicht nach Polen hinein und bis hin zu den im Gewölk verschwimmenden Gipfeln der Karpathen. Nahe bei sieht man den Tarnowitzer Landrücken,

der bis 1070 Fuß aufsteigt. Aus der Beschaffenheit der Ablagerungsschichten könnte man schließen, daß dieser Höhenzug großentheils aus den Trümmern eines andern entfernten Gebirges entstand, die einst von den Wasserfluthen hier zusammengeschwemmt wurden. Besonders merkwürdig sind in dieser Hinsicht die Granit- und Syenit-Geschiebe, welche zuweilen in Verbindung mit einem gelblich grauen Kalkstein als Deckgestein die Erzlager unmittelbar berühren. Südöstlich von hier, nach Kattowitz zu, trifft man auf ein schon seit Jahrzehnden brennendes ungeheures Steinkohlenlager. Der Boden ist da in einer Ausdehnung von vielen hundert Morgen ausgedörrt und an einzelnen Stellen verglast. Man glaubt auf einem Vulkane zu stehen: aus dem geborstenen Erdreich und den zerbrochenen Spalten bricht fortwährend ein schwefeliger Dampf hervor, zuweilen von rothen Feuerflammen durchzuckt. Rings umher scheint Alles ein schweigendes Todtengefilde zu sein. Kein Vogel fliegt in der verpesteten Luft, jedes Thier meidet den unaufhörlich emporwirbelnden heißen Brodem, und nur selten nähert sich ein Mensch dem gefährlichen glühenden Aufenthalte der entfesselten Unterwelts-Geister. Während eines schneereichen Winters verkündet mitten in der weißen Ebene ein großer schwarzer Fleck die unterirdische Gluth. Dann sprießt auch wohl im Februar in diesem natürlichen Treibhause grünender Rasen hervor und Maßliebchen beginnen zu blühen, um schnell wieder dahin zu welken.

Auf dem Wege nach Gleiwitz kamen wir an den Dörfern Ruda und Zabrze vorüber. In Ruda lebte noch vor wenigen Jahren ein Millionair, der früher Bedienter eines oberschlesischen Grafen gewesen war und durch diesen die Erlaubniß zum Kohlen- und Erzgraben ausgewirkt hatte. Er baute einen prächtigen Palast, aber er selbst wohnte in dem Häuschen, worin er seine Schätze zu sammeln begann, und nur das machte ihm Vergnügen, aus den niedrigen Fenstern dieses Häuschens den Prachtbau seines Glückes zu bewundern. Er hinterließ bei seinem Tode ein Vermögen von acht Millionen, welches er einem (jüngst zur Grafenbraut avancirten) Waisenmädchen vermachte.

Bei dem Dorfe Zabrze befindet sich die mächtigste Kohlen-

grube in Deutschland. Eilfhundert Menschen wühlen hier beständig in den Eingeweiden der Erde und obgleich jährlich wohl eine Million Tonnen ausgebrochen wird, so scheint die Grube doch unerschöpflich. Ununterbrochen donnert es in der Tiefe und immer neue Lager öffnen sich. Mit dem schwarzen Kittel des Bergmanns angethan, fuhren wir in den Hauptstollen nieder, der in stundenlanger Ausdehnung sich unter der Erde erstreckt. Mich überkam ein eigenes Gefühl, als ich so in der Dunkelheit einherwanderte und die Bergleute mit ihren Lämpchen am Gurt wie irrende Schatten an mir mit ihrem sinnigen „Glück auf!" vorüberschlüpften. Schwarze Wände bildeten von beiden Seiten ein finsteres Gewölbe, von dem das durchsickernde Wasser niedertropfte. Geschäftig pochte die Hacke an den Stein und lös'te die Kohle oft in großen, mächtigen Stücken ab, welche polternd und dröhnend mit dumpfem Falle niederfuhren. Ein größeres Flötz wurde mit erschütterndem Krachen durch Pulverminen abgesprengt. Der Boden zitterte dann oft wie von einem Erdbeben unter unsern Füßen. Als wir an ein dunkeles Gewässer gelangten, winkte der Führer einem Schiffer, der uns eine ziemliche Strecke fortruderte. Während dem erzählte man mir von den verschiedenen Gefahren der Bergleute in den Kohlengruben. Oben an stehen die „bösen Wetter", oder verdorbene, schädliche Gase, welche sich leicht entzünden und durch Explosion tödten. Außerdem gehören Verschüttungen, Verletzungen beim Sprengen und Anzünden der Minen, so wie Tödtung durch herabgefallene Balken und Gefäße keineswegs zu den Seltenheiten, und die Zahl der Verunglückten ist ziemlich bedeutend. Mein freundlicher Führer unterrichtete mich auch bei dieser Fahrt über die Beschaffenheit und Güte der verschiedenen Kohlensorten, welche hauptsächlich von ihrer Reinheit abhängt; die Eintheilung in Stück-, Würfel- und Staubkohle richtet sich nach Volumen und Umfang. Der Transport des Materials in diesem Labyrinthe geschieht auf Eisenbahnschienen bis zu einer Stelle, wo es durch eine Dampfmaschine zu Tage gefördert wird. Aus viereckigen Karren bringt man es in Kasten, die hinaufgewunden werden. Einen derartigen Kasten benutzten auch wir zur Auffahrt. Arbeitspferde, welche unten eine geräumige Stallung haben, kommen nur alle

Sonnabende einmal an's Sonnenlicht. — Der Klodnitzkanal nimmt bei Zabrze seinen unterirdischen Anfang.

Die Weiber von Gleiwitz (7400 E.) haben sich dadurch einen Namen gemacht, daß sie im dreißigjährigen Kriege die stürmenden Schweden bei dem Mangel an Pulver durch Töpfe mit gekochtem Hirsebrei heldenmüthig zurückschlugen. Eine Stunde von da entfernt liegt die gleichnamige berühmte königliche Eisengießerei, welche jährlich 70 bis 80,000 Centner der feinsten sowohl, als der gröbsten Gußwaaren, darunter auch Geschütze und Munition, liefert. Es arbeiten hier 500 Menschen, drei mächtige Dampfmaschinen und sechs Wasserräder. Im Jahre 1796 wurde hier der erste Hohofen mit ausgeglühten Steinkohlen (Coaks) angelegt.

Weiterhin gelangten wir nach Schlawenzitz, wo der Fürst von Hohenlohe-Ingelfingen-Oehringen in einem gar stattlichen Schlosse residirt, umgeben von romantischen Parkanlagen, deren Abtheilung für das Wild allein 800 Morgen enthält. Von da wandten wir uns nordwärts nach dem ganz offenen Städtchen Leschnitz (1300 E.). Wir sahen hier die einzige Quelle des Ortes, deren Sprudel kaum eine Elle im Geviert einnimmt, aber mit solcher Gewalt hervordringt, daß der daraus entstandene Bach alsbald sieben Mühlen hintereinander treibt. Auf dem benachbarten Annaberg konnten wir deutlich die Wallfahrtskirche der Franziskaner und ringsum mehrere Kapellen wahrnehmen. Am St. Annentage wimmelt es dort oben von Wallfahrern, die des Ablasses wegen zusammenströmen. Uns hätte wenigstens die Umschau anlocken können, da man bei heiterm Wetter von dem Gipfel zugleich nach Polen, Ungarn und Mähren hineinsieht. Den Mönchen gebührt das Verdienst, die sorgfältigen Obstbaumpflanzungen, vorzüglich der Borsdorfer Aepfel, in dem Dorfe Annaberg gefördert zu haben.

Bei dem Städtchen Krappitz gingen wir über die Oder. Es gehört dem Grafen von Haugwitz. Das Schloß liegt auf einem Kalkfelsen. Die hiesigen unerschöpflichen Kalkbrüche liefern Steine von solcher Dichtigkeit, daß man dieselben in Platten schneiden und poliren kann. — Von da fuhren wir nach Neisse. Auf der Hälfte des Weges hörten wir in dem Markt-

flecken Friedland (1300 E.) zu unserer Freude die Bauern wieder deutsch reden, weiterhin fanden wir in den Dörfern auch besser gebaute Häuser von Bindwerk mit Schornsteinen und zum Theil mit Schindeldächern. Hie und da ward das Auge durch strotzende Weizenfelder, durch schönen Flachs und durch den Anblick der Glazischen Gebirge erquickt."

Drittes Kapitel.

„In's Gebirge!" lautete unsere Loosung, und so fuhren wir wohlgemuth aus den Thoren von Neiße hinaus und hinter Ziegenhals hinaus über die preußische Grenze nach Gräfenberg. Das Städtchen Ziegenhals (3600 E.) beschäftigt sich unter Anderm mit Fabrication der Waldwolle. Es ist dies eine Art Werg, die man aus den Nadeln der Kiefer bereitet und hauptsächlich zum Polstern, aber auch in Verbindung mit dem Waldwollöl gegen Gicht und Rheumatismus verwendet. Das Städtchen liegt sehr anmuthig an der Biela, und im Thale derselben zieht sich der Weg fort, allmählig immer höher ansteigend. Unter den Bergen gipfelt rechts am imponirendsten der Hirschbadkamm, 3009 Fuß hoch.

Die Colonie Gräfenberg hat durch die von Prießnitz begründete Wasserheilanstalt einen europäischen Namen erworben. Durch den Hufschlag eines Pferdes war Prießnitz, damals ein ganz einfacher Bauer, bedeutend verletzt worden. Er heilte die Wunde sehr schnell mittelst kalter Wasserumschläge und spielte seitdem unter seinen Nachbaren die Rolle eines rathgebenden Naturdoctors. Viele glückliche Kuren verbreiteten seinen Ruf in alle Weltgegenden, und die Zahl der fremden Gäste mehrte sich von Jahr zu Jahr. Seit 1851 hat Prießnitz das Zeitliche gesegnet; aber die Anstalt besteht noch unter der Leitung seines Schwiegersohnes des Dr. Schindler, und man zählt jetzt alljährlich wohl tausend Badegäste. Einige Ungarn ehrten das Andenken des Reformators der Heilkunde durch einen Löwen auf granitenem Piedestal, einige Franzosen durch eine Pyramide

mit der Inschrift: „Au génie de l'eau froide“ (Dem Genius des kalten Wassers). Freilich dürfen bei diesen Curen die herrlichen frischen Quellen nicht fehlen, die überall an den Hängen des Gräfenberges hervorsprudeln.

Wir wanderten von hieraus immer höher nach den Quellen der Biela zu. Bei Thomasdorf bildet dieselbe den Wasserfall des Huhfahl, indem sie schaumspritzend, gleich wüthender Tigerkatze, von Absatz zu Absatz springt und mit lautem Getose über einen zweihundert Fuß hohen Fels sich jählings in eine schauerliche Schlucht hinabstürzt. — Ein dreistündiges Bergauf brachte uns von Thomasdorf zu dem 4603 (nach A. 4594) Fuß hohen Gipfel des Altvater, der das Mährische Gesenke, wie dieser Theil des Gebirges heißt, als König beherrscht. Bis zum Juni trägt er eine weißglänzende Stirnbinde. Er öffnet dem Blicke das ganze östreichische Schlesien und Mähren bis nach Olmütz hin. Zur Seite thürmen sich die Gruppen der Glazer Gebirgslandschaft. Nordwärts breiten sich die schlesischen und polnischen Ebenen in's Unbegrenzte aus, während nach Ungarn hin die Karpathen ihr Profil am Horizonte mit matten Linien abzeichnen. Eine aus rohen Steinen aufgeführte Hütte dient zum Asyl bei Sturm und Wetter. Wir bestiegen dann den benachbarten Peterstein, wo Mähren noch freier sich erschließt und wo zu den Füßen des Beschauers aus der Grotte des „Goldloches“ die Mora hervorströmt, um ihr kochendes und dampfendes Silber in den Abgrund zu gießen. Das Bildniß des heiligen Petrus ist in einen Glimmerschieferfels des Berges eingehauen. Der Sage nach gab der Apostel hier dem Maler Hagenbach, der eine Nonne aus dem Spieglitzer Kloster entführt hatte, sein Schutzgeleit. Dieser wurde später ein Freund von Lukas Cranach.

Wir wandten uns nun nordwestlich nach dem kleinen, in fruchtbarer und trefflich bebauter Gegend gelegenen Städtchen Altstadt (2000 E.), wo wir uns an trefflichem östreichischen Wein erquickten. Die mährischen Bewohner dieses Landstriches sind treuherzige und genügsame Leute. Ihr Körperbau ist groß und stark. Unter den Weibern und Mädchen bemerkten wir mehrere schöne Gesichter; nur haben die meisten dieses Geschlechtes im

Gebirge Kröpfe. An den Grenzen sprechen sie noch deutsch und erst tiefer im Lande hanakisch (mährisch). Sie halten viel auf Wallfahrten, und man hört sie oft im Walde oder auf Spaziergängen ihre Wallfahrtslieder singen. — Von Spieglitz aus bestiegen wir den 4412 Fuß hohen Schneeberg. Die Fruchtbarkeit des Bodens zieht sich in einem seltenen Verhältniß zur Rauhheit der Luft bis oben hinauf fort. Selbst da, wo der Baumwuchs aufhört, ist das isländische und Rennthiermoos mit unzähligen andern frischen Moosarten, Gräsern und Kräutern so durchflochten, daß der Berg schon in einer Entfernung von vier bis sechs Stunden wie mit einer hellgrünen Sammtkappe bekleidet erscheint. Auf kahlem Gipfel steht ein gußeiserner Obelisk, den die Prinzessin Albrecht von Preußen dem Könige der Niederlande zu Ehren errichten ließ. Die Grenzen von Böhmen, Mähren und der Grafschaft Glaz finden sich hier auf der Oberfläche zusammen. Es ist eine aus Gneus und Glimmerschiefer bestehende, sanft gewölbte, etwa eine Viertelstunde im Umfange haltende Platte, welche nirgends einen Gesammtüberblick über die näheren oder entfernteren Umgebungen gestattet. Nur von den Rändern aus übersieht man die ganze Grafschaft mit ihren mannigfach gruppirten Bergen, weiterhin die Eule und das Riesengebirge. Am Horizont erkennt man die Thürme von Breslau, Prag und Olmütz. Den Lauf der am Schneeberg entspringenden und zwischen waldbedeckten Zweigen des Hochgebirges dahin strömenden March verfolgt man bis zu dem freundlichen Städtchen Grulich.

Wir stiegen auf der Südwestseite des Berges zu den Quellen dieses Flusses hinab, der anfangs ein enges, äußerst wildes Felsenthal durchrauscht. An seinem Ufer und in seinem Bette fanden wir Veilchensteine von verschiedener Größe. Das bedeckende hochrothe Veilchenmoos behält seinen lieblichen Geruch, wenn das Wasser auch unaufhörlich darüber hinstreift. Wenn man es reibt, so riecht es stärker; die Finger färbt es gelb, und sie behalten den Veilchengeruch und die Farbe noch lange nachher. Die Veranlassung zu dieser Abschweifung unseres Weges waren die in der Nähe befindlichen, merkwürdigen „Quarklöcher." Daß sind zwei im Hintergrunde verbundene Höhlen,

welche aus vielen sehr niedrigen Gängen mit einigen Quellen und angesammelten Tümpeln bestehen. Aus den Kalkwänden dringt beständig Wasser hervor und setzt hie und da unvollkommen krystallisirte Tropfsteinbildungen an. Häufiger aber enthalten sie eine breiähnliche Masse, weiß, geruchlos und von erdigem Geschmack. Sie gleicht an Ansehn und dem Gefühle nach durchaus dem süßen Quark (Käsebrei), daher der Name. Man kann diesen Quark mit den Fingern von den Wänden abschaben, wo er oft so dick liegt, daß man die ganze Hand mit einem Striche füllt. An den Stellen, wo das Tröpfeln des Wassers aufgehört oder die äußere Luft freien Zugang gewonnen, hat er sich in eine aschgraue, mitunter poröse, sehr bröckelnde Rinde verwandelt. Für Botaniker empfiehlt sich der am Fuße des Schneeberges unweit des Dorfes Glasgrund gelegene Heuberg, so genannt von dem trefflichen Grase, das er ungeachtet seiner Höhe auf allen Seiten, noch mitten unter dem Rennthiermoos erzeugt. Außerdem wächst hier auf dem fruchtbaren Boden eine unzählige Menge officineller und anderer Kräuter; das Farrenkraut wuchert bis zu sechs Fuß Höhe und selbst einige Rosenstöcke gedeihen trotz des rauhen Klima's.

Ueber den Spitzberg (2609 Fuß hoch) mit seinem steinernen, viel besuchten Wallfahrtskirchlein zu Maria-Schnee wanderten wir darauf nach dem Wölfelsfall, der seines Gleichen in den Sudeten nicht findet. Am nordwestlichen Abhang des Schneeberges entspringt nämlich der Wölfelsbach und eilt dann dahin zwischen den Hütten des Dörfchens Wellsgrund oder Wölfsgrund und einer waldigen Bergschlucht zu, immer hitziger, je mehr er sich derselben nähert. An seinem linken Rande läuft ein bequemer Fußpfad, und an mehreren Stellen kann man die Menge seiner kleinen Fälle mit einem Blicke übersehen. Sechs oder acht unter diesen haben eine Höhe von vier bis sieben Fuß, und mit Vergnügen weilt dein Auge und Ohr bei ihrem lustigen Lauf und Geplätscher. Aber jetzt läßt sich in kurzer Entfernung vor dir ein dumpfes Brausen hören. Mit jedem Schritte wird es tobender und lauter. Noch ein kleiner Bogen im Walde, und dir zur Seite erhebt sich ein Donner. Nur einige Stufen hinab: da glänzt ein blendend weißer Streif zwischen den Bäumen

hervor. Jetzt stehst du frei auf einem Felsvorsprung, und dicht vor deinen Augen stürzt der Strom schäumend hinab, mit einem Sprunge hinab in den tiefen Kessel und ein Sprühregen, in feinen Staub aufgelös't, durchzittert den Luftkreis umher. Die Wölfel zeigt sich im Niedergang als starker Sprößling des Gebirges. Die früheren Cascaden verdoppeln seine Kraft. Eine senkrechte Felswand von fast zweihundert Fuß Höhe enthält einen ungefähr bis zur Mitte gehenden Einschnitt, und aus diesem drängt sich die Wölfel hervor, fällt einige Fuß herab, zerschellt dann auf einem hochragenden Steinblock, und wirft sich endlich, wie aus der Urne einer Najade gegossen, eine Tiefe von achtzig Fuß mit donnerndem Tosen hinunter in den Kessel, dessen Boden noch nicht ergründet wurde. Eine hohe Tanne, die der Strom einst im Frühjahr hinabriß, ragte kaum mit dem Wipfel daraus hervor. Das Wasser stürzt senkrecht hinein und wirft daher wenig Wellen und Schaum. In derselben Richtung treibt es wieder aus dem Felsenschlunde in die Höhe und trifft und zerschlägt sich unter der Oberfläche. Diese hat einen Durchmesser von ungefähr vierzig Fuß. Die Felsen umher sind fester Gneus. Ihre rothbraune Farbe contrastirt trefflich mit dem mannigfaltig sie bekleidenden Grün der Moose und Kräuter, des Laub- und Nadelholzes. Die Richtung des Kataraktes geht westwärts, und die Beleuchtung ist daher am schönsten in den Nachmittagsstunden. Regenbogenfarben wird man schwerlich je bemerken. Die Sonne steht dazu entweder zu hoch, oder die weit vorragenden Felsen verhindern doch, daß ihre Strahlen die niederschäumenden Wogen selbst erreichen. — Oberhalb der eingeschnittenen Felsenspalte ist vom Grafen Magnis eine eiserne Brücke gebaut, und von dort aus übersieht man das erhabene Naturschauspiel unmittelbar in seiner vollen Herrlichkeit, nach seiner ganzen Breite und Mächtigkeit. Eine bequeme Treppe führt hinunter an den Rand, wo das nässelnde Staubgewölk seine grauen windbewegten Schleier flattern läßt. Auf einigen der unten liegenden Blöcke wächst ein rothgelbes Steinmoos, welches ich anfangs für Veilchenmoos hielt; es hat aber davon nur die Farbe.

Das romantische, mit üppig frischer Vegetation bekleidete

Thal der Wölfel durchwandernd, erreichten wir das langgereihete Wölfelsdorf im Thal der Neiße, und diese geleitete uns über Langenau nach Habelschwerdt. Das Dorf Langenau erfreut sich einer Heilquelle, die zu den wirksamsten kohlensauern Eisenwassern gehört. Daher hat man hier seit 1819 eine Trink- und Badeanstalt, neuerlich auch ein Moorbad angelegt. Die geschmackvolle Colonnade, die Speise- und Gesellschaftsgebäude sprechen freundlich an. Außerdem aber bieten sich den Brunnengästen ringsum eine Menge Punkte dar, welche die eigenthümlichen Schönheiten der Glatzer Gebirgslandschaften im mannigfaltigsten Wechsel vor das Auge führen. So die Grafenfichte, der Heidel- und Kronenberg und namentlich das Belvedere, wo man von den mährischen Bergen bis zur Eule einen großen Gebirgsbogen überschaut, dessen Mitte das Glatzer Schneegebirge bildet. Das Verlorenwasserthal, auch die kleine Schweiz genannt, lockt durch seine idyllische Abgeschlossenheit mit Auen, Obst- und Waldbäumen. In romantisch wilder Gegend liegen auf einem niedrigen Gneusfelsen die Ruinen des Schnellensteins, einer im 13. und 14. Jahrhundert berüchtigten Burg, welche „um mancherlei Räuberei willen von den Böhmen zerstört worden", wie eine Chronik meldet. Jetzt fabelt man von einer eisernen Thür und einem großen Schatz in dem Keller dahinter. Nahe bei der Burg trifft man auf die Salzlöcher. Dies Seitenstück zu den erwähnten Quarklöchern besteht ebenfalls aus zwei ziemlich geräumigen und trockenen Höhlen am Fuße eines Kalkgebirges. Auch in ihnen steht an mehreren Stellen helles reines Wasser, zum Theil sechs bis acht Fuß tief. Die Wände sind hier mit vollkommeneren Stalaktiten und derselben aschgrauen bröckelnden Rinde bedeckt, welche sich in den Quarklöchern findet. Geognostisch merkwürdig sind auch die „sieben Hirten": sieben vierseitige senkrecht abfallende Sandsteinsäulen, welche ordnungslos auf einem mindestens 240 Fuß hohen Berge zwischen Plomnitz und Kieslingswalde neben einander stehen. Der Sage nach wurden sieben hier zusammen weidende und lange Zeit durch allerhand Frevel berüchtigte Hirten in diese Steine verwandelt. Die größten mögen 30 bis 50 Fuß hoch und 60 bis 80 Fuß breit sein. Es finden sich in

und an denselben unzählige Muschelabdrücke. Auch die benachbarten Steinbrüche enthalten eine Menge von Versteinerungen. Reich an dergleichen ist überhaupt die ganze Bodenfläche, welche südlich von Habelschwerdt bis gegen die mährische Grenze fortläuft. Dieselbe besteht hauptsächlich aus gelbem, sehr weichem und bröcklichtem Sandsteine, welcher auf der Ostseite zunächst an Kalkberge, auf der Westseite an Thonschiefer oder Mergel grenzt. Letzterer ist nicht blos zerreiblich, sondern auch fest und mit Quarz durchflossen. In ihm und in dem Sandsteine finden sich nun versteinerte Muscheln; in diesem liegen sie oft schichtweise zu dreißig bis vierzig beisammen, in jenem sind sie mehr vereinzelt, aber vollkommener und schöner. Solche Lager habe ich auch in Milchsteinen und in Mauersteinen, welche bei Habelschwerdt gebrochen und zum Bauen in Haufen gelegt waren, entdeckt. Auf einem frischgeackerten Felde fand ich eine Versteinerung im Mergel, wo jede Fleischfaser sich deutlich abgedrückt hatte. Ostwärts kommen unter den Kieseln bisweilen Topase vor und bei Plomnitz ein fester, sehr feinkörniger, dunkelblauer Sandstein, in Geschieben, welcher sich zu Schleifsteinen, Mörsern, Dosen, Petschaften ꝛc. verarbeiten läßt. Die ganze Gestaltung des Thals, verbunden mit dieser geognostischen Beschaffenheit, aber weis't darauf hin, daß hier einst ein Busen des großen Seebeckens gewesen sei, dessen urbar gewordenen Grund wir jetzt Böhmen nennen. — Die Kreisstadt Habelschwerdt (3000 E.) wurde wiederholt von Feuersbrünsten heimgesucht und hat daher recht nette Häuser. Der nahe Floriansberg mit der Kapelle zum feuerschützenden Florian belohnt das Besteigen durch eine allerliebste Aussicht.

Hinsichts der Tour von Neiße über Reichenstein bis Landeck, und von da über Glatz, Wartha, Silberberg und Reichenbach nach Charlottenbrunnen schalten wir folgenden Bericht hier ein.

„An einem heiteren Sommermorgen fuhren wir von Neiße ab. Zwei Meilen von da liegt Ottomachau (3100 E.) auf einer kleinen Anhöhe, Schloß und Kirche auf einem höheren Hügel, Alles höchst anmuthig gruppirt. Weiterhin nach dem

uralten, vormals befestigten Städtchen Patschkau (4000 E.) zu gab es nun fortwährende Abwechselung. Bald beschäftigten uns die Schnitter am Wege; bald zogen die Berge unsere Betrachtung auf sich; bald fluthete ein Gießbach mit reißender Geschwindigkeit neben uns fort und bildete hie und da, wo er durch Wehre gehemmt ward, einen murmelnden Fall; bald sahen wir andächtig Betende am Wege. Unter Anderm sahen wir nicht weit von Patschkau ein Kreuz in der Mitte von acht hohen Linden, an denen Heiligenbilder angebracht waren. Erwähnung verdient in dieser Gegend des Neißethals das Cisterzienserkloster Camenz, wo im Chor der Stiftskirche eine Tafel an die Rettung Friedrichs des Großen aus östreichischer Gefangenschaft erinnert. Der Aufenthalt des Königs war nämlich verrathen worden, und als die Feinde nun plötzlich eindrangen, ließ der Abt die Mönche zum Gebet zusammenrufen, und auch der König mußte die Ordenskleidung annehmen, so daß man ihn vergebens suchte. Das neuerlich im Stil mittelalteriger Burgen hier nach Schinkel's Entwürfen aufgeführte glänzende Schloß gehört der Prinzessin Albrecht. Nachdem wir nun das Neißethal verlassen, kamen wir in die höheren Gegenden. Das Gebirge ist nicht so lieblich, wie die Ketten am Rhein und an der Weser, aber auch nicht so rauh und öde, wie der Harz. Schöne Thalkessel öffnen sich zwischen den Gruppen der Berge; auch sind nicht selten die steilsten Höhen bis oben hinauf bebaut, und gar reizend ziehen sich dann die mit Roggen, Hafer und anderm Getreide bestellten Ackerbeete bis zu dem waldumkränzten Gipfel hin. Quellen und Bäche rauschen in Cascaden durch die Schluchten oder rieseln blinkernd neben dem Fußpfade und Fahrwegen. Da, wo die Straße zugleich ihr Bette ist, haben sie dieselbe mit kleinen Kieseln und Kiessand so dicht gemacht, daß ich fast glauben möchte, man habe davon den Chausseebau gelernt. — Bei Reichenstein (2000 E.) fuhren wir in den „goldenen Esel" ein, die berühmteste der dortigen Gruben, bis zu dem Punkte, wo vor ungefähr 250 Jahren, wohl hundert Bergleute durch das Einbrechen des Berges in Folge mangelhaft gestützter Stollen verunglückten. Es ist hier ein's der größten Arsenikbergwerke in ganz Europa. Der Arsenik wächst in

einer schwarzen, mitunter auch rothen Serpentinwacke; daneben trifft man zuweilen auch Asbest an. In den verschiedenen Hütten sahen wir die völlige Zubereitung des Arseniks. Die Erze werden, nachdem sie zu Tage gefördert sind, zu grobkörnigem Sande gepocht und durch Schwemmen von den leichteren unbrauchbaren Theilen gereinigt. Dann kommen sie in eine große Pfanne, wo sie durch Flammenfeuer gebrannt werden, bis sie theils in Dämpfen aufsteigen, theils als Mehl auf dem Boden der Pfanne zurückbleiben. Die Dämpfe ziehen durch den Giftfang, eine von Ziegeln gemauerte, ungefähr funfzig Schritt weit auf der Erde hinlaufende und allmählig sich verengernde Röhre, in welcher sie sich als äußerst feines Staubmehl ansetzen. Vier Menschen mit verhülltem Kopfe reinigen die Giftfänge alle vierzehn Tage, indem sie das Mehl abschaben. Davon wird ein Theil als Rattenpulver verkauft und der andere raffinirt. Zu dem Ende setzt man diese Masse nebst dem auf dem Boden der Pfanne zurückgebliebenen Mehl einem zweiten Feuer 12 bis 20 Stunden lang aus. Darin verglas't das Gift und hängt sich an in kegelförmigen Gefäßen und Röhren, welche Hüte und Lutten heißen. Auf diese Weise werden hier jährlich gegen 6000 Centner Arsenikglas bereitet und versendet. Daß die tägliche Beschäftigung um die glühende Schmelzpfanne der Gesundheit bedeutenden Abbruch thue, lehrt die Erfahrung. Daher der reichliche Lohn der Hüttenarbeiter. Auch bekommt Jeder von ihnen des Morgens ein Glas Baumöl zu trinken. Wenn sie schwitzend arbeiten, so dringt das Gift vorzüglich leicht in den Körper, am meisten bei der Reinigung des Giftfanges, und deshalb wird diese Arbeit von vier Personen verrichtet, die sich nach einander ablösen. Dabei bedecken sie ihr Gesicht bis auf die Augen ganz mit Leim. Ihre Krankheit beginnt gewöhnlich mit eiternden Blattern im Gesicht, weil dies am ehesten verletzt wird. Sie sterben größtentheils vor dem funfzigsten Jahre an Lungen- und Brustkrankheiten. Ich verwünschte Gift und Pulver und was sonst die Menschen zur Zerstörung der Menschheit entdeckten, da ich in den glühenden Kessel blickte, wo sich aus der blutfarbenen feurigen Masse giftschwangere Dampfwolken in schwerfälligen Kreisen emporwälzten. Neben den Arsenikgruben ent-

halten die Berge von Reichenstein auch weithin schimmernde Kalkbrüche.

Hinter Reichenstein verließen wir unseren Wagen und wanderten auf kürzerem Pfade bis Landeck. Von den Felsgipfeln hatten wir oft ganz köstliche Rückblicke in's flache Land. Dann sahen wir wieder in dunkle Abgründe hinab, wo das dicht verwachsene Gebüsch am hellen Mittag jeden Sonnenstrahl abhielt, und desto lieblicher contrastirten dagegen die bunten Beete der Felder auf den sanfteren Abhängen der benachbarten Berge. Jetzt öffnete sich plötzlich ein Thal, wie ein lachendes grünes Auge der Gebirgslandschaft, durchädert von Gewässern und eingefaßt von Felswänden, wie von Mauern. Manche dieser Wände waren nackt mit überhangenden Klippen, andere mit über einander emporgeschossenen Fichten so dicht bekleidet, daß sie aus der Ferne einer mit Scheere beschnittenen Hecke glichen. Endlich rauschte neben uns ein übergetretener Waldstrom, die Biele, und wir erreichten Landeck (1500 E.), in einem Thal und am Fuße eines Bergzuges gelegen, an dessen Abhang man hoch über die Stadt am Rande eines Abgrundes nach dem Bade fährt. Dasselbe wird wegen seiner warmen Schwefelquellen besonders von der schlesischen und polnischen Aristokratie viel beschützt. Friedrich der Große stärkte hier 1765 seine im siebenjährigen Kriege angegriffenen Nerven, und im Jahr 1800 kam Friedrich Wilhelm III. mit der Königin Louise hierher, die mit eigner Hand den Grundstein zum Louisensaal legte. Ueberhaupt sieht man recht stattliche Gebäude. Das neuere Mariannenbad enthält ein zierliches Achteck, in welchem man das Becken mit einem Glasmantel überwölbt hat. In einem anderen Local bereitet man die Wannen- und Moorbäder. Aelter ist das Georgenbad. Die Quellen sprudeln sämmtlich aus einem kalkfelsigen Boden. Das vollkommen helle Wasser hat eine etwas blaugrüne Farbe, der Geruch ist unangenehm schweflich und faul, der Geschmack widerlich. Die chemischen Bestandtheile sind: Schwefelleber, Kalkerde und Aether. Nervenleiden, Verstopfungen, Gicht und Lähmungen werden dadurch mit dem besten Erfolge beseitigt. Anlockende Punkte sind: der hölzerne Pilz am Bergabhang mit dem Blick auf Landeck, und eben dahin schaut man auch vom tannenumdüsterten Wald-

tempel; ferner der Karpenstein mit den Resten eines zerstörten Raubadlerhorstes, der in einen dreieckigen Gneisblock auslaufende Dreiecker und der Ueberscharberg mit seiner fast kahlen Masse des säulenförmigen Basalts.

Der Weg nach Glatz geht meistentheils am Ufer der Biele, begleitet von Bergketten, die mit ihrer glücklichen Cultur das Auge ergötzen. Das Dorf Kunzendorf zieht sich wohl eine Viertelmeile lang bald auf der rechten, bald auf der linken Seite des Flusses hin. Unmittelbar daran stößt Ullersdorf. Aber welch ein Abstand zwischen diesen und den oberschlesischen Dörfern! Viele Häuser sind zwar auch hier blos aus Baumstämmen zusammengeschrotet; dach allenthalben thut sich die größere Wohlhabenheit kund durch die gut gekleideten Menschen, die großen starken Pferde, das Acker- und Hausgeräth, die nett gehaltenen Wohnungen. Wir ließen uns in einem Kretscham (Wirthshaus) einen Imbiß geben, der uns ganz vortrefflich behagte. Die Tische und Bänke waren äußerst sauber. Die Wände des Zimmers waren mit glatt gehobelten Brettern beschlagen. Die Kinder trugen gute weiße Wäsche. Die Wirthin buk Brot und Kuchen von dem feinsten Mehl, und ging damit so reinlich um, daß wir mit wahrem Vergnügen zusahen. In Landeck merkt man nicht, daß die Gegend dort 1379 Fuß hoch über dem Meeresspiegel liegt; aber auf diesem Wege zeigt es der Lauf der Biele. Sie stürzt fast immer in kleinen Wasserfällen fort und durchläuft selbst da, wo sie kein augenscheinliches Gefälle hat, in einer Minute 140 bis 180 Fuß. Oberhalb Glatz fällt sie in die Neiße.

Die Stadt und Festung Glatz (8000 E.) soll schon im 10. Jahrhundert existirt haben. Die katholische Pfarrkirche bewahrt in ihren Grüften die Gebeine vieler Herzöge, Malteserritter und Jesuiten, so wie des Prager Erzbischofs Ernest. Die Sage fabelt, daß dieser auf den Einfall gerieth, sich die Stätte seines künftigen Grabes durch ein Paar Ochsen anweisen zu lassen. Hier, wo die Ochsen stehen blieben, erbaute er die Kirche, und ward nachher darin beerdigt. Zum Andenken erhielten mehre Wandleuchter die Gestalt von Ochsenköpfen. Das Glatzer Jesuitencollegium soll auf lauter ungewöhnlich großen Todtenknochen stehen, angeblich das Eigenthum von Attila's Hunnen. Der

Schloßthurm gewährt die beste Aussicht. Die aufgefundene Bildsäule des heiligen Nepomuk ließ Friedrich der Große daselbst aufstellen. Der Schutzpatron von Böhmen mußte aber auf sein Geheiß eben dahin das Gesicht wenden, da er in Schlesien nichts zu thun habe. Früher bewahrte man auf dem Schlosse die berühmte Trommel, über welche der Hussitenanführer Ziska seine Haut hatte spannen lassen. Außerdem hingen früher daselbst an einem Wandnagel die blonden Haare der heidnischen Jungfrau und Zauberin Waliska, die mit ihrem Bogen eine Meile weit, nämlich bis zur großen Linde bei Eisersdorf, schoß und starke Hufeisen mit Leichtigkeit zerriß. In den Gefängnissen der Festung saß die berüchtigte Giftmischerin Ursinus, der bekannte Friedrich von der Trenck und neuerlich wegen seiner militairischen Enthüllungen der Oberst von Massenbach. Die Festung wurde im 15. Jahrhundert von den Hussiten und Breslauern vergeblich belagert, im siebenjährigen Kriege zweimal von den Oestreichern erobert, später von Friedrich dem Großen erweitert und mit den stärksten Bollwerken versehen. Sie hat viele in den Fels gehauene Minen und krönt zwei Berge, von denen aus ihre Feuerschlünde den Schlüssel der Grafschaft beherrschen. Das ist der Warthapaß, wo die Neiße sich eine Felsenpforte gebrochen. Dahin wallfahrten alljährlich wohl 50,000 Pilger und beleben mit ihren Processionen und Gesängen den Marktflecken Wartha (1050 E.). Dies bewirkt ein wunderthätiges Marienbild, im Jahre 1200 einem brünstig betenden Jüngling von der heiligen Jungfrau selbst geschenkt. Ihm verdankt die im Innern 1665 meisterhaft ausgeführte und von Friedrich dem Großen mit einer trefflichen Orgel ausgestattete Kirche ihre reichen goldenen und silbernen Zierrathen. Der Pilgerzug geht von da zur Kirche und Kapelle auf dem steilen und hohen, aus Grünstein bestehenden Warthaberge, und der Stationenweg wird durch Gemälde aus der Passionsgeschichte bezeichnet. Dort oben übersieht man die ganze höchst romantische Lage des Ortes.

Wir fuhren nun nach dem schlesischen Gibraltar Silberberg (1800 E.), so genannt von dem 1370 hier eröffneten Bergbau auf Silber und Blei, der aber während des dreißigjährigen Krieges wieder einging. Der Anblick der Stadt ist ganz

eigenthümlich. Aus fruchtbaren, ringsum sich meilenweit ausdehnenden Gefilden steigt sie mit ihren weißgrauen Schindeldächern terrassenförmig in die Höhe, und hoch über ihr ragen die zu einem Abhang des Eulengebirges gehörenden Felsgipfel der kolossalen Bergfestung, welche sich mit den höchsten Spitzen von der Eule bis zum Schneeberg messen können. Eine Straße zieht sich unten durch das enge Thal, wo ein Wässerchen sich schlängelt. Die übrigen Reihen der Häuser laufen, dreißig und mehr Fuß höher, an dem Südabhange fort, so daß man eine Treppe hinansteigen muß, um zu dem gegenüberwohnenden Nachbar zu kommen. Da die Gebäude an den Fels gelehnt sind, so haben sie nach dem Thale zu ein oder zwei Stockwerke mehr, als nach der Höhe zu, und man geht daher auch unmittelbar aus den obersten Zimmern auf einer Treppe nach der Straße. Das gegenüber sich erhebende Gebirge sticht gegen diese Wohnungen höchst angenehm ab. Ganz unten am Fuße desselben breiten sich fette Wiesen aus, die zum Theil durch Zäune und Hecken von den Bürgergärtchen getrennt sind. Höher hinauf folgt Gebüsch, darüber hinaus der Teppich eines Kornfeldes und den Gipfel kränzt Wald. — Nachdem wir uns mit der nöthigen Erlaubniß des Commandanten versehen hatten, fuhren wir den sogenannten Colonnenweg hinauf. Er ist fast ganz in den Glimmerschiefer durch Sprengen und Behauen hineingearbeitet. Anfänglich geht er eine bedeutende Strecke um die Südseite des Felsens aufwärts; dann wendet er sich in einer Schlangenlinie bald östlich, bald westlich immer höher bis zur Festung. Beinah mit jedem Schritt erweitert und verschönert sich die Aussicht. Man hat bald die Stadt und das daran stoßende Dorf Schönwalde unter den Füßen und übersieht östlich eine ansehnliche Ebene, in deren Mitte Frankenstein*) und ringsumher eine Menge Dörfer prangt. Höher hinauf erreicht man die einsam auf regelmäßigen Terrassen angelegten Kasernen. Bald hat man

*) Die mit Schindeln gedeckte Stadt Frankenstein (6100 E.), am Pausebache in fruchtbarer weizenreicher Gegend gelegen, wurde bekanntlich am 24. April 1858 von einer schrecklichen Feuersbrunst heimgesucht, wodurch mehr als 5000 Menschen all ihr Hab und Gut verloren, viele auch den Flammentod fanden.

auch diese unter den Füßen und erstaunt nun in der Nähe der Wälle, die von unten so unbeträchtlich schienen, über die außerordentliche Höhe derselben. Die Soldaten vor den Kasernen schienen von dort wie Ameisen zu wimmeln und Wartha lag, ganz niedlich nach verjüngtem Maßstab gezeichnet, wie im reizenden Schooße einer Fee. Die Festung wurde von Friedrich dem Großen 1765 bis 77 mit einem Kostenaufwande von $4^1/_2$ Millionen Thaler angelegt und ist bis dahin noch von keinem Feinde erobert worden. Am 29. Juni 1807 erstürmten Franzosen und Baiern die Stadt, aber dabei blieb es. Sechs starke Werke sind da oben größtentheils in den Fels gehauen und zum Theil durch bedeckte Gänge verbunden. Der in der Mitte stehende Doujon auf dem Schloßberge wird mit Recht der Wunderbau (sonst Wunderhau) genannt. Das Schloß in dem großen Hofe ist die Wohnung des Commandanten. Der Wallgang liegt 2040 Fuß über dem Meere. Der Graben ist 70, der das klarste Wasser spendende Brunnen 250 Fuß tief. Die Mauern haben theilweis eine Dicke von mehr als sechs Fuß. Die in Felsen gehauenen Kasematten fassen 5000 Mann. Nebenwerke sind auf dem 1967 Fuß hohen Spitzberge, auf der 2238 Fuß hohen großen und kleinen Strohhaube, dem Hohenstein und dem Hahnenkamm mit der 2276 Fuß hohen Hahnenkoppe, die also den Zobtenberg um mehr als funfzig Fuß übertrifft. Daß die Besatzung einen ziemlich beschwerlichen Dienst hat, leuchtet ein, wenn man bedenkt, was es sagen will, zum Ablösen der Wache aus dem Städtchen in der brennenden Mittagshitze hinauf nach der Festung zu steigen, dort oft den ganzen Tag in dichte Nebelwolken eingehüllt zu sein, mitten in den Sommermonaten, wenigstens des Nachts, zum Schutze gegen eine erstarrende Kälte einheizen zu müssen, außerdem aber viele Monate hindurch in Schnee und Eis beinahe begraben zu werden. — Unsern Rückweg nahmen wir auf der Nordseite der Festung hinab. Aus den Trümmern des in die Tiefe niedergestürzten und daselbst berghoch aufgehäuften Gesteins ersieht man, welche erstaunliche Massen man überall hinweggearbeitet hat, um diesen Colonnenweg zu schaffen. Neben demselben gähnt oft ein schauerlicher Abgrund; größtentheils wird indessen der Anblick des Thales

durch Gebüsche von Ahornen, Eschen, Ebereschen, Buchen, Eichen und Fichten verdeckt, oder durch ihr liebliches Gemisch verschönert.

Von Silberberg aus erreichten wir die mit Fruchtbarkeit gesegnete Ebene, wo sorgfältiger Ackerbau und reger Kunstfleiß einen blühenden Wohlstand in meilenlangen Dörfern hervorgerufen hat. Den Mittelpunkt derselben bildet die Kreisstadt Reichenbach (6000 E.), am Fuße des Eulengebirges, und durchflossen von der Peila, geschichtlich berühmt durch den Sieg Friedrichs II. über die Oestreicher unter Laudon am 16. August 1762, durch den daselbst 1790 abgehaltenen Congreß, die am 27. Juli 1790 zwischen Oestreich und Preußen abgehaltene Convention und die folgenreichen Verhandlungen, welche hier im Hauptquartier des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen mit den Vertretern dieser Mächte und den Gesandten Englands während des Waffenstillstands im Juni 1813 stattfanden. Sehr bedeutend ist die Fabrikthätigkeit und die Handelsgeschäfte in wollenen, baumwollenen und linnenen Zeugen. Hieher liefern ihre Waaren die benachbarten großen Fabrikdörfer, deren stattliche schmucke Häuser sich in malerischen Zeilen weithin an den Bächen bis zum Eulengebirge ausdehnen. Dazu gehört Langenpeilau (6000 E.), dessen Mitte die 1743 gegründete Herrnhuter Colonie Gnadenfrei (600 E.) einnimmt, dann Peterswaldau (6700 E.), welches 38 Wassermühlen zählt und auf dessen Schlosse am 6. Juli 1813 ein Vertrag zwischen Rußland und Großbritannien zu Stande kam, und vor allen Langenbielau, das größte Dorf der ganzen preußischen Monarchie, zwei Stunden lang und 14,000 Bewohner zählend, welche färben und drucken, Zucker und Ziegel fabriciren, Garn bleichen, namentlich aber viele Webstühle der mannigfaltigsten Zeuge halten. Im April 1844 gab es hier blutige Unruhen unter den Webern, von denen Tausende durch Handelsstockungen arbeitslos geworden und so in die größte Noth gerathen waren und die nun mit zerstörender Wuth auf die Wohnhäuser und Waarenniederlagen der Fabrikherren losgingen.

Von Kunzendorf aus erstiegen wir die hohe Eule, 3083 Fuß hoch über dem Meere gelegen. Wir mußten durch Gebüsch und hohes Farrenkraut und über Fels, und es ging mitunter

sehr steil hinauf. Auf dem Gipfel angelangt, erklommen wir einen hervorragenden Gneusfelsen, um die Aussicht frei über die Wälder nach allen Seiten zu genießen. Sie entschädigte uns reichlich für die Mühe des Tages. Das Auge reicht viel weiter als vom Zobten über schlesische und böhmische Provinzen und verliert doch nicht das Einzelne unter der Fülle. Durch ein sanfteres Klima, die Nähe bebauter Gefilde und die Abwesenheit des bloß für die reinsten Regionen bestimmten Knieholzes unterscheidet sich die Eule von den höchsten Sudeten. Sie trägt auf ihrem Rücken Fichten- und Tannenwälder, einige Wiesen und eine Menge Heidelbeeren. Die Länge des ganzen Eulengebirges beträgt von Osten gegen Westen oder von der böhmischen Grenze bis nach Steinseiffersdorf und Steinkunzendorf drei Stunden, die Breite ungefähr halb so viel. — Ueber Giersdorf und Tannhausen schlängelt sich ein zweistündiger Fußpfad in einem der belebtesten und anziehendsten Thäler bis Charlottenbrunn fort. Jene Dörfer sind bekannt wegen ihrer Steinkohlengruben und der Anbau dieser Gegend ist musterhaft. Selbst die steilsten Felsen hat man zu Gärten oder Leinwandbleichen benutzt.

Der Marktflecken Charlottenbrunn (800 E.), ist in ein enges Thal zwischen hohe Berge gepreßt und zieht sich zum Theil an die Hänge hinauf. Man hat jetzt drei Stahlbrunnen. Die Hauptquelle sprudelt inmitten des von Roßkastanien beschatteten Ringes aus einem Porphyrfelsen hervor. Das kohlensaure natronhaltige Eisenwasser schmeckt angenehm und wird besonders gegen allgemeine, durch Blutstockungen verursachte Schwäche benutzt; auch wurde hier neuerdings eine Molkencuranstalt eingerichtet. Zu den vielen anziehenden Punkten gehört „Garve's Ruh", dem Andenken des deutschen Gelehrten Christian Garve gewidmet, der an diesem anmuthigen Orte unter Anderem Cicero's Schrift von den Pflichten im Auftrage Friedrich's des Großen übersetzte. — Von da gingen wir nach Waldenburg. Die hohen und steilen Berge werden häufig von tiefen Thälern durchschnitten. Es herrschte damals eine gewühlvolle Thätigkeit auf Wiesen und Feldern. Da ist's ein unbeschreiblich angenehmes Gefühl, wenn man von der Höhe eines Berges, im Schatten hingestreckt, ein so lebendiges Thal übersieht und den verschiedenen Tönen um-

her lauscht. Abwechselnd hört man das Geblök der Heerden, das Geschrei der Hirten, das Echo der Peitschen im Walde; ja selbst das Rauschen der Bäche, das Klappern ferner Mühlen und die Gespräche der Schnitter dringen zu den Höhen hinauf.“

Ich gelangte nach Waldenburg über Reinerz, die Heuscheuer und Adersbach. Der vierstündige Weg von Habelschwerdt bis Reinerz führt über das Habelschwerdter Gebirge. Auf dieser Tour ließ ich zur Linken die wenig anlockenden Seefelder und die hohe Mense liegen. Die Seefelder sind eine von Waldbergen umschlossene Moorfläche, etwa eine Stunde lang, und eine Viertelstunde breit, mit sieben oder acht schwarzen, zum Theil sehr tiefen Tümpeln von 20 bis 40 Fuß Durchmesser: die trübseligen Ueberbleibsel eines großen See's, der vormals dies 2300 Fuß hohe Plateau überfluthete und den äußerst melancholischen Charakter desselben einigermaßen verhüllte; denn Alles ist öde umher, und man entdeckt neben den Sumpf- und Moorgewächsen nichts, als etwa ein verkrüppeltes Knieholz oder eine einsame Zwergbirke, welche gespenstisch durch die häufigen Nebelflöre schimmert. Solche Nebelflöre entzogen uns auch den Anblick der hohen Mense, deren breiter, sanft gewölbter Scheitel mit Heidelbeerkraut und kümmerlichem Nadelholz behaart ist. Bei günstigem Wetter gewährt das dortige Belvedere eine sehr weite Umschau. Die Höhe beträgt 3316 Fuß, wird aber in diesem Zweig der Sudeten noch von der dichtbewaldeten Deschnayer Koppe, die 3578 Fuß hoch ist, übertroffen. Etwa tausend Fuß unter dem Gipfel der hohen Mense liegt am nordöstlichen Abhang der sogenannte goldene Stollen, eine Marmorhöhle mit mehreren Schachten und Gängen, Klüften und Grotten, in denen Katzengold blitzt; aber in einer der größeren überrascht auch der blendend weiße Glanz des carrarischen Gesteins.

Das Städtchen Reinerz (Reinhardsstadt, böhmisch Dusnik, mit 2400 E.) liegt zwischen hohen Bergen im Thal der Weistritz. Die katholische Kirche zu St. Peter und Paul besitzt ein gutes Altarblatt und eine eigenthümliche Kanzel. Diese

stellt nämlich, als Anspielung auf Jonas, den Rachen eines Meerungeheuers vor, zwischen dessen grotesken Zahnreihen der Prediger steht. Ein schattiger Baumgang führt zu der Trink- und Badeanstalt im Dorfe Vorderkohlau, vorzugsweise besucht von Brustkranken und Schwindsüchtigen. Die Trinkquellen entwickeln eine große Fülle der Kohlensäure. Außerdem spendet eine von kräuterreichen Bergwiesen umgebene Meierei die heilsamsten Molken, zu deren Bereitung man alljährlich wohl 30,000 Quart Ziegenmilch verbraucht. Angenehme Partieen bietet der Park, das Grunwälder Thal mit seiner Eisenhütte, das Höllenthal mit seiner Glasfabrik und eine ganze Kette von Bergen, darunter der Kapellenberg mit seiner Kapelle und Einsiedelei, der Hummel mit den sagenhaften Ruinen eines zerstörten Raubschlosses und der bis zum Kamm hinauf bebaute, langrückige Ratschenberg.

Ueber das Städtchen Lewin gingen wir nach dem Badeort Cudowa. Der Trinkbrunnen quillt unter einem hölzernen Tempel in sieben Oeffnungen aus Sandstein. Das kohlensaure Wasser perlt lustig und fast eine Stunde lang im Glase, setzt beim Kochen wie auch bei der Quelle Eisenocker ab und moussirt in Vermischung mit Zucker und sauerm Weine. Da er besonders viel Stahl und mineralisches Laugensalz enthält, so wirkt er zugleich reinigend und stärkend. Bei gutem Wetter und vor einem Gewitter zeigt er sich sehr geistig und leicht berauschend; nach einem Gewitter ist er dagegen auffallend schwach. Die Gebäude sind auch hier ganz stattlich. Unter den Umgebungen erwähnen wir den Hussitenberg, auf dem flüchtige Hussiten eine Kirche bauten. Von hier aus erblickt man das böhmische Städtchen Nachod mit seinem alten Schlosse, einst Wallensteins Wiege, später dem Octavio Piccolomini zum Lohn für seinen Verrath vom Kaiser geschenkt. In dem benachbarten Dorfe Tscherbeney verdankt die Knochenkapelle ihre Anlage der seltsamen Grille eines dort gegen Ende des vorigen Jahrhunderts lebenden Pfarrers Wenzel Tomascheck, der viele Tausende von Schädeln bleichte, ordnete, auf kreuzweis geschichtete Röhrknochen legte und so das Gebäude zu Stande brachte. Der Fußboden und die Decke der Kapelle besteht aus lauter Todtenknochen. Sie enthält drei

Altäre, welche mit Guirlanden von Schädeln und Knochen verziert sind. Auf dem mittleren Altar steht ein vollständiges Skelett, auf den beiden Seitenaltären erblickt man die Engel des Todes und des Gerichts mit biblischen Denksprüchen in den Händen. Decke und Wände sind mit Todtenköpfen ausgelegt. Man bezeichnet zum Theil noch die Männer, denen sie gehörten. So umschloß einer dieser Schädel die Seele eines Dorfschulzen, der im siebenjährigen Kriege von den Oestreichern erschossen wurde, weil er den Preußen den Weg gezeigt hatte. — Von der Colonie Bukowine bringt uns ein Führer zum Wilden Loch. Das ist eine vielfach zerklüftete, von den Fluthen unterwaschene Sandsteinmasse, welche oben schmale Schluchten, unterhalb breite, überwölbte Gassen, als natürliche Katakomben bilden. Ueber die Risse der platten Oberfläche muß man entweder springen oder auf Brettern hinübersetzen, und im Winter verunglückt da manches Wild.

Auf dem Wege zur Heuscheuer treffen wir auf das ganz von Sandfelsen umgebene Dorf Groß-Karlsberg. Von da aus geht es noch zwei Stunden lang durch endlose Felsengewinde. Bei einigen Feldern und Wiesen, die mit unzähligen, seit Jahrhunderten herabgerollten Sandsteinblöcken besäet sind, führt der Steig vorüber nach der kleinen und großen Heuscheuer und dann rechts zu dieser hinauf. Ungeheure Sandsteinmassen treten dem Auge hier von allen Seiten entgegen, und die Lage der verworren durch einander geworfenen Schichten beweis't deutlich, daß sie von größeren Höhen herniedergestürzt sein müssen. Hie und da hängen mächtige Klippen weit über den anscheinenden Schwerpunkt herüber; doch unser alter Führer versicherte, daß seit langen Jahren kein Stück von beträchtlicher Größe sich abgelös't habe. Der Pfad schlingt sich mühsam dazwischen empor, bis er noch höhere und fester stehende Kolosse erreicht, wo gegen einen Zoll von fünf Silbergroschen eine Pforte sich öffnet. Damit treten wir in das eigentliche Innere des Berggipfels. Das Chaos der Felsen gestaltet sich jetzt zu den Ruinen einer von Titanen erbauten Burg, ausgestattet mit allen möglichen Arabesken der phantasiereichen Natur. Treppen und Brückengeländer führen weiter bis zur obersten Fläche, wo fünf hohe Felsen

aus den übrigen hunderten hervorragen. Unter diesen zeichnet sich der Tafelstein und der Großvaterstuhl am meisten aus. Von der Platte des senkrecht abfallenden Tafelsteins schaut man wie von einem schwebenden Adlerhorst in die schwindelnde Tiefe eines Thales nach Böhmen zu, wo die Wipfel der unten stehenden Tannen gleich winzigen Buchsbaumpyramiden erscheinen. Auf zwei bequemen Treppen ersteigt man den höchsten Punkt des Ganzen, den 2835 Fuß über den Meeresspiegel sich erhebenden Großvaterstuhl. Das Auge reicht weithin über die verschiedenen Gebirgsgruppen und wird nur beschränkt durch den hohen Spiegelberg. Die Länge der nur sparsam von einzelnen Tannen und Fichten bewachsenen Heuscheuer kann man hier oben auf 1500 Schritt, ihre Breite auf 500 annehmen, und der Name rührt wahrscheinlich daher, weil sie in der Ferne die Gestalt einer großen Scheune hat. Wenn man eine längliche viereckige Zuckerdose so umstürzt, daß die Stücke in der Form der Dose über einander liegen bleiben, so bekommt man ein ziemlich treffendes Bild von der Oberfläche dieses von Nordwest gen Südost gerichteten Berges; denn es lagert da eine unendliche Menge rechtwinklig durchschnittener Felsen, zum Theil getrennt durch vier bis sechs Klafter tiefe, weitere oder engere Spalten, zum Theil groß wie Häuser oder Kirchen und zackig wie die Spitzen altgothischer Festungsthürme. Die Farbe ist bald weißgrau, bald mehr gelblich, die Dichtigkeit im Allgemeinen gering. Merkwürdig bleibt, daß die Richtung jener Winkelschnitte von der Richtung der Heuscheuer im Ganzen etwas gegen Norden und Süden abweicht und dagegen mit der Richtung des ganzen glatzisch-böhmischen Sandsteingebirges genau übereinstimmt, welches sich von Adersbach heraufzieht. Daß einst Wasser diese Felsen bespült habe, scheint aus den Furchen hervorzugehen, welche in mehreren horizontalen Reihen an den meisten noch aufrecht stehenden Klippen sich zeigen. Indeß die ebenfalls horizontalen Durchschnitte der oberen Massen mit Platten und Schichten von einem bis zehn Fuß Dicke können doch nicht durch jenes Element allein gebildet sein, und eben so wenig die hie und da an den Steinen vorkommenden Höhlungen; denn theils sind diese meistens viel zu regelmäßig, theils gehen auch einige

derselben an Seiten ein, wo das Wasser unmöglich, weder durch Anspülung, noch durch Tröpfeln so gestaltete Vertiefungen hervorbringen konnte. Am schlagendsten fällt dies in's Auge bei dem klingenden Kessel, der schönsten unter jenen Höhlungen von drei Fuß Tiefe und zwei Fuß Durchmesser, welche beim Anschlagen vermöge der topfähnlichen Form einen klingenden Ton von sich giebt. Das Innere ist mit einem braunen, eisenartigen Ocker überzogen, und man kann sich vorstellen, daß einst die ganze Vertiefung mit diesem Ocker ausgefüllt war, der allmählig verwitterte. Zur Erklärung aller geognostischen Erscheinungen der Heuscheuer werden wir aber jedenfalls eine mitwirkende unterirdische Kraft annehmen müssen, indem durch eine plötzliche oder allmählig fortgehende vulkanische Erhebung die früher im Wasser abgelagerten Sandsteinschichten zerbarsten und sich in Platten oder Würfel zerlegten, so daß dabei die naturgemäße regelmäßige Formation des schichtweis sich aufsetzenden und winkelrecht brechenden Gesteins zu Tage kam.

Auf äußerst steilen Pfaden stiegen wir den Leierberg hinab. An seinem Fuße erweitert sich die Gegend, und man erblickt in einer weiten fruchtbaren Aue das Städtchen Wünschelberg (1500 E.). Von hier aus besuchten wir den drei Viertelstunden entfernten Wallfahrtsort Albendorf, dessen wunderthätiges Marienbild jährlich wohl 80,000 Pilger herbeizieht. Die Kirche wurde mit ihrem grünen Thurm 1730 nach dem Vorbild des salomonischen Tempels erbaut. Sie steht auf dem Berge Zion, und 58 kleine Kapellen enthalten Abbildungen aus der Passionsgeschichte. Die Namen aller bedeutenderen Punkte sind von Jerusalem hergenommen. Zwölf Thore führen in den Ort hinein, welchen der Bach Kidron durchfließt. Daran schließen sich die Teiche Bethesda und Siloah. Der Gasthof heißt Pilati Richthof.

Wir überschritten nun die böhmische Grenze und gingen über Braunau nach Adersbach. Die vielthürmige Stadt Braunau (böhmisch Brumow oder Brzewnow mit 3500 E.) huldigte im Zeitalter der Reformation der neuen Lehre mit allem Eifer, und die Niederreißung der 1609 erbauten evangelischen Kirche gab bekanntlich das Signal zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges. Die reiche Benedictinerabtei tritt unter den Gebäuden am

meisten hervor, und die 1683 gegründete Stiftskirche zeigt sehr edle Verhältnisse. — Von Braunau wanderten wir auf lauter Fußsteigen über treffliche Felder, während wir rechts immer die Ansicht der schlesischen Grenzgebirge hatten und uns dann links der Kette der böhmischen Sandgebirge näherten, welche von Albendorf in ziemlich gerader Richtung bis Adersbach fortläuft. Dies Dorf liegt in einem Thale, dessen Annehmlichkeiten man vergißt bei dem ersten Blick auf seine wundersame Nachbarschaft. Wir folgten dem Laufe eines Baches und bemerkten zuvörderst einige gigantische Krystallisationen, welche einzeln und in Gruppen vierzig bis funfzig Fuß hoch aus dem Boden hervorgeschossen sind. Eine dieser Gruppen heißt die „Zwergstuben", wo die kahlen Felsen sich schon in der Höhe von wenigen Ellen an einander lehnen und einen schmalen, niedrigen, gekrümmten Gang bilden. Nahe dabei ragt isolirt der „Zuckerhut", vierseitig und wohl 50 Fuß hoch. Sein Umfang mag oben, wo er am dicksten ist, über 16 Ellen betragen; unten läuft er etwas spitz zu und steht in einem kleinen Tümpel auf sandigem Boden. Unter dem Wasser werden seine vier Seiten noch schmaler, und man begreift schwer, wie er in seiner umgekehrten Stellung auf so schwachem Grunde schon Jahrtausende jedem Sturme trotzen konnte. Von hier leitet uns der Ariadnefaden des Bachs durch eine Pforte in das eigentliche Felsenlabyrinth. Es ist dies ein ungeheuerlicher Steinpalast der Natur von riesenmäßigen Dimensionen mit einer Hauptcolonnade, gebildet durch thurmartig da stehende und mannigfach zerrissene Wandpfeiler, die in allerlei groteske Gestaltungen auslaufen, so daß die Phantasie den freiesten Spielraum behält, sich dies und jenes darunter vorzustellen. Durch einen engen dunkelschattigen Gang, wo feuchte Kellerluft uns entgegenhaucht, dringen wir zwischen unersteiglichen Mauern vorwärts. Jetzt sehen wir uns von einem tiefen Steinkessel umschlossen, jetzt erweitert sich die hohle Gasse zwischen dem Säulenwalde der Felsen, während rechts und links mehr oder weniger in der Höhe sich zeigt der Kapuziner, der Rathsherr mit der Allongeperücke, die Nonne, ein Abklatsch der Breslauer Magdalenenkirche, die 16 Fuß tiefe Gewölbthüre, ein Löwenkopf, die Kanzel, ein Wallfisch, eine Pyramide, der 220 Fuß hohe Bres-

lauer Elisabeththurm und andere kuriose Sehenswürdigkeiten. Die Vegetation beschränkt sich auf Moose und Gräser, Heidelbeeren und ärmliche Kiefern oder Fichten. So geht's eine Viertelstunde lang am Bache fort und man kommt endlich zu einem Rastort, wo Harfenmädchen spielen, niedliche, aus weißem Knieholz gearbeitete Sächelchen und Erfrischungen feilgeboten werden. Eine mit Vergißmeinnicht eingefaßte Quelle sprudelt aus einer Felsenspalte hervor, und eine Frau reicht in einem Becher den eiskalten Trunk. Dann geht's zu einer grottenartigen Felsennische. Da, wo nach vornhin von oben das Licht einfällt, wird ein Wehr hinweggezogen; es blinkt ein heller Streif, und urplötzlich stürzt unter betäubendem Geprassel ein kleiner, Alles überstäubender Wolkenbruch zu unsern Füßen nieder, der in der Tiefe wiederum zum bescheidenen Wässerchen sich sammelt. Die meisten Fremdlinge kehren nun befriedigt heim; wir aber wandern noch etwas weiter. Ein steiler Fußpfad führt durch eine enge Schlucht hinauf zu einem Teiche, welcher, etwa vierzig Fuß über dem vorigen Grunde, einsam und düster zwischen todten Steinwänden spielt. Sein Abfluß ist der erwähnte Bach; den Zufluß aber verbirgt eine dunke Höhle, die sich drüben in der Felswand öffnet und zu der einige über das Wasser gelegte Bretter am haushohen Rande des Teiches hinführen. Die ungeheuren Steinmassen, aus denen sie gebildet ist, die regellose Wölbung ihrer grauen, oft gespaltenen Felsen, das in ihr herrschende Halbdunkel und die schwarze Farbe ihres Wassers: alles dies macht den schaurigen Eindruck einer unterweltlichen Oertlichkeit. Der Fußpfad führt noch tiefer in das Innere der Klippen; doch konnten wir dort nichts Interessanteres erwarten, und daher ließen wir uns von unserm Führer durch einen nordwestwärts streifenden Arm des Gebirges zu den Ruinen der Räuberburg Althaus leiten. Wir stiegen zuerst zu dem hohen „Haidestein" hinauf. Von seiner Spitze sieht man auf das Thal in senkrechter schwindelnder Tiefe und seitwärts auf abgeschlossene Abgründe. Der Anblick war im höchsten Grade frappant und neu. Dann verfolgten wir einen kaum sichtbaren Pfad, der uns unmittelbar zum Ziele bringen sollte; allein über dem Pflücken der sehr schmackhaften Heidelbeeren, welche man hier oft so groß wie

kleine Kirschen und in unglaublicher Menge findet, verloren wir uns bald und geriethen unbemerkt in die verwachsensten Schluchten, wo selbst unser Mentor den Ausweg nicht kannte und wo wir bei dem trüben Wetter sogar die Himmelsgegenden verwechselten. Ohne zu wissen, wohin, wanden wir uns durch die unwirthbarsten Wildnisse, kletterten an schroffen Felsen zu tiefen Kesseln hinab, schmiegten uns an schmalen Abhängen neben finstern Klüften vorbei, krochen zwischen Spalten und Oeffnungen des Gesteins hindurch, und näherten uns doch, wie wir nachher bemerkten, dem Ausgange dadurch um keinen Schritt. Ich halte es für nicht unmöglich, bei bedecktem Himmel, wo die Orientirung nach der Sonne fehlt, sich in diesem Labyrinthe gänzlich zu verirren. Wir fanden uns zuletzt noch glücklich zurecht, und bestiegen nun den drohenden Gipfel, wo jene Burg über die Klippen hing. Der Bau ist äußerst kühn. Wir besahen die Mauern, Brückengewölbe, Keller und Brunnen, dann aber kehrten wir auf dem gewöhnlichen Wege unverzüglich nach dem Dorfe zurück; denn ein Gewitter war stark im Anzuge. Auf der Wiese hörten wir noch am Echostein den wiederholt nachrollenden Knall einer Flinte und die weiten Töne eines Waldhorns, um alsbald hinterdrein das lautere Rollen des Donners zu vernehmen, der uns in's Gasthaus scheuchte; denn das Schauspiel eines Gewitters sucht in den Adersbacher Felsen an Furchtbarkeit seines Gleichen. Zwei Engländer hatten sich darauf gesetzt, daselbst ein solches zu erleben. Sie harren acht Tage; da geht endlich ihr Wunsch beim Einbruche der Nacht in Erfüllung; sie gehen hinaus in die Finsterniß. Die Blitze leuchten, die Donner krachen, Schlag auf Schlag hinterdrein, daß die Erde zittert; der Sturm heult und der Regen strömt. Die beiden Fremdlinge suchen Schutz unter einem überhängenden Felsen. Doch kaum sind sie dahin getreten, als das Wetter eine gegenüberliegende Wand zerspaltet und einen gewaltigen Block dicht vor ihre Füße schleudert. Nachher kommen die beiden vorwitzigen Insulaner ganz zerstört in das Gasthaus zurück und erklären, daß sie um keinen Preis noch einmal eine solche Schauernacht durchleben möchten. — Der Hauptgang durch den Steinwald bis zu dem Wasserfall ist 750 Schritt, die von da nach

den Burgruinen führende Schlucht, der „finstere Graben" genannt, 350 Schritt lang. Die Höhe der Felsen ist verschieden; doch steigt sie bei den meisten über hundert Fuß. Den Boden bedeckt keine Dammerde, sondern nur weicher grauer Sand. Daß die merkwürdigen Zerklüftungen lediglich durch Verwitterung des weichen, mit Eisenkalk durchzogenen Sandsteins entstanden sind, will mir nicht ausreichend erscheinen. Vielmehr weisen wellenförmige Furchen und Einschnitte in verschiedener Höhe an den Felsen darauf hin, daß hier auch einst Wassergewalt wirkte, und weshalb sollten nächst dem nicht Erderschütterungen thätig gewesen sein, um die einst noch bei weitem mehr lockeren und weicheren Massen zu spalten und auseinander zu reißen? — Dafür dürfte vielleicht auch die an den einzelnen Klumpen und Säulen fast durchgängig beobachtete Form des regelmäßigen Vierecks sprechen, so wie, daß bei vielen die Flächen auf die gegenüberstehenden passen und Erhöhungen auf entsprechende Vertiefungen. Dagegen bemerkt man keine horizontalen Schichten oder eine Richtung der Felsen nach einer gemeinschaftlichen Himmelsgegend. — Noch formenreicher und großartiger, als hier, sind übrigens die Felsenbildungen von dem benachbarten Weckelsdorf. Am Eingang steht dort ein mächtiger Block, der Thränenstein, von dem beständig Wasser niederfließt, wie ich solches auch an einem Adersbacher isolirten Felsen in einer Höhe von vielleicht funfzig Fuß wahrnahm. Darauf stürmt ein Bach unter einer gigantischen Steinbrücke dahin. Man zeigt ein Dianenbad, eine Statue des heiligen Antonius, eine Wolfsschlucht, einen Löwenkeller. Mehr als dies zieht an ein hochragendes Amphitheater und der große Domplatz mit der Felsenkirche und ihrer kegelförmigen Kuppel, ferner die Todtengasse und die selbst im heißesten Sommer noch mit klafterhohen Schneemassen angefüllte Todtengruft, endlich das sogenannte Münster, auch die Münzkirche genannt, in welcher einst eine Falschmünzerbande haus'te, und wo man jetzt auf einer dahin gestellten großen Orgel Choräle zu Ehren des großen Meisters der unerschöpflich reichen Natur ertönen läßt.

Von Adersbach fuhr ich in fröhlicher Gesellschaft nach Waldenburg. Unterwegs begegnete uns noch auf böhmischem Gebiet ein Lehrer mit seinen Schülern. Sie schlossen bei unserem

Herannahen einen Halbkreis und grüßten im Chor: „Gelobt sei Jesus Christus!" worauf der Gegengruß lautet: „In Ewigkeit. Amen." In Merkelsdorf befindet sich das östreichische Zollamt. Wir erlabten uns noch einmal an einem Glase trefflichen Ungarweins und überschritten dann die Grenze diesseits des Städtchens Friedland (1400 E.) an der Steinau. Der Weg geht fast immer bergauf und bergab. Bei Langenwaltersdorf zeigt ein Handweiser nach der von Waldbergen eingeschlossenen Kaltwasserheilanstalt Görbersdorf, welche Maria von Colomb dort begründete und eine Zeit lang auch allein leitete. Den Culminationspunkt der dortigen Höhen bildet der 2842 Fuß hohe Heidelberg. Bei Dittersdorf erscheinen zur Rechten am schroff abfallenden Gebirge die Ruinen der wahrscheinlich im Hussitenkrieg zerstörten Burg Neuhaus.

Viertes Kapitel.

Die tief im Schooße eines höchst einladenden Thales gelegene Kreisstadt Waldenburg (4000 E.) grüßt uns mit aufsteigendem Dampf, der ihren Steinkohlengruben die Nahrung verdankt. Um diese kennen zu lernen, begaben wir uns nach Weißstein, wo hart an der Straße der Fuchsstollen seinen finstern Mund aufthut. Ein unterweltlicher Bach fließt uns von dort aus entgegen, und wir fahren ein auf langem Kahne. Grubenlichter begleiten uns und erhellen das stygische Gewässer. Tropfen fallen träumerisch von der schwer aufliegenden Decke. Alles ist feucht, schwarz, unheimlich, und es wird uns zu Muth, als führen wir auf Charon's Nachen in's düstere Reich der Todten. In der That erheben sich zuweilen unvermuthet die gewöhnlich tief ziehenden schlagenden Wetter und betäuben oder tödten wohl gar die Arbeiter. Zur Rechten und zur Linken regen sich in den Gängen dunkele Gestalten beim trüben Schein der Lichter. Ein anderer Schiffer steuert uns entgegen und giebt durch Klopfen ein Zeichen zum Ausweichen, was nur an bestimmten Punkten möglich wird. Jetzt läßt der Führer ein

Blasinstrument ertönen und weckt ein lang hingezogenes Echo. Das weckt auch uns aus schwermüthigen Phantasieen. Wir machen Halt und betrachten uns dieses Bergwerk etwas genauer Ueberall dringt Feuchtigkeit von oben herab und in solcher Menge, daß sie den Kalk erweicht und mit ihm nach und nach aus langen Zapfen herabträufelt, welche hie und da wie Eiszapfen an der Decke gereiht hängen und im Wiederschein der Lampen schön erglänzen. Die Steinkohlen selbst brechen in rechtwinkelichten Flötzen, welche in schiefer Richtung, wie lange viereckige Pfeiler oder Mauern, zwischen dem Gebirge lagern. Dies besteht aus Sandstein und Schieferthon. Der gewölbte Stollen ist 6400 Fuß lang, $7\frac{1}{2}$ Fuß hoch und meistens nur 5 Fuß breit. Der Bach hat meistentheils eine Tiefe von drei Fuß und führt oft Eisenocker mit sich. Die besten Steinkohlen des Schweidnitzer Bergreviers liefern die Gruben von Altwasser, Charlottenbrunn, Kohlau und Waldenburg. Hier befindet sich das königliche Bergamt des Fürstenthums Schweidnitz. Außerdem hat hier die Leinwandindustrie einen Hauptsitz mit den Institutionen eines Bleichgerichtes, so wie eines Leinwand- und Garnschauamtes. In Oberwaldenburg giebt's eine große Flachs- und Garnspinnerei, in Waldenburg auch noch eine Porzellanfabrik.

Nach Waldenburg führt ein Schienenweg von Breslau über Canth und Freiburg. Von der Station Canth werfen wir einen Blick nach dem in der Nähe gelegenen Krieblowitz, wo der greise Held Blücher am 12. September 1819 auf seinem Gute verschied. Seine Gebeine schlummern in einem vom Könige Friedrich Wilhelm IV. erbauten und 1853 eingeweihten großartigen Mausoleum. Mächtige Granitblöcke bilden eine viereckige Grabkammer mit einem runden Thurm, aus dessen Nische die kolossale, von Rauch modellirte Marmorbüste des Feldmarschalls hervorschaut. Die Kuppel besteht aus einem gewaltigen Deckstein von 13 Fuß Höhe und 24 Fuß Breite, der schon in den Jahren 1820 bis 24 auf dem Zobtenberge ausgehauen wurde, aber damals trotz aller Anstrengung nicht fortgeschafft werden konnte, da der Block nicht weniger, als 10 bis 12,000 Centner wog.

Der zweite Anhaltepunkt auf der Eisenbahn ist Mettkau.

Von dort bringt ein Personenwagen die Reisenden nach dem freundlichen Bergstädtchen Zobten (1950 E.), wo eine Zeit lang der Romanschriftsteller Van der Velde als Stadtrichter fungirte. Hier war es auch, wo im Frühling 1813 auf der Stätte einer Pappelgruppe an der Straße Lützow's „wilde verwegene Jagd" sich zuerst versammelte und nachher in der nahen Dorfkirche von Rogau feierlich zum Kampfe für's Vaterland eingesegnet wurde. Doch unser Augenmerk ist gerichtet auf den überall aus der Ebene hervortretenden „Wächter Schlesiens". So hat man den 2246 Fuß hohen Zobtenberg sehr passend bezeichnet. Durch frisches Laubgehölz gelangen wir an seinen Fuß und wandern vorüber an funfzehn Stationen oder Bildern aus der Leidensgeschichte Christi. Sie sind auf Holz gemalt und an Bäume genagelt. Dann geht's steiler hinauf über zahllos ausgesäete Felstrümmer. Etwa auf der Hälfte des Wegs erblicken wir rechts die große steinerne Bildsäule einer kopflosen Frauengestalt, die einen Fisch im Schooße hält, etwa im 12. Jahrhundert errichtet zum Andenken an den grausigen Tod einer Jungfrau. Diese war von der Herrin auf der vormaligen Zobtenburg nach der Stadt geschickt, um einen Hecht als Heilmittel für ihren erkrankten Lieblingsbären zu holen. Aber derselbe entlief der Gebieterin, fiel umherstreifend über die heimkehrende Magd an dieser Stelle her und riß ihr den Kopf ab. Eine andere Stelle weiter nach oben zu heißt „der Pumperfleckel", weil sie hohl klingt, wenn man mit dem Stocke darauf schlägt. — Jetzt haben wir die Höhe des Berges erreicht und sehen uns überrascht auf einer etwa 200 Schritt im Durchmesser haltenden Wiese, rings umgeben von Eichen, Buchen und Haselgebüsch. Auf einer kleinen Kuppe steht eine freundliche Kapelle. Eine Felsgruppe daneben wird als der höchste Gipfel des Berges angenommen. Sie ist aber bewachsen. Ein zweiter Gipfel, von jenem durch eine wohl dreihundert Schritt lange Vertiefung getrennt, besteht aus kahlen Felsblöcken. Dort entfaltet sich in malerischer Schönheit von Südost bis nach Nordwest die ganze prächtige Kette der mährisch-schlesischen Gebirge, aus welchen am fernen Horizonte der dreigipfelige Altvater hervorragt, weiterhin der große runde Schneeberg, die Heuscheuer, die hohle Eule mit der Fe-

stung Silberberg, dann das Riesengebirge mit seiner Koppe und dem Kamm bis zur Tafelfichte. Auf einem anderen Standpunkte hinter der Kapelle übersieht man das ganze von der Oder durchflossene Flachland. Man steht da gewissermaaßen auf einer vorgeschobenen Warthe und sieht Alles nahe in deutlicher Zeichnung ausgebreitet. Darin ist eben ein besonderer Vorzug dieses Gemäldes gegeben. — Den Namen des Zobten leitet man ab von dem slawischen Gora sobotka, d. i. heiliger oder Feuerberg; denn Sobudki bedeutet heiliges Feuer, was man mit den heidnischen Johannisfeuern in Zusammenhang bringt. Schon im ersten Jahrhundert nach Chr. soll hier eine Burg und ein heiliger Hain gestanden haben. Im Jahre 1103 gab der Polenherzog Boleslaw III. den Berg mit seiner Burg zu Lehen an den Dänen Peter Wlast, der aus seinem Vaterlande große, der Sage nach durch Seeräuberei gewonnene, Reichthümer mitbrachte, mittelst deren er viele Kirchen und Klöster baute. Auch auf dem Gipfel des Berges legte er 1108 ein Kloster der Augustiner an, welche aber schon nach vierzig Jahren des rauhen Klima's wegen zuerst in das Thal der Abtei Gorkau und dann in das Breslauer Sandstift übersiedelten. Peter Wlast selbst zog sich die Ungnade der Herzogin Adelheid von Polen zu, so daß sie den grausamen Befehl gab, ihm die Augen auszustechen und die Zunge auszureißen. Die Burg ging später als Forsteiburg an die Herzoge von Schweidnitz über. Im Jahre 1428 eroberte sie der Hussitenanführer Hans Cholda und trieb von dort aus Wegelagerung, bis die Breslauer und Schweidnitzer die bösen Gäste verjagten. Nachher setzte sich in den Mauern eine Räuberbande fest. Ihren Anführer nannte man Hammerschlag, da er die Häupter seiner Gefangenen durch drei Schläge eines schweren Hammers zu zerschmettern pflegte. Daher wurde das Raubnest 1471 mit Hülfe einer großen Schweidnitzer Donnerbüchse zerstört. Seitdem blieb der Zobten verödet, bis 1702 der Breslauer Augustinerabt Johann Sievert daselbst eine Marienkapelle erbaute, die aber im Laufe der Zeiten immer mehr verfiel und 1834 durch einen Blitzstrahl in Flammen aufging. Zu der neuen Kapelle wurde erst 1851 der Grund gelegt. Am Sonntag nach Mariä Heimsuchung zieht dahin aus der Stadt

Zobten alljährlich eine feierliche Procession, bei welcher Gelegenheit dann Zelte aufgeschlagen werden, um die zusammenströmende Menge zu erquicken. Auch die Breslauer Studenten pflegen hier zu Zeiten in Gemeinschaft eine große Burschenfeierlichkeit mit Klang und Sang zu begehen. Das Volk träumt von unermeßlichen Schätzen, die in unterirdischen Gemächern verborgen sind und wozu der Eingang nahe am Gipfel in einer kleinen, aus mehreren Steinblöcken gebildeten Höhle sich finden soll. Im Jahre 1570 entdeckte ein Schweidnitzer Bürger Johannes Beer die Oeffnung und wagte sich hinein. Er kommt an eine Thüre, welche mittelst einer Glasscheibe einen hellen Lichtschein aus dem Innern hindurchstrahlen läßt. Er klopft dreimal an, die Thür geht auf und er tritt in eine geräumige Höhle. Da steht eine kleine Orgel mit silberner und goldener Claviatur. Der Mann spielt darauf und es giebt einen gar wundersamen feierlich erhabenen Klang. Er schreitet weiter vor und sieht nun mitten in der Höhle einen runden Tisch. An demselben sitzen drei lange ganz abgezehrte alte Männer in ritterlicher Haustracht mit Baretten auf den Häuptern, das Antlitz geisterbleich, mit bekümmerten Mienen und zitternd. Vor ihnen liegt auf dem Tische ein großes goldbeschlagenes Buch in schwarzsammetnem Einband. Zu diesen drei Männern spricht Beer: pax vobis! (Friede sei mit Euch!) Darauf antworten die Alten aus einem Munde schauerlich: hîc nulla pax (hier ist kein Friede). Wiederum spricht Beer: pax vobis in nomine domini! (im Namen des Herrn!) Aber mit matter zitternder Stimme erfolgt dieselbe Antwort. Endlich spricht Beer zum dritten Mal: pax vobis in nomine domini nostri Jesu Christi! Darauf antworten die Alten gar nicht, sondern deuten auf das schwarze Buch und zeigen den Titel desselben, welcher lautet: liber obedientiae (Buch der Buße). Nun fragt Beer: „Wer seid ihr, Männer?“ Antwort: „Wir kennen uns selbst nicht.“ — „Was thut ihr hier?“ — „Wir erwarten mit Schrecken das jüngste Gericht und den Lohn unserer Thaten.“ — „Welche Thaten sind das?“ — Da weisen sie auf eine Seitengrotte, von welcher ein Vorhang sich wegzieht, und darin liegen und hängen allerlei tödtliche Waffen, Hirnschädel, Knochen und ganze Menschengerippe.

„Bekennet ihr euch zu diesen Werken des Mordes?“ — „Ja!“ — „Erkennet ihr sie für gut oder böse!“ — „Oh, böse, böse!“ — „Und sind sie euch von Herzen leid?“ — „Wir wissen es nicht! Frage nicht weiter!“ antworteten noch einmal die Alten und erzitterten heftiger denn zuvor. Johannes Beer empfand ein tiefes Grauen und verließ eilig die Höhle. Nie konnte er sie hernach wieder entdecken. So weit die Sage, welche schon Viele verleitet hat, hier nach Schätzen zu graben. Der Umgegend gilt der Berg als Wetterprophet; sein wolkenbedecktes Haupt verkündet Regen, seine lichtblaue und helle Farbe verkündet heiteres Wetter. Die Grundlage des Zobten und des ganzen darnach benannten Höhenzuges bildet der Granit, hier und da auch Gneus, überlagert von Serpentin und Urgrünstein. Der Berg ist fast durchgängig dicht bewaldet und zwar vorherrschend mit Buchen; auch giebt's schöne und große Eichen. Erdbeeren, Himbeeren und Heidelbeeren finden sich im Ueberfluß. Kahle Felsen sind selten und hinter Büschen versteckt; überall ein liebliches Grün. Das ganze Zobtengebirge ist reich an Laubholz. Dasselbe steht mit dem Riesengebirge in Verbindung, und seine höchsten Punkte sind außer dem Zobten der Geiers-, Költschner-, Ruhe- und Bruchberg. Diese Berge hängen durch kleine fortlaufende Kämme unter einander zusammen. In die größeren Wiesenthäler dazwischen sind Hütten verstreut, und es ertönt da das harmonische Glockenspiel der Heerden. — In der Nähe von Schweidnitz, wohin wir jetzt unsere Blicke werfen, gelangen wir aus dem Bereich der Höhen, Thäler und Auen auf eine fruchtbare Ebene.

Die am linken Ufer der Weistritz gelegene Festung Schweidnitz (14,500 E.), ehemalige Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthums, spielt eine Hauptrolle im siebenjährigen Kriege. Zweimal wurde sie von den Oestreichern erstürmt und zweimal von den Preußen wieder erobert. Im Jahre 1762 bedeckte sich der östreichische General Gribeauval durch seine geschickte Vertheidigung als Ingenieur mit Ruhm. Im Jahre 1807 fiel der Platz den Franzosen ohne viel Mühe in die Hände. Die von ihnen geschleiften Werke wurden später wieder hergestellt. Im dreißigjährigen Kriege drangsalte man hier die Leute durch's Schwert

zum Katholicismus. Nach dem westphälischen Frieden gestattete Ferdinand III. den Evangelischen in der Vorstadt eine der drei schlesischen Friedenskirchen zu bauen. Herzog Bolko II. gründete im Jahre 1330 die imposante katholische Pfarrkirche, deren 327 Fuß hoher Thurm für den höchsten in Schlesien gilt. Er besteht bis zum Glockenstuhl aus Quadern und ist in der oberen Hälfte dreimal mit Säulen übersetzt. Man steigt auf 320 Stufen bis zu einem Kranze, und dies ist das gewöhnliche Ziel der Reisenden, die sich der reizenden Fernsicht erfreuen wollen. In dem alten Rathhause zeigt man unter Anderm das sieben Fuß lange Vortrageschwert des Herzogs Bolko II. († 1368), das jetzt alljährlich beim Schützenfest paradiren muß. Im 16. Jahrhundert war der schwarze oder braune Schöps, ein Bier, berühmt. Jetzt bäckt man ein wohlschmeckendes „Steinpflaster", eine Art Pfefferkuchen. Unter den Fabrikaten der sehr gewerbthätigen Stadt zeichnen sich die Wagen und ziegenledernen Handschuhe aus. Die Straßen sind größtentheils breit und helle, der Markt schön. Hier lebte als Oberprediger Benjamin Schmolck († 1737), welcher viele Andachtsbücher in bilderreichstem Schwulst schrieb, wie schon die Titel besagen, z. B. „Geistlicher Pestweihrauch", oder: „Das in gebundenen Seufzern mit Gott verbundene Herz". Geboren ward hier der im vorigen Jahrhundert vorzüglich als Hanswurst auf der Bühne figurirende Schauspieler und Satiriker Stranitzky, Verfasser der „Olla potrida des durchgetriebenen Fuchsmundi" und des „Hanß Wurst, gedruckt in diesem Jahr" (1787). — Das Schlesierthal führt von hier zu den alterthümlich restaurirten Ruinen der um 1300 von Bolko I. erbauten Kiensburg, höchst malerisch auf einem 1387 Fuß hohen, schön bewaldeten Gneusberg gelegen.

Auf der Eisenbahn beschreiben wir nun einen rechten Winkel bis Freiburg. Die Spitze desselben bildet die Station Königszelt. Von da geht eine andere Verbindungsbahn nach Liegnitz über Striegau und Jauer (7500 E.). Letztere liegt in angenehmer Hügelgegend an der wüthenden Neiße und besitzt eine 1655 errichtete evangelische Friedenskirche. Das alte piastische Fürstenschloß ist Zucht- und Arbeitshaus geworden. Der dortige wöchentliche Getreidemarkt, der bedeutendste des Landes,

versorgt das ganze Gebirge. Man versendet treffliche Handschuhe und Bratwürste. Striegau (5100 E.), am Fuß der drei Strigauer Berge gelegen, ist eine mit hohen dicken Mauern umgebene, unregelmäßig gebaute finstere Stadt. Ihre katholische Pfarrkirche, die höchste in Schlesien, hat ein 184 Fuß hohes Dach; das Gewölbe ist halb so hoch. Ein paar Stunden südwestlich von hier erfocht Friedrich II. 1745 in der Frühe des 4. Juni einen Sieg über die Oestreicher und Sachsen, bei welcher Gelegenheit das preußische Dragoner-Regiment Baireuth durch seine außerordentliche Tapferkeit glänzte, indem es allein 20 östreichische Bataillone sprengte, 2500 Gefangene machte und außer einer Anzahl Kanonen noch 60 Fahnen eroberte.

Am Abhange des Gebirges treffen wir auf Freiburg (4000 E.), wo die Flachsspinnfabrik und Maschinenbau-Anstalt des Hauses Kramsta allein 600 Weber beschäftigt und seine Linnen in alle vier Weltgegenden versendet. Ein Omnibus bringt uns von hier aus nach Fürstenstein, dem vielgepriesenen Sitz des Reichsgrafen von Hochberg, der zugleich Fürst von Pleß ist. Das Ganze mit seinen mannigfaltigen Umgebungen kann im vollen Sinne des Wortes „romantisch" genannt werden. Eine 150 Fuß lange und 50 Fuß breite, mit Statuen geschmückte Brücke führt über einen Abgrund in das mittelalterliche großartige Schloß, welches unter Anderm eine bedeutende Bibliothek, so wie ein reich ausgestattetes Münz- und Naturalien-Cabinet enthält. Aus den Fenstern schweift der Blick mit Lust in die weite Ferne über Gebirg und Thal und Gefild. Aber in den hellsten Brennpunkt des Naturzaubers versetzt uns der Fürstensteiner „Grund": ein vom Hellebach durchrauschtes, von waldbewachsenen, wohl 300 Fuß hohen Steilwänden umschlossenes Felsenthal, welches an die Roßtrappe und den Rehberger Graben des Harzes erinnert. An seiner Breitseite steigt das sogenannte Riesenbett aus der Tiefe bis zu einer Höhe von 246 Fuß schroff empor. Statt alles Weiteren mögen hier die Worte eines weit gereis'ten Weltwanderers, des Fürsten Pückler-Muskau, einen Platz finden. „Wahrlich," ruft er aus, „Fürstenstein gehört zu dem Schönsten und Ueberraschendsten, das ich in Europa gesehen! Und nie werde ich das freudige Staunen vergessen, das mich

zu einem lauten Ausrufe des Entzückens hinriß, als ich beim Hinaufsteigen, mich glücklich verirrend, durch Zufall gerade von dem schönsten Punkte aus, dem sogenannten Riesenbett, den ersten Blick auf diese noch nicht geahnte und sich nun plötzlich in ihrer ganzen Größe vor mir entfaltende Herrlichkeit warf. Ernst rauschten um mich her die Wipfel eines dichten Waldes voll majestätischer Bäume; in schwindelnde Tiefe sank vor mir senkrecht die Steinwand hinab, wo in der weithin sich krümmenden Schlucht ein Waldbach vorüberströmt, bis ihm ein hoher, einzelnstehender Fels, den Weg versperrend, entgegentritt. Und wie von Geistern hingezaubert schwebt auf dieses Felsens Gipfel das königliche Schloß, frei in die blaue Luft sich emporthürmend und rundum mit Terrassengärten geschmückt, die, von Stufe zu Stufe herabsteigend, ihre Blumen tief unten in der kühlen Fluth zu baden schienen. Gegenüber aber ragt von einem noch höheren Berge, als Seitenstück des Schlosses, die Ruine der Alten Burg herüber, die lebendige Ahnentafel des hohen Geschlechts, das hier schon seit Jahrhunderten blüht. So ist die Nähe, und nicht minder bewundernswerth ist die entferntere Umgegend. Auf drei Seiten wird nämlich die Landschaft vom Gebirge umschlossen, und zwar in unendlich abwechselnderen und malerischeren Fernen, als dies in dem berühmten Thale von Rehberg sich darbietet, wo es zwar höher, aber bei weitem nicht so mannigfaltig und durchbrochen erscheint. Auf der vierten Seite schweift dagegen das Auge frei über die fruchtbarste Ebene, durch viele Städte und hunderte von Dörfern mit den reichsten Fluren belebt, welche am Horizonte wieder durch eine Reihe niedriger und anmuthiger Hügel bekränzt werden." — Aus dem „Grund" gelangen wir zu der erwähnten „Alten Burg", im Jahre 1800 nach dem Vorbild der 1775 hier zerstörten Raubburg aufgeführt und innerlich im alterthümlichen Geschmack ausstaffirt. In der Rüstkammer sieht man neben einer Menge mittelalteriger Waffen auch das Feldbett Friedrich's II. aus dem siebenjährigen Kriege. Vor der Burg befindet sich der Turnierplatz, wo im August 1800 bei der Anwesenheit Friedrich Wilhelm's III. und seiner Luise ein äußerst glänzendes Turnierfest von schlesischen Edelleuten mit allen Bräuchen des Mittelalters

abgehalten wurde. Von einem Felsvorsprung, dem „Luisenplatz“, übersieht man wohl am besten die Alte Burg mit ihrem röthlich grauen Gestein, die düstere Schlucht des Grundes und das leuchtende Schloß. Dies gehörte schon seit 1290 den Herzogen von Schweidnitz, gerieth 1428 und 29 in die Hände der Hussiten, wurde dann der Sitz einiger Raubritter und kam 1509 an die Grafen von Hochberg. Nach den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges trug man die Festungswerke ab und erbaute den vorderen Schloßflügel.

Von dem Gasthof neben dem Fürstensteiner Schlosse fahren täglich mehrmals Personenwagen nach Salzbrunn. Das Dorf ist über eine Stunde lang, und der Brunnen jetzt das am meisten belebte Bad in Schlesien. Seitdem hier 1834 die nachherige Königin von Preußen und 1838 die Kaiserin von Rußland mit ihrem zahlreichen Gefolge fürstlicher Personen verweilte, geht dahin alljährlich ein Hauptzug der vornehmen Welt. Man hat nach und nach Quellen entdeckt. Das alkalische Salzwasser heilt besonders Stockungen des Unterleibes, so wie Brust- und Lungenübel. Einladende Partien sind: die Glashütte Königswald, der Salzgrund, der Annenthurm mit seiner Warte und die Wilhelmshöhe mit ihrer Burg. — In einer halben Stunde fährt man von da nach Altwasser. Die sieben Quellen gehören zu den erdig-alkalischen Eisenwassern und wirken besonders wohlthätig auf das geschwächte Nervensystem. Unter den umgebenden Bergen erreicht die Vogelkuppe eine Höhe von 1828 Fuß mit höchst anziehender Fernsicht. — Nur kurze Zeit konnte ich den heilkräftigen Brunnen benutzen; aber die Erinnerung weilt noch heute gern in den Reizen seiner Wald- und Bergesfrische, so wie unter dem schattigen Lindengange seines Thales mit dem munter vorwärts stürmenden Polsnitzbache, der auch mir ein „Vorwärts!“ in die Seele rauschte.

Die Post brachte mich von Waldenburg nach Hirschberg. Unterwegs trifft man zuerst auf Gottesberg (2600 E.), eine offene, mit Schindeln gedeckte Stadt, auf einem Gneisberg 1733 Fuß hoch gelegen und die höchste Stadt im ganzen Königreich.

Weiterhin erblickt man links in der Ferne die ansehnlichen Gebäude der 1810 aufgehobenen und in eine Spinnanstalt verwandelten Cisterzienser-Abtei Grüssau, wo in der doppelthürmigen Stiftskirche eine der größten Orgeln, ein Mausoleum der piastischen Herzoge und bedeutende Fresken, in einem Forellenbach aber lauter blinde Fische sich finden. Dann folgt Landshut (4000 E.), 1250 Fuß hoch in der Mitte des Landshuter Gebirgskessels am Bober gelegen, welcher sich hier mit dem aus dem Grüssauer Thale herfließenden Ziederbach vereinigt. Auf einem Felsen der südlichen Vorstadt steht die 1711 nach dem Altranstädter Vergleich erbaute evangelische Gnadenkirche. Der durch treffliche Umschau sich auszeichnende Burgberg war einst der Träger einer vom Herzog Bolko 1286 gegründeten festen Burg. In der Nähe hat man Steinkohlengruben. An den Bergen und auf dem Felde umher finden sich häufig Carneole, Chalcedone, auch Achate, Topase und bisweilen schön rother Jaspis. Ungeachtet der Rauhigkeit des Gebirges baut man doch die meisten Arten Getreide. Das Klima ist sehr abwechselnd, und es fällt oft noch gegen Ende des Mai tiefer Schnee. Nicht selten wird der Hafer auf dem Felde beschneit, und man muß schon während der Ernte den Acker bestellen. Eben dadurch bleibt aber die Luft sehr rein und gesund. — Landshut ist aus dem siebenjährigen Kriege bekannt durch die Niederlage des preußischen Generals Fouqué. Am 23. Juni 1760 griff ihn Laudon mit 38,000 Mann des Morgens um zwei Uhr an. Seine 1500 Reiter schlugen sich mit einem Verluste von 500 Mann durch. Er selbst aber vertheidigte sich mit dem Fußvolk Schritt vor Schritt und wurde bis Abends 7½ Uhr von Höhe zu Höhe bis auf den Galgenberg gedrängt, wo er noch vier Stürme abschlug. Endlich wollte er sich über den Bober zurückziehen. Da sprengte die östreichische Reiterei sein schwaches Viereck, und um 9½ Uhr Abends mußte er sich mit 3 bis 4000 Mann, dem Rest von 10,500, gefangen geben.

Von Landshut aus fährt man beständig bergauf und bergab; doch merkt man deutlich, daß man immer höher kommt. Die Ausläufer des Riesengebirges, die sich bald amphitheatralisch um die lieblichen Thäler heumziehen, bald terrassenartig

über einander erheben, bald wellenförmig fortlaufen; die breiten Niederungen, in denen Städte und Dörfer wie gesäet erscheinen; die wogenden Kornfelder, die grotesken Felsenmassen und die öden Klippen; endlich in der Entfernung die Riesenkoppe mit ihren höheren Ketten: alles dies gewährt auf der ganzen Tour dem Auge eine unerschöpfliche Unterhaltung und vereinigt sich zu einem Totalüberblick auf dem 2233 Fuß hohen Landshuter Kamm, wohin die Kunststraße hinter Hohenwaldau allmählig ansteigt. Friedrich II. soll auf dieser Höhe jedesmal den Wagen verlassen und geäußert haben: „Es giebt nur ein Schlesien!" Die Schönheit der Landschaft tritt noch mehr hervor von den über 2888 Fuß hohen Friesensteinen, welche sich rechts präsentiren und aus großen, steil emporstarrenden Granitmassen bestehen. Nach Schmiedeberg zu fällt der Weg sehr steil ab, und der Postillion, neben dem ich Platz genommen, um die Gegend besser betrachten zu können, wußte mir von mancherlei Unglücksfällen der Fuhrleute zu erzählen, die im Winter auf der mit Glatteis bedeckten Chaussee zu Schaden gekommen. Er selbst aber fuhr, nachdem er den Hemmschuh angelegt, im sausenden Galopp thalwärts nach Schmiedeberg (3600 E.) hinein. Es gab schon 1148 hier Eisenhämmer, und man fertigte vorzügliche Sensen, Sicheln, Messer und später auch Donnerbüchsen. Daher der Name dieser Stadt. Jetzt beschränkt man sich auf die Fabrication von Leinwand und Taback. Der Eselsbach fließt hier durch das 1661 Fuß hohe Thal. Nur Gärten und Zäune, aber keine Mauern und Thore umgeben die Wohnhäuser, und überall auf den freieren Räumen sieht man im Hintergrunde die Kuppen der Berge hervorragen. Auf Waldwegen, die über die sogenannten Grenzbauden (einsame Gasthäuser des Gebirgs) führen, kann man von hier aus die Koppe in vier Stunden erreichen. Mir lag aber daran, zuerst noch die Thäler auf der Nordostseite kennen zu lernen.

Auf der Straße nach Hirschberg zu lockt zur Rechten steilab das Dorf Buchwald, wo der 1815 verstorbene Graf Reden, unterstützt von der günstigsten Oertlichkeit, einen wundervollen Park geschaffen. Die Natur hat da ihren Busen nächst Flur und Wald, Hügeln und Felsgruppen auch noch mit den

glänzenden Ketten von vierzig bis fünfzig Teichen geschmückt. Dazwischen fügte Menschenhand hinzu einen Wartthurm, die aus dem Gebüsch hervorlauschende Ruine Kesselsburg, die alterthümliche, von düsteren Fichten sich malerisch abhebende Abtei, ein Pavillon, Einsiedeleien und bunte Partieen der Blumen. Etwa eine Stunde nordöstlich von dort dehnt sich am Südfuße der beiden Falkenberge das große Dorf Fischbach (1350 E.) mit seinen zwei Kirchen aus. Das vielbethürmte Schloß soll im 12. Jahrhundert von den Templern erbaut sein. Prinz Wilhelm († 1851), der Onkel des Königs, verschönerte dasselbe mit vielem Aufwande. Den sehenswerthen Park ziert eine allegorische Statue des Prinzen Ferdinand, den Gipfel des weit über den Hirschberger Thalkessel schauenden Falkenbergs (2061 Fuß hoch) ein großes eisernes Kreuz, den Mariannenfelsen ein gußeiserner Löwe von Rauch. Der benachbarte Kittnerberg soll in seinem Bauche einen goldenen Esel beherbergen. Ist dieser aufgefunden, so wird Fischbach eine Stadt und der Finder erster Bürgermeister derselben, wie die Sage prophezeit. Die Poststraße führt uns weiterhin durch die Colonie der 1837 aus Tirol ausgewanderten evangelischen Zillerthaler und vorüber an Erdmannsdorf mit seinem prächtigen Königsschloß, dem vormaligen Besitzthum des Feldmarschalls Gneisenau. Daneben erheben sich die großartigen Gebäude einer Spinn- und Webefabrik der Seehandlung. Eine Stunde nordwestlich von dort trifft man auf Stohnsdorf, weit und breit berühmt wegen seiner Biere und überragt von dem Prudelberg, einem Felskegel, der sich aus grotesken Granitmassen emporthürmt. Die beste Aussicht hat man von der Rischmannshöhle, so benannt nach dem im Anfange des 17. Jahrhunderts hier lebenden Volkspropheten Rischmann. Seine Weissagungen sollen zum Theil noch in der Kirche des Dorfes Lomnitz (wo eine treffliche Orgel) aufbewahrt werden, und von diesen ist wenigstens die eine, daß der Zackenbach einmal still stehen werde, wiederholt (zuletzt 1811) in Erfüllung gegangen. Hieher wallfahrten häufig die Bewohner der anderthalb Stunden entfernten Kreisstadt

Hirschberg (8000 E.). Sie soll schon zu Anfang des 11. Jahrhunderts begründet sein und gilt für die wichtigste

Gebirgshandelsstadt in Schlesien. Die bis 1806 blühende Schleierweberei (man versteht unter „Schleier“ hier eine eigenthümlich feine Leinwand) ist seitdem in Verfall gerathen. Jetzt hat man statt derselben Leinwandbleichen; auch fabricirt man Tuch, Porzellan, Champagner und raffinirt Zucker. Die lindenumschattete evangelische Gnadenkirche wurde zufolge der Altranstädter Convention nach dem Muster der Stockholmer Hauptkirche in Kreuzesform aufgeführt. Die Decke der Kanzel hing früher an einer einfachen eisernen Stange, die man mit blauer Seide umwand, nachdem ein daran herabfahrender Blitzstrahl den Prediger mitten in seiner Predigt erschlug. Trefflich ist die Orgel und ein Brustbild Luthers von Schadow. Der umgebende Friedhof enthält einige ansehnliche Denkmäler. Die Gebäude am Ring (Markt) haben sämmtlich Arcaden. Die Stadt besteht eigentlich aus einer sehr langen Straße mit einigen Nebengassen und Vorstädten. Im Uebrigen macht sie sich mit ihren vielen Thürmen ganz stattlich und spricht den Reisenden freundlich an durch ihre Sauberkeit, mehr aber noch durch ihre höchst angenehme Lage zwischen Gärten und sanft niedergehenden Bergen. Auf dem dicht bepflanzten Cavalierberge erfreute ich mich an einem heißen Tage des kühlen Schattens der Laubgänge, mehr noch der Aussicht auf die Koppe, deren hellbläuliche Farbe heiteres Wetter verhieß. Auf dem Hausberg findet man die Reste einer ehemaligen Burg. An seinem Fuß stürzt der Zacken in den Bober. Am Zacken entlang zieht sich eine Allee nach Warmbrunn (3000 E.), bekannt durch seine dampfenden heißen Schwefelquellen, die sich gegen Rheumatismen, gichtische Lähmungen, Hautausschläge und gewisse delicate Krankheiten besonders heilkräftig erweisen. Unter den vielen eleganten Gebäuden zeichnet sich das Schloß des Reichsgrafen Schafgotsch aus, dem fast das ganze Riesengebirge gehört. Sehenswerth ist die 1403 gestiftete Kirche zu St. Johann dem Täufer mit der vormals zu Grüssau gehörigen Cisterzienser-Propstei, wo die gräfliche Bibliothek von 50,000 Bänden nebst einer Sammlung von Naturalien, Landkarten und Münzen sich befindet. Als Merkwürdigkeit zeigt man unter Anderm eine 99 Ducaten schwere Goldmünze und einen kostbaren türkischen Säbel, den der Polenkönig

Sobiesky bei dem Entsatze von Wien erbeutet, so wie die Bildnisse eines greisen Temeswarers und seiner Frau, welche beide hier in einem Alter von 172 und 163 Jahren starben; ein Sohn wurde 116 Jahr alt. Die Einwohner des Fleckens sind Schleierweber und Bleicher, fertigen Knieholz- und niedliche Pappwaaren, liefern auch als Glasschleifer und Steinschneider ganz vorzügliche Sachen.

Dreiviertelstunden südwestlich von Warmbrunn entfernt, erhebt sich über Hermsdorf (1500 E.) der Kynast, ein von Nadelgehölz bewaldeter Granitkegel. Er hat eine Meereshöhe von 1847 (n. A. nur 1600) Fuß, steigt demnach etwa 600 Fuß über die benachbarte Fläche, und trägt auf seinem Rücken die weißgrauen, in die Ferne schimmernden Trümmer der Burg Kynast. Sie wird schon 1278 als Jagdschloß erwähnt. Im Jahre 1292 befestigte sie Herzog Bolko I. von Schweidnitz und Herzog Bolko II. von Jauer-Schweidnitz verlieh dieselbe 1360 seinem ritterlichen Waffenträger Gottsche (abgekürzt aus Gotthard) Schaf oder Schoff, welcher sich bei der Belagerung Erfurts durch seinen Heldenmuth hervorgethan hatte. Dieser Name wurde später in Schaffgotsch verändert. Der hochgelegene wohlbefestigte Kynast widerstand sowohl den Hussiten 1426, als auch den Schweden im dreißigjährigen Kriege. Die Grafen residirten hier öfter, bis 1675 ein Blitz in den Thurm schlug, und die Flammen Alles in eine Ruine verwandelten. Doch ist der vierzig Ellen hohe Thurm wieder zugänglich gemacht. — Ein bequemer Fußpfad führt von Hermsdorf hinauf. Man kommt da vorüber an dem sogenannten hohlen Stein, einer sechzig Fuß langen Felsenhöhlung am nordwestlichen Abhang. Meinem Führer folgend, stieg ich da in ein enges, senkrecht eingehendes Loch von sechszehn bis zwanzig Fuß Tiefe, welches durch übereinander gestürzte Felsen gebildet war und einem verfallenen Brunnen glich. Hier überzeugte ich mich, daß die Oberfläche dieses Berges größtentheils aus einzelnen, regellos über einander liegenden Granitblöcken besteht, ganz so, wie es bei den meisten kleineren Felsen in der Umgegend von Hirschberg wahrgenommen wird. Noch deutlicher tritt dies zu Tage in der sogenannten Höhle, zwischen dem Kynast und dem Hartenberge, wo man aus einem engen

Grunde die ganze Menge der Kolosse, welche die Ruinen stützen, senkrecht über sich schweben sieht. Der hohle Stein mit seinem durch Strauchwerk verdeckten Eingang diente in Kriegszeiten als Asyl für die Umwohner, und ein Weg geht hindurch zur Burg. Man wandert etwa dreißig Schritt im Dunkeln, bis man an einer zu erklimmenden Oeffnung an's Tageslicht gelangt. Nach dieser Höhle zogen sonst alljährlich die Hermsdorfer am Sonntage Lätare, dem sogenannten Todtensonntage, mit einem Strohmann, der als Symbol des Winters zur Feier des beginnenden Frühlings nach altem heidnischen Brauch verbrannt wurde. Auch Johannisfeuer zündete man vormals auf dem Kynast an. Auf der Südseite des Berges finden sich zwei in den Granit eingearbeitete, halbzirkelförmige Nischen, 2½ Fuß hoch und 2 Fuß im Durchmesser, welche sehr passend für das Aufstellen heidnischer Götzenbilder dienen konnten, und in der Nähe eine kesselartige, acht Fuß breite Vertiefung mit einer Rinne, wie dergleichen öfter auf germanischen Felsaltären vorkommen. Zwei ähnliche Kessel von zwei Fuß Durchmesser und sechs Zoll Tiefe bemerkt man über dem hohlen Stein. Weiter oberwärts von hier trifft man die „Wachtsteine", wo früher eine Warte stand. Auf dem ziemlich steilen Pfade erreicht man endlich den Gipfel, und die Reisenden werden, so bald sie durch das alte Wachthaus auf den freien Raum des Burgplatzes treten, mit Trommelschlag begrüßt. Der Burgwart zeigt darauf die Reste der Kapelle, des Trinksaales und mehrere Gemächer, das Burgverließ, die Küche, Pferdeställe, Pulverkammern, die Brunnen und das Burggärtchen. Eine bequeme Wendeltreppe führt auf den wohlerhaltenen Thurm. Die Aussicht von da gehört zu dem Schönsten, was Deutschland diesseit der Alpen darbietet. Hier, wie ein wogendes grünes Meer, das mit Hügeln und kleineren Bergen bedeckte Thal von Hirschberg bis hinauf nach Schmiedeberg, dort jener weite, vom Zacken durchblitzte Teppich der Ebene, ringsum eine Kette hoher Berge mit dem erhabenen Riesengebirge, hin und wieder eine einzelne Kuppe aus dem fernen schlesischen Tiefland auftauchend, und überall das reizende Gemisch der Flecken und Dörfer, der Felder, Auen und Weiher, der Waldungen und Gebüsche. Ein am Fuße des Berges gelöst'ter Böl-

ler weckt in den Schluchten umher ein vielfach wiederholtes Echo. Von oben wirft man auch einen Blick auf die verhängnißvolle Burgmauer, an welche sich die Sage vom Burgfräulein Kunigunde knüpft. Um die Hand derselben, als der schönen Erbin großer Besitzungen, bewarben sich nach dem Tode ihres Vaters zahlreiche Freier. Sie wollte aber nur demjenigen angehören, welcher den Muth habe, das Schloß auf der äußersten Burgmauer zu umreiten. Mehrere büßten das Wagestück mit dem Leben; denn leicht strauchelte das noch so sichere Roß, und dann war an Rettung von dem Sturze in den nahen Höllen-Abgrund nicht mehr zu denken. Das schreckte die Bewerber auf längere Zeit zurück; doch endlich erschien mit seinem Knappen ein unbekannter Ritter von edler Gestalt und Bildung und erbot sich, die gefahrvolle Probe zu bestehen. Diese hätte ihm das Edelfräulein gern erlassen; denn wie für keinen Andern erglühte ihr Herz für ihn, und im Geheimen zitterte sie für sein Leben. Doch Jener verharrte bei seinem Entschluß, und keine Vorstellungen, keine Bitten konnten ihn zurückhalten. Der Ritt begann. Bedachtsam schritt das kluge Roß auf der schmalen Zinne fort und gelangte auch glücklich an's Ziel. Jauchzend bewillkommnete man den muthigen Helden. Kunigunde eilte ihm voller Freuden entgegen und bot ihm Hand und Herz an. Doch er wandte sich ab, wie bei Schillers ähnlicher Dichtung vom Handschuh, überschüttete sie mit bitteren Vorwürfen ob ihres eitelen Uebermuthes, der schon manchen braven Jüngling in den Abgrund gestürzt, und erklärte, daß er (es soll ein Landgraf Adalbert aus Thüringen gewesen sein) längst mit der trefflichsten Frau verbunden sei; aber um die Ehre der deutschen Ritterschaft zu retten, habe er sein Pferd gewöhnt, allmählig auf immer schmaleren Pfaden zu gehen, bis er seines Triumphes gewiß gewesen sei. Das gedemüthigte Fräulein soll sich darauf verzweiflungsvoll von der Mauer herabgestürzt oder doch vor Gram alsbald verzehrt haben. Nach einer erfreulicheren Version der Sage verlangte der Landgraf, von ihrer aufrichtigen Reue überzeugt, daß sie zur Sühne für ihre Verschuldung an dem Tode so vieler edlen Jünglinge seinem Knappen die eheliche Hand reichen solle, der nach einem Mondwechsel um sie werben

werde. Der Knappe erschien, und siehe, es war der junge und schöne Ritter Hugo von Ehrbach, derselbe, welcher schon früher zuerst den kühnen Ritt um die Mauer versucht und in den Abgrund gestürzt, doch wunderbar erhalten war, was indeß unbekannt blieb. Dieser führte die Braut heim und lebte mit ihr lange und reich beglückt. — Noch erzählt man von einem Edelknappen, der sich sterblich in die wunderschöne Herzogin Elisabeth von Liegnitz verliebt hatte. Als diese seine blinde Leidenschaft gewahr wurde, gab sie ihm ihre Mißbilligung zu erkennen. Er aber sah für sich auf Erden kein Heil mehr. Nun geschah's, daß bei einem Besuche des herzoglichen Paares auf dem Kynast mitten unter den Lustbarkeiten und Spielen auch das schwierige Erklettern der Thurmzinne von der äußeren Mauer des Schlosses aus versucht wurde, um dort einen Becher auf das Wohl der Geliebten zu leeren. Nur jenem Edelknaben gelang es, das Ziel zu erreichen. Der Burgwart reicht ihm den Becher. Hastig ergreift er ihn, schaut unverwandten Blickes nach der Herzogin und ruft, indem er den Becher schwingt: „Elisa lebe hoch, die Herzogin! Ihr weih' ich mich im Leben und im Sterben!" Damit leert er den Becher in einem Zuge und stürzt sich dann in die Tiefe des Höllengrundes. — Von dem Thurm wird erzählt, daß darin einst lange ein Ritter gefangen gehalten wurde. Vergebens erflehte seine Gattin die Freiheit des Gemahles von dem Burgherrn. Da bittet sie, jenem wenigstens ein von ihrer Hand gebackenes Brot darreichen zu lassen. Das wird unbedenklich gewährt; doch in dem Brote sind Feilen und Stricke verborgen, mit Hülfe deren es dem Ritter gelang, sich von dem Thurm herabzulassen und zu der treuen Gattin heimzukehren. — Endlich erwähnen wir noch das vorher verkündigte Schicksal eines Burgherrn. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges war nämlich Graf Ulrich von Schaffgotsch commandirender kaiserlicher General in Schlesien. Dieser kam im Jahre 1635 nach dem Kynast, um mit guten Freunden seinen Geburtstag zu feiern. Dazu gehörte auch der Giersdorfer Pfarrer M. Thieme, ein eifriger Astrolog. Während des Festes kommt das Gespräch auf das mit dem Stande der Gestirne zusammenhängende Schicksal, und da man scharf auf ihn los geht, so prophezeit der Geistliche

dem Grafen einen gewaltsamen Tod durch kaltes Eisen. Dieser ist gerade nicht zugegen, erfährt es aber bald und läßt zum Scherz ein Lamm bringen. Magister Thieme muß trotz aller Weigerung auch das Schicksal des Lammes nach seiner Geburtsstunde berechnen und erklärt, es werde von einem Wolfe gefressen werden. Darauf befiehlt der Graf insgeheim, dasselbe sogleich zu schlachten und es nachher, wenn die Gesellschaft von der Jagd zurückgekehrt sei, beim Mahle als Braten aufzusetzen. So hofft er, über die eingebildete Weisheit des Astrologen triumphiren zu können. Am Abend setzen sich die Gäste zu Tische, und der Graf fragt nach Lammsbraten. Da erscheint der Koch und meldet, daß der alte gezähmte Hauswolf, der so oft zur Zufriedenheit der Herrschaft den Braten am Spieße gewandt, diesmal bei der Verwaltung seines Amtes von einem unwiderstehlichen Heißhunger ergriffen sei und das Lamm am Spieße aufgefressen habe. Eiskalt rieselts bei dieser Nachricht dem Grafen über den Rücken, und alsbald ereilte ihn sein grausiges Schicksal. Er wurde beim Kaiser angeschwärzt, als habe er, weil er Protestant sei, ein geheimes Einverständniß mit den Schweden unterhalten. Man forderte ihn vor das kaiserliche Gericht zu Regensburg, und in demselben Jahre 1635 fiel sein Kopf unter dem Schwerte des Henkers, obgleich er noch in der Todesstunde bei der Behauptung seiner Unschuld verharrte.

Von Hermsdorf ging ich über Krummhübel mit zwei jungen Leuten zur Koppe. Der erste interessante Punkt ist hinter dem großen, hübsch am Fuße des Hochgebirges erbauten Seidorf die Annen-Kapelle am westlichen Abhang des Gräberberges, wo man einer reizenden Aussicht genießt. — Das Dorf Krummhübel ist bekannt als Hauptsitz der sogenannten Laboranten oder Kräuterhändler, welche in dem ganzen Gebirge Kräuter für sich sammeln lassen und daraus Arzeneien, Thee, destillirte Wasser und allerhand Essenzen bereiten. Mehr interessirte uns bei dem benachbarten Baudendorf Brückenberg die einsam auf einer 2430 Fuß hohen Bergplatte stehende uralte norwegische Kirche Wang. Sie stand früher bei Drontheim und sollte abgebrochen werden. Da ließ der kunstsinnige König Friedrich Wilhelm IV. sie ankaufen und im Sommer 1842 hieher transportiren. Sie

stammt aus dem 12. Jahrhundert, ist nur klein, aber sehr niedlich. Sie besteht ganz aus Holz mit vielen seltsamen, aber doch ganz geschmackvollen Schnörkeln, welche hin und wieder einige Aehnlichkeit mit Schiffsschnäbeln verrathen. Rings um die Wand läuft im Innern noch ein eigenthümlicher Umgang. Auf dem angrenzenden Platze steht neben einander das Schul- und Predigerhaus. Alles ist sehr sauber, auch mit Blumen gehalten und macht den äußerst wohlthuenden Eindruck einer friedlichen Abgeschlossenheit, die sich bei alledem vor der schönen Gotteswelt keineswegs verschließt; denn auf der Seite des Friedhofes schweift das Auge mit Lust über den ganzen terrassenförmig sich senkenden Abhang des Gebirges bis hinab auf Erdmannsdorf, Hohen-Zillerthal und Schmiedeberg.

Durch den dunkelen Fichtenwald ging es nun immer steiler bergan, und das mühsame Emporklimmen über Felstrümmer und Wurzelwerk kostete manchen Schweißtropfen. Plötzlich erscholl aus dem Gebüsch zur Linken ein helles Jodeln. Es war ein Studiosus, ein langer Pommer, der sich an uns anschloß. Er stand auf einem gewaltigen Granitblock und schaute von da frei und fröhlich in's Weite. Ich kletterte ebenfalls hinauf und bemerkte sogleich, daß ein Gewitter im vollen Anzuge sei. Das spornte uns zur größten Eile an. Schon rollte lauter über unseren Häuptern der Donner; schon fielen die ersten schweren Tropfen: als wir noch eben zur rechten Zeit die Hampelbaude mit einem „Hurrah!" sturmlaufend, erreichten. Diese Baude liegt jenseit des in mancherlei kleinen Cascaden niedergehenden Seifenwassers (der Zuname „Seifen" deutet auf eine vormalige Goldwäsche hin) und zwar an dem ungemein steilen Westabhange der Seifenlehne 3786 Fuß hoch. — Während wir uns hier durch ein frugales Mahl restaurirten, verbraus'te draußen das Donnerwetter. Das Blau des Himmels kam wieder zum Vorschein, und wir traten in's Freie, um uns den benachbarten kleinen Teich anzusehn. Das ist ein äußerst romantischer Punkt des Hochgebirges. Man denke sich den Spiegel eines ziemlich ovalen Teiches, etwa eine Viertelstunde im Umfang und 5654 Fuß hoch gelegen in einer Schlucht, welche auf drei Seiten von schroff abfallenden Felswänden eingeschlossen ist: westlich

und südlich der Kamm des Lahnberges, östlich der Abhang der Seifenlehne. Der Ernst dieser Felsen wird indeß durch Gras und Strauchwerk gemildert. Auf der vierten Seite öffnet sich die Schlucht und verstattet die Aussicht auf das niedere Gebirge und die blauenden Ebenen am Horizont. Uns lag nur ein Theil dieser Aussicht klar vor Augen; aber dafür entschädigte das Bild eines prachtvollen Regenbogens, dessen leuchtende Farben auf dem schwarzen Dunkel der thalwärtsziehenden Gewitterwolken einen zweiten schwächeren Bogen als Wiederschein hervorlockten. Zu diesem Anblick nehme man das Rauschen eines von den Felsen in Absätzen niederschäumenden Baches und das Idyll einer friedlichen, am Ufer des Teiches stehenden Baude, in deren Nähe einige Bäume und Ziegen, die das fette Gras behaglich abweideten. Vier große und mehre kleinere Quellen ergießen sich in den Teich, und das Wasser fließt fast unmerklich zwischen Granitblöcken ab. Es ist sehr rein und beherbergt die schmackhaftesten Forellen. Die Breite des Spiegels beträgt 500 Fuß, die Länge 770 Fuß, die Tiefe 5 bis 21 Fuß. — Nördlich davon befindet sich der große oder schwarze Teich, 550 Fuß breit, 1756 Fuß lang und am Südufer 5 bis 70 Fuß tief. Er enthält weder Insecten, noch Fische, und aus seinem Abfluß entsteht die große Lomnitz. Er liegt 3786 Fuß hoch in einer von Lahn- und Dreistein-Berg gebildeten Schlucht. Mächtige Steindämme, bewachsen mit Knieholz, umsäumen ihn, und ein Theil davon zieht sich bis in die Mitte, wo man die Koppe vor sich sieht. Das Ganze trägt den Stempel des Wild-Schauerlichen.

Wir kehrten nun wieder nach unserer Hampelbaude zurück, und da inzwischen die Sonne bereits untergegangen war, so fragte es sich, ob wir den Weg bis zur Koppe auch am Abend wagen durften, ohne nachfolgende Regenschauer befürchten zu müssen. Meine Gefährten, junge Leute, die sich immer gern etwas versuchen, bezeigten große Lust dazu; auch mir lag sehr daran, in der angenehmen Hoffnung, früh am anderen Morgen den Sonnenaufgang zu erleben. Der Wirth warnte uns freilich; aber meine angestellten Beobachtungen der Wolkenzüge fielen günstig genug aus; auch erklärte sich unser Führer bereitwillig, und nun ging's denn frisch vorwärts. Je höher wir

stiegen, desto schärfer fuhr uns ein eisig kalter Wind durch alle Glieder, und einige zerstreute Gruppen des niedrigen Knieholzes konnten uns dagegen keinen Schutz verleihen. Deshalb war auch an kein Ausruhen zu denken, obgleich wir sämmtlich von Schweiß trieften. Ich fühlte mich aufs Aeußerste angegriffen und begrüßte mit Freuden den Fuß der eigentlichen Koppe. Das Emporklimmen an dieser ungemein steilen, mit Steinblöcken überschütteten, zuckerhutförmigen Spitze wäre noch viel mühsamer gewesen, wenn man nicht gerade auf dieser Seite einen bequemen Schlangenweg angelegt hätte. Endlich erreichten wir, glücklich verschont von einer nässenden Wolkentaufe, den ersehnten Gipfel. Es mochte eilf Uhr Abends sein; jedoch wurden wir bei der fortdauernden Dämmerung der Sommernacht von der Dunkelheit wenig gewahr, nur daß hin und wider einzelne, vom Winde gejagte Dunsthaufen, wie schwarze Gespenstertrupps, an und über uns vorüber saus'ten. Nach einigem Klopfen erschien der Wirth und wir traten in die geräumige Behausung ein. Unser Begehren einer warmen Tasse Thee's oder Kaffee's wurde mit einem Achselzucken erwiedert, und wir nahmen demnach unsere Zuflucht zum Ungarwein. Der mundete ganz köstlich, und bis weit über Mitternacht hinaus sprachen wir der Flasche zu. Dann nahm uns ein weiches Federbett auf. Unter dem feuchten Hemde zog ich eine lange wollene Jacke auf den bloßen Leib an, hüllte mich in mein mitgenommenes Laken, und schlief nun sanft und süß bis zum folgenden Morgen.

Beim Erwachen war unsere erste Frage nach dem Wetter. „Nebel! Alles umher dicker Nebel!“ lautete die niederschlagende Antwort. Verdrießlich warfen wir uns in den Pfühl zurück. Meine Gefährten hatten schlecht geschlafen und gar nicht erst warm werden können, empfanden auch nach dem Aufstehn immer noch ein leises Frösteln. Ich befand mich dagegen (Dank meiner Vorsicht) sehr wohl, obgleich mir die heitere Laune bei dem Anblick des uns umwogenden weißgrauen Dunstmeers allerdings einigermaßen verging. Draußen war es bei scharfgehendem Winde ein förmliches Nebelgeriesel und blieb auch so. Inzwischen steigt die Zahl der neu hinzu kommenden Gäste

wohl bis auf zwanzig oder dreißig, welche unser langer pommerscher Studiosus jedoch sämmtlich um eines Kopfes Länge überragte. Es wurde wegen des Nebels viel hin und her gesprochen. Als die Mittagsstunde ohne die gehoffte Aufhellung vorüberging, entfiel den Meisten der Muth, und sie wollten wieder von dannen ziehen. Ich vertröstete die Menge indeß noch auf die Stunde zwischen eins und zwei Uhr, wo in trüben Wintertagen sich oft noch einige blauende Stellen am Firmamente zeigen; außerdem aber hatte ich, und das war mein Hauptmotiv, ein allmähliges Uebergehen des Windes von Westen nach Norden bemerkt. So war es ein Viertel auf zwei Uhr geworden. Da blies stärker der Wind, und plötzlich lichtete sich an einer Stelle die graue Wand. Sie ward durchbrochen, und der helle Sonnenstrahl fiel triumphirend durch die Lücke herein. Wir genossen nun des herrlichsten Schauspiels. Die geballten Nebelmassen befanden sich, wie die Colonnen eines im heftigsten Kampf begriffenen Heeres, in gährender, schneller Bewegung. Ein neuer Windstoß kam und rollte den Vorhang des Theaters theilweis auf, und wir erblickten, wie durch ein Fenster, das farbenreiche Gemälde einer entfernten Landschaft, gefaßt in den Rahmen des weißgrauen Nebels. Jetzt flog gejagtes Gewölk darüber hin; doch dort zerriß abermals der Schleier, und es enthüllte sich ein anderes Zauberbild, und immer wechselte das Entstehen und Verschwinden dieser wundervollen Erscheinungen, bis endlich die Macht des Windes gänzlich siegte und die Atmosphäre über uns und um uns sich erheiterte. Jetzt nur noch ein paar Minuten, und die Wolken waren allesammt zurückgeworfen; sie flohen, sie wurden in die Tiefe gestürzt. Während die leichteren zu den dünnen Fäden des fliegenden Sommers zerflatterten, blieben einige der schwersten am Fuße der Koppe hängen, und wir standen über ihnen, gleichsam schwebend auf den Thurmzinnen einer Himmelsburg, unsere Augen mit wahrer Lust weidend an den verschiedenen Abtheilungen dieses allseitig vor uns aufgeschlagenen bunt colorirten Atlasses. Der Umfang des Gesichtskreises mag gegen hundert Meilen betragen. Bei klarem Wetter unterscheidet man deutlich mit dem Tubus Breslau, das Kloster Leubus, Prag und die Landskrone bei Görlitz. So weit konn-

ten nun freilich unsere Sehwerkzeuge nicht reichen, da ein leichter Sommerrauch den fernen Himmelssaum umflorte; aber nichtsdesto weniger fühlten wir uns durch das aufgeschlossene Panorama vollkommen befriedigt. Welch ein schönes, aus den beiderseitigen Ebenen hervorspringendes Relief des Gebirges, durchädert von Flüssen, bedeckt mit Seen und Teichen, Städten, Dörfern und isolirten Hütten! Welch ein Gewimmel dieser Felsspitzen, Kuppen und Kämme! Welch eine reiche Mannigfaltigkeit dieser tausendfach verzweigten Höhenzüge mit den verschiedenen Schattirungen ihrer Rücken und Seiten, ihrer Thäler und Gründe! — Die Meereshöhe der Schnee- oder Riesenkoppe beträgt 4955 (n. A. 4929) Fuß. Im Westen drängt sich am Riesengebirge entlang ein Gipfel an den andern, so die kleine und große Sturmhaube, das hohe Rad (4689′), der Reifträger, die Tafelfichte (3546′). Der Abfall ist nach Schlesien hin steiler, auf der böhmischen Seite mehr allmählig gesenkt und durch zwischen lagernde Gruppen vermittelt, deshalb auch ausgedehnter. Die Aussicht dahin wird durch den Born- oder Brunnberg (4680′, auch die kleine oder schwarze Koppe genannt) beschränkt, so daß man erst mehrere Meilen über seinen Gipfel hinaus das Land erblickt. Dagegen schaut man südwärts, grade nach Böhmen zu, unmittelbar von der Koppe in die grausige Tiefe des Aupen- oder Riesengrundes hinab. Die Koppe hebt sich über denselben mehr als 2000 Fuß und über den Riesenkamm 900 Fuß. Die Koppe selbst ist ein abgestumpfter Granitkegel, überschüttet von zahllosen Gneus- und Glimmerschieferblöcken. Den Gipfel bildet ein kleines Plateau von 220 Fuß Länge und 150 Fuß Breite. Quer über diese Scheitelfläche geht die schlesisch-böhmische Grenze. Noch auf schlesischem Gebiet steht die 1668—81 vom Reichsgrafen Christoph Leopold Schaffgotsch erbaute, dem heiligen Lorenz geweihte Koppenkapelle, worin früher alljährlich fünfmal Gottesdienst gehalten wurde. Die Mauern dieses steinernen Gebäudes sind $4^1/_2$ Fuß dick und ungemein fest. Es hat das Ansehn eines runden Thurmes mit kegelförmiger Spitze, ist 40 Fuß hoch und hält 26 Fuß im Durchmesser. Seit 1824 diente es als Herberge für Gebirgswanderer, bis im Anfang des letzten Decenniums daneben ein sehr geräumiges Wirthschaftsge-

bäude aus Holz aufgeführt wurde*). Im Uebrigen erscheint die Koppe völlig kahl; nur an ihrem Fuße bemerkte ich etwas dürres Knieholzgesträuch zwischen dem Gestein. Dies ist mit isländischem Moos und großentheils auch mit Veilchenmoos überzogen; das wohlriechendste findet sich nahe am nordöstlichen Gipfel.

Ehe wir diesem höchsten Berge des nördlichen Deutschlands Lebewohl sagten, schrieben wir unsere Namen in's Koppenbuch. Auf den Blättern desselben wechseln natürlich die Empfindungen der Koppenfahrer, wie Schatten und Licht. Wir aber wollen uns hier weder bei den mancherlei schlechten und guten Witzen, noch bei den Jeremiaden über getäuschte Erwartungen aufhalten, sondern bei dieser Gelegenheit noch ein paar anziehende Skizzen glücklicher Koppenfahrer, die wir anderweitig lesen, hinzufügen. H. Herloßsohn berichtet: „Ueber uns lichtete sich der ganze Himmel; er hing azurblau über der ganzen Koppe. Das Nebelmeer hatte sich bis an den Fuß des Kegels gesenkt und umkränzte diesen hin und wieder wallend, wie unstete Wogen. So erschien der Kegel mit der Kapelle, wie eine Insel im Ocean oder wie ein gewaltiges Schiff, und wir waren die Segler darauf." Christian Weiß schildert einen Sonnenuntergang mit folgenden Worten: „Großes unbeschreibliches Schauspiel! Herabsinken der Ruhe auf den ermüdeten Erdkreis! Leise verschwinden allmählig die Endpunkte der Aussicht in Nebel. Ein dünner Flor steigt da und dort aus den Thälern und verbreitet sich über die Gegend. Immer mehr wächst im Morgen der meilenlange Schatten des Riesenberges. Noch einmal flattert eine Schneelerche um den einsamen Gipfel; noch einmal ruft ein Kuckuck unten im Walde. Jetzt verbirgt sich die Sonne auch mir. Der letzte röthende Strahl zerfließt in der kühlen Luft, und die Sterne treten am schwarzblauen Himmel hervor. Großes heiliges Schweigen der ganzen Natur! Friede auf Erden! — Es war völlig Nacht, da ich wieder am Fuße der Koppe stand. Die Tiefe des Riesengrundes war unabsehbar. Ernst

*) Dies Wirthschaftsgebäude ging leider durch die Hand mißgünstiger Bosheit zu Anfang des Jahres 1858, wo die Bewohner während des rauhen Winters den Ort verlassen müssen, in Flammen auf.

und dunkel standen die alten Berge um mich her, und von der Wiesenbaude schimmerte ein Licht still herüber."

Der Riesengrund und die Wiesenbaude war mein nächstes Ziel. Nachdem ich an den Fuß der Koppe gekommen, ließ ich dieselbe zur Linken, und stieg dann in den Aupen- oder Riesengrund hinab auf einem Fußsteige, den Viele nicht auf Händen und Füßen wagen würden, wo aber doch täglich die böhmischen Baudenleute mit ihren Kraksen oder hölzernen Tragen auf- und niedersteigen, um Kohlen, Butter und Käse zum Verkauf über die Grenze zu bringen. Der Riesengrund zieht sich südwärts unter der Koppe nach Böhmen hinein. In denselben stürzt vom Brunnberg (so genannt wegen seiner vielen Quellen) die Aupe hinab, welche sich in der Tiefe durch einige andere Quellen verstärkt und darauf als ein ganz ansehnlicher Bach nach Groß-Aupe fortstürmt. An dem Ostabhange des Brunnberges befindet sich auf der halben Höhe das Rübezahls- oder Teufelsgärtchen: eine kleine Ebene, auf welcher sich mehr fruchtbares Erdreich, als rings umher, gesammelt hat und wo daher eine Fülle officineller und anderer Kräuter wächst. Auf der Ostseite des Grundes, der hier von der Koppe begrenzt wird, sprudelt aus dem Felsenbauche der Riesin die Koppenquelle ihre einzige Quelle und zugleich die höchste des ganzen Gebirges, da sie den Brunnberg noch überflügelt. Das Gestein des Riesengrundes ist Granit und Gneus, an einigen Stellen auch Glimmerschiefer. Der Schnee liegt hier im Winter gewöhnlich mehrere Klafter hoch, aber da die Nord- und Ostwinde keinen Zugang haben, so thaut es auch schneller, als anderswo, und in den wärmeren Monaten sprossen überall die schönsten Blumen, Gräser und Kräuter. Um die Bauden her, welche oben vereinzelt, unterwärts nach den Dörfern zu, häufiger vorkommen, wachsen Kartoffeln, Hafer und Kohl, ja man versucht sogar, Rüben und Flachs zu bauen; doch reift letzteres nur in sehr heißen Sommern. Die Viehzucht kostet hier wegen des reichlich vorhandenen Futters nicht viel Mühe. Die Leute scheinen mir von einer vorzüglich sanften Gemüthsart. Bei der Abgeschiedenheit des Grundes, wohin nur selten ein Fremder sich verliert, bleiben sie um so leichter ihrem stillen Hirtenleben mit aller Einfachheit desselben zugethan. Die ro-

mantische Schönheit dieses Thales wird hauptsächlich bedingt durch das ungewöhnlich hohe Aufragen der umgebenden Kolosse; denn der Brunnberg steigt etwa 1800 Fuß und die Koppe 2106 Fuß über die Aupe empor. Ein Mann, der noch nicht auf der Hälfte der Koppe Heu machte, erschien aus der Tiefe des Grundes wie das Kind eines zwerghaften Gnomen. — Nur ungern trennte ich mich von dem Anblick dieser stolzen majestätischen Gipfel und ging nach der „weißen Wiese", welche durch die Ebene des Koppenplans mit der Koppe zusammenhängt und wo ich in der Wiesenbaude übernachtete.

Fünftes Kapitel.

Der Mann des höheren Gebirgs pflegt sich an grasreichen Abhängen aufzubauen, wo er allenthalben Quellwasser und Weiden findet. Man nennt diese Wohnungen „Bauden" (Buden). Ihre Bauart und Größe ist so ziemlich dieselbe. Außer einer von Stein aufgemauerten Terrasse, die als Unterlage dient, wird Alles von Holz aufgeführt. Doch auf den Punkten, wo die stärkste Passage zwischen Böhmen und Schlesien hindurchgeht, fängt man neuerlich nach dem Vorbilde der Rennerbaude auf der weisen Wiese an, auch die Wände von Stein aufzuführen. Dabei wird jedoch das Innere immer sorgfältig mit Holz verkleidet. Dicht zusammengefügte Bohlen bilden in der Regel die Wände. Die Fugen werden mit Moos ausgestopft und zuweilen noch mit Lehm verkleibt. Ueberdies wird die innere Seite mit Brettern verschaalt und der Fußboden gedielt. Die Wetterseite der Häuser (also gegen Norden oder Westen) schützt man auch noch von außen durch Schindeln. Der Eingang zur Baude wird im Winter gegen den Andrang des Schnees und der Kälte mit Reisigwänden, Holzschobern und Fichtengrannen verschanzt. Die kleinere Hälfte des Hauses begreift die Wohnstube und zuweilen neben dieser eine kleine Kammer; vor der Wohnstube ist eine enge Hausflur mit der Küche, hinter dieser gegen die Bergseite hin die Milchkammer oder der Keller, durch welchen immer ein Arm des kältesten Bergwassers geleitet wird, um die dort auf-

bewahrten Vorräthe in möglichster Frische zu erhalten; seitwärts der Baude wird dieses Wasser zu anderm Gebrauch in einem hölzernen oder steinernen Troge gesammelt. Dem Stubeneingange gegenüber führt eine Thür aus der Hausflur in den geräumigen Stall; eine andere Thür ist an der Vorderseite des Hauses angebracht, wo das Vieh ein- und ausgeht. Zwei bis vier kleine Fenster mit Glasscheiben erhellen die Wohnstube; jedes derselben ist mit einem Schieber versehen, der, wenn er auch geöffnet wird, doch nicht hinreicht, die Stube gehörig zu lüften. Das Dach läuft an den beiden schmalen Seiten der Baude spitzig zu und ist mit Schindeln gedeckt. Der Aufgang zu dem Dachraum oder Boden führt gewöhnlich durch eine Giebelthür vermittelst einer Leiter, oder an der Bergseite über einen hölzernen Steg; der ganze Bodenraum selbst aber ist zur Aufbewahrung des Heues bestimmt und vertritt auch die gewöhnliche Schlafstelle der erwachsenen Kinder und des Gesindes. Wo der Thalabhang jäh ist, läuft an der Vorderseite der Baude ein Vorsprung der steinernen Terrasse hin, welche mit dem überhängenden Dach eine Art Gallerie bildet, die der Sicherheit wegen ein einfaches Geländer verwahrt. Diese Einrichtung findet im Wesentlichen sowohl bei den das ganze Jahr über bewohnten Winterbauden, als auch in den nur während der Sommerweide bevölkerten Sommerbauden statt; der Hauptunterschied liegt nur in der größeren oder geringeren Bequemlichkeit der Einrichtung. Es ist natürlich, daß, da die Winterbauden die eigentliche beständige Wohnung des Gebirgsmanns sind, man ihnen noch mehr Schutz gegen Kälte und größere Geräumigkeit findet, obgleich sie, wie die Sommerbauden, nur ein Erdgeschoß hoch sind. Zufällige Unterscheidungsmerkmale sind außerdem wohl noch diese, daß die Sommerbauden mehr den Sennhütten der Alpen ähnlich sind, nicht selten aber von so luftiger baufälliger Construction, daß man sich der Besorgniß kaum erwehren kann, der nächste Sturmwind werde sie in die Tiefe des Thales hinabschleudern. Dies zu verhüten, ist das nur leicht ohne Befestigung aufgesetzte Dach oft noch mit großen Steinen beschwert und an beiden Giebelseiten offen, um dem Winde lieber freien Durchzug zu verstatten, als ihm einen gefährlichen und am

Ende doch vergeblichen Widerstand entgegen zu stellen. Außerdem liegen die Winterbauden an den Abhängen der Berge und in dem Busen der Thäler mehr dorfmäßig beisammen, und haben dann auch Benennungen wie wirkliche Dörfer, als Kleinaupe, Kolbendorf, Wolfshau, Brückenberg. Die Sommerbauden hingegen liegen mehr zerstreut im höheren Gebirge, obgleich sie in ein und derselben Gegend wieder eben so wie die Winterbauden unter einem Namen begriffen werden, der fast immer aus dem Zunamen des ersten Ansiedlers und dem Worte Baude zusammengesetzt ist, z. B. Krausenbaude, Leierbaude, Rennerbaude u. s. w. Mehrere der höchsten Bauden des Riesengebirges, die Wiesenbaude, die Hampelbaude, die alte und die neue schlesische Baude, die Grenzbaude von Kleinaupe, sind durchaus keine Sommerbauden, sondern in Anbetracht, daß ihre Bewohner nebst der Viehzucht auch noch von Beherbergung der Reisenden leben und deshalb das ganze Jahr im Hause verbleiben, als wirkliche Winterbauden zu betrachten. — Die innere Einrichtung und das gewöhnliche Hausgeräth einer Baude hat immer Bezug auf die Beschäftigung der Bewohner. Ein Kachelofen mit einer Bratröhre, um im Winter die Mahlzeit zu kochen und Erdäpfel zu braten, und ein paar eiserne oder kupferne Kessel, um heißes Wasser darin zu unterhalten, fehlt in einer Sommerbaude so wenig als in einer Winterbaude, und ist in relativer Wichtigkeit das erste Möbel im Hause. Ein Topf, oder Hafenbrett, d. i. ein offener Wandschrank mit Querabtheilungen zur Aufbewahrung des hölzernen, des Thon- und Glasgeschirrs, ist ein zweiter sehr nothwendiger Bestandtheil der häuslichen Einrichtung einer Riesengebirgsbaude. Verschiedene große und kleine Kufen, Kübel und Näpfe zur Käsebereitung, ein Butterfaß, eine Käsepresse, Schöpf- und Rührlöffel, Spinn- und Lichtstöcke u. dergl. füllen den übrigen Raum der Stube. Unter den zur Bequemlichkeit und Nothwendigkeit bestimmten Geräthschaften bemerkt man selten mehr als einen, gewöhnlich aus schönem weißen Ahornholz verfertigten, Tisch in der Fensterecke der Stube, nebst Bänken an den Wänden und etwa ein paar hölzernen ganz schmucklosen Stühlen. Alles dies ist sehr rein gehalten und Ordnung in allen Theilen sichtbar; allein es gehört Gewohnheit dazu,

um die außerordentlich schwüle und beängstigende Luft einer selbst in den heißesten Sommertagen geheizten engen Stube erträglich zu finden, die überdies noch mit so vielen, bei der Bereitung des Viehfutters, der Butter und des Käses unvermeidlichen übeln Ausdünstungen und Gerüchen geschwängert ist. Die Nahrung der Bewohner besteht für gewöhnlich nur aus Milchspeisen, Brot, Kartoffeln und etwas Gemüse; außerdem bietet man dem Gast Forellen und Spirituosen. Die Zahl der sämmtlichen Bauden des Riesengebirges mag sich leicht gegen 3000 belaufen, und ihren Reichthum an Vieh berechnet man auf etwa 20,000 Kühe und 12,000 Ziegen.

Dem Vieh läßt man alle mögliche Sorgfalt angedeihen. Die Ställe werden sehr reinlich gehalten, und da es an Streuling fehlt, so werden die Bohlen des Fußbodens, sobald das Vieh auf die Weide gegangen ist, gewaschen und der Dung mittelst der hindurch geleiteten Quelle in einen Tümpel geführt, von wo er sich in verschiedenen Richtungen auf die niedrigeren Grasplätze verbreitet, um dieselben fruchtbarer zu machen. Jeder Baudenmann besitzt nämlich unmittelbar vor seiner Wohnung längs des Bergabhanges zum Behuf des Heuertrags ein nach Verhältniß seines Viehstandes größeres oder kleineres Stück Land in Erbpacht, das er sorgfältig von Steinen säubert und gleich seinem Gemüsegarten mit den aufgeschütteten Haufen derselben einzäunt. Diese gedüngten Grasplätze unterscheiden sich schon von fern durch ihr frisches Grün von den übrigen Bergweiden. Erst um Johannis wird das Vieh „zu Berge getrieben" beim Schalle langer hölzerner Schalmeien, „Hellahörner" genannt, bei fröhlichem Gesange und dem Geläute der Glocken, deren jedes Rind eine mittelst eines verzierten Bügels am Halse trägt. Nur 14 bis 15 Wochen dauert diese Sommerlust. Das ist die Zeit der Butter- und Käsebereitung für den eigenen Bedarf und für den auswärtigen Absatz. Vorzüglich liebt man die runden Kräuter- oder Koppenkäse, denen ein beigemischtes Pulver von Majoran, Thymian, Bergsalbei, Bergmünze, Steinklee und Schafgarbe die Würze verleiht. Die Zeit der Heuernte ist nach Lage und Höhe der Wiesen verschieden. Von Anfang Juli bis Ende September kann man aber gewiß sein, jede Woche in

irgend einer Gebirgsgegend Menschen anzutreffen, die damit beschäftigt sind. Das Gras wird mit der Sense und Sichel gemäht und theils in der Baude aufbewahrt, theils zu hohen Heuschobern um lange Stangen emporgethürmt, wo es bis zum Winter liegen bleibt. Ist es dann verschneit, so gräbt man es heraus und holt es, sobald das Bedürfniß solches erheischt, auf Schlitten in die Baude. Um diese lagert der Schnee oft bis an den Schornstein, und in dergleichen Fällen kann man nur durch die am Boden angebrachte Luke oder Thür das Freie gewinnen. So lange als möglich bahnt man sich indeß einen Ausweg durch die gewöhnliche Thür und läßt auch das Vieh auf dem fest gefrorenen Schnee herumstreifen, wo es in Ermangelung eines Bessern die Wipfel der hervorragenden Bäume benagt. Um nicht in den Schnee, so lange er noch locker ist, zu versinken, binden sich die Leute nach Art der Schlittschuhe einen hölzernen Reifen unter die Füße, welcher über einen Fuß im Durchmesser hält und innerhalb mit Stricken kreuzweis durchzogen ist. Die Richtung der gewöhnlichen Wege wird durch aufgesteckte lange Stangen bezeichnet. Da die angehäuften Schneemassen aber in der Regel schon die Höhe einer Klafter übersteigen, so wird der Baudner dadurch oft nicht nur Wochen, sondern sogar Monate lang außer aller Verbindung mit den Thalbewohnern gesetzt, indem jeder Verkehr schwierig, selbst lebensgefährlich ist. Falls ein Sterbefall in der Familie eintritt, müssen die Leichen so lange im Schnee aufbewahrt werden, bis das Thauwetter es gestattet, sie hinab auf den Ortskirchhof zu bringen. Die großen Schneemassen verursachen auch hier, wie in allen Hochgebirgen, an den steilen Lehnen häufige Schneestürze, die den Lawinen der Alpen entsprechen, wenn gleich sie nicht so verderblich wirken. Das Hinabgleiten an den Bergabhängen auf kleinen Handschlitten ist im Winter ein gewöhnliches, dem Anscheine nach halsbrechendes Vergnügen, dessen Gefahren aber die Kühnheit und Gewandtheit der Lenker leicht beseitigt. Das Holz bringt man zum Verkaufe in die Thäler mittelst der sogenannten Hörnerschlitten. Sie haben ihren Namen von den vorn aufwärts gleich Hörnern gebogenen Kufen, zwischen denen sich der Führer mit den Armen stützt, sich mit dem Rücken ge-

gen das hinten aufgepackte Holz stemmt und nun mit freischwebenden Füßen die gefährliche Fahrt über die steilsten Anhöhen durchmacht. Die meiste Geschicklichkeit im Lenken erfordert das Brechen der Bahn. Ist diese völlig glatt geworden, so vermehrt man die Last durch einen „Schweif" oder eine zweite hinter dem Schlitten angehängte Ladung; das allzuschnelle Hinabgleiten von einem jähen Abhange wird durch kleine, unter die Kufen geworfene Ketten verhindert. Man unternimmt die Fahrt meistens in Gesellschaft und findet darin eine ganz besondere Lust. — Wie der Winter den Schnee, so bringt der Sommer den häufigsten Wechsel von Sturm, Nebel, Regen und heiterer Witterung. Plötzlich ziehen Wolken zusammen und vertheilen sich wieder, indem sie dünne, bald zerrissene, bald dicht zusammenhängende Schleier um die Gipfel der Berge ziehen. Unerwartet ergießen sich die heftigsten Regengüsse. Schnell entstehen Windstöße und furchtbare Gewitter. Die Blitze treffen nicht selten die höchsten Spitzen, wie schon oft die Schneekoppe, namentlich am 18. October 1828 in einer Stunde fünf Mal. Der Baudner erkennt in diesen schnell wechselnden atmosphärischen Erscheinungen die Launen des gewaltigen Berggeistes Rübezahl, und davon wußte man mir auch in meiner Baude auf der weißen Wiese zu erzählen.

Die weiße Wiese ist mit einem kümmerlichen weißen Grase bedeckt, das aus dem Moos emporwächst; auf der Ostseite findet man Knieholz oder die Zwergkiefer (P. pumilio), sich kennzeichnend durch spitzige Zapfenschuppen. Dieselbe wächst auch auf den östreichischen Alpen und auf den Karpathen, wo sie Krummholz heißt. Sie gedeiht am gewöhnlichsten in einer Höhe von 3 bis 4000 Fuß da, wo der Fichtenwuchs aufhört, und wird meistens armsdick und kaum mannshoch; nur in niedrigeren Sumpfgegenden erreicht sie 8 bis 10 Fuß. Wo das Knieholz Raum hat, bildet es runde Büsche von 12 bis 16 Fuß im Durchmesser. Der Stamm geht in der Mitte des Busches hervor und theilt sich sogleich nach allen Seiten in viele, oben krummgebogene Aeste, welche auf der Erde fortkriechen und nach dem Absterben des Hauptstammes oft von Neuem Wurzel schlagen. Gesellschaftlich wachsend gewährt das Knieholz den An-

blick eines Zwergwaldes mit verworren durch einander gelagerten Zweigen, wo nur die Schneelerche und Schneeamsel nistet. Die Spitzen derselben stehen durchgängig aufrecht, und der gebogene Wuchs kann nicht blos von der Schneebelastung oder Kälte herrühren, da die in tieferen Oertern, wie bei Krummhübel und Hirschberg, ausgesäeten Samenkörner immer dieselben krummen und kriechenden Zwerggestalten erzeugen. Die Rinde ist oben bräunlich-grau, inwendig rothbraun, dunkler, weniger dick, aber fester, wie bei der gewöhnlichen Kiefer. Die dünneren Aeste sind ringsum dicht mit Nadeln bewachsen und äußerst saftreich. Bei dem kleinsten Einschnitte dringt eine klebrige, ölige, stark riechende Feuchtigkeit heraus, welche sich vorzüglich leicht aus den gereiften Samenkapseln drücken läßt. Aus dieser und den Sprossen destillirt man das angenehm riechende Krummholzöl, das wie Terpentinöl gebraucht wird. Dem entspricht der im Frühjahr aus den Zweigen sickernde sogenannte ungarische Balsam. Das Holz eignet sich wegen seines großen Harzgehaltes neben der Feuerung auch besonders zur Beleuchtung durch Späne. Man verfertigt daraus allerlei Hausgeräthe, Drechslerwaaren und namentlich auch zierliche Schnitzarbeiten, die dem Reisenden als Andenken geboten werden. Diesem wird das Fortkommen bei einer Verirrung oft sehr erschwert, wenn er mit Gewalt zwischen dem Buschdickicht durchbrechen muß. Auf der andern Seite aber wird durch das vereinzelte Gestripp die Ersteigung der steilsten Anhöhen ungemein erleichtert. Da nämlich der kleinste Baum, um Nahrung zu erhalten, seine Wurzeln sehr tief zwischen die Spalten der Felsen treiben muß, so ist es unmöglich, ihn aus dem Boden zu reißen. Wenn man beim Klettern auch ganz frei an der Felswand hängt und nur noch den Ast eines Knieholzstrauches erfassen kann, so hat es keine Gefahr: man darf ihm getrost das ganze Gewicht des Körpers anvertrauen; er hält ihn um so mehr, als das Holz sich durch Zähigkeit und Elasticität auszeichnet.

Die Wiesenbaude liegt auf der weißen Wiese 4047 Fuß hoch. Einige hundert Schritte davon entfernt, zwischen ihr und dem Brunnenberg entspringt, umgeben von vielen Sümpfen und Wassertümpeln, das weiße Wasser aus einer einzigen

Quelle, die stark, hell und einen halben Fuß breit aus dem Boden hervorsprudelt. Schon bei der Baude ist sie über eine Elle breit und über eine Viertelelle tief. Gleich unterhalb erhält sie eigene hohe Ufer und senkt sich dann noch beinah eine Viertelstunde weit ohne beträchtlichen Zufluß nach den Siebengründen hinab. Der erste Bach, welcher sich damit vereinigt, ist das zwischen der weißen und Teufelswiese entspringende Silberwasser oder der kleine Krummeseifen. Nun zeigen sich in dem Bette feste nackte Felsen; das Wasser beginnt lauter zu rauschen, und je schroffer sich die Uferberge erheben, desto häufiger und größer werden die romantischen Fälle. Mir gefiel unter diesen besonders einer, wo die Fluth über eine wohl dreißig Fuß lange, schiefliegende Felsplatte wie eine ungleiche Spiegelfläche herabschießt. Das enge Flußthal ist äußerst wild und verwachsen. Es führt kein Weg in demselben entlang, sondern man muß auf's Gerathewohl am Abhange hin und her, und oft quer über die Cascaden steigen. Bei alledem kommen die Gebirgsbewohner häufig hieher, um Kräuter zu sammeln, und ich fand in dem ganzen, anderthalb Stunden langen Striche, von dem Einflusse des Silberwassers bis zur Kräuterbaude, die schönsten wilden Himbeeren, größer und süßer als die in den Gärten. Hie und da bemerkte ich auch auf den Granit- und Gneusblöcken einiges Veilchenmoos. So gelangte ich an das Teufelswasser oder den großen Krummeseifen. Das ist der zweite, in das weiße Wasser mündende Bach. Von da hinab an dem herrlichen Flusse war der Weg leicht und bei dem hellen Wetter doppelt schön. Ich erreichte dann wieder den Kamm des Gebirges unterhalb der Kleinen Sturmhaube. Aus welchem Grunde verweilte ich aber so lange bei dem weißen Wasser? — Weil dies unter sieben anderen Quellen die eigentliche, auf der größten Höhe entspringende Hauptquelle der Elbe ist.

Die halbkugelförmige Kleine Sturmhaube (4464 Fuß) besteht aus einem Chaos über einander gehäufter Granitblöcke, die mit etwas Knieholz und einem citrongelben Steinmoose bedeckt sind; mitunter findet sich auch Veilchenmoos. Oben hat man die nächst der Koppe beste Aussicht auf die Ebenen von Böhmen und Schlesien. Auf der böhmischen Seite öffnen sich

die Siebengründe oder sieben zum Theil fast unzugängliche Thäler, welche der Sage nach einst sieben Brüdern gehörten. Dem Kamme folgend, erblicken wir den Mädelstein (4056 F.), so genannt, weil dort einst ein im Schneegestöber verirrtes Mädchen als erstarrte Leiche angetroffen wurde. Dasselbe Schicksal ereilte einen Baudenmann mit seiner ganzen Familie, da er dort unter den Felsen vor dem wilden Wetter Schutz suchte. Weiterhin erscheint die Große Sturmhaube (4584 F.), drei Stunden von der Kleinen Sturmhaube entfernt und dieser ganz ähnlich, nur noch nackter. Auch hier wird das rauhe Ansehn des Gesteins durch die lichte, angenehme Farbe des gelblichen Mooses eigenthümlich gemildert. Der durch bekreuzte und numerirte Steine bezeichnete und auf der Mitte des Kammes sich entlang ziehende Grenzweg geht gerade über den steilen Gipfel, und es gehören geübte Augen und Füße dazu, um ohne Schwindel und fast auf den Zehen von Spitze zu Spitze über die ungleichen Felsstücke zu steigen. In der Nachbarschaft thürmt sich das Hohe Rad, dessen 4689 Fuß hoher Gipfel (die bedeutendste Erhebung nächst der Koppe) ebenfalls mit Millionen zerklüfteter Granitblöcke überschüttet ist. Am nördlichsten Fuße der Großen Sturmhaube und des Hohen Rades öffnen die Schneegruben ihren weiten grausigen Mund. Es sind dies vornehmlich zwei ungeheure Einschnitte am Abhange des Kammes, von oben senkrecht abstürzend, unten aber nach dem flachen Lande zu völlig offen. Die Schluchten ihrer rauhen Felsen bewahren häufig, gleich gewaltigen Eiskellern, den ganzen Sommer über Schneemassen, und die Steine, welche man von dem obern Rande in die Tiefe rollt, prasseln mit verdoppeltem Echo lange, ehe sie den Abgrund erreichen. Ein schmaler, spitz zulaufender Felsrücken zieht sich als Scheidewand zwischen beiden Gruben hin. Ich suchte mir, an der Großen Sturmhaube hinabsteigend, von unten zuvörderst einen Weg in die große Schneegrube zu bahnen. Es war dies mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft. Die sogenannten Kuhsteige, welche mich anfangs geleitet hatten, hörten bald auf, und das Knieholz stand ungewöhnlich dicht. Dennoch erreichte ich das Innere der Schlucht bald und labte mich aus drei klaren Quellen, welche an der Ostseite aus den

Felsenritzen dringen. Der Boden ist mit hohem Grase, zum Theil auch mit nackten oder doch nur von Veilchenmoos überzogenen Granitblöcken und mit einem fast undurchdringlichen Labyrinth des Knieholzes bedeckt. Die auf der Seite des Kammes senkrecht niedergehenden Felsen gewähren mit ihren wunderbar gestalteten Klippen und Klüften den erhabensten Anblick. Stellt man sich in die Mitte der Grube, das Gesicht gegen Süden, so übersieht man den ganzen Halbkreis von hundert Fuß Durchmesser, welche die himmelhohen Mauern um den Abgrund schließen; ihre größte Höhe beträgt ungefähr tausend Fuß. Nach der kleinen Schneegrube kletterte ich über die trennende Scheidewand, wobei mir mein Berghammer gute Dienste that. Der Boden derselben ist etwas gangbarer, hat weniger Knieholz und treffliche Kräuter; auch die Felsen sind im Vergleich zu der Nachbarin wenig schauerlich, stehen aber auch nicht in einem so majestätischen Bogen geordnet. Quellen fehlen; denn das abfließende Wasser kommt nur aus den langsam wegthauenden Schneefeldern hervor. In einer schmalen Schlucht an der Westseite schießt mitten im Granit Basalt empor, der sich sonst nirgends im höheren Gebirge findet. Je höher ich an der Wand hinaufklomm, desto sichtbarer wurden seine Säulen; doch sind sie ziemlich unregelmäßig geformt und fast bis an die Spitze mit sandiger Erde und Gräsern bedeckt. — Als ich den oberen Rand der kleinen Schneegrube wieder erstiegen hatte, machte mich mein Führer auf den bevorstehenden Wechsel der Witterung aufmerksam; denn es zogen Wolkenballen von den niedrigeren Gebirgen im Südwesten hervor, wälzten sich zu den Gipfeln des Riesengebirges empor, rollten über den breiten Kamm und senkten sich drüben wieder nach Schlesien in die Thäler. Ehe wir es uns versahen, waren wir dicht in Nebel eingehüllt. Ich verweilte noch ein wenig an den Schneegruben und ging auf der schmalen Scheidewand vor, um zu sehen, wie die Wolken unter mir in den Tiefen haus'ten. Aber schon dazu bedurfte es der Vorsicht, indem ich oft nicht vier Schritte weit sehen konnte. Plötzlich kam ein Windstoß und öffnete den schauderhaften Abgrund zu meinen Füßen. Da drängten sich bald die Nebel in eine finstere Kluft, bald erhoben sie sich und flogen hinab in die

Ebenen. Ihnen folgten andere über den Berg her und füllten die Gruben von Neuem, so daß sie dampfumwirbelten Feuerkesseln glichen. Doch dort in den Thälern, wohin die Schlucht sich öffnete, welch ein mannigfaltiges, immer wiederkehrendes und jedesmal anders gestaltetes Schauspiel! Eine Wolke verdeckte ein Dorf, eine andere eilte über die Felder und Wiesen; hier drehte der Wind die eine im wirbelnden Kreise, dort ballte er mehrere zusammen oder zerstreute sie in die Wälder. Der Nebel verdichtete sich immer mehr; es begann allgemach zu regnen, und wir mußten froh sein, daß wir in dem nahen freundlichen Grubenhäuschen ein Nachtquartier fanden.

Wir gingen von da zu den Quellen der Elbe auf der Elbwiese, welche die Südseite des Kammes zwischen dem Hohen Rad und dem Weiberberge bildet: eine große, mit Knieholz bewachsene, abhängige und sehr sumpfige Hochebene (4260 F.). Hier entspringt am Elbbrunn der Elbseifen. Aus einer Menge kleiner Tümpel sammeln sich zwei starke Bäche, deren Wasser durch beträchtliche Schneelager vermehrt wird. Dann vereinigen sich beide, rauschen noch eine Strecke, auch schon über abschüssige Felsenplatten, bergab, und mit einem Male stürzt sich der junge Fluß über eine ungeheure Klippe jählings hinab in den Elbgrund. Das ist der Elbfall. Ein kleines Wagniß brachte uns den steilen Felsen glücklich hinunter und wir konnten die Herrlichkeit des eigentlichen Falles unten weit besser, als von oben, betrachten. Das breite Wasser bricht sich anfangs in verschiedenen Strahlen und springt so von Absatz zu Absatz wohl hundert Fuß tief hinab bis es endlich, zu einem einzigen mächtigen Bogen vereinigt, frei durch die Luft in den Abgrund niederschießt. Ich will indeß nicht unerwähnt sein lassen, daß man die Fluth zur Sommerzeit oben aufstaut.*) Auf der andern Seite hat aber wiederum die Natur die Reize dieses Schauspiels durch eine imposante Theaterdecoration erhöht. Der Abgrund ist da, wo man von dem obersten Rande am weitesten hinein-

*) Ein Reisender aus älterer Zeit, der den Fall während eines sehr heißen Sommers besuchte, sagt: „Er gleitete nur, lieblich und in viel kleinen Streifen und Armen, oft tropfenweis über den braunen Stein."

sieht, gewiß über 1500 Fuß tief. Die Felsenwände der Ostseite sind völlig so rauh und fürchterlich zersprengt, wie in den Schneegruben. Im Westen sind die aufgethürmten Massen mit Fichten, Knieholz und verschiedenen Pflanzen bewachsen. Dunkler Wald, mit nackten Klippen und anmuthigen grünen Plätzchen vermischt, erscheint ganz unten in dem engen Thal, durch welches sich der zwei hundert Fuß tief hinabgestürzte Fluß fortreißt.

Von den Quellen werfen wir einen Blick auf den Lauf der Elbe. Der Kreis ihrer landschaftlichen Reize beginnt da, wo die Moldau einfällt, bei Melnick, und endet etwas oberhalb Riesa in Sachsen. In Böhmen fließt sie durch ein malerisches Mittelgebirge, das durch sonderbare Trappgebilde und scharf aufgesetzte Kuppen, meist Basaltkegel, den Beobachter fesselt. Die sogenannte sächsische Schweiz haben wir bereits kennen gelernt. Von Melnick bis zur Ebene begleiten Weinberge den Strom, und der Saft dieser Reben ist wahrlich nicht zu verachten, obgleich es natürlich auch schlechte Sorten giebt. Ist doch der sächsische Katzensprung, auf merkwürdigen Granitformationen wachsend, schon mit einem Thaler die Flasche honorirt worden. Mit einiger Vorsicht muß man dagegen den Schieler bei Meißen genießen, dessen Farbe schielt, da er aus rothen und weißen Trauben durcheinander gekeltert wird. Als Nebenertrag liefern die Elb-Weinberge Kürbisse, Pfirsiche und Weinbergs-Erdbeeren, die, von aromatischem Dufte gleich der Walderdbeere, in großen Quantitäten nach dem Auslande verschickt werden. An vielen Stellen spiegeln sich blos Fichtenwälder und gelber Sand in dem Strom, aber auch Fluren, die triefen von Fett, umsäumen seine Ufer; so die Hamburger Vierlande, die Altmärkische Wische, die Magdeburger Lange Börde, die Lommatzscher Pflege in Sachsen, deren reiche Landwirthe unter Anderm viel Karden bauen, die in himmelhoch beladenen Wagen zu den Elbkähnen wandern. Nur an wenigen stromgelegenen Orten sieht man bei der Fahrt die Schornsteine von Fabriken rauchen, wie es bei Dresden und Magdeburg der Fall ist. Der Handel giebt dem Strome seine Bedeutung. Aber die Natur behandelt diesen ihren gelbhaarigen Sohn oft sehr stiefmütterlich. Sie zwingt ihn, Billionen kleiner Steine und Sandtheilchen weiter

zu schaffen und damit Sandbänke und Untiefen zu erzeugen, die ihm seinen eigenen Lauf erschweren, und doch wird er im Hochsommer zuweilen so wenig durch Regenspenden genährt, daß seine Adern in dem breiten Ueberschwemmungsbett nur wie dünne Fäden sich durchziehen. Man rechnet auf das Jahr vier Monate mit Eis und vier Monate mit kleinem Wasser. Die Eisbildung geht von den Rändern der Ufer aus. Es entstehen Schollen, die sich immer mehr vergrößern und zuerst einzeln, dann in Menge zusammenfrieren, anfangs mit knisterndem Geräusch in dem immer enger werdenden Kanal der Mitte forttreibend, endlich ihn füllend. „Die Elbe steht." Die Eisdecke entspricht ihrer Entstehung. Am Ufer hängt sie in schiefer Fläche herab, dann folgt ein glatter Streifen, in der Mitte das Chaos der Schollen. Zahlreiche kleinere Stellen, durch Quellen bedingt, bleiben offen und werden durch ausgesteckte Büsche bezeichnet. Größere freie Wasserstellen entstehen durch oberhalb zusammengedrängte Schollen. Ein erhabenes Schauspiel gewährt der Eisgang. Ein dumpfer langgezogener Ton kündigt das Bersten der starren Decke an, und nun kommen sie, die Kinder des Winters, in wimmelndem Gedränge. Sie schieben und stoßen sich; sie klettern flink an den Uferböschungen hinan; sie rennen donnernd gegen die Eispfeiler der Brücken; sie thürmen sich zu Bergen, denen der nächste Stoß die Grundlage zertrümmert; sie steigen senkrecht empor, überschlagen sich, tauchen unter. Nun drängt ein größeres Eisfeld mit Alles überwältigender Wucht gegen die einzelnen Schollen an, und nach kurzem Widerstande werden sie an's Ufer geworfen, wo im Nu ein neuer Berg sich bildet, dessen Höhe und Masse durch frische Schollenflüchtlinge vermehrt wird. Auch das Eisfeld erhält von seinen vielköpfigen Feinden alsbald Risse und Spalten, welche allmählig den Zusammenhang lösen, wenn nicht ein noch mächtigerer, thurmartiger Koloß seinem Dasein mit einem Stoße ein Ende macht. — Der Schaden, den das Eistreiben verursacht, pflegt nicht von Belang zu sein, da die Schiffe im Winterhafen liegen. Ungleich gefährlicher ist das nachfolgende Hochwasser, zumal wenn irgendwo ein Schutz, d. i. eine Verstopfung des Flußbettes durch Eismassen, sich gebildet hat. Dann bringen an der

Oberelbe oft große Ueberschwemmungen den Saaten, Häusern und Waaren Verderben. Einen unendlich bösen Charakter aber haben die Sturmfluthen der Unterelbe. Die mit Weiden- und Strohgeflecht durchstrickten Eindeichungen widerstehen nicht immer dem ungeheuren, durch den heftigen Gegenwind höher und höher geschwellten Wogendrange. In der Neujahrsnacht von 1855 brachen die Deiche der Insel Wilhelmsburg, der Vierlande und anderer Gegenden bei einer mit Sturm einsetzenden Fluth, welche die Höhe von 20 Fuß 7 Zoll über Null oder den mittleren Wasserstand des Pegels erreichte. Auf Wilhelmsburg wühlten sich die hereinbrechenden Wogen eine häuserbreite Bahn von 20 Fuß Tiefe in den Deich und überschwemmten die flache Insel 10 Fuß hoch. Die Bewohner von Ochsenwerder mußten auf die Dächer flüchten, um dem Tode zu entgehen. Hamburg rettete seinen Stadtdeich durch das Anhäufen von Sandsäcken an den gefährlichsten Stellen; aber die Fluthen überschwemmten doch mehr als die Hälfte der Stadt und vernichteten für mehrere Millionen Mark Waaren, insbesondere Zucker, Salpeter und andere leicht lösliche Sachen. Die höchsten Fluthen, welche die Jetztwelt erlebte, sind die von 1784, 1830 und 1845. Auf der sächsischen Elbe trat das größte Sommerhochwasser im Juni 1824 ein. Diese Sommerüberschwemmungen werden durch Wolkenbrüche, lang dauernde Regen nnd plötzliches Schmelzen des Gebirgsschnees verursacht. Dadurch wird der wie ein absterbender Greis matt dahinschleichende Strom auf einmal in einen wuthbrausenden Jüngling verwandelt. Bei Tangermünde gleicht die Elbe bei hohem Wasserstande einem Meerbusen; aber in dürren Jahren, wie 1819, 1822 und besonders 1842, kann man sie daselbst durchwaten. Am 22. Juli 1631 ging an dieser Stelle Gustav Adolph mit seinem ganzen Heere über, trocknen Fußes, wie seine Soldaten scherzten. In solchen Jahren stockt die Schifffahrt; behindert wird sie in jedem Sommer. Zur Zeit des kleinen Wassers nehmen die Kähne nur halbe, wohl auch nur Drittellast ein, und das Dampfschiff fährt dann oft an festgefahrenen Zillen vorüber, die von den Schiffern mühsam durch Taue oder Luhten (Leichtermachung durch Abladen) aus der Gefangenschaft ihres Todfeindes, des Sandes, befreit werden müssen. Auch der

Badende hat sich vor dem äußerst gefährlichen Triebsand zu hüten; schon Mancher, der dahinein gerathen, ist trotz der Schwimmfertigkeit ein Opfer seiner Unvorsichtigkeit geworden. Sand rieselt in der Elbe, die davon ihre Farbe trägt, aller Orten zu Thal. Er ist den Maurern, die ihren Kalk damit vermischen, sehr schätzbar und wird mit baarem Gelde bezahlt, während die Schiffer ihn zu allen Teufeln wünschen. Der Erdkundige sucht in diesen Sandreihen einen fortdauernden Naturproceß behufs Ausgleichung der Höhen und Tiefen. Den Flußbaubehörden dagegen liegt ob, die gelbkörnigen Strömungen zu regeln, damit sie nicht zu beengenden Ablagerungen im Flußbett führen; doch haben die Bemühungen, das Fahrwasser immer gehörig tief zu erhalten, wieder den Nachtheil, daß durch den stärkeren Fluß die Schifffahrt zu Berg erschwert wird. Am stärksten ist die Versandung des Strombettes an der Unterelbe, die außer ihrem eigenen Sande auch noch die Zuführungen aus der Mark, als der „Streusandbüchse des heiligen römischen Reiches", aufzunehmen hat. Hier liegen die drei berüchtigten Sandbänke: der Blankeneser, Schudauer und Glückstadter Sand. — Von den 155 Meilen der ganzen Flußlänge sind 115 schiffbar. Nebenflüsse und Kanäle treten hinzu, um dem Handel einen noch weiteren Spielraum zu geben. Der erste wichtige Zufluß ist die Moldau. Ihre Schiffbarkeit beginnt bei Budweis; doch wird die Bergfahrt von der Mündung bis Prag hinauf durch mächtige Holzrechen und 52 Mühlwehre für die längste Zeit des Jahres untersagt. Der Böhmerwald giebt einen Theil seines Holzreichthums an die Moldau und ihre Nebenflüsse ab; der andere Theil geht ostwärts auf der Donau fort. Im Sommer wird das Holz geschlagen, im Winter wird es auf Schlitten nach den Flüssen und Kanälen gebracht, im Sommer wird es geflößt. England bezieht von Böhmen her über Hamburg seine besten Masten. Auch die Bäume der Graf-Thunschen Forsten in Tetschen gehen auf die Wanderschaft. Viele Hunderte der californischen Goldgräber schlafen in Häusern, deren Pfosten in einer Tetschener Sägemühle geschnitten, nach Hamburg geschifft und dort zu Häusern zusammengezimmert wurden, die, aus einander genommen, die lange Fahrt um das Kap Horn machten. An die

Moldau schließt sich die Saale an, welche so viel Holz aus Thüringen und Franken herbeiführt, daß dadurch bei Kösen eine große Holzmesse veranlaßt wird. Durch den Aland wird Seehausen den Elbkähnen zugänglich gemacht, durch die Havel und Spree Fürstenberg und Kossanblatt. Die übrigen schiffbaren Zuflüsse, Elde, Jeetze, Stör, Este, Lühe, Schwinge, Oste, Medam und Bracke, dehnen das Handelsgebiet des Hauptstromes nur auf kleine Strecken aus. Mehr thun in dieser Beziehung die Kanäle, und sächsische Elbkähne segeln zuweilen durch einen der Oderkanäle bis Stettin, durch die Warthe und Netze bis Bromberg und auf dem Bromberger Kanal bis Danzig und Warschau. — Bevorzugt ist die Elbe vor manchen andern Flüssen, insbesondere vor der Donau, durch die herrschenden Westwinde; denn diese erleichtern die Fahrt zu Berg. Bei widrigem Winde wird das Schiff vom Ufer aus aufwärts gezogen und die Mannschaft „stakt" oder schiebt mit langen Stangen. Zum Ziehen verwendet man überall Pferde; nur die Strecke von Torgau bis Dresden stellt menschliche Schiffszieher, die sogenannten Bomätschen, d. i. Sichnaßmacher. Das Handwerk ist grade nicht mühsam, doch hat es seine Gefahren; denn sobald das Schiff plötzlich von einem Windstoß seitwärts geworfen wird, gewinnen die Bomätschen keine Zeit, ihr um die Brust geschlungenes Seil abzustreifen und werden dann zuweilen in den Strom gerissen. Sie ziehen nach einer eigenthümlichen Melodie und verdienen täglich im Durchschnitt einen halben Thaler, unter Umständen wohl 1 Thlr. 10 Sgr.; sie haben aber viele Feiertage, verbunden mit langen Fastenzeiten. Auf die Bergfahrt von Hamburg bis Dresden rechnet man drei bis vier Wochen, auf die Fahrt zu Thal zwischen denselben Punkten achtzehn bis zwanzig Tage. Viel Aufenthalt verursachen die Brücken, da bei jeder der zu Berg fahrende Steuermann anhalten, seinen Mast niederlegen und jenseits der Brücke, durch die das Fahrzeug gezogen wird, wieder aufrichten lassen muß. Das kostet auf der Oberelbe jedesmal etwa fünf Thaler, weiter unten etwas weniger. Auf dem schiffbaren Strome zählt man funfzehn Brücken, nämlich bei Leitmeritz, Tetschen, Dresden (zwei), Meißen, Riesa, Torgau, Dessau, Wittenberg, Roßlau, Magdeburg

(vier auf den verschiedenen Flußarmen) und Wittenberge. Sechs davon verdanken ihren Ursprung den Eisenbahnen. Diese wirken natürlich auf die Schifffahrt nachtheilig ein. Das thun noch mehr die drückenden Elbzölle. — Die Unterelbe, die von Cuxhaven bis Hamburg reicht, trägt Dreimaster. Auf der Oberelbe, die von Melnick bis zur sächsischen Grenze reicht, wo die Eindeichungen beginnen, gehen Fahrzeuge von höchstens 3000 Centnern Tragfähigkeit. An einigen Elborten, namentlich in Preußen, ist mit dem Handwerk des Schiffers das des Fischers verbunden; anderswo bestehen geschlossene Fischerinnungen. Der Verdienst derselben ist ein dürftiger, da die Elbe bei weitem nicht so viel Fische hegt, als andere Ströme. Dampfschiffe und Fabrikanlagen vernichten die Fischeier massenhaft. Uebrigens kommen die gewöhnlichen deutschen Flußfische alle vor.

In der neuen schlesischen Baude, wohin wir von der Elbwiese aus gewandert, regalirte man uns mit Forellen. Die Baude liegt 3638 Fuß hoch am Abhange des Weiberberges und an der Westseite des Reifträgers (4154 Fuß) auf einer frisch grünen Bergwiese. Von hier aus besuchten wir den Zackenfall. Es ist eigentlich der Zackerle, der vom östlichen Fuße des Reifträgers an dem dicht bewaldeten Abhang niederrauscht. Den besten oberen Standpunkt gewährt ein gegenüberliegender, mit einer Barriere versehener Felsenvorsprung. Der von senkrechten Granitwänden umschlossene Kessel, in welchen sich der Bach über zwei Terrassen hinunter stürzt, ist etwa 115 Fuß tief. Dahin steigt man auf einer breiten Leiter hinab. Unten sammelt sich in dem engen Trichter die in Nebeldunst und Sprühregen zerstobene Fluth und drängt sich dann zwischen zwei nackten Steinmauern, um das Dunkel der tieferen Wälder zu suchen. Fichten, Ebereschen und Buschwerk verleihen dem Fall einen malerischen Schmuck. Das Wasser wird auch hier (und eben so beim Kochel) im Sommer durch Schützen höher gespannt, und ein Wächter pflegt dann wohl, in einer Höhle versteckt, das allmählige Verrauschen der Wogen mit den Tönen einer Schalmei

zu begleiten. Wie mächtig aber die Fluth werden kann, wird daraus ersichtlich, daß, als einst durch den Einsturz einer Felswand das Bette mit Trümmern überschüttet wurde, ein einziger heftiger Regen hinreichte, in Folge der Anschwellung Alles mit unwiderstehlicher Gewalt hinwegzureißen und das Bett wieder zu reinigen.

Durch Wald, Berg und Thal wanderten wir nun zum Kochelfall. In einer einsamen Gegend des Nadel- und Laubgehölzes braus't der Bach 47 Fuß tief zwischen zwei Felsen hinab, schäumt und tobt in der unten sich verengenden Kluft und scheint sich darin selbst zu verschlingen. Der einfallende Sonnenstrahl webte buntfarbig blitzende Juwelen in den durchsichtigen Flor des niederstäubenden Silbergewölkes, und dadurch bekam das Ganze den Charakter des Lieblichen. Doch anders ist es im Frühjahr, wo zur Zeit der Schneeschmelze auf der geschwollenen Kochel Holz geflößt wird. Die Kloben schießen dann durch das kochende Getümmel mit Krachen von einer Felsspitze zur andern fort. Die nachfolgenden drängen die früher gefallenen oft zur Seite; eine schnellt die andere in die Höhe; manche springen in einem Bogen weit voraus, und alle scheinen im wildesten Kampfe unter einander begriffen zu sein. Mitten darunter rollt nicht selten ein mächtiger Granitblock daher, den die brausenden Wasserwogen von seiner alten Lagerstätte losgerissen haben.

Auf dem Wege von hier nach Schreibersau (2500 F.) ist eine Reihe seltsamer Steingruppen mit Rübezahls Namen getauft, und man hört da seinen Weinkeller, sein Schilderhaus, seinen Thron und seine Festung, ja selbst seine Fußstapfen (zunächst der Kochel) nennen. Das genannte große Dorf liegt meilenweit zerstreut umher. Die Einwohner beschäftigen sich großentheils mit Glasschleiferei und der Anfertigung musikalischer Instrumente. Das hiesige Vitriolwerk gehört zu den bedeutendsten, und die Glashütte Josephinenhütte sucht sowohl in Betreff der Großartigkeit, als auch der Leistungen ihres Gleichen im preußischen Staat.

Nach Flinsberg zu ist die Gegend sehr einförmig; man fühlt an der Luft die Höhe des Gebirges, aber Aussichten gewinnt das Auge nirgends. An der durch den Wald führenden

Straße wohnt nur, von der Welt geschieden, ein einzelner Förster oder ein Köhler. Hie und da hat man Hafer gesäet, der gewöhnlich grün abgeschnitten und verfüttert werden muß. Ich kam zuerst an das Ufer der großen Iser, welche unter der Tafelfichte aus zwei Quellen entspringt. Sie durchfluthet zunächst eine traurige Waldgegend und rauscht monoton über braunrothe Felsen daher; der Boden ist unfruchtbar und wüst, und von den dürren Fichten hängt überall ellenlanges Bartmoos herab. Da, wo sich das Kobelwasser mit der Iser vereinigt, hören Wald und Bartmoos auf; der Fluß gleitet unhörbar über gelblichen Sand, und man betritt ein offenes mit Sumpf und Torf bedecktes Thal. Auch dieser Strich, die Kobelwiese genannt, ist öde. Rings umher wächst nichts, als Knieholz und saures Gras. Die Bewohner einiger schwarzer Hütten nähren sich nur kümmerlich vom Holzschlagen und etwas Viehzucht. Die Edelsteine und das Gold oder Silber, wodurch sonst der Iserstrich so berühmt wurde, sind jetzt verschwunden; man findet allenfalls noch sparsame Körner jenes kupferrothen, außerordentlich harten und glänzenden Metalles, das man Titanium nennt. Es folgt die Iserwiese: eine zwei Stunden lange und bis eine halbe Stunde breite, zwischen dem Flusse und dem Walde fortlaufende Reihe sumpfiger Flächen, meist nur mit Gras und Knieholz bestanden. Auf dieser 2567 Fuß hohen Platte liegen die Iserhäuser, eine Baudengruppe von 26 Häusern, deren arme Insassen nur einige Rüben bauen, im Uebrigen aber auf die gute Weide angewiesen sind; aus diesem Grunde bekommt man hier ganz vorzügliche Milch und Butter. Der Weg durch die Sümpfe ist mit Reisig und Stämmen befestigt. So gelangt man zum Iserkamm, wo in der Mitte die kleine Baudengruppe der 2968 Fuß hohen Kammhäuser liegt. Auf der Ostseite desselben steigt der „Sand“ empor, ein hoher, kärglich bewachsener Gebirgsrücken voll Sand und Gerölle. Hier überraschte mich zum ersten Male wieder die Aussicht über einen Theil der Lausitz, so wie der schlesischen Ebenen von Bunzlau und Goldberg. Endlich erreichte ich den Badeort

Flinsberg (1600 E.) am Queiß, in einem engen Thale 1550 Fuß hoch gelegen. Unter den vier salinischen Quellen

dient die älteste, der sogenannte Heilige Brunnen, wegen der darin enthaltenen Kohlensäure zum Trinken; die übrigen werden zum Baden benutzt. Die Badehäuser sind sehr stattlich. Der Name des Dorfes soll von dem wendischen Kriegsgott Flins herstammen. Darnach heißt noch ein mächtiger Quarzblock auf dem benachbarten Kemnitzkamm „der weiße Flins". Dahin, so wie nach dem grünen Hirten, dem Geiers- und Butterfaßberg, dem oberen Queisthal und anderen reizenden Punkten der Umgegend wallfahrten fleißig die Brunnengäste. Der Queiß zeigte sich jetzt ganz unbedeutend, aber zuweilen wird er in Folge anhaltender Regengüsse und Wolkenbrüche sehr verheerend. So heißt es in einem Bericht: „Es war ein grausender Anblick, den Fluß mit unwiderstehlicher Gewalt durch die Dörfer schäumen und toben zu sehen. Häuser sind weggerissen, Menschen verunglückt. Die großen Baumstämme, welche an seinem Ufer aufgehäuft lagen, um nach und nach für die Sägemühlen in den Dörfern herabgeflößt zu werden, brachte er wie leichte Scheite in Menge herab und warf sie bald gegen die vorstehenden Hütten, bald auf die überschwemmte Straße. Wo sonst kaum ein paar Tropfen von den Bergen hernieder rinnen, stürzten sich wilde Fluthen; alle Kräfte, welche man aufbot, vermochten nicht, der zerstörenden Macht des wüthenden Elementes Einhalt zu thun."

Von Flinsberg gelangt man durch den sogenannten schwarzen Winkel, und über die Kammscheibe durch Wald und Moor nach einer anderthalbstündigen Wanderung auf die Tafelfichte. Es ist ein Granitberg von 3546 Fuß Erhebung, welcher seinen Namen einer längst vom Gipfel verschwundenen Fichte verdankt und mit Tannen umwachsen ist. Man übersieht da einen sehr weiten Horizont. Auf der Südostseite beschränkt ihn zwar das in verschobener Richtung und verlängerter Gestalt sich hinziehende Riesengebirge; aber gegen Mitternacht dehnt sich die ganze Oberlausitz vor den Blicken aus, gegen Westen das ganze böhmische Mittelgebirge bis zum Liliensteine an der Elbe und dem sächsischen Erzgebirge. Auf der Höhe findet man die Spuren zweier, vormals hier erbauten, zur Aufnahme von Bergwanderern eingerichteter Holzhäuser, so wie viele Torfmoore und Sumpf.

An einer Stelle entdeckte ich auf einem Haufen von Glimmerschiefer- und Granitgeschieben eine beträchtliche Menge Veilchenmoos. — Am gewöhnlichsten und bequemsten steigt man hinauf von Mäffersdorf oder Wigandsthal und kommt dann über den Tafelstein (3280 Fuß), auf dessen Platte die Grenzlinien von Böhmen, Schlesien und Lausitz sich berühren.

Nachdem wir die Provinz Schlesien durchwandert, werfen wir schließlich noch einen Blick auf die Bewohner. Im Allgemeinen sind sie lebhaft, treuherzig und gemüthlich, mit offenem Sinn für Geselligkeit, Musik und Gesang, so daß man sie bald lieb gewinnt. Die Schattenseite der Culturzustände findet sich in Oberschlesien. Die Städte haben sich da wohl ziemlich herausgeschält aus dem slawischen Leben. Aber das östliche und nordöstliche platte Land bewahrt mit seiner polnischen Zunge auch noch seine polnische Uncultur. Indeß ist der dort seßhaft gewordene ursprüngliche Menschenschlag weder der Sprache, noch dem Charakter nach ganz polnisch. Es ist vielmehr ein seltsames Mischlingsgeschlecht mit einer slawischen Mundart, die aber so stark mit Germanismen versetzt wurde, daß der eigentliche Pole sie schwer versteht. Nach neueren Beobachtungen sympathisirt aber der oberschlesische Bauer mit jenem auch nur in einer gewissen Antipathie gegen die Deutschen. Auf der andern Seite verfolgt er den Polen gar oft mit einem gründlichen Hasse. Diesen Charakterzug kann man besonders in den Berg- und Hüttendistrikten wahrnehmen. In Folge der unter den russischen Polen üblichen gewaltsamen Rekrutirungsmethode, den jungen waffenfähigen Mann plötzlich bei Nachtzeit im Bette zu überfallen und den Seinen zu entreißen, kommen nämlich alljährlich eine Menge Ueberläufer nach Oberschlesien, wo sie leicht in den Gruben- und Hüttenwerken Beschäftigung finden, auch gern unter die Fabrikarbeiter aufgenommen werden, da sie bei einer angemessen strengen Behandlung gelehrig und fleißig sind. Höchst ungern sehen nun aber die oberschlesischen Arbeiter den Polen unter sich, und mit einer Art Ingrimm bezeichnen sie

den stammverwandten Neuling durch die Worte: „Jest to Polak“ (das ist ein Pole). Auf alle mögliche Weise zeigen sie sich gegen ihn feindselig und hintertreiben auch jede Familienverbindung durch Heirathen. Sei der geborene Pole auch noch so brav, lebe er auch noch so lange im Lande, er gilt ihnen trotz dem Gesetz nicht für eingebürgert, nicht für ihres Gleichen. Mitunter führt diese unauslöschliche Abneigung zu blutigen Scenen, besonders wenn der Ankömmling mit einem geringeren Lohn zufrieden ist. Auch wirft man ihm, merkwürdig genug, eine allzu unterthänige Gesinnung vor, während man sich selbst dem Vorgesetzten gegenüber nicht als ein von dessen Gnade abhängiges, sondern durch die Staatsverfassung berechtigtes Individuum betrachtet und ist daher zur Folgsamkeit weniger geneigt. Ungeachtet dieses politischen Selbstgefühles laborirt der slawische Bauer vielfach an den alten Grundübeln seines Stammes, nämlich an Schmutz, Unordnung und Phlegma, das im althergebrachten Schlendrian sich fort und fort bewegt. Zum ordnungsmäßigen Landbau läßt er sich schwer gewöhnen, und nur selten findet man ein Dorf von wohlhabenden Landwirthen. Viel lieber beschäftigen sie sich mit dem Fuhrwesen oder betreiben den Bergbau im Kleinen auf eigenem Grund und Boden. Für die Tagelöhner in den Hüttenwerken haben die Arbeitgeber wohl reinliche und saubere Wohnungen erbaut und durch Lohnabzüge im Laufe der Zeit zu ihrem Eigenthum bestimmt. Solche sind aber von den Arbeitern selbst wieder vermiethet worden, um das Geld dafür in Branntwein zu vertrinken. Selbst das billiger gelieferte Brot wurde verkauft, um dem Götzen der Trunksucht zu opfern. Bei den durch liederliche Wirthschaft heruntergekommenen Umständen wird zur Bettelei gegriffen, und hinterdrein folgt ganz natürlich die Dieberei. Damit geht Hand in Hand die dickste religiöse Finsterniß und der crasseste Aberglaube, so wie die Verwilderung in den Verhältnissen des Geschlechtslebens. Es werden wohl Ehen geschlossen, aber Mann und Weib gehen eben so leicht wieder auseinander, und die edlen Sprößlinge wachsen dann häufig auf, wie die Thiere des Waldes, ohne Vater und Mutter zu kennen. Bei den Hochzeiten sind die Hauptelemente der Lust das Tanzen und das Branntweintrinken. Von

alten, jetzt größtentheils aus der Mode gekommenen, Gebräuchen der Oberschlesier theilt Max Kurnik im Wesentlichen Folgendes mit. Nachdem die beiderseitigen Eltern in die projectirte Heirath gewilligt, findet die förmliche Verlobung statt. Zu dem Ende sucht sich die Braut einen Wortführer oder Starosten. Diesen bittet sie gemeinlich zum Abend des Sonnabends nebst einigen Weibern in ihr Haus. Dahin kommt auch der Bräutigam, ebenfalls von einem Starosten und einigen Zeugen begleitet. Diese Gäste finden den Tisch mit Branntwein, Brot und Butter oder statt derselben mit weichem Käse besetzt. Der Starost des Bräutigams beginnt die Werbung. Nachdem er das Jawort erhalten, benachrichtigt er davon den Bräutigam, welcher der Braut etwa einen Gulden oder Reichsthaler überschickt. Diese schenkt dagegen ein Sträußchen und ein Tüchlein. Darauf reichen sich beide die Hand, und zugleich wird ein an die Kirche zu zahlendes Reuegeld von vier bis fünf Thalern für den wortbrüchigen Theil festgesetzt. Die Hochzeitsgäste werden vom Hochzeitsbitter durch ein besonderes Formular eingeladen. Die Polterabendsgeschenke bestehen gewöhnlich in einem Brot, einem Maß Hirse und einer Henne oder Ente oder Gans. Die Hochzeit wird im Hause der Braut gefeiert, welche sich mit den Brautjungfern und den Weibern in die Kammer oder auch in den Kuhstall verkriecht. In der Stube ist Brot, Butter, Kuchen und Branntwein aufgetischt. Auf einer Violine und Baßgeige wird Musik gemacht. Der Bräutigam beordert nun seinen Starosten, die Braut zu holen. Dieser geht, bringt aber zuvörderst ein altes Weib mit einem Rocken. Der Bräutigam beginnt damit zu tanzen, erklärt aber bald, daß es nicht die Rechte sei. Das alte Weib klirrt mit den Scherben eines Topfes und sucht den Bräutigam zu überreden, daß dies eitel Geld und sie sehr reich sei. Allein der Bräutigam besteht darauf, daß man ihm aus der Kammer oder dem Kuhstall eine jüngere Schöne zuführe, worauf eine Brautjungfer hervorgezogen wird, die jener aber ebenfalls verwirft. Dies Spiel dauert so lange, bis der Bräutigam einen halben Thaler oder einen Gulden schickt und sehr angelegentlich um die rechte Braut bitten läßt. Als Gegengabe erfolgt ein Kranz und ein Tüchlein. Endlich wird die Braut

heulend und weinend hervorgezogen und dem Bräutigam mit nassen Augen zugeführt. Beide Verlobte knieen mitten in der Stube nieder und empfangen von ihren Eltern den Segen, worauf sie sich dreimal herumdrehen und in die Kirche zur Trauung gehen. Dabei giebt's allerlei Vorsicht zu beachten, damit keine bösen Geister dem Brautpaare etwas anhaben können; namentlich drängt man sich möglichst dicht zusammen. Nach der Trauung geht's in's Wirthshaus oder gleich in's Hochzeitshaus. Die Speisen folgen in nachstehender Ordnung: Rindsuppe mit Erbsen, Rindfleisch, die zweite Suppe mit Rindfleisch und Kaldaunen, die dritte Suppe mit Haidegraupen und gebackenem Obst, Gänsegeschnarre, Rindbraten, Hirse mit Honig bedeckt und mit Pfefferkuchen bestreut, Gänsebraten, Sauerkraut und auf jedem Tisch eine ellenlange Bratwurst. Zum Beschluß ein Krug Bier, eine Flasche Branntwein und Kuchen. Beim letzten Gericht erscheint die Köchin, den Arm mit einem Lappen umwickelt und in der Hand einen Kochlöffel, indem sie klagt, daß ihr der Arm verbrannt sei und um eine Gabe bittet. Nach dem Essen muß die Brautjungfer eiligst die Knochen aus der Stube fegen; vergißt sie das, so thut es der Brautdiener, dem sie dafür ein Trinkgeld geben muß. Wer nach Tisch noch trinken will, muß Bier und Branntwein bezahlen. Eben so erhalten auch die Musikanten für's Tanzen ihr bestimmtes Handgeld. Diejenigen, welche dreimal oder gar sechsmal den Vortanz haben wollen, zahlen noch besonders dafür. Das sogenannte „Hauben" geschieht am Abend des zweiten Hochzeitstages. — Den polnischen Volksliedern der oberschlesischen Leute fehlt es keineswegs an Zartheit und Innigkeit. Wir geben als Probe das folgende von Max Waldau in's Deutsche übertragene.

Ihr Wolken, die ihr am Himmel schauert,
Klagt, wie mein armes Herz getrauert.
Mein Herz war voll von Kummer und Gram,
Als nun die Stunde des Scheidens kam.

Wir ließen zu Haus die harten Verwandten;
Im Auge heiße Thränen brannten;
Am Weg ein Muttergottesbild stand,
Dort reichten wir uns noch zuletzt die Hand.

„So nimm das Tuch, das Tuch nur wieder,
Das du mir gabst im Garten am Flieder,
Und gieb es einem Andern hin,
Der lieber dir ist, als ich es bin.“

„„So nimm den Ring, den Ring nun wieder,
Den du mir gabst im Garten am Flieder,
Und gieb ihn einer Andern hin,
Die lieber dir ist, als ich es bin.““

Wir schwuren einander Lieb' und Treue
Und gaben uns Ring und Tuch auf's Neue,
Dazu ein feuerrothes Band
Am Weg, wo die Mutter Gottes stand.

Auf den wendischen Haidedörfern erhält der Bräutigam seine Braut ganz in derselben Weise, wie es oben beschrieben wurde, indem ihm nämlich aus der Kammer zuerst ein altes Weib, dann eine Brautjungfer ꝛc. zugeführt wird. Im Hochzeitswagen sitzt neben dem Brautpaar unter Andern die „Salzmäste“ oder die Pathe der Braut, welche während des Festes die Rathgeberin und Wirthin spielt. Die Musikanten bedienen sich der dreisaitigen Geige, der Schalmei und des Dudelsackes. Die Pferde sind mit Blumensträußen geschmückt und am Halse tragen sie Glöckchen. Während der Fahrt singt das Volk: „Haben sie, ja! Haben sie, ja! — Geben nun Niemandem sie. — Führen sie, ja! Führen sie, ja! — Geben nun Niemandem sie.“ — Wenn die Braut nach der Hochzeitsfeier in ihren neuen Wohnort einfährt, so überreicht sie der ersten ihr begegnenden Person ein hausbackenes Brot, oder sie läßt eine schwarze Henne fliegen, aus deren Fluge sie ihre Zukunft erkennt. — In der Osternacht singen die versammelten jungen Mädchen geistliche Lieder vor jedem Hause des Dorfes und ziehen dann am Morgen feierlich in die Kirche. Die jungen Bursche aber begrüßen den Auferstehungsmorgen gleich nach Mitternacht mit Schüssen. Um Pfingsten tanzt man auch hier auf einem freien Platz um den Pfingstbaum: eine mit Tüchern und Bändern behangene Birke.

Unter den Volkssagen von Kobolden und Geistern stehn die vom Geisterfürsten Rübezahl oben an, welcher das Riesenge-

birge beherrscht. Auf ihn beziehen sich alle wunderbaren Erzählungen der dortigen Baudner. An allen in's Auge fallenden Oertlichkeiten haftet sein Name, der ohne Zweifel in's graue Alterthum hinein reicht und von dem bereits Schriftsteller des späteren Mittelalters zu erzählen wissen. Er ist ein wunderlicher Proteus, der alle Gestalten der Waldleute annimmt: als Bergmann, Jäger, Holzschläger, Köhler, aber auch als Pilger und Mönch, bisweilen als Roß, Hahn, Rabe, Kröte, ja selbst in leblose Dinge weiß er sich zu verwandeln. Er gebietet den Elementen und den Schätzen der Erde, die er behütet. Bald beglückt er, bald neckt er, bald bestraft er die Bewohner seines Gebirges, jedoch fast immer mit Beimischung einer Dosis von derber Laune, wozu seine Koboldnatur ihn antreibt. Bei aller Schalkhaftigkeit zeigt er sich im Allgemeinen gutmüthig; nur wenn man ihn reizt und beleidigt, wird er boshaft und schadenfroh. So heißt's in einer alten Schrift vom Jahre 1619: „Er thut Niemandem kein Leid, es sei denn, daß man seiner lache, spotte und ihn zu sehen begehre: da er sich denn in seiner schönen Gestalt präsentiret und ihnen (den Leuten) die Lust mit plötzlichen und unversehenen erschrecklichen Wettern, Donnern und Blitzen, Hagel- und Platzregen manchmal ziemlich büßen lassen soll." Daher hüten sich die Gebirgs-Anwohner von ihm etwas Nachtheiliges zu sprechen. Den Spitznamen Rübezahl kann er nicht leiden, und deshalb soll man ihn Herr Johannes, Riesengebirgsfürst oder schlechtweg Herr vom Berge nennen. Man kann ihn auch in den Reimen des Martin Opitz anreden: „Du Riesenherr, du Arzt, du Berggott komm herfür, — Derjene, der dich ehrt, erwartet deiner hier." Wer ihn beschimpft, an dem rächt er sich. Deshalb ließ er einem Schäfer Ochsenhörner an dem Kopf wachsen, einem Schneeberger Rathsherrn Eselsohren, einem Bauer eine ellenlange Nase, einer Magd einen Ziegenbart. Dagegen erweis't er sich seinen Günstlingen gütig und hülfreich. Arme Leute beschenkt er und verwandelt ihre Holzäpfel, Baumblätter, Hanebutten, Erdbeeren und dergleichen in Gold. Statt eines unschuldig Verurtheilten läßt er sich hängen, zappelt stundenlang am Galgen, und wenn man endlich nachsieht, findet man einen Strohwisch. Die närrischen, betrügeri-

schen und heimtückischen Menschen foppt er auf mancherlei Weise und zahlt ihnen mit gleicher Münze. So schlug er einst zu Warmbrunn als Haarkräusler und Perrückenmacher seine Bude auf; aber wer ihm abkaufte, fand am andern Morgen auf seinem Perrückenstock eine Igelhaut, eine Elsternest oder eine Eselshaut sammt anhängendem Schwanz statt des Zopfes. Einer gefallsüchtigen Frau hing der Geist eine Büchse mit Schminke auf, welcher die Purpurflechte die Farbe und der Veilchenstein den Duft verlieh; aber als sich die Frau damit schminkte, wurde ihre Haut braunschwarz gebeizt. Einem Abenteurer wurde das geschenkte Pferd nachher in einen Stock verwandelt, auf dem er gar lächerlich durch's Dorf stolzirte. Zu einem Schneider in Liebethal kam der Gebirgsherr in Gestalt eines Landjunkers und bestellte einen Rock, zu dem er feines Tuch mitbrachte. Aber der Schneider vertauschte das Tuch mit schlechterem, und als er nachher aus dem unterschlagenen sich selbst ein Feierkleid machen wollte, so war's eine alte Schilfdecke, in welcher allerhand häßliches Gewürm kroch. Während der Meister bald darauf einen Gang durch's Gebirge machte, begegnete ihm der Landjunker, reitend auf einem immerfort meckernden Ziegenbock, und fragte ihn, ob er zu ihm wolle, um etwa sein Macherlohn zu holen für den ausgetauschten Rock und höhnte ihn also aus, daß kein Hund ein Stück Brot von ihm genommen hätte. Ganz ergötzlich ist auch die Sage von dem Glasmann. Ein solcher, der mit böhmischem Glase über das Gebirge zog, ruhte sich auf einem Holzblock aus. Da fängt plötzlich der Holzblock an zu rollen und zerschmettert die Glaswaare in tausend Stücken. Bald zeigt sich Rübezahl aber statt des Holzblockes wieder als einen Reisenden, läßt sich das Unglück erzählen und verwandelt sich in einen Esel, läßt den Glasmann aufsitzen und befiehlt ihm, in eine benachbarte Mühle zu reiten und den Esel dem Müller zum Verkauf anzubieten. Dies geschieht. Der Müller erhandelt den Esel für neun Thaler, womit der Glasmann, froh, den Schaden reichlich ersetzt zu sehen, von dannen eilt. Nachdem der Esel in den Stall gebracht ist, will ihm der Mühlknappe Heu vorlegen, doch erschrickt er nicht wenig, als der Esel zu sprechen anfängt und erklärt, daß er kein Heu fresse, sondern

nur an Gebackenes von gemetztem Mehle (und der Müller wußte stark zu metzen) gewöhnt sei. Er läuft zu seinem Herrn; doch als dieser sich selbst von dem Wunder überzeugen will, ist der Esel verschwunden. — Vormals pflegte man Rübezahl als eine Art Hausgötzen mit einer besonders großen Nase, dem Zeichen der Klugheit, abzubilden. Seit Errichtung der Kapelle auf der Schneekoppe soll seine Erscheinung sehr selten geworden sein, und nur an dem Hauptkoppentage (15. August) pflegt er sich unter die zahlreich zusammenströmenden Gäste zu mischen und allerlei Schwänke auszuführen. Der Volkswitz hat ihn zum „Rübezähler" gemacht, um den Namen Rübezahl zu deuten. Der Berggeist hatte nämlich die Tochter eines schlesischen Fürsten entführt, welche aber schon den jungen Fürsten Ratibor liebte. Durch eine sonderbare List wußte sie sich zu befreien. Jener säete nämlich zu ihrem Vergnügen Rüben, welche sie beliebig in lebendige Geschöpfe verwandeln konnte. Da diese aber nur die kurze Dauer einer Rübe hatten, so war es nöthig, immer neue und solche in unzähliger Menge zu säen. Nach ihrem Willen mußte er sie auch zählen und während er ihr zur Liebe damit beschäftigt war, bei der unendlichen Menge aber sich immer verrechnete und nie damit fertig werden konnte, verwandelte sie eine große Rübe in ein Roß, schwang sich auf dasselbe und entfloh zu dem Geliebten, der später die Stadt Ratibor erbaute. — Dem biedern Sinne der Gebirgsbewohner entspricht die Gutmüthigkeit Rübezahls. Seine plötzlichen Erscheinungen und Verwandelungen weisen, wie bereits angedeutet wurde, hin auf die oft so sehr überraschenden Wechsel des launenhaften Wetters im Riesengebirge, auch bemerkt man daselbst die Fata oder Fee Morgana (Luftspiegelung), welche das Bild eines wandernden Jägers, Kräuter- oder Bergmanns in den Nebelgebilden abmalt. Der Reichthum ist eine gewöhnliche Mitgift der Geister. Der von Rübezahl gespendete Schatz an Goldkörnern beruht vielleicht auf dem Goldsand, welchen der Sage nach die Gebirgsgewässer vormals mit sich führten. Die unscheinbaren zauberhaften Geschenke, welche bei den Zufriedenen stets zu Gold und andern Kostbarkeiten werden, so wie das Verwandeln und Unsichtbarmachen weisen vielleicht hin auf die Heimat der frühe-

sten Einwanderer, nämlich auf Erinnerungen aus dem Orient, wo das Zauberwesen mit seinen Wundern zu Hause ist. Manche der aus geschichteten Blöcken bestehenden Rübezahlsfelsen, als der Mädel- und Mittagsstein, so wie die Dreisteine bei Schmiedeberg, eigneten sich recht wohl zu germanischen und später slawischen Opferfelsen; auch zeigen sich an den beiden ersten Vertiefungen nach Art der Opferkessel und an der „Kanzel" ein eingehauener Sitz, der weniger für Menschen, als vielmehr für ein Götterstandbild paßt. Demnach könnte man unter dem Fürsten des Riesengebirgs einen ursprünglich in dieser Gegend verehrten heidnischen Gott vermuthen, an welchen sich nachher eine mit Fabeln ausgeschmückte geschichtliche Person anlegte. Wenn aber das Riesengebirge (nicht der Zobtenberg) einst „Askiburg" hieß, so könnte dies vielleicht so viel als Asen- oder Götterburg bedeuten und demnach wäre unser Berggeist ein Rest jener Asen oder nordischen Götter, die später in vielen Gegenden zu Riesen gestaltet und zugleich für mächtige Zauberer gehalten wurden. Dies ist des alterthumskundigen Preuskers Ansicht.

Sechstes Kapitel.

Am Ausgange des Riesengebirges, zwischen der Tafelfichte und dem Haindorfer und Weisbacher Kamme, füllt der Badeort Liebwerda ein romantisches Thal. Nicht gar weit westwärts von da kann man den Anfang des böhmischen Mittelgebirges setzen, welches sich nun immer gegen Westsüdwest fortzieht. Es ist vorzüglich reich an Basaltbergen. Auf einem solchen von überaus schöner Form liegt das große, eigenthümlich gebaute Schloß des Städtchens Friedland (3600 E.), einst von Wallenstein bewohnt. Ein treues Conterfei dieses berühmten Feldherrn sieht man im Rittersaale. Auch findet man hier eine Sammlung mittelalterlicher Waffen und anderer Alterthümer. Die aus dem 16. Jahrhundert stammende Dekanatskirche des Ortes besitzt ein Altargemälde von Johann von Aachen und

ein prächtiges Grabdenkmal des Feldmarschalls Melchior von Rädern.

Bald hinter Friedland erreichte ich wieder in einem Walde die Lausitzer Grenze. Weiterhin berührte ich den Marktflecken Reibersdorf (1020 E.), Hauptort der gräflich Einsiedelschen Standesherrschaft Seidenberg, mit schönem Schloß nebst Park und trefflichem Bier. Der Boden und seine Cultur ist in diesem ganzen südlichen Grenzstriche der Oberlausitz sehr gut. Je weiter ich mich vom Riesengebirge entfernte, desto mannigfaltigere Ansichten entwickelte das Mittelgebirge zu meiner Linken. So gelangte ich nach dem von Bergen umkränzten neunthürmigen Zittau (11,000 E.). In Folge eines Bombardements der Oestreicher am 23. Juli 1757 wurde die Stadt fast gänzlich eingeäschert und erstand seitdem in freundlicher Gestalt. Die Straßen sind hell und gut gepflastert, die Häuser meistens geschmackvoll gebaut; Lindenalleen mit Busch- und Blumenpartien bilden die Umgebung der Mauern. Die vorzugsweise von Handwerkern bewohnten Vorstädte enthalten zahlreiche Gärten, deren Besitzer den Markt mit ihren Gewächsen und Gemüsen beleben. Handel und Gewerbe blühen, so daß man den Ort auch wohl Klein-Leipzig nennt. Das 1844 erneuerte Rathhaus soll das schönste im Königreich Sachsen sein. Die Rathsbibliothek besteht aus 12 bis 13,000 Bänden; auch zeigt man eine Münz- und Naturaliensammlung. Die Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten sind ausgezeichnet. Es lebte hier der berühmte Organist Hammerschmidt und der Dichter Christian Weise († 1708). — Zu den Hauptartikeln des Handels gehören Leinwand und Damast, linnen- und baumwollene Zeuge, welche in der Stadt und Umgegend fabricirt werden. Man sieht vor den Thoren viele Bleichen, Färbereien und Mühlen. Auf dem Weberthor mit seinem platten Thurm erhebt sich ein Mastbaum mit Tauen, und den oberen Rand zieren Statuen. Vom Thurm der 1837 erneuerten und mit trefflicher Orgel ausgestatteten Johanniskirche und von der schlanken Spitze der Petri-Paulkirche genießt man einer köstlichen Aussicht. In den benachbarten mächtigen Braunkohlenlagern werden gegen tausend Menschen beschäftigt. Die Dörfer umher wimmeln von Webern, und ihre Bewohner zäh-

len vielfach nach Tausenden, so Ebersbach mit 6247, Seifhennersdorf mit 5933, Groß-Schönau mit 5398, Eybau mit 5081 Seelen.

Einen Ausflug von anderthalb Stunden nach Südwesten hin verlohnt der Oybin (sprich O-y). Der Weg führt durch das langzeilige Olbersdorf und in angenehmen Krümmungen allmählig bergan. Vom Thale aus erscheint der Berg in der Ferne glocken- oder bienenkorbförmig, bis man ihn endlich unweit der Landstraße nach Prag und nahe an der böhmischen Grenze in seiner ganzen majestätischen, mit Ruinen gekrönten Gestalt vor sich sieht. Mitten in einem Felsenkessel thürmt er sich 428 Fuß über die Thalsohle und 1478 Fuß über die Meeresfläche auf. Er, ist nur auf der Südostseite zugänglich und aus geschichteten und zerklüfteten Sandsteinblöcken zusammengesetzt, von denen einige Schalthier-Versteinerungen enthalten, andere nicht, so daß auf verschiedene Bildungsperioden zu schließen ist. Seit 1250 wurde auf dem Gipfel ein Jagdhaus, dann eine Holzburg, als ritterliches Raubnest angelegt. Etwa um 1350 wurde diese durch Kaiser Karl IV. zerstört, und auf seine Veranlassung bauten nun Cölestiner Mönche von 1309 bis 1384 ein wohlbefestigtes Kloster, das die Hussiten nicht einnehmen konnten. In Folge der Reformation starben die Mönche aus, und 1577 schlug ein Blitz in das Gebäude. Das Feuer ergriff einige daselbst aufbewahrte Pulvervorräthe, deren Explosion Alles in Ruinen verwandelte. Diese gehören zu den schönsten in ganz Deutschland. Beim Eintritt in den sogenannten Amtshof, wo die Klosterbeamten wohnten, erblickt man links die noch gegen zwei Stockwerk hohen äußeren Mauern des Klosters mit den Zellen und dem Speisehause (Refectorium). Die Mauern der einschiffigen gothischen Klosterkirche, die Karls IV. Hofbaumeister Peter Arler aus Gmünd erbaut haben soll, steigen noch gegen 60 Fuß hoch auf. Aus den Fenstern der Sacristei bemerkt man den Thurm des ehemaligen Raubschlosses. Von den unterirdischen Gewölben war eins der Weinkeller, ein anderes die Todtengruft. Der Friedhof, welcher jetzt der Gemeinde des Dorfes Oybin gehört, gewährt einen wahrhaft erhebenden Anblick der Ruinen. Weiterhin bietet eine Herberge Erfrischungen; auch

pflegt man in der Nähe einen bereit stehenden Böller zu lösen, um ein herrliches Echo zu vernehmen, das mehrere Minuten lang diesen Felsen-Halbkreis donnerähnlich durchrollt. Auf der höchsten, etwa 60 Fuß im Durchmesser haltenden Kuppe der breiten Bergplatte steht ein Sommerhaus, von wo man bis tief in die Oberlausitz, mit der Landeskrone im Hintergrunde, hineinschaut. Zwei Felsvorsprünge bezeichnet man als Kaiserstuhl und Kaiserbett, wo Karl IV. während des Baues sich des schönen Blicks erfreut und geschlafen haben soll. Unter den Sagen (deren viele neuern Ursprungs) erwähnen wir nur die vom Jungfernsprung, eine schmale Felsenkluft von drei Fuß Breite und vierzig Fuß Tiefe nahe der Kirche. Es soll nämlich eine von einem wilden Jägersmann oder Ritter verfolgte Jungfrau da hinunter gesprungen und glücklich davon gekommen sein. Die Chronik belehrt uns indeß gründlicher. Ein munteres rehfüßiges Mädchen aus Zittau wettete nämlich mit ihren Gespielinnen, daß sie die Kluft überspringen wolle. Doch bei dem Sprunge glitt ihr Fuß aus den damals modischen Pantoffeln aus und sie stürzte in den Schlund; doch ihr Reifrock vertrat die Stelle eines Fallschirms, und sie nahm keinen Schaden. Das geschah 1601 am Johannistage. Das ist noch heute der Tag einer allgemeinen Versammlung von nah und fern, um ihn hier im Schooße der Natur zu feiern; auch der Botaniker findet dann auf dem Berge die reichste Blumenfülle.

Zu anderen interessanten Punkten in der Nähe von Zittau gehört das vier Stunden entfernte Weigsdorf mit merkwürdigen heidnischen Opferfelsen, dann Johnsdorf mit einer Kaltwasserheilanstalt, die Mühlsteinbrüche und Nonnenklänze; endlich der 2300 Fuß hohe Hochwald und die 2450 Fuß hohe, ringsum weit hin schauende, kegelförmige Lausche, deren Gipfel Tische und Bänke für wenigstens hundert Personen hat und zum Theil gedielt ist, so daß man da unter freiem Himmel tanzen kann. Unweit davon liegt Waltersdorf, die Wiege des Kapellmeisters Schneider in Dessau. — Die Lausche gehört theilweis schon zu Böhmen und dort entspringt die bei Zittau vorüberfließende und daselbst die Mandau in sich aufnehmende (Görlitzer) Neiße. An dieser liegt Reichenberg (14,000 E.), nächst Prag die bedeu-

tendste böhmische Fabrikstadt, welche jährlich für mehr als vier Millionen Gulden an Waaren, besonders in wollenen Tüchern, fertigt.

Auf der Tour von Zittau nach Tetschen lernte ich den ganzen südöstlichen Theil des sächsisch-böhmischen Sandsteingebirges kennen. Der Sandstein wird in diesem Landstrich oft unterbrochen, bald von Hornstein, wie auf der Lausche, bald von Granit, am häufigsten von Basalt, wie um den Oybin, zuweilen auch von Porphyr, wie auf dem Tollenstein. Bei Georgenthal werden die Berge flach. Weiterhin bei Kreibitz nehmen sie wieder die schroffe, so wie die dem grauen Sandstein eigene durchbrochene und schwammähnliche Gestalt an. Zwischen Rennersdorf und Loosdorf gleichen sie an mehreren Stellen auffallend den Adersbacher Felsen; denn vielfach steigen da auf den Wiesen 50 bis 60 Fuß hohe, meistens nackte und oft ganz frei stehende Massen empor. Das landschaftliche Ansehn wechselt schnell und ebenso die Fruchtbarkeit des Bodens. An einigen Orten fand ich fetten Acker und sorgfältige Cultur, anderswo wenig mehr als Wiesen und Feld. In den genannten kleinen Städten Georgenthal (2000 E.) und Kreibitz (2000 E. mit einer großen Glashütte) und in ihrer Umgegend herrscht eine lebhafte Thätigkeit in Verfertigung der Leinwand, baumwollener und anderer Zeuge. Das Fabrikdorf Warnsdorf zählt in seinen verschiedenen Theilen nicht weniger als 10,000 Köpfe. Der nördlicher gelegene Marktflecken Schönlinde ist der Hauptsitz der böhmischen Zwirnfabrication. Noch weiter nördlich hinauf ist in dem Fabrikbezirk von Schluckenau besonders das Fabrikdorf Nixdorf (5500 E.) zu merken mit seinen Nürnberger-, Galanterie- und Stahlwaaren, seiner Seidenbandfabrik, seinen Messerschmieden, Drechslern, Gürtlern, Leinwebern, Blumenschmückern und bedeutenden Handelshäusern.

Das Elbthal von Tetschen bis nach Aussig und selbst noch weiter südlich hinauf nach Leitmeritz hin kann mit Recht der Garten oder das Paradies von Böhmen genannt werden. Da wetteifern Schönheit und Fruchtbarkeit. Der Boden zeigt die reizendste Mannigfaltigkeit aller Formen und Gestalten; auf den Anbau ist der musterhafteste Fleiß verwandt; freundliche Dörfer

stehen an den lachenden Ufern und gucken aus den Seitenthälern hervor; Obstalleen ziehen sich wohl stundenlang am Wege hin; fröhliche Regsamkeit belebt Berg und Thal und Strom, der auf seinem Rücken größere oder kleinere Fahrzeuge trägt und der in seinen Wellen oft die Kirchthürme der Dörfer, die Weinberge mit ihren Winzerhütten, die Felsen mit ihren Burgruinen gar malerisch abspiegelt. Die Gebirgsarten sind durchgängig sehr untermengt und die Uebergänge plötzlich. Sandstein, Porphyr, Gneus, Granit wechseln häufig ab, und alle machen bald hier, bald da die Grundlage großer und kleiner, oft grotesk gebildeter Basaltkuppen aus, welche meist als Kegel neben einander hingestellt sind und aus fünf- oder mehrseitigen Säulen bestehen. Auf der Hälfte des Weges zwischen Tetschen und Aussig erscheint am rechten Elbufer, gleich einem ungeheuren gothischen Festungsthurm, der Spalten- oder Sperlingsstein. In der Nähe erkennt man eine etwa 700 Fuß über den Wasserspiegel sich erhebende, auf grauem eisenschüssigen Sandstein aufsitzende, unförmliche Basaltmasse, fast wie ein zweimal halb durchgespaltener Holzklotz, mit Aesten und Knoten durchwachsen. Die ganze Gestalt deutet auf gewaltsame Veränderungen hin. Der Weg dahin führt um den Felsen herum und von der Nordseite nach dem Gipfel. Der Abhang ist daselbst flach und neben einem cultivirten Felde mit Buchen, Birken, Eichen, Tannen und Birnbäumen besetzt. Die steile Südseite gestattet keinen Zugang. Ganz oben findet man Mauerreste. Die weite Aussicht ist mit einem Worte: schön. Zwei Stunden nördlich von Aussig beginnen die Weinberge, und die Gegend entspricht nun der von Meißen. Das von der Bielamündung gelegene gewerbthätige Städtchen Aussig (2600 E.), wo der Maler Raphael Mengs geboren wurde, besitzt die Weinberge, welche den „Podskalker" Wein haben. Man baut ihn im Ganzen wenig und versendet ihn selten. Er ist weiß und roth und schäumt im ersten Jahr am besten, da er dem Champagner ähnelt, auch wie dieser moussirt. — Die sächsisch-böhmische Eisenbahn läuft von hier nach Prag über das Städtchen Lobositz, wo die Preußen am 1. October 1756 über die Oestreicher siegten, und läßt dann zur Linken das höchst angenehm gelegene Leitmeritz (8000 E.),

dessen Dom mehrere Gemälde von Lukas Cranach besitzt. — Von Aussig entführt jetzt die Locomotive einer Zweigbahn im Fluge nach

Teplitz (4000 E., von teply, warm), dem weltberühmten Badeort, wohin aus ganz Europa und selbst aus Amerika Leidende zusammenströmen. Die Stadt liegt 674 Fuß über dem Meere in einem weiten Thale. Die Urkunden erwähnen ihrer zuerst in der Mitte des 12. Jahrhunderts. Von den Stürmen der Hussitenkämpfe und des dreißigjährigen Krieges hatte sie viel zu leiden. Dazu kam 1654 ein Brand, der sie fast gänzlich einäscherte. Nach mancherlei Wechsel der Herrschaft wurde sie 1661 Eigenthum der gräflichen, später fürstlichen Familie von Clary; seit 1848 erhielt sie nach Aufhebung der Patrimonialgerechtsame Selbstständigkeit. Seinen Fürsten verdankt der Ort alle prächtigen Badegebäude und Verschönerungen, namentlich durch Lindenalleen und Gartenanlagen. Den Hauptanziehungspunkt bildet das fürstliche Schloß mit seinen Umgebungen, vor Zeiten die Stätte eines Benedictinerklosters. Den Schloßplatz ziert die 1718 errichtete Dreifaltigkeitssäule, ein Werk des Prager Bildhauers Matthias Braun. An die Rückseite des Schlosses schließt sich der geschmackvolle, den Badegästen zum Lustwandeln eröffnete und zur Hauptvereinigung dienende Schloßgarten mit seinem Theater und Gartensaal. In der Stadt und dem unmittelbar daranstoßenden Dorfe Schönau mögen sich alljährlich wohl über 4000 Badegäste sammeln. Die warmen Heilquellen sollen der Sage nach schon im Jahre 762 durch eine Heerde wühlender Schweine entdeckt sein. Während des Lissaboner Erdbebens, am 1. November 1755, versiegte die Hauptquelle plötzlich auf einige Minuten und kam dann unter gewaltigem Brausen dunkelgelb gefärbt und in reichlicher Wassermenge wieder zum Vorschein. Man zählt gegenwärtig eilf Quellen, unter denen die Stadtbadquelle einen Wärmegrad von 39,5° R., die mildeste, die Augenquelle, 20,75° R. hat; nur eine einzige wird zum Trinken benutzt. Sie gehören sämmtlich zu den alkalisch-salinischen Mineralwassern, welche in Verbindung mit reichlicher Kohlensäure höchst wohlthätig auf Lähmungen, chronische Hautausschläge, gichtische, rheumatische und viele andere Uebel wir-

ken. Es war hier der sommerliche Lieblingsaufenthalt des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, und die Teplitzer Bürgerschaft hat ihn durch ein Denkmal geehrt. Hier schlossen am 9. September 1813 die verbündeten Herrscher den Allianzvertrag gegen Napoleon. Im Jahre 1835 beriethen sich hier die gekrönten Häupter von Rußland, Oestreich, Preußen und Sachsen, 1849 dieselben ohne Rußland. Interessante Partien gewährt der Schloßberg mit seiner Ruine, die Schlackenburg, der Park zu Turn, Maria-Schein, die Cistercienser-Abtei Osseg (wo Braunkohlengruben), Graupen mit der Rosenburg und Wilhelmshöhe. Davon östlich liegt in der Nähe von Kulm Arbesau, wo General Ostermann mit 8000 Russen sich am 29. August 1813 auf's heldenmüthigste gegen 30,000 Franzosen unter Vandamme behauptete, bis am folgenden Tage General Kleist, der mit seinen Preußen über Nollendorf herbeizog, den glorreichen Ausschlag gab, so daß der Feind sich mit 10,000 Mann gefangen geben mußte.

Von Teplitz führt die Straße über Dux, dessen Schloß Wallensteins von van Dyck gemaltes Bildniß aufbewahrt, nach der 1820 durch eine Feuersbrunst größtentheils eingeäscherten, industriellen Stadt Brüx (3500 E.), wo eine prachtvolle Pfarrkirche, ein alterthümliches Rathhaus und Steinkohlengruben. Wir begrüßen hier wiederum das gesegnete Thal der Biela mit seinen üppigen Gefilden, Obst- und Hopfenbau. Die Industrie der Brüxer erstreckt sich besonders auf die Bereitung des Bittersalzes aus dem sedlitzer Bitterwasser. Die Dörfer Sedlitz (mit zehn Quellen) und Saidschitz (mit zwanzig Quellen) liegen östlich von der brüxsaatzer Straße am Südwestabhange des Mittelgebirges und zwar am Fuße von Basalthöhen. Das Saidschitzer Wasser wird vorzugsweise, jährlich in mehr als 100,000 Krügen, versendet. Dasselbe gilt von dem Püllnaer Wasser, das bei dem Dörfchen Püllna (eine Stunde südlich von Brüx) aus sieben Quellen fließt. Das nördlich von Saidschitz gelegene Bilin besitzt die heilkräftigsten alkalischen Quellen, deren Wasser nicht nur getrunken und verschickt, sondern auch durch Gewinnung von Magnesia verwendet wird. — Von allen diesen Punkten aus erreicht man bald den das Mittelgebirge beherr-

schenden Donnersberg oder Millischauer, 2571 Fuß hoch, aus Basalt und Porphyrschiefer bestehend, und eine Aussicht gewährend, deren Herrlichkeit nach Alexander von Humboldt die fünfte Stelle unter allen von ihm erstiegenen Gipfeln einnimmt.

Ueber Görkau, Komotau und Kladrup reisend, gewinnen wir bei Klösterle das Egerthal. Dann geht unser Weg am linken Egerufer und am Fuße des Erzgebirges über Mühlendorf, Damnitz und Schlackenwerth weiter nach Karlsbad. Das alte Städtchen Schlackenwerth (1300 E.) liegt in fruchtbarer Gegend, und es befindet sich hier eine großherzoglich toscanische Domaine, einst ausgezeichnet durch ein prunkendes Schloß nebst Park. Gegenwärtig sind nur kümmerliche Reste davon geblieben. Die Einwohner nähren sich größtentheils von Spitzenklöppelei und Weberei. Dies ist überhaupt die vorzüglichste Beschäftigung der erzgebirgischen Ortschaften neben der Musik und etwas Bergbau da, wo vor Zeiten die reichlichste Ausbeute sich ergab, während man gegenwärtig in den eingegangenen Bergwerken nur hie und da mit geringem Erfolg erzhaltigen Adern nachspürt. Dies gilt von Sonnenberg, Sebastiansberg, Katharinenberg u. a. m., weniger von der Bergstadt Joachimsthal (4500 E.) mit seiner schönen Johanniskirche. Diese liegt eine Meile nördlich von Schlackenwerth und prägte 1519 die ersten Thaler, daher der Name. Damals war die Periode ihres Glanzes; denn von 1516 bis 45 gewann man wohl eine halbe Million Mark Silbers; man hatte 800 Zechen und 10 bis 12,000 Bergleute. Später gerieth der Bergbau in Verfall, und erst neuerlich kam er wieder in Aufschwung. Im Jahre 1848 lieferte die Eliaszeche allein 7000 Mark Silber, und man zählt jetzt noch 114 Fundgruben auf Silber, 62 auf Blei, 61 auf Zinn und gegen 500 Eisengrubenmassen. — Oberhalb Joachimsthal steigt das gottesgab-wiesenthaler Plateau empor mit dem Städtchen Wiesenthal und der Bergstadt Gottesgabe (1300 E.), der höchsten Stadt in ganz Deutschland, 3162 Fuß hoch gelegen, so daß daselbst weder Hafer, noch Kartoffeln gedeihen. Das genannte Plateau bildet das Centrum des Erzgebirges und hat eine durchschnittliche Seehöhe von 3500 Fuß. Im Südosten trägt es den höchsten Gipfel des Gebirges, den 3804 Fuß hohen Keil-

berg, im Nordosten den 3721 Fuß hohen Fichtelberg, den höchsten Berg in Sachsen, im Südwesten den 3450 Fuß hohen gottesgaber Spitzberg, welcher dem Range nach der dritte Gipfel der ganzen Kette ist. Die Hauptmasse des Erzgebirges ist eine Platte, welche im Süden als steile Gebirgsmauer von 2000 bis 2500 Fuß Höhe aufsteigt, nach Norden zu sehr allmählig abfällt. Sie ist im Ganzen wenig zerklüftet und wird nur hie und da von einzelnen tief eingeschnittenen Thälern durchfurcht. Fast nirgends reicht der Horizont so weit, daß man die Erhebung über die anliegenden Ebenen wahrnehmen könnte. Nur wenn man auf der Karlsbader Straße bei Gottesgabe oder auf der Teplitzer bei Nollendorf hinabsteigt, bemerkt man, daß man einen Rücken überschritten hat, dessen mittlere Erhebung über Böhmen mehr als 1500 Fuß beträgt. Die unfruchtbare, nur spärlich angebaute Oberfläche entbehrt fast gänzlich des Schmuckes der grünen Wälder; überall aber finden sich zerstreute mächtige Schuttmassen von Bruchsteinen, Halden genannt, zwischen denen kleine Zechenhäuser über dem Munde der Schachte erbaut sind, und diese allein verrathen, daß der Name des Gebirges noch heute ein bezeichnender ist, während es denselben im 15. und 16. Jahrhundert mit noch viel größerem Rechte wegen seiner damals viel reicheren Ausbeute verdiente.

Karlsbad (3500 E.) zieht sich in zwei langen dicht gedrängten Zeilen an beiden Ufern der Tepl hin und zwar innerhalb der schlangenartig gewundenen Gasse, einer engen, von Waldbergen umschlossenen Schlucht, welche sich auf der Nordseite öffnet, wo die Tepl in die Eger mündet. Viele Häuser stehen so lustig am Abhang, daß von dort aus dem Blicke sich eine weite Uebersicht des Platzes eröffnet. Ueberall tritt das Grün der Büsche und Bäume zwischen die Werke der Menschenhand, während ringsum der Wald seinen dunkelen Saum über die Gipfel breitet und kahle Felsstücke zum Vorschein kommen. Den etwas erweiterten Mittelpunkt der Stadt bildet am linken Ufer der Tepl der unregelmäßige Marktplatz mit dem westlich über ihm aufsteigenden Schloßplatz. Gegenüber dem rechten Ufer stehen die Sprudelgebäude, wo weiße Dampfwolken aus der geheimnißvollen Tiefe unterirdischer Gewölbe hervorbrechen. Das

ist der Sitz der warmen Quellen, die sich sämmtlich aus dem unterliegenden, eigenthümlich verkitteten Granitgeschiebe entwickeln und deren Temperatur zwischen 59° und 38° R. wechselt. An ihren Mündungen setzt sich fortwährend eine Art Kalksinter an, der sogenannte Sprudelstein. Dieser bildet im Laufe der Zeiten neben und übereinander mehrere inwendig von der Gewalt der aufwirbelnden heißen Dämpfe ausgehöhlte Ablagerungen, und daraus besteht die Sprudelschale oder die zum Gestein erstarrte Schaumkruste dieses mächtigen, immerfort kochenden natürlichen Dampfkessels. Dieselbe ist von bedeutender Ausdehnung; denn darauf fußt ein großer Theil von Karlsbad. Macht man in diese Schale eine Oeffnung, so zischt fast überall heißes Wasser hervor. Die unterhalb derselben sich häufenden Dämpfe sprengen, wenn die natürlichen Ventile verstopft werden, die auflagernde Decke, was man einen Strudelausbruch nennt. Ein solcher kündigt sich jedesmal durch ein unterirdisches donnerähnliches Getöse an und verursacht oft großen Schaden. Deshalb werden die Ausmündungen der Quellen jetzt vierteljährlich durch Anbohrungen gereinigt. Nach dem Strudelausbruch vom Jahre 1713 grub man nach und entdeckte in der Tiefe drei Reihen unterirdischer Gewölbe, die stockwerkartig übereinander lagerten. Ein Ausbruch vom Jahre 1809 brachte die neue Hygieaquelle zu Tage. Am merkwürdigsten ist der Sprudel oder der neue Springer, dessen siedendes Wasser unter Gebraus mannsdick bis vier Fuß (zu Zeiten selbst sieben bis acht Fuß) hoch in Stößen emporwallt. Der Sprudel liefert in der Minute gegen sechsundzwanzig, die Hygieaquelle gegen neun Eimer, die übrigen zehn Quellen zusammen 1¾ Eimer an Wassermenge. Für's Jahr rechnet man insgesammt 20 Millionen Eimer. Die darin aufgelös'ten festen Bestandtheile betragen 110,000 Centner, was in hundert Jahren einen Würfel von fast 120 Fuß Dicke geben würde. Hinein geworfene Gegenstände überziehen sich alsbald mit einer Kruste, und dergleichen offerirt man als Karlsbader Inkrustate. Die Hauptbestandtheile sind schwefelsaures und kohlensaures Natron, Natriumchlorid und kohlensaurer Kalk. Letzterer bildet eben den Sprudelstein, welchen man zu vielerlei niedlichen Kunstgegenständen verarbeitet. Das durch Abdampfen

des heißen Wassers gewonnene Karlsbader Salz besteht größtentheils aus schwefelsaurem Natron (Glaubersalz). Diese äußerst kräftig wirkenden warmen Quellen benutzt man sowohl zum Baden, als zum Trinken gegen Leber-, Milz-, Nieren- und Magen-Leiden. Man hat Wasser-, Dampf- und Moorbäder. Im Jahre 1853 wurde eine eisenhaltige Quelle entdeckt; außerdem giebt's noch mehrere kalte Säuerlinge. Der Sage nach soll Kaiser Karl IV. die heißen Quellen 1347 oder 1358 auf der Jagd entdeckt haben, indem sein Hund beim Verfolgen eines Hirsches (daher der Name des Hirschensprunges) da hineingerieth. Indeß war der Ort schon gegen Ende des 12. Jahrhunderts bekannt, und jener Kaiser gab ihm wohl nur durch den Gebrauch dieser Bäder seinen Namen Karlsbad und mancherlei Vorrechte; auch erbaute er daselbst ein Jagdschloß. Im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts stieg der Ruf der Heilkräftigkeit, und jetzt rechnet man jährlich 5 bis 7000 Gäste. Dazu gehörten die östreichischen Kaiser Leopold I., Joseph II., Karl VI. und Franz I., so wie Czar Peter I. von Rußland, der auf einem ungesattelten Gaul zum Hirschsprung heranritt; ferner die Kaiserinnen Maria Theresia von Oestreich, Maria Luise von Frankreich, Maria Feoderowna von Rußland; die Könige Friedrich I., Friedrich Wilhelm I. und Friedrich Wilhelm III. von Preußen, August I. von Polen; dann Wallenstein, Göthe, Schiller, Graf Friedrich Leopold von Stollberg, Tiedge, Theodor Körner, Friedrich Hoffmann, A. G. Werner, Berzelius und Hufeland. Geschichtlich merkwürdig ist der Ort seit 1819 durch die von allen deutschen Mächten angenommenen Karlsbader Beschlüsse. Die freundliche, 1150 Fuß hoch über der Meeresfläche gelegene Stadt selbst bietet viele schöne Bauten und schattige Promenaden (namentlich die Allee der „Alten Wiese": keine Wiese, sondern ein Baumgang mit Verkaufsbuden), so wie alle möglichen Bequemlichkeiten und zahlreiche Waarenlager. Die Umgegend ist reich an seltenen Gesteinen, Lustpartien und schönen Aussichtspunkten, als: die König-Otto's Höhe, die Kuppe des buchenbestandenen Hirschsprunges, der Dreikreuz- und Aarberg, der Hans-Heilingfelsen, die Ruine Engelhaus, das Jägerhaus, Dallwitz mit seinen uralten Eichen, Elbogen (2300 E.) mit seiner berühmten Por-

zellanfabrik und seiner am alten Schloß von Fels zu Fels über die schäumende Eger gespannten Kettenbrücke.

Ueber das Städtchen Petschau (1800 E.), wo die eigentliche Heimat der weltdurchpilgernden böhmischen Musikanten, und Einsiedel, wo Bleigruben, Schmelzöfen und ein Serpentinsteinbruch, begeben wir uns nach dem fünf Meilen südlich von Karlsbad entfernten Marienbad (1000 E.), 1932 Fuß hoch über dem Meere in einem Thalkessel gelegen, den fünf Bergabhänge begrenzen. Die Häuser dieses erst in den letzten Decennien rasch aufgeblühten Curortes ziehen sich in einzelnen Zeilen um einen einzigen mit Brunnenhäusern und buschreichen Anlagen gezierten Rasenplatz. Die sieben benutzten Heilquellen haben sämmtlich eine Temperatur von 7° bis 10° R. Drei derselben gehören zu den alkalisch-salinischen Eisenquellen, drei andere zu den alkalischen Glaubersalzquellen, ganz entsprechend den Karlsbader Quellen, wie namentlich der Kreuzbrunnen, von dem jährlich über 200,000 Krüge versendet werden. Nur eine, die Waldquelle, ist ein alkalisch-salinischer Säuerling. Außerdem dient ein starkeisenhaltiges Moorlager zu Schlammbädern; auch hat man treffliche Anstalten zu Dampf-, Douche- und Gasbädern. Auf diese Weise findet man hier Hülfe gegen mannigfache Uebel. Die Bäder werden neben der innerlichen Cur hauptsächlich gegen Gicht, Rheumatismus und Hautkrankheiten angewandt. Im Jahre 1844 zählte man bereits 3373 Gäste. Zu einer katholischen Kirche legte in demselben Jahre der Erzherzog Stephan von Oestreich den Grundstein; eine evangelische Kirche, die ihre Entstehung hauptsächlich dem feurigen Eifer des preußischen Landrathes von Kröcher verdankt, wurde 1857 in Gegenwart des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen feierlich eingeweiht. An romantischen Partieen fehlt es auch hier nicht. Dem Geologen gewähren die fünf den Thalkessel einschließenden Berge und ihre benachbarten Brüder insofern ein besonderes Interesse, als sie aus sehr mannigfaltigem Gestein bestehen; denn man findet da Hornblend- und Glimmerschiefer, Porphyr, Gneus und Granit. Der 2490 Fuß hohe basaltische Podhornberg, im Osten, wird für einen erloschenen Vulkan gehalten.

Die Poststraße nach dem etwa neun Stunden von Marien-

bad entfernten Eger führt in der Mitte des Wegs über Sandau (1400 E.), ein Städtchen, welches gesuchte Papiermachédosen fertigt. Rechts bleibt vorher das Städtchen Königswart (1700 E.) liegen, wo das großartige fürstlich Metternich'sche Schloß eine bedeutende Bibliothek und reiche Sammlungen von Natur- und Kunstgegenständen bewahrt; in dem prächtigen Park steht ein Obelisk des Kaisers Franz I. — Eger (11,000 E.), zusammengedrängt in einem fruchtbaren Thale am rechten Ufer des gleichnamigen Flusses gelegen, versetzt uns noch ganz in die Zeiten des dreißigjährigen Krieges durch sein alterthümliches Gepräge mit winkeligen Straßen, finstern hochgegiebelten Häusern, alten Kirchthürmen und den Resten ehemaliger Festungswerke, die 1808 geschleift wurden. In dem Bürgermeister- oder Rathhause (früher Commandantenhaus genannt) zeigt man noch die Stube, worin Wallenstein (richtiger Waldstein) lautlos die Brust entblößend, am 25. Februar 1634 den Todesstoß empfing; auch erinnern an ihn ein paar Waffenstücke und zwei kunstreiche, zu seiner Einrichtung gehörige Schreibkasten. Die alte Burg, in welcher der mit schwarzem Undank belohnte Feldherr sein letztes verrätherisches Banket gab und wo die Generale Illo und Terzky ermordet wurden, ist seitdem unbewohnt geblieben und zur Ruine herabgesunken. Die Stadt, im Mittelalter als reiche freie Reichsstadt glänzend und später der Reformation zugethan, mußte im dreißigjährigen Kriege unsägliche Drangsale erdulden; im östreichischen Erbfolgekriege wurde sie von den Franzosen, die 1742 und 1745 als Eroberer einzogen, auf's Aergste mitgenommen. Seitdem hat sie sich nicht wieder gehoben. Die thätigen Einwohner fertigen Kattun, Pergament, Seife, brauen Bier, bauen Gemüse und halten viel Gänse. Einen Besuch verdient die Dekanatskirche zum heiligen Nikolaus, mehr aber noch die herrliche, bereits seit 1213 bestehende Doppelkapelle im Hofe der Burg, die als der eigentliche feste Kern der Stadt ungefähr um die Mitte des 10. Jahrhunderts begründet wurde. In der Nähe derselben gilt als ältestes Baudenkmal der aus der Lava des benachbarten Kammerbühles aufgeführte sogenannte schwarze Thurm. An die glänzende Vorzeit erinnern noch die hübschen Façaden einiger alter Häuser, manche eingeräucherte Gemälde

und eine Menge kleiner Kunstsachen, namentlich Schnitzwerke in Bein und Holz die man in den Wohnungen antrifft. Diese haben hie und da noch die weitläuftigen Vorhäuser, großen Stubenräume und mächtigen Ofen der Urväter. Außerdem sieht man wohl noch einige alte Frauen in grauen, bis zu den Fersen reichenden Radmänteln mit goldbrocatenem Krauskragen umhergehen.

Eine Stunde nördlich von Eger treffen wir auf Franzensbad, früher Egerbrunnen genannt und seit 1793 durch Kaiser Franz II. zu einem Curort erhoben, dessen breite, aus schmucken Häusern bestehende Straßen der Mittagslinie entsprechen. Die hiesigen Mineralwasser gehören zu den alkalisch-salinischen Eisenquellen; nur eine ist ein alkalisch-salinischer Säuerling. Sie wirken gelind, auflösend, reinigend und stärkend. Der Polterbrunnen enthält besonders viel Kohlensäure und wird zu Gasbädern benutzt. Ein großes Moorlager liefert das Material zu den Mineralschlammbädern. Die Zahl der Gäste mag sich auf tausend belaufen. Man trinkt und badet. Jährlich werden vielleicht 200,000 Krüge versandt. — Die Aussicht vom Schneckenberg wird sehr gerühmt. In geologischer Beziehung erregt am meisten Interesse der 108 Fuß aus dem Boden frei aufsteigende Basalthügel Kammerbühl, nach neueren Untersuchungen ein vor Zeiten unter Wassern thätiger Vulkan.

Wir setzen nun unsere Reise in nordwestlicher Richtung bis Asch fort und überschreiten weiter nördlich die Grenze, um nach dem Badeort Elster (1000 E.) im sächsischen Voigtlande zu gelangen. Die Heilkräftigkeit der dortigen Quellen war freilich schon seit Jahrhunderten bekannt; aber erst 1848 wurden sie gehörig gefaßt und geprüft. Es sind ihrer sieben. Sie stehen in Rücksicht ihres Gehaltes zwischen Marien- und Franzensbad jedoch so, daß bei den kohlensauren Erdsalzen die stärkende Wirkung des Eisens vorwaltet. Daher zeigen sie sich vorzüglich heilkräftig gegen Schwäche des Nerven- und Muskelsystems, der Verdauungs-, Geschlechts- und Harnwerkzeuge, gegen Bleichsucht, die Krankheiten der Leber und Milz, Gicht und Rheumatismus. Man hat eine Salz-, Augen- und Gasquelle, letztere jetzt Königsbrunnen genannt. Es wird getrunken und gebadet. Von ausgezeichneter Wirkung sind außerdem die stark mineralhaltigen

Moorbäder. Der Curort ist im Laufe des letzten Decenniums rasch emporgeblüht, und die Zahl der Gäste mag sich jetzt leicht auf tausend belaufen, nachdem für comfortable Logis und Schattengänge hinreichend gesorgt wurde. Dazu nehme man das von der weißen Elster durchflossene Wiesenthal mit den mannigfaltigen Reizen seiner Umgebung. Ringsum steigen unmittelbar aus dem 1465 Fuß über dem Meere liegenden Grunde waldgekrönte Kuppen und Bergrücken empor. Die Gebirgsart ist Glimmerschiefer, der nahe bei den Quellen von einem Hornsteingang durchsetzt wird, nach dem eine Stunde weit entfernten Adorf zu aber in Thonschiefer übergeht. Unter den vielen Gipfeln mit weiter Fernsicht ist hervorzuheben: der Hohe Stein bei Erlbach, der Kapellenberg bei Schönberg, der anderthalb Stunden von der böhmischen Stadt Asch gelegene Hainberg u. a. m. Ich verweilte hier längere Zeit und denke noch gern zurück an meinen Aufenthalt unter diesen biederen treuherzigen Menschen, die dem Fremden überall freundlich entgegenkommen und ihm nichts vertheuern. Die Bergwaldungen sind reich an Beeren. An den Abhängen rieseln zahlreiche Quellen, und ich fand da manche seltene Blume, eines Tages auch eine Kreuzotter (Coluber berus, chersea), die sich, während ich mich gelagert, dicht neben mir sonnte. Unter den Ausflügen waren mir die interessantesten in's angrenzende, diesem Theil des sächsischen Voigtlandes nahe verwandte vormalige Egerland mit seinem lustigen Volk, das jedem Ort einen Spitznamen verleiht. So wanderte ich öfter nach der „Juchhe!" einem Vergnügungslocal, und versorgte ich mich von dort zu meinem Bedarf mit trefflichem Ungarwein.

Die früheren **Bewohner** des Landstriches zwischen der Elbe und dem Fichtelgebirge scheinen Czechen gewesen zu sein. Czech, Anführer der einwandernden Slawen, soll sich zuerst an Georgenberg bei Raudnitz, nicht weit vom Eingang in's Laun-Saatzer Egerthal angesiedelt haben. Viele Ortsnamen sind ganz slawisch oder werden noch von den alten czechischen begleitet, als: Mariaschein, vom Volke Bohusudov, d. i. Gottesgerichtsort, genannt; Einsiedel, Mnichov (Mönchsort); Brüx, Most (Brücke). Bei

dem Dorfe Stadlitz an der Biela (d. i. weiße Bach) ist ein Denkstein errichtet, und der Sage nach bezeichnet derselbe die Stelle, wo Libussa's*) Abgesandten den Kmeten (Edelmann) Przemyl beim Pfluge antrafen und ihn von da zum Herrschersitz führten. Im Laufe der Zeiten wurde indeß die slawische Bevölkerung von den Deutschen zurückgedrängt, welche theils aus Sachsen vom Kamm des Gebirges herabstiegen oder von der Elbe hereinwanderten, theils vom Fichtelgebirge her aus den fränkischen Ländern kamen; denn noch heute unterscheidet sich das deutsche Volk an der Biela durch seine norddeutsche nüchterne Verständigkeit von dem so gemüthlichen Volk an der Eger, das überdies durch Eigenthümlichkeit in Sprache und Tracht, Sitten und Einrichtungen sich auszeichnet. Ehe wir näher darauf eingehen, stellen wir einen andern Gesichtspunkt der Betrachtung auf, indem wir auf der einen Seite das Gebirge, auf der andern seine Thäler in's Auge fassen. An den Abhängen des Gebirges baut der Landmann noch seine Kartoffeln, dazu etwas Roggen und Hafer. Die Matte giebt ihm Heuertrag für's Vieh; aber der Fruchtbaum wird seltener und das Laubholz weicht mehr und mehr dem düsteren Nadelwalde. Man bemerkt nur niedere Holzhütten. Diese gewinnen das ärmlichste Ansehn in der Nachbarschaft der kalten sturmumsaus'ten Gipfel und steinigten Bergschluchten, wo auf den Hochflächen nichts mehr geerntet wird, so daß dem Menscheh oft Monate lang das schwarze Brot fehlt, das man durch Kleie mit Wurzeln und Feldkräutern gemischt zu ersetzen sucht. Das ist das erzgebirgische Hungerland, aus welchem oft ganze Familien auswandern, um sich in alle Welt zu zerstreuen, indem die Einen ihr Unterkommen suchen in einer Fabrik oder in einem Dienst, während die Andern mit Harfe, Geige, Clarinette oder Waldhorn

*) Libussa oder Libuscha war die Tochter des Krok, der aus dem Geschlecht des berühmten Heerführers Samo stammte und als Richter von seinem Volke hochgeehrt wurde. Als er um's Jahr 700 starb, wählten die Böhmen die durch Schönheit, Klugheit und Mannhaftigkeit des Charakters hervorstrahlende Libussa zur Fürstin. Sie vermählte sich darauf mit dem Przemyl, gab viele weise Gesetze, brachte den Bergbau in Gang und gründete unter Anderm auch Prag. Das Volk sah in ihr eine göttliche Seherin. Ihr Tod erfolgte 738.

durch die Städte und Dörfer der weitesten Ferne ziehen. Ihre verlassenen Hütten gerathen inzwischen in Verfall oder werden von anderen Familien bezogen, denen es über ein Kleines ganz eben so geht, wenn nicht eine besser nährende Beschäftigung ihre Subsistenz sichert. Dergleichen besteht vornehmlich im Spinnen, Weben, Spitzenklöppeln, Strohflechten und zwar so, daß jeder dieser Erwerbszweige einen bestimmt abgegrenzten Landstrich von sechs bis sieben Quadratmeilen einnimmt. Andere Gebirgsbewohner fällen Holz, hauen das Erz, fördern die Stein- oder Braunkohle. Noch andere fertigen musikalische Instrumente, eiserne Löffel, Schnupftabacksdosen, Holzwaaren. In allen diesen Fällen bleibt der Erwerb nur ein kümmerlicher, und das Leben ist ein beständiges Ringen mit Müh und Noth. Im schroffen Gegensatz stehen die Bewohner der Thäler, wo, wie wir es namentlich an der Biela und Eger gesehen haben, glänzende Rinder auf den fetten Triften weiden, herrliche Weizenfelder und Hopfenpflanzungen sich ausdehnen neben den Obstgärten, in denen selbst die edlere eßbare Kastanie reift. Die Fruchtbarkeit einzelner Gegenden, wie die um Saaz und Kommotau, ist sogar sprüchwörtlich geworden. Da herrscht Wohlhabenheit, selbst oft strotzender Reichthum. Man fährt zur Kirche, wenn sie entfernt liegt, und zur Kirchweih mit stolzen Rossen, die bei Taufen und Hochzeiten mit künstlichen Blumen und flatternden Bändern geschmückt sind. Zum Festrock wählt man das feinste Tuch; die Uhr hängt gern an einer doppelten, mit kostbaren Ringen, Schlüsseln und Petschaften beschwerten Kette. Das weibliche Geschlecht kleidet sich des Sonntags in Seide, trägt feine Handschuhe, so wie um Brust und Hals ein Gehänge goldener Münzen. Bei festlichen Gelegenheiten bäckt man gewürzreiche Fladen und trinkt den Kaffee aus ächtem Porzellan. Jedes Bauernhaus hat in der Regel eine sogenannte Extrastube mit goldumrahmten Heiligenbildern, blank polirten Schränken und bis zur Decke aufgethürmten Paradebetten.

Wir durchmustern jetzt noch ein wenig sorgfältiger die eigenthümlichen Egerländer, welche sich unter allem Wechsel der Herrschaft doch ihre bäuerliche Selbstständigkeit zu sichern wußten. Ein solcher Mann fühlt sich als Herr auf seinem Hofe und

als das waltende Haupt seiner Familie. Ehrenfestigkeit ist die kurze Bezeichnung seines Charakters, und fest tritt er überall auf. Wir beobachten dies Völkchen an einem Sonntag, wie es so eben von seinem Kirchgange aus dem benachbarten Pfarrorte in's eigene Dorf heimkehrt. Voran schreiten langsamen und gemessenen Schrittes in bocksledernen Stiefeln die Männer; die Einen in dunkelfarbigen, meist grünen oder braunen, rothgefütterten langschößigen Ueberröcken, die Andern in kurzen, meist schwarzen, schoßlosen Jacken, während die weite schwarzlederne Hose fast bis an die Schultern hinaufreicht. Die Brust wird von einem, zuweilen reich ausgenäheten Latz bedeckt, und vorn schimmert schildförmig ein großer spiegelblank geputzter Hosenknopf. Das dünne schwarzflorene Halstuch ist rückwärts gebunden, so daß die beiden Zipfel die Stelle eines Zopfes vertreten. Auf dem Kopfe sitzt ein breitkrämpiger Hut mit dem „Holzstoß", wie man die reiche Bänderverzierung desselben nennt. Die jungen Bursche nähern sich in ihrer Tracht schon mehr dem Zeitgeist, indem ihr Rock kürzer, ihre Jacke länger ist; auch sieht man schon einzelne Halstücher nach vorn hin zugebunden. Die Hausfrauen sind fast durchweg in dunkele Farben gekleidet. Der baumwollene Rock ist stets schwarz. Desgleichen das allenfalls mit einigen Goldborten oder Sammetstreifen verzierte Mieder. Die Tuchjacke schließt knapp an; eben so das schwarze Kopftuch, seitwärts in einen großen Knoten gebunden und in zwei langen Zipfeln zur Schulter herabhängend. Die Kleidung der Mädchen zeichnet sich aus durch zierlicheren Schnitt, Stickerei an den Aermeln und feinen Taschentüchern, so wie durch größeren Reichthum an Bändern, Goldbörtchen, Sammetstreifen und buntblumigen Kanten. — Ist eine Heirath im Gange, so vertraut man das Geheimniß einem „Procurator". Dies ist gewöhnlich der Gevatter Schneider oder sonst ein kluger Kopf, der den Ernst der Sache mit einiger Heiterkeit zu bemänteln weiß. Dieser vermittelt nun eine scheinbar durch den Zufall herbeigeführte Zusammenkunft der beiderseitigen Eltern und Verwandten im Hause der Braut. Dort schließt er eine lange Rede, in welcher er von Adam und Eva ausgeht, mit der Idee, daß es ihm gar nicht übel vorkäme, wenn X und Y sich verheiratheten, und wirbt

10*

dann im Namen des Bräutigams förmlich um die Braut. Damit beginnen die Unterhandlungen, indem jede Partei ihm heimlich in's Ohr flüstert, wie viel Rinder, Schafe und baares Geld man gesonnen sei, mitzugeben. Gehn die Meinungen weit aus einander und steht man gar auf dem Punkte, den ganzen Handel fahren zu lassen, so muß der Procurator doch immer seinen guten Humor behalten, bis es ihm gelingt, Alles in's Gleiche zu bringen. Dann verkündigt er dem Bräutigam sein Glück in langen Knittelreimen und stellt ihm gewöhnlich zuletzt ein verschleiertes Wesen vor, welches, wenn Jener es in seine Arme schließt, sich als ein altes Weib offenbart. Nun werden die jungen Leute als Verlobte betrachtet, und ein Abendschmaus besiegelt den abgeschlossenen Handel. Die Hochzeit wird in der Regel bald nachher gefeiert. Vor der Trauung segnen die Eltern die Braut. Diese nimmt Abschied vom Vaterhause und tritt unter einem Sermon des Procurators, der auch alle Gäste mit einem Sermon eingeladen hat, den Weg zur Kirche an. Voran gehen die Musikanten, hinter ihnen der Bräutigam, bezeichnet durch einen großen Rosmarinstrauß, eine schwere Pelzmütze und (selbst bei der größten Hitze) durch Pelzhandschuhe. Dem Bräutigamsführer folgen die Angehörigen, meist einzeln hinter einander gereiht. In selbstbewußter Würde schreitet darauf der Procurator vor der Braut einher. Diese trägt eine Krone aus künstlichen Blumen und Goldflittern in den Haaren, einen weiten schwarzen rothgefütterten Mantel um die Schultern und um den Leib einen Gürtel, den sogenannten Glockenpendel. Nach der Trauung macht man vor dem Hause des Bräutigams Halt. Letzterer, als nunmehriger Hausherr, tritt nebst den Männern zuerst ein. Die Braut wartet mit den Weibern an der Schwelle, bis sie aufgefordert wird, dieselbe zu überschreiten. Dies geschieht, indem man ihr ein Glas Wein als Willkomm reicht. Nachdem sie dies geleert, überschreitet sie die Schwelle und wirft das Glas hinter sich, so daß es zerbricht, zum Zeichen, daß sie in diesem Augenblicke mit ihrer Vergangenheit breche. In die Stube eingetreten, bezeichnet sie ihre neue Hausfrauenwürde dadurch, daß sie einen vorher dreimal mit der Messerspitze bekreuzten Laib Brot anschneidet. Auf ein leichtes Frühstück folgt

dann die Einführung der Braut in Scheune und Tenne; und hier wird der Ehrentanz gehalten. Dann erst geht es an das eigentliche Hochzeitsmahl. Ein echtes egerländisches Hochzeitsfest dauert mindestens vier bis fünf Tage. Am zweiten Tage holen die beiderseitigen Gevattern und Gevatterinnen aus dem Hause der Braut den „Plunderwagen". Darauf befinden sich in zwei neuen Schränken die Habseligkeiten der Braut, so wie ihre Betten, ihr Spinnrad und der Wäschkorb mit Seife, hindeutend auf Wohlhabenheit, Ruhe, Fleiß und Reinlichkeit. Der Wagen wird unter Musik und Gejodele immer von vier Ochsen gezogen; auch muß ihn der Bräutigam selbst abladen, als hindeutend auf Gewinn durch Arbeit. Am Abend des zweiten Tages ist der eigentliche Polterabend, an welchem das junge Volk in einem Ständchen den Neuvermählten seinen Schmerz des Abschiedes so lange auf's herzzerreißendste durch Musiciren, Singen, Lärmen und Poltern ausdrückt, bis der Bräutigam Geld und Bier zum Besten giebt. — Zu einem egerländischen Bauernhofe gehört ein Grundbesitz von etwa 75 Joch. Die neuern Wohnhäuser werden meistens von Stein aufgeführt. Die älteren bestehen aus Fachwerk von starkem Gebälke und nehmen sich mit ihren grün und roth bemalten Fensterrahmen und anderen Zierrathen sehr freundlich einladend aus. Der hauptsächlichste Wohnraum darin ist die große Stube. Der Thür gegenüber rechts in der Ecke steht der große Tisch, an welchem die ganze Hausgenossenschaft gemeinschaftlich ihre Mahlzeiten hält. In der gegenüber liegenden Ecke steht ein Schrank. Eine Bank umgiebt den mächtigen schwarzbraunen Kachelofen, der vielleicht den sechsten Theil des ganzen Stubenraumes einnimmt und wohl geeignet ist, wenn er einmal tüchtig geheizt wurde, eine africanische Hitze zu verbreiten.*) Ueber dem nächst der Thür aufgestellten Bette läuft an der Wand ein hölzernes Gesimse mit einigen bunten Krü-

*) Eine solche Hauptrolle spielt der Kachelofen auch in den Gebirgsdörfern des angrenzenden Voigtlandes (das übrigens früher bis über Adorf hinaus mit zum Egerlande gehörte), um so mehr als er daselbst den Feuerheerd vertritt und daher auch während des heißesten Sommers in Gluth gesetzt wird.

gen, Tellern und einer geweiheten Osterweidenruthe. Den Hauptschmuck aber bildet in der Ecke über dem Tisch ein von Heiligenbildern umgebenes, blumenbekränztes Crucifix. — Schließlich stehe hier noch als Probe des dem Fremden sehr schwer verständlichen Dialectes folgendes Lied: „Ho nu nöt vull g'hüt' (Hab' noch nicht zu Ende gehütet) — I trei (treib) noch nit ei; — Moi Lisei hot a Wiesei, — Da hüt' i a wen'g drei." — „„Hüt' ei'r in mei Wisei, — Hüt' ei'r in mei Bäunt (Umzäunung), — Du bist ma jo leiba (lieber), — Als oll' mei göit Freind! (gute Freunde)."" — „U du bist ma leiba, — Ols Voata un Mouta. — Verloß mei nua nimma — Schworzaugetes Louda (Luder)."

Siebentes Kapitel.

Von Elster fuhr ich über Adorf und Oelsnitz nach Plauen. In Adorf (2800 E.) konnte ich bei Gelegenheit eines Jahrmarktes das schöne voigtländische Vieh bewundern. Bis Oelsnitz (4500 E.), welches sich hauptsächlich von Weberei und Tuchmacherei ernährt, hat man fortwährend die rauschende Elster zur Seite und der Weg gewährt überhaupt mancherlei angenehme Abwechselung von Berg und Thal. Der Fluß ist wichtig wegen seiner bis Leipzig gehenden Holzflößerei, merkwürdig wegen seiner von Adorf bis Elsterberg sich erstreckenden Perlenbänke. Man fischt die Perlen namentlich bei Oelsnitz und hat schon Exemplare von 1500 Thalern an Werth gefunden. Sie sind auswendig schwarzgrau und inwendig silberweiß, bringen aber gegenwärtig nicht viel ein. — Die Hauptstadt des Voigtlandes ist Plauen (13,000 E.), im Jahre 1844 von einem großen Brande betroffen und mit seinen weiß schimmernden Häusern freundlich im Elsterthal gelegen, wie man von einem Gipfel in der Nähe des Bahnhofes sieht. Auf dem alten, hoch ragenden Schloß Radschin oder Ratschauer residirte sonst der unter Hoheit der Markgrafen von Meißen stehende Voigt. Die große Stadtkirche enthält als schönes Altarblatt das Abendmahl und in der Sacristei die Verkündigung Mariä von Friedrich Matthäi († 1845).

Die Stadt ist Hauptsitz für die Verfertigung der sogenannten Plauenschen Waaren (Mousseline, Mull, Battist, Jaconnet) oder der sogenannten baumwollenen Schleier, eingeführt durch die unter Kurfürst August im 16. Jahrhundert aus ihrer Heimat vertriebenen und hieher eingewanderten Schweizer. Die Fabrikanten, noch heutiges Tages die Schleierherren genannt, beschäftigten gegen Ende des vorigen Jahrhunderts fast 30,000 Weber. — Nördlich von Plauen überschreitet die sächsisch-bairische Eisenbahn das Elsterthal auf einem bedeutenden Viaduct, der sich durch seine romantischen Umgebungen auszeichnet. Drittehalb Stunden weiter hinauf folgt der Viaduct des Göltzschthales, wohl der großartigste des Continents. Aus der Tiefe der Thalsohle steigt hier eine Bogenreihe nach der andern in vier Stockwerken, die unten durch 20, oben durch 24 Pfeiler gestützt werden, bis zu einer Höhe von 280 Fuß empor. Die Länge beträgt 2400 Fuß, die Breite der Fahrbahn 28 Fuß. So gelangen wir nach Reichenbach (9000 E.), über tausend Fuß hoch in einem tiefen und rauhen Gebirgsthale gelegen und nach Plauen die bedeutendste Fabrik- und Handelsstadt des Voigtlandes. Man fertigt Plauensche Waare, Tischdecken, Merinos, und die sogenannten sächsischen Tibets, welche selbst auf überseeische Märkte ausgeführt werden. Die Stadt ist seit einem großen Brande von 1833 fast ganz neu wieder aufgebaut; 1839 wurde sie in Folge eines Wolkenbruches durch Wassersnoth heimgesucht. Die Stadtkirche besitzt eine vorzügliche, 1724 von Silbermann erbaute Orgel. Geboren wurde hier die einst berühmte Schauspielerin Caroline Neuber und der ausgezeichnete Archäolog Karl August Böttger. — Für die Tour von Dresden bis Reichenbach, die man jetzt auf der Locomotive durchfliegt, legen wir im Folgenden einen älteren Reisebericht zum Grunde.

Wir verließen Dresden um Mittag im Eilwagen. Der Himmel lachte. Er hatte sich in das reinste Aquamarin gekleidet und trug auf seiner Brust den Stern, mit welchem ihn der Schöfer geschmückt, nachdem er gesprochen: „Es werde Licht!“

Im raschen Fluge ging es vorwärts, und es öffnete sich der Plauensche Grund, das durch seine Reize bekannte, fast drei Stunden lange, von der Weißeritz durchflossene und von Felsen eingeengte Wiesenthal. An der Straße entlang zieht sich zuvörderst eine nackte Steinwand, nur hie und da mit Moos, Gestripp und lichtem Föhrengehölz bewachsen. Eine Brücke spannt jetzt ihre Wölbungen über den fluthenden Bergstrom. Seitwärts lehnen sich die Syenitfelsen an einander, ihre Massen lagern über einander. Bald sind die Blöcke kahl, bald wiederum von frischem Grün bedeckt. Oft rankte sich die Mauerklette mit ihren breiten rothen Blättern bis an die Spitze der Steinwände empor, und auf ihnen zeigten Föhren ihre Nadelbüschel, indeß zuweilen eine Allee ihre bunte Kette zog, hier noch grünend, dort gelblich und orange, während das feuerrothe Laub der Kirschbäume im Winde flatterte. Das drei Viertelstunden von Dresden entfernte Dorf Plauen bildet gleichsam die Pforte zu dem immer mehr sich verengernden Thale, wo zu beiden Seiten der Syenit schroff auf starrt und die hellblinkende Weißeritz ruhiger fließt. Es erscheinen Weinberge, eine klappernde Mühle, das Vergnügungslocal der Villa Grassi und auf einer Anhöhe thront mit herrlichster Aussicht die Begerburg. Plötzlich öffnet sich wieder das Thal. Die Hügelreihen treten weiter auseinander, Alles gewinnt mehr Raum. Zwei Dörfer, Pottschappel und Döhlen, zeigen ihre einladenden Wohnungen, und den erweiterten Wiesengrund durchschneidet eine Wasserleitung, die so hoch hinweggeführt wird, daß auf der Heerstraße unter ihr die größten Frachtwagen durchfahren können. Sie steht mit den reichen Steinkohlenlagern in Verbindung, welche sich über Pottschappel, Burgk, Zeulenrode und Döhlen fortziehen. Man läßt dieselben bergmännisch bearbeiten. Daher die hie und da zum Vorschein kommenden Knappen mit ihren hohen Mützen, schwarzen Kitteln, ledernen Hinterschürzen und messingbeschnallten Gürteln. Jetzt links eine Thonfabrik, rechts zwischen Erlen eine Glashütte. Dann ein paar Dörfer mit Obstalleen und fetten Auen. Allmählig verengt sich der Grund wieder; er wird wilder, grotesker, und im schönsten Bergkessel, wo drei Thäler sich vereinigen, liegt vor uns das freundliche Städtchen Tharand (2000 E.) mit seiner Badeanstalt und

berühmten, durch Bernhard Cotta begründeten Forstakademie. Der Forstgarten zählt mehr als tausend Bäume und Gesträuche. Zu den beliebtesten Spaziergängen gehören die „heiligen Hallen", majestätische Buchengewölbe, von wo ein Pfad hinaufführt zu dem Kienberg mit seinem Sonnentempel und der Einsiedelei. Von den Trümmern der alten, auf einem Felsvorsprung erbauten Burg sieht man in alle drei Thäler. Wohl mochten dort die ältesten Markgrafen von Meißen gern verweilen, da die Natur hier in Fülle Obst und Gartenfrüchte, Wald mit Wild und Bergsegen spendet. — Ein paar Stunden nordwestlich von Tharandt liegt Kesselsdorf, wo am 15. December 1745 die Preußen unter Fürst Leopold von Dessau einen Sieg über die Sachsen davon trugen. —

Hinter Tharandt geht die Straße durch das wogenförmig gestaltete Land bergauf und bergab. Auf der Höhe an der Mulde präsentirt sich am Münzbach die Bergstadt Freiberg (15,000 E.) mit ihren Thürmen, Mauern und Hütten. Mancher möchte sich vorstellen, diese Stadt läge entweder auf einem hohen Berge oder doch zwischen Felsen hineingedrängt in einem engen schluchtenreichen Thale. Aber da ist kein Gedanke an Bergspitzen, Felsen und Schluchten. Vielmehr ist der Boden fast eben, wiewohl 1200 Fuß über dem Meere gelegen, und die Hüttengebäude stehen ein paar Stunden im Umkreise auf der Fläche umher, wie Weiler und einzelne Höfe. Freiberg ist groß und könnte noch vielmehr Seelen beherbergen. Die Straßen sind breit, die Häuser meist massiv, doch sieht man es an dem ganzen Baustil und an den Portalen älterer Gebäude, daß der eigentliche Flor des Platzes in eine frühere Periode fällt. Die Gründung datirt von der Bearbeitung der hiesigen Silbergruben. Der Sage nach kamen hieher im 12. Jahrhundert Salzfuhrleute von Halle, und der schwere Wagen blieb in dem unwegsamen Boden stecken. Man nahm eine Winde zur Hand, und nachher glänzte da, wo das Rad eingeschnitten, gediegenes Silber. In Folge dessen bauten sich hier um 1190 Bergleute vom Harz an. Der reiche Bergsegen bewirkte das schnelle Aufblühn der Colonie zu einer namhaften Stadt. Seit 1485 kam sie in den Besitz der Herzöge und Kurfürsten aus der albertinischen

Linie, und Heinrich der Fromme († 1541) wählte sie zur Residenz. Sie zählte vor dem dreißigjährigen Kriege 32,000 Bewohner. Das alte Schloß wird gegenwärtig als Magazin benutzt. Man sieht zwei große Marktplätze, und auf einem derselben bezeichnet ein blauer bekreuzter Stein die Stätte, wo Kunz von Kaufungen, der 1545 die sächsischen Prinzen Ernst und Albrecht raubte, hingerichtet wurde. Unter den sechs Kirchen hat die dreithürmige St. Peterskirche den höchsten Thurm von 250 Fuß. Sehenswerth ist der thurmlose Dom, 1484 bis 1512 an der Stelle der durch Feuer zerstörten Frauenkirche erbaut. Die ältere der beiden neben einander stehenden steinernen Kanzeln stellt eine kolossale tulpenförmige Blume vor, in deren Kelch der Prediger erscheint. Unter den Grabdenkmalen tritt prachtvoll hervor das des Kurfürsten Moritz, im italienischen Geschmack des 16. Jahrhunderts vom Antwerpner Meister Floris gearbeitet. Auf dem schwarzmarmornen, von Greifen getragenen Sarkophag kniet der weißalabasterne geharnischte Fürst. Das Herrlichste am Dom ist indeß die etwa aus dem Jahre 1200 stammende „goldene Pforte", so genannt von der vormaligen Vergoldung; der einzige Rest der alten Frauenkirche und jetzt in die nördliche Vorhalle des Domes führend. Sie besteht aus einer immer mehr sich verengernden metallenen Thürlaibung, geschmückt durch höchst fein und geschmackvoll ausgeführte Säulen, Wandpfeiler und Standbilder, welche die Menschwerdung Christi und die heilige Dreieinigkeit nebst den letzten Dingen vorstellen. In dem Kreuzgange befindet sich eine kleine Sammlung vaterländischer Alterthümer; so das durch eine einfache Marmorplatte in der Wand bezeichnete Grab des berühmten Mineralogen Werner, durch welchen die 1765 hier gestiftete Bergakademie einen europäischen Ruf erhielt, und zu seinen Schülern gehört ein Alexander von Humboldt, Leopold von Buch, Schubert u. A. m. Das große schöne, 1837 bis 39 gebaute Akademiegebäude enthält sehr reiche geologische und andere Sammlungen, so wie Werner's Museum, wozu unter Anderm eine schöne Auswahl roher und geschliffener Edelsteine gehört. Seine von Rietschel modellirte Bronzebüste steht in den Anlagen am Kreuzthor. Bei dem hiesigen Berg- und Hüttenwesen sind etwa 6000 Arbeiter be-

schäftigt. Die obersten Behörden des sächsischen Bergbaues haben hier ihren Sitz.

Freiberg hat die reichsten Silberbergwerke des Königreichs aufzuweisen und man zählt in einem Umkreis von zwei Stunden wohl hundert Gruben. Sie haben während der ganzen Dauer ihres Baues bis 1825 nicht weniger als 82,000 Centner feines Silber oder für 240 Millionen Thaler geliefert. Im Jahre 1850 gab es 92,860 Mark oder für 1,089,071 Thaler. In der Grube Himmelsfürst fand man zuweilen Stufen gediegenen Silbers von 400 Thalern an Werth; ja 1749 gewann man selbst eine Stufe, welche 1¼ Centner wog und auf 2500 Thaler geschätzt wurde. Jetzt ist Himmelsfürst die ergiebigste Grube. Uns brachte ein Stündchen Weges nach der (neuerlich sich hebenden) Grube „Bescheert Glück", auf welche unser Fahrschein lautete. Wir mußten einen grauen Bergmannskittel anlegen, das Leder umgürten, eine hohe Filzmütze auf den Kopf setzen und ein Grubenlicht in das Knopfloch hängen. Zuerst betraten wir den Betsaal, wo die Bergleute sich dem Herrn über Tod und Leben anbefehlen, ehe sie ihre ernste Wanderung beginnen, von der Keiner weiß, ob und wie er wieder an's Tageslicht zurückkehren wird. Dann ging es hinab in die Tiefe da, wo das Wasserwerk braus'te und ein Fehltritt unvermeidliches Verderben im grausenerregenden Abgrund zur Folge gehabt hätte. Denn auf und ab ging es mit den Rinnen, vom großen Trograd getrieben, und der Wellbaum des riesigen Rades war unablässig bemüht, mit seinen zwei Kurbeln die Rinnen empor und hernieder zu ziehen, welche die Pumpen in der Tiefe des Schachtes bewegten und so das Wasser in den Kanal hoben, aus dem es zu Tage floß. Glatt waren von dem Anspritzen des Wassers die Sprossen der fast senkrecht zusammen gefügten Leitern; doch schon ging es abseits von den Rinnen. Der Weg führte nun bald durch verlassene Erzgänge, bald an große Wasserbehälter, bald auf dem Kanale fort, der anderthalb Stunden weit durch die Eingeweide der Erde das Grubenwasser bis zur Mulde leitet. Oft war es grauenvoll, weiter zu schreiten; denn es lagen nur einzelne Bretter über den Gerüsten, unter welchen das Wasser dahin rann, und auch diese schwankten

nicht selten, schienen morsch und zersprungen; ja die Bretter fehlten zuweilen ganz, und man mußte zagenden Schrittes auf schmalen Balken balanciren, während das an der Brust befestigte Grubenlicht sich in den dunkelen rauschenden Fluthen des Wasserstollens spiegelte. Dabei galt es, das Auge vorsichtig auch nach allen Seiten zu richten; denn bald ragte ein Granitblock hervor, bald war der Gang so niedrig, daß man nur gebückt hindurch kommen konnte, bald waren Balken nach oben gespreizt und ganze Gerüste, wie zum Baue von Gewölben, errichtet, um den Sturz der im Sinken begriffenen Erdmassen zu verhindern. Endlich gelangten wir in bearbeitete Schachten; Menschenstimmen ließen sich hören; dazu Rollen, Meißeln und Klopfen. Zimmerleute waren beschäftigt, die Gänge zu spreizen. Kleine vierräderige Wagen, sogenannte Hunde, rollten herbei mit den gewonnenen Erzstufen; auch vernahmen wir das Geräusch der Wendelbäume, welche mit unermeßlich langen und dicken Seilen die Erze in den Minenkörben zu Tage wanden. Zuletzt stiegen wir noch tiefer hinab, wohl tausend Fuß und darüber, so daß es uns däuchte, als ging es in den Tartarus. Dort fanden wir am Ende des Schachtes Arbeiter beschäftigt, Erze loszubrechen und den Metall-Gang zu verfolgen. Da saßen die Bergknappen und schlugen an mit ihren Hämmern und brachen los und lös'ten ab und legten Pulver in die kleinen Minen und sprengten mit lautem Gekrache ein Stück vom Felsen los, daß es wie Donner hallte in dem Labyrinthe der Schachten und der Pulverdampf den Athem hemmte. — Nun ging's wieder zu Tage. Ueber das Gebälk hin schritt der Fuß jetzt schon ziemlich ruhig und sicher; aber desto langsamer stiegen wir die Leitern hinan. Wenn man so Hunderte von Sprossen und tausend und mehr noch fast senkrecht emporsteigt, und kein Strahl des Sonnenlichtes in die Nacht dringt, das Ohr aber kein Geräusch vernimmt, als das immer gleiche Rauschen des Grubenwassers; wenn in das von den Wänden herabträufelnde Naß der Kleider sich das Naß des Schweißes mischt, der in Strömen über die Wangen rinnt und den Körper badet vom Haupt bis auf die Sohle; wenn die Brust gepreßter wird, und die Füße anfangen zu wanken: dann

sehnt man sich, wie der Taucher, nach oben und gedenkt der Worte: „Der Mensch versuche die Götter nicht, und begehre nimmer und nimmer zu schauen, was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen". Das überall von den Wänden der Schachte träufelnde Naß ist der Niederschlag von der Oberfläche. Wenn das laute Brausen der Aufschlagewasser, das Stöhnen der Pumpen und der dumpfe Ton der arbeitenden Maschinen sich allmählig in der Tiefe der Erzgänge verliert, so vernimmt man doch noch das leise Plätschern des Tropfenfalles und ein feines Gesicker; denn jener Niederschlag zieht sich durch das festeste Gestein, wenn man auch noch so sorgfältig alle Spalten und Risse verstopft. Selbst der anscheinend trockenste Fels läßt immer einige Feuchtigkeit durch, obgleich dies nur sehr langsam geschieht. So geht es zu, daß die wasserreichsten Monate in der Grube um sechs Monate später eintreten, als auf der Erdoberfläche. Ganz ähnlich verhält sich's mit der von der Sonne ausgehenden Wärme, welche aber nur eine sehr geringe Bodenschicht und ebenfalls sehr langsam durchdringt, so daß erst nach sechs Monaten die Temperaturerhöhung durch den Sommer in der Breite des Erzgebirges bis zu einer Tiefe von 36 Fuß bemerkbar wird. In größerer Tiefe, schon bis 60 Fuß, verschwindet jeder durch die Jahreszeiten hervorgerufene Unterschied, und es tritt nun eine stetige Zunahme der Wärme von einem Grad der hunderttheiligen Scala auf je 100 Fuß ein, woraus man bekanntlich die Feuerflüssigkeit des Erdballs im Innern gefolgert hat. — Auf der ganzen Oberfläche des Erzgebirges sammelt man jeden Tropfen Regen oder Schneewasser in umfangreichen Teichen. Von diesen führen lange Leitungen die Wassermassen nach den Gruben, wo sie als Aufschlagewasser auf die vielen Räder stürzen, die unten in den Radstuben des Bergwerkes hängen und die außer den Fördertonnen auch die Pumpen treiben, wodurch die Grubenwasser aus der untersten Tiefe gehoben werden. So steigen die einen Wasser aus der Tiefe bis auf den Stollen, während die andern Wasser von Rad zu Rad, von oben bis auf den Stollen hinabfallen. Dieser Stollen ist ein wenig geneigter, fast horizontaler Gang, der von den Gruben nach oft Meilen weit entfernten tiefen Thälern des Ge-

birges führt, in denen dann Gruben- und Anschlagewasser vereint zum Meere abfließen. In Angriff genommen ist jetzt zur Hebung des ganzen erzgebirgischen Bergbaues ein Stollen, der vier Meilen lang unmittelbar bis zum Flußthal der Elbe führt und etwa funfzig Jahre Arbeit bis zu seiner Vollendung erfordert. Der königliche tiefe Fürstenstollen, der mit einem andern, dem Phelersberger Stollen in der Nähe von Freiberg zusammenstößt, ist mit diesem zusammen gegen 22 deutsche Meilen lang und das Werk von fast sechs Jahrhunderten. — Tag und Nacht arbeiten die Räder und Stempel, diese Lebensorgane der Grube. Wie die Zusammenziehungen des Herzens das Leben desselben verrathen, so klingt bei jedem Umgang am Kunstgezeug ein Glöckchen wieder, mit seinem melancholischen, einförmig wiederkehrenden Ton weit durch die Felder hallend. Das plötzliche Abbrechen dieses gewohnten Tones verkündet eine Unordnung in der Maschinerie. Dann ist Gefahr im Verzuge. Der Regulator hat seine Thätigkeit eingestellt, die Wetterlotten führen den in der Tiefe schaffenden Knappen nicht mehr frische Luft zu, böse Wetter und Grubenlichter bedrohen sie. Die Wasser heben sich nicht mehr und fließen nicht mehr ab, sondern füllen die Strecken und die Schächte, Alles unter ihrer Fluth begrabend. Dergleichen Unglücksfälle treten indessen sehr selten und meist nur in Folge großer Sorglosigkeit ein. — Wenn der Laie die kleinen auf Jahrmärkten vorkommenden Modelle eines Bergwerkes sieht, so meint er wohl, es sei in Wirklichkeit solch reges Leben da unten; ringsum in den Bauen Buben und Hauen, Bohren und Sprengen. Aber selbst viele Hunderte von Arbeitern verlieren sich in den weiten Strecken, wo die Oerter oft sehr entfernt von einander liegen. Nur dann und wann sieht man das Licht einer Blende sich auf dem Krystall des silbergrauen Bleiglanzes oder des weißen Quarzes brechen, und nur zuweilen verräth weithallender Donner, daß thätiges Leben in den Tiefen herrscht.

Da das Erz sich nur selten gediegen findet, so ist eine lange und mühselige Bearbeitung nöthig, bis aus der rohen, vielfach verunreinigten Erzstufe der blanke Silberblick wird. Zur Förderung dieses Prozesses dient vorzüglich das berühmte, eine Stunde

von Freiberg bei dem Flecken Halsbrücke im Muldethale gelegene Amalgamirwerk, 1787 begründet und neuerlich vielfach vervollkommnet. Daselbst wird nämlich das Silber aus den Erzen geschieden durch das Amalgamiren oder Anquicken, indem man es mit Quecksilber verbindet, von welchem es sich nachher leicht wieder trennen läßt. Man nimmt dazu aber nur die fein eingesprengten, mit Kies vermengten Erze, wovon der Centner 7½ Loth Silber giebt. Mit zehn Centner gepochtes oder zerstampftes und gewaschenes Erz wird ein Centner Kochsalz vermischt. Die einzelnen Haufen werden dann in Rostöfen gebracht und nach der Abkühlung gesiebt. Die gröbern Stücke kommen noch einmal in den Rostofen; die feingesiebten aber werden auf einigen Mühlen mit Steinen von Granit zu feinem Mehl gemahlen. Das Erzmehl wird alsdann in den Anquicksaal geschafft. Hier liegen in vier Reihen zwanzig Fässer mit eisernen Reifen, welche sich um ihre Achse drehen und sämmtlich durch zwei Wellen in Bewegung gesetzt werden. In jedes Faß kommen 10 Centner Erzmehl, 5 Centner Quecksilber, $\frac{3}{4}$ bis $\frac{7}{8}$ Centner Eisenplättchen und 3 Centner kaltes Wasser. Ein großes Wasserrad treibt das Ganze, und durch das beständige Schütteln entsteht ein breiartiges Gemenge, worin, sobald die Masse mit Wasser verdünnt worden ist, das mit dem Silber verbundene Quecksilber zu Boden sinkt. Das gewonnene silberhaltige Quecksilber wird in Beutel abgezapft und ausgedrückt, wo dann das Amalgam, das aus ungefähr sieben Theilen Quecksilber und einem Theile Silber besteht, als feste Masse zurückbleibt. Diese wird zuletzt zu je drei Centnern in oben offenen Oefen mit Torf ausgeglüht. Man legt sie auf eiserne Schalen, die an einer eisernen Stange in der Mitte eines mit Wasser gefüllten Gefäßes fünffach über einander stecken. Ein eiserner Cylinder, der Ausglühetopf, wird darüber gedeckt und durch Feuerung erhitzt, während man das Sieden des Wassers stets durch kalten Zufluß verhindert. In acht bis neun Stunden findet man das Quecksilber, welches aus den nicht entweichenden Dämpfen niedergeschlagen wird, auf dem Boden des Wassergefäßes, das ausgeglühte Silber aber auf den Schalen. Die durch das Amalgamiren im Vergleich zum Schmelzen erzielte Ersparniß beträgt

an Holz allein schon 10,000 Klafter. — Wir begegneten auf dem Rückwege vom Amalgamirwerk vielen schwarzen Wagen, welche dorthin die Erze aus den Pochwerken beförderten. Ehe die Erze in die Pochwerke kommen, werden sie aber schon vorläufig in der Grube und dann über Tag mechanisch gesondert. Mit welchen ungeheueren Massen man es hier zu thun hat, lehrt uns besonders die so ergiebige Grube Himmelfahrt, wo nächst einer ganzen Reihe von Gebäuden die kleinen, oft nur zwölfjährigen Pochjungen am zahlreichsten mit dem Ausschlagen und Anschütten des tauben Gesteins beschäftigt sind, das in mächtigen, sich selbst ausschüttenden Tonnen aus der Grube zu Tage gefördert wird. Ihr reicher Inhalt läßt auf eine große Menge von Arbeitern schließen, und in der That fahren an 1500 Knappen in dem Einen thurmähnlichen Gebäude an, welches kaum einen Büchsenschuß von der Stadt entfernt, am linken Thalrand der Mulde den Hauptschacht überbaut und das ausgedehnteste Gebäude im ganzen Gebirge ist. Von acht zu acht Stunden ruft eine helle, weit schallende Glocke die Bergleute zur Schicht, und dann sieht man es selbst in dunkelster, stürmischer Nacht lebendig werden. Ueberall aus den niedern Hütten tauchen Männer auf, die in schwarze Bergkittel gekleidet sind. Diese sonst nirgends vorkommende Tracht, so wie alle Sitten, Gebräuche und Benennungen des deutschen Bergmannes sind Jahrhunderte alt und haben sich überall fast unveränderlich erhalten. Den Kittel und den Schachthut sah man im Harz schon zu Heinrich's des Finklers Zeit. Fahrkappe und Leder trägt man, so lange die Knappschaft Fäustel und Eisen führt, die man noch heute als Devise der einfachsten Werkzeuge auf Knöpfen und Wappen braucht, obgleich sie seit Jahrhunderten durch Bohrer und Pulver ersetzt sind. Das „Glück auf!" des einfahrenden Knappen und das „Komm gesund wieder!" des Dankenden, der über Tag bleibt, das „Macht gesund Schicht!" des von der Arbeit Abgelösten und der Wunsch des Andern: „Fahr gesund aus!" finden sich überall in den deutschen Bergrevieren. — So bedeutend auch die Masse von Glaserz, Rothgültigerz, von Kupferglanz und selbst von gediegenem Silber ist, welche der erzgebirgische Bergmann dem Schooße der Erde abgewinnt, so hat

er selbst doch nur kärglichen Lohn davon. Selbst der „Gänghäuer“ verdient in der Woche kaum zwei Thaler, wenn er auch zwölf Stunden des Tages in der Grube das Gezähe führt. „Arm wie ein Bergmann“ ist fast sprüchwörtlich geworden, und sein Leben ist dabei natürlich ein kärgliches. Immerhin aber kann er oft noch glücklich gepriesen werden im Vergleich zu dem Weber und Klöppler, der nachbarlich mit ihm das Gebirge bewohnt. Wenn das Roggenmehl über einen gewissen Preis steigt, so wird es dem Bergmann aus den Magazinen zu einer bestimmten Taxe verabreicht; indeß besteht die Nahrung der größten Mehrheit nur in Kartoffeln und einem dünnen Cichorienwasser. Die einsamen Hütten der Bergleute stehen weit über die Berge zerstreut, bald dicht an den Zechenhäusern, bald fern ab in den zerstreuten Dörfern am Wege; in Freiberg selbst nehmen sie ein ganzes Stadtviertel ein. Das eigentliche Haus des Bergmanns ist jedoch seine Grube. Dort bringt er den größten Theil seines Lebens zu, und oft findet er darin sein Grab. Da hat er sein Stockwerk, in dem er wohnt, die Strecke, in der er arbeitet; da kennt er die Geschichte jedes Balkens, jedes reichen Ortes, wo er vielleicht selbst einst eine kostbare Stufe gefunden. Den Wechsel des Reichthums in den Teufen hält er übrigens für abhängig von dem Willen der Kobolde und Berggeister, die dort ihr heimliches Wesen treiben. Sie sind ihm nur muthwillige, nicht böse Gesellen, denen es meist mehr um Schalksstreiche, als um Unheil zu thun ist, die aber doch zuweilen in sehr üble Laune gerathen. Und man kann es ja wahrlich diesen Geistern nicht verargen, daß sie denen zürnen, die mehr als tausend Fuß hinabdringen, um sie in ihrer friedlichen Ruhe zu stören, daß sie dann böse, blitzschnell laufende Wetter ausbrechen lassen und Wasser schicken und die Wände zusammen werfen, um endlich Ruhe zu haben vor dem Schlage des Fäustels, der hell vom Eisen des Bohrers wiederklingt, vor dem Hauchen der Wetterlotten, vor dem Seufzen und Stöhnen der Pumpen und Gestänge, vor dem Rauschen der Wasserräder, das einem fernen, wild über Felsen hinstürmenden Katarakte gleicht. —

Von Freiberg fuhren wir nach Chemnitz (32,000 E.). Die Stadt liegt in einem sehr lieblichen Thale der Chemnitz, die

hier mehrere Gewässer aufnimmt. Alles ist so frisch umher, so grün und lachend und die Häuser verkünden durch ihr äußeres Ansehn, daß hier Menschen wohnen, die sich das Leben durch Thätigkeit und Geschick zu verschönern wissen. Einige, die mit silbergrauem Schiefer gedeckt sind, erscheinen im Sonnenschein so glänzend, daß man ihren Anblick nicht lange ertragen kann. Viele Gebäude können prächtig genannt werden. Der lebhafte Verkehr auf den Straßen, wo uns Fuhrwerk aller Art und Steinkohlenkarren begegnen, weis't darauf hin, daß wir uns hier in der wichtigsten Fabrikstadt des ganzen Königreichs befinden. Die Hauptindustrie, die Bunt- und Kunstweberei in Wolle, Baumwolle und Seide wird auf mehr als 3000 Jacquard-Stühlen betrieben; baumwollene Strumpfwaaren arbeitet man auf etwa 27,000 Stühlen; eine Reihe von Maschinenbauanstalten liefern auch Locomotiven. Ferner verdienen Erwähnung, die Zeug- und Kattundruckereien, die Färbereien, namentlich in türkisch Roth, und die Eisengießereien. Außerdem haben vielleicht gegen hundert Baumwollenspinnereien der Umgegend hier Comptoire. Zahlreich sind die Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten. Eine Viertelstunde von der Stadt entfernt, steht auf einer Anhöhe das Schloß, welches bis 1546 ein Benedictinerkloster war. Daran schließt sich der Zeisigwald mit Porphyrbrüchen. Von der Terrasse des Schloßgartens übersieht man mit Vergnügen die blühende Landschaft umher, wo unter Anderm die Fabrikstädte Zschopau (7000 E.) und Frankenberg (7000 E.) im Zschopauthale, dann Oederan (5000 E.), so wie Mittweida (7100 E.) mit seinen Braunkohlengruben. Die etwa zwei Meilen östlich von hier entfernte, auf dem Schellenberg bei der gleichnamigen Stadt prangende viereckige und vierstöckige Augustusburg wird wegen ihrer entzückenden Fernsicht häufig besucht. Bei dem Dorfe Lichtenwalde, wo das gräflich Vitzthumsche Schloß mit vielen Wasserkünsten und großem Park, ist merkwürdig die 212 Fuß hohe Klippe des Hausteins, von welcher herab 1499 Dietrich von Harras zu Roß einen verwegenen, aber glücklichen Sprung wagte.

Auf dem Wege nach Zwickau kettet sich Dorf an Dorf. Man glaubt in lauter Gärten zu fahren. Vorzüglich schön fan-

den wir das Dorf Reichenbrand. In dem fürstlich-schönburgischen Lande folgte darauf das fast zwei Stunden lange und große Dorf Langenlungwitz (3800 E.) mit einer der größten Kirchen in Sachsen. Alles wimmelt hier von Webern; es ist vorzugsweise das „Strumpfwirkerland". Nun kamen lauter Berge, wo wir den Hemmschuh anlegen mußten. An den Seiten zeigten sich dann und wann lachende Aussichten, bisweilen mit einem Dorfe, dessen Thurm nur aus der Tiefe über Kornfelder hervorragte, während das Dorf selbst unsichtbar blieb. So gelangten wir zur fürstlichen Residenz Lichtenstein (3700 E.). Das Schloß thront malerisch auf einer Höhe, und ihm zu Füßen liegt demüthig in der Tiefe der von Weberei sich nährende Ort. Hinter der Residenz öffnete sich nach einer halben Stunde die Aussicht auf zahlreiche, in Thalkesseln gelegene und anmuthig von Baumgruppen umgebene Dörfer. Es begegneten uns mehrere Eierwagen hinter einander, von denen jeder durch zwei Männer gezogen wurde. Dies waren Böhmen, welche einen großen Eierhandel über das Erzgebirge nach Sachsen hin treiben. Die beiden Hauptmärkte dieses Handels sind Dresden und die Gegend von Chemnitz und Zwickau. Hier gebraucht man die Eier hauptsächlich zum Weichmachen des Handschuhleders und dann zur Bereitung gewisser Gummi- und Farbensorten. — Vor uns thürmten sich jetzt Berge und als wir diese erreicht hatten, präsentirte sich uns, im romantischen Muldethal und mit hübschen Thürmen geziert, die alte Stadt Zwickau (15,000 E.). Sie wird schon 1118 erwähnt. Kaiser Friedrich Rothbart hielt hier einige Reichsversammlungen und verweilte auch gern auf dem Schloß Ostenstein, von 1587 bis 90 neu erbaut und jetzt Landesarbeitsanstalt. Von dem 300 Fuß hohen Thurm der Marienkirche übersieht man die Umgegend. Das gothische Gebäude wurde von 1479 bis 1536 aufgeführt. Das prachtvolle Schnitzwerk des Flügelaltars rührt von Michael Wohlgemuth her; die Gemälde auf den Flügeln verrathen die oft plumpe Hand seiner Gesellen. Eine Segnung der Kinder wird dem jüngeren Cranach zugeeignet. Die Sacristei enthält ein so genanntes heiliges Grab, aus Lindenholz geschnitzt in Form eines gethürmten gothischen Sarkophags. Die Katharinenkirche, in

welcher Thomas Münzer 1520 bis 21 predigte, besitzt ein Altarbild von Hans von Kulmbach, einem Schüler Albrecht Dürers. Das Gymnasium, von Luther „ein köstliches Kleinod in der kurfürstlichen Krone" genannt, besitzt eine Bibliothek von 30,000 Bänden. Die Hauptnahrungsquelle der Stadt und einiger benachbarten Dörfer sind die ergiebigen Steinkohlengruben (von denen leider ein Theil durch eine Ueberschwemmung der Mulde am 1. August 1858 unter Wasser gesetzt wurde). Bei dem großen Dorfe Planitz (2500 E.) brennt in einem Walde seit Jahrhunderten in einem Steinkohlenflötz ein unterirdisches Feuer, welches sich oft durch ein donnerähnliches Krachen ankündigt. Der erwähnte Boden duldet keinen Schnee und selbst Zugvögel überwintern hier. Auf einer besonders erwärmten Stelle, neben welcher beständig Rauch aufsteigt, hat man zur Zucht von Ananas und anderer tropischen Gewächse ein Treibhaus angelegt.*)

---

*) J. G. Kohl wohnte in Planitz einer Hausrichtung bei und beschreibt dieselbe folgendermaßen: „Ein Trupp Zimmerleute zog durch die Straße, einen großen Tannenbaum tragend, dessen Zweige mit bunten Schnupftüchern und andern Zierrathen und Geschenken für die Leute geschmückt waren. Ein riesenlanger Arbeiter beförderte den schweren Baum auf den schwankenden Leitern bis in den obersten Gipfel des Hauses und nagelte ihn dort fest. Um ihn herum gruppirten sich nun auf den Dachbalken und Stellagen in der Höhe die Gesellen. Der Meister oder Altgeselle aber erfaßte den befestigten Baum und stellte sich auf den höchsten Punkt neben ihn. Unterdessen diese oben sich ordneten, hatte der Bauherr unten aus Backsteinen und Brettern einige Bänke improvisirt, auf denen er mit seiner Familie und einigen eingeladenen Nachbaren sich niederließen. Man sang nun ein paar recht gut gewählte Gesänge. Darnach räusperte sich der Altgeselle und hielt mit lauter Stimme eine Rede. Darin flehte er den Schutz des Himmels für dies Haus an gegen Hagel, Wasser, Feuer und Blitz, gegen Neid, Raub, Diebstahl, Unglück und Leidenschaft aller Art. Alsdann lobte er den Hausherrn und seine Verständigkeit bei Vollendung dieses Aufbaues, so wie seine Großmuth und Freigebigkeit gegen die Arbeiter. Er wünschte, daß er und seine Familie das schönste Glück und den besten Hausfrieden in den Gemächern genießen möchte, die sie zusammengezimmert hätten, und daß ihr Aus- und Eingang gesegnet sein möchte. Zuletzt wandte er sich an die Nachbaren und empfahl ihnen, das aufblühende Glück ihres Nachbarn ohne Neid anzusehen und ihm in allen Fällen nachbarlichen Beistand zu leisten. Am Ende ließ er, ein Glas in der Hand, alle Erwähnten und auch die fremden Gäste, die

In Nieder-Cainsdorf befindet sich das größte sächsische Eisenwerk, die Marienhütte, welche eine jährliche Pacht von 16,000 Thalern einbringt. — Etwa drei Stunden nördlich von Zwickau ist an der Mulde in Halbmondform gebaut Glauchau (11,000 E.), Hauptstadt der schönburgischen Receßherrschaften und Residenz der gräflichen Linie Hinterglauchau, die zweite Fabrikstadt des Königreiches, deren gemusterte wollene, halbwollene und halbseidene Kleiderstoffe, namentlich für Damen, an Güte mit den englischen wetteifern."

Von Zwickau aus werfen wir jetzt noch einen Blick auf das Erzgebirge mit seinen Bergstädten Schneeberg und Annaberg. Die Poststraße führt anfangs in dem anmuthigen Thale der rauschenden Mulde aufwärts. Nach einer Stunde verläßt sie das Flüßchen und nach Verlauf einer zweiten Stunde erreicht sie das zerstreut auf einem Berge gelegene und von Bergen umgebene Schneeberg (8000 E.). Die große gothische Hauptkirche von 1516 bis 40 erbaut, bewahrt ein herrliches Altarwerk von dem älteren Lukas Cranach, welches an mehrern Stellen der Kirche vereinzelt hängt. Das Hauptbild zeigt eine reich componirte Kreuzigung. Außerdem sieht man das Abendmahl, die Auferstehung der Todten und das jüngste Gericht. Die Kirche, so wie die Anlage der ganzen Stadt ging hervor aus dem ehemaligen Reichthum der hiesigen Silberbergwerke. Unter den zahlreichen Gruben war besonders St. Georg, 1471 erschürft, ergiebig, und 1477 speiste in derselben Herzog Albrecht auf einer großen Silberstufe aus welcher nachher 80,000 Mark gemünzt wurden. Jetzt ist der Bergbau gesunken, obgleich er 1852 noch eine Einnahme von 153,800 Thaler ergab, und man fertigt oder verhandelt besonders Spitzen- und Nähwaaren. Der bekannte Schneeberger Schnupftaback wird aus aromatischen Kräutern, namentlich aus

---

sich eingefunden, hochleben, leerte das Glas und warf es in das Gebälk, an dem es zum guten Zeichen in hundert Scherben klirrend zersplitterte. Darnach wurden wieder ein paar Verse gesungen, und die Gesellschaft ging zum Tanz."

Angelika (Angelica Archangelica) bereitet. Auch befindet sich hier eine Niederlage der sämmtlichen sächsischen Blaufarbenwerke, denen der treffliche erzgebirgische Kobalt dient. Von dem Dankwart'schen Hause, am Südabhange des Stadtberges, überschaut man am besten die Gebirgsgegend, auf welcher sich Grubengebäude und Halden an einander reihen. — Der Weg geht von hier bergauf bergab nach Annaberg (10,000 E.) ebenfalls in Folge der entdeckten ergiebigen Bergwerke angelegt und zwar im Jahre 1496 am Abhange des hohen, weithin sichtbaren Pöhlberges. Der Bergbau ist auch heute noch von Wichtigkeit, wie denn die Fundgrube Marcus Röhling auf dem gegenüberliegenden Schreckberge allein 200 Arbeiter beschäftigt; aber der frühere Glanz erbleichte, weshalb man zur Fertigung von Spitzen und Bändern seine Zuflucht nahm. Im Uebrigen sind die Straßen breit, die Häuser zum Theil von Gärten oder Gärtchen umgrünt. Den geräumigen, mit Bäumen bepflanzten Marktplatz belebt eine Fontaine. Die große St. Annakirche, 1499 bis 1525 in Kreuzesform erbaut, gewährt einen freundlichen Anblick. Sie enthält schöne Glasmalereien, mehrere gute Gemälde und eine Reihe interessanter Reliefs, meistentheils ein Werk des Steinmetzen Jacob Hellwig, wo die Lebensalter vom 10. bis zum 100. Jahre humoristisch durch ein entsprechendes Thier, bei Männern durch Vierfüßler, bei Frauen durch Vögel charakterisirt werden. Von wahrhaft künstlerischem Werth sind die Reliefsdarstellungen im Bogenfelde der sogenannten „goldenen Pforte", einer hier angebrachten Thür des ehemaligen Franziskaner-Klosters. Die vom Augsburger Bildhauer Wolf Dowher gefertigten trefflichen Steinsculpturen des Hochaltars zeigen den Stammbaum Christi. Außerdem bewahrt man hier Tetzels Kasten. Geboren wurde in Annaberg der Kinderfreund Christian Felix Weiße; auch lebte hier der Rechenmeister Adam Riese. Auf dem Friedhof steht die Hospitalkirche, welche, neben der inneren, noch eine äußere Kanzel hat, von welcher alljährlich bei heiterem Wetter am Trinitatisfeste die Kirchweihpredigt gehalten wird, während die Zuhörer die Gräber statt der Bänke besetzt haben. Ein weißmarmornes Grabmal verewigt das Andenken an Barbara Uttmann, der Begründerin der Spitzenklöppelei, welche jetzt immer noch gegen 30,000 Men-

schen in diesen Gebirgsgegenden ernährt. In der Nähe zeugt eine altehrwürdige Linde von dem lebendigen Unsterblichkeits-Glauben eines Mannes, welcher den Baum einem Freigeist gegenüber verkehrt einpflanzte, um zu beweisen, was der göttlichen Allmacht möglich sei, und siehe die Linde wuchs. — Zwischen Annaberg und Schneeberg treffen wir nahe bei Grünhain auf den Fürstenberg. Man genießt von diesem Punkte aus einer imposanten Fernsicht, und das Auge reicht bis zu den böhmischen Gebirgen. Es knüpft sich daran noch ein besonderes geschichtliches Interesse, sofern dort der geraubte sächsische Prinz Albert 1455 durch den Köhler Schmidt aus den Räuberhänden des Kunz von Kauffungen befreit wurde. Damit versetzen wir uns nach

Altenburg (16,000 E.) an der Pleiße, wo jener bekannte Raub der Prinzen Ernst und Albert, der beiden einzigen Söhne des Kurfürsten Friedrich des Sanftmüthigen, aus einem Zimmer des herzoglichen Residenzschlosses vollführt wurde. Dasselbe liegt sehr malerisch auf einem senkrecht emporsteigenden Porphyrfelsen, in seinen älteren Theilen (wie der mit dreizehn Fuß dicken Mauern umgebene Mantelthurm oder „die Flasche" und das Schloßthor) vielleicht schon aus dem 11. Jahrhundert stammend; der neuere von der herzoglichen Familie bewohnte Theil ist im 18. Jahrhundert erbaut. Der Kirchensaal enthält treffliche Deckengemälde (Scenen aus der sächsischen Geschichte) von Cranach und die große prachtvolle 1712 dem damaligen Herzoge von den Landständen geschenkte, sogenannte Landschaftsuhr; auch zeigt man eine Rüstkammer und ein Antiquitätencabinet. Die an das Schloß grenzende, der späteren gothischen Zeit angehörende Kirche imponirt im Innern durch die reichen Verzierungen des Chores mit fächerartigen Verschlingungen des Gewölbes, welche in der Mitte drei große Rosetten bilden, und mit dem Schnitzwerk der Domherrnstühle. Die Gebäude der Landesbank und Loge bewahren die Sammlungen der naturforschenden und der alterthumsforschenden Gesellschaften. Auf dem Rittergutsbesitzthum Pohlhof hat der Staatsminister von Lindenau seine schätzbare Bibliothek nebst Kunstmuseum aufgestellt, wo etwa 180 Gemälde, namentlich aus den älteren toscanischen und umbrischen Schu-

len, eine Sammlung antiker Thongefäße und eine Reihe von Abgüssen, unter andern auch der im Louvre zu Paris aufbewahrten Reliefs von Assyrien. Der um einen großen Teich führende Damm ist eine angenehme, von wilden Kastanienbäumen umschattete Promenade. Die durch Industrie, Getreide- und Wollhandel blühende Stadt wird bereits im 11. Jahrhundert erwähnt. Sie wurde 1134 Reichsstadt und später Sitz mehrerer Markgrafen von Meißen, 1430 von den Hussiten verwüstet und seit 1826 Residenz des Herzogthums von Sachsen-Altenburg. — Man lustwandelt gern nach den alten Eichen der „polnischen Hütte" und nach dem Dorfe Paditz an der Pleiße, wo es großartige Porphyrbrüche giebt. Die Thongruben von Rasephas liefern eine gesuchte Porzellanerde.

Die von Leipzig nach Baiern führende Eisenbahn durchschneidet hier einen äußerst gesegneten Landstrich. Unter den ländlichen Bewohnern desselben findet sich an den Ufern der Pleiße, umschlossen von den Städten Gera, Ronneburg, Krimmitschau, Meerane, Penig, Luckau und Zeitz, ein sorben-wendischer Volksstamm von vielleicht 90,000 Köpfen, bekannt unter dem Namen der reichen Altenburger Bauern. Sie treiben vorzugsweise Landwirthschaft, und ihr Viehstand gehört zu dem schönsten in Deutschland. Nur Einzelne betreiben Handwerke, wie das der Schneider, Schuhmacher, Schmiede und Bäcker, welche letztere ihr schwarzes, aber sehr kräftiges Brot in die Städte verkaufen. Auf den Dörfern würden sie sich dadurch nicht nähren, da auch das kleinste Haus seinen eigenen Backofen hat. Die eigentlichen Bauern unterscheiden unter sich die Besitzer von Anspanngütern, welche ihren Acker mit zwei, vier, sechs oder mehr Pferden bestellen, von Hand- oder Kuhgütern, welche nur Kühe zur Ackerwirthschaft gebrauchen, und von Gärtnergütern, welche einen geringeren Grundbesitz als die vorstehenden haben. Außerdem giebt es noch Häusler mit einem Stückchen Feld und Hausgenossen oder Miethsleute, welche als Tagelöhner arbeiten. Obgleich sich diese fünf Klassen streng von einander entfernt halten, so haben sie doch dieselbe Tracht, nur daß die Stoffe bei den Vermögenderen feiner sind. Ein rundes, hinten und an den Seitenrändern etwas aufgekrämptes Filzhütchen,

welches jedoch neuerlich vielfach durch Mützen verdrängt wurde, bedeckt das schlichte, kurz geschnittene Haupthaar der Männer. Den Oberkörper bekleidet eine grüntuchene Jacke, der „Spenzer", während der Unterkörper in sehr weiten, schwarzledernen Pumphosen steckt, die bis an die Kniee reichen, wo sie, durch Riemen befestigt, sich genau an lange, einnähtige, gethrante Stiefel anschließen. Die glanzledernen Hosenträger liegen über einem schwarztuchenen, an der linken Seite zugehefteltem „Brustlatz." Bei der Arbeit und im Hause pflegt man ohne Spenzer in schön weißen Hemdärmeln einherzugehen. Das Sonntagskleid ist die sogenannte „Schwarze": ein kragenloser schwarztuchener Rock mit sehr kurzer Taille, aus einem einzigen Stück Tuch bis auf die Aermel ohne Naht gefertigt und knapp an den Leib anschließend. Die oben weiten Aermel sind in kleine Fältchen gelegt und werden nach dem Handgelenke zu immer enger. Dieser, bis an den Hals zugeheftelte, Rock wird aber, eben so wie die fast ganz verschwundene „Weiße", ein weißtuchener Sommerrock von gleichem Schnitte, nur noch von den älteren Leuten getragen; das jüngere Geschlecht beschränkt sich auf den Spenzer und in der kälteren Jahreszeit auf eine Art Burnus. Die Frauen und Mädchen tragen bunte, um die Stirn und das Haar gewundene Tücher, ärmellose Hemden; darüber das so genannte linnene Aermelleibchen, an welches zwei fast bis an den Ellenbogen reichende Aermel aus blau gemusterter Leinwand oder (festlich) aus buntem Kattun angesetzt sind. Ueber das Aermelleibchen kommt das Mieder, je nach dem Stande der Person aus Sammet, Seide oder Kattun gefertigt und über den Rücken hinweggehend. Nach vorn zu wird es ersetzt durch den mittelst Schnüre daran befestigten „Brustlatz", aus steifer Pappe bestehend und vielfarbig mit Kattun überkleidet; derselbe bedeckt panzerartig fast den ganzen Vorderleib und erstreckt sich so weit hinauf, daß oft noch der unterste Theil des Kinnes darin verborgen wird. Ueber das Mieder geht eine Jacke, nur wenig über das Knie der kurze Rock, und auf die langen weißen, oft fein durchbrochenen Strümpfe folgen glänzend schwarze Schuhe; die Schürze wird am Bande in unzählige Falten gelegt. Die Mädchen tragen das Haar in zwei Zöpfen, welche zirkelförmig

an den Mittelpunkt des Kopfes geflochten sind. Darüber setzt man das „Nest“, bestehend aus einem zwei Zoll breiten Bande von Pappe und überzogen mit Kattun oder seidenem, sammetnem, auch wohl Scharlach-Zeug, überdies besetzt mit Glasschmelz oder Flittern. Das Ganze wird mittelst eines eisernen oder messingenen Stiftes zusammengehalten. Bei Hochzeiten, Gevatterschaften und anderen festlichen Gelegenheiten legen die Jungfrauen einen eigenen Kopfschmuck, das „Hormt“ an. Dies hat die Form einer runden Schachtel ohne Boden, ist etwa neun Zoll hoch, mit rothem Damast oder Sammet überzogen und in den Familien erblich. Um das Hormt herum gehen in doppelter Reihe dreizehn silberne Bleche oder Schilder, und auf jedem derselben stehen vier erhabene Silberknöpfe. Diese sind mit Henkeln versehen, an welchen rund herum zwei und funfzig silberne oder stark vergoldete, auch wohl massiv goldene Schildchen, fast von der Größe und Gestalt kleiner Kirschblätter. Sie sind durch silberne Kettchen so lose befestigt, daß sie bei der geringsten Bewegung klimpern; im Sonnenschein werfen sie einen blendenden Glanz umher. Hinten am Hormt sind zwei künstliche Zöpfe von Werg angebracht, und dazwischen sitzt ein Kränzchen von Silberlahn, worunter, wenn das Mädchen Braut ist, grüne, wenn sie aber Gevatter steht, rothe Seide gemischt wird. Daneben schimmern bunte Glasperlen; auch fügt man wohl Zweige von künstlichen Blumen hinzu. Die von dem Hormt herabhängenden Bänder werden unter dem Kinn in eine große Schleife gebunden und halten vorzüglich den Kopfputz fest. — Die Statur der Altenburger Landleute ist untersetzt, gedrungen und kräftig, Gesichtsfarbe der Männer ziemlich stark gebräunt, bei dem weiblichen Geschlecht aber blühend und von zartem weißen Teint. Mit dem zunehmenden Wohlstand ist in neuester Zeit Hand in Hand Stolz, Hochmuth und Prunksucht gegangen. Den derben, auf den sinnlichen Genuß gerichteten Charakter, kann man besonders auf Roß- und Jahrmärkten studiren. An treffendem Mutterwitz fehlt es diesen Leuten nicht; auch lieben sie neben dem „Scat“ das Hazardspiel und bringen auf diese Weise oft Hunderte an den Mann. Außer den allgemeinen Festen der Ernte und der Kirmes feiert man Pfannkuchen- und Kirschfeste,

so wie im Winter die sogenannten „Orten" oder „Ehrden", wobei man Kuchen, Braten und Getränke austheilt, auch tanzt; aber der alte Nationaltanz Rummelpuff ist erloschen. Ein Altenburger Bauernhof bildet meistens ein Viereck: vorn das Wohnhaus mit dem nicht selten gewölbten Kuhstall, ihm gegenüber die Scheune, zu beiden Seiten die Stallungen. Da, wo die Hintergebäude nur drei Seiten einnehmen, bemerkt man auf der vierten sehr oft einen sogenannten „Kleinodsgarten". Ueberall herrscht eine wohlthuende Reinlichkeit und Ordnung. In der Wohnstube trifft man stets Tische, Bänke und Stühle, weiß gescheuert; die kupfernen Blasen des Kachelofens sind blank polirt; außerdem hat der neuere Luxus wohl ein weich gepolstertes Kanapee, ein Fortepiano, eine kostbare Wanduhr nebst schönem Schreib- und Bücherschrank mit prächtig eingebundenen Büchern beschafft. Der jüngste Sohn ist der jedesmalige rechtmäßige Erbe des väterlichen Gutes; fehlt ein männlicher Erbe, so tritt die älteste Tochter an die Stelle desselben. Bei Verheirathungen wird streng darauf gesehen, daß Jeder bei seiner Klasse bleibt und nicht etwa die Tochter eines Häuslers in ein Bauerngut kommt. Die Abschließung eines Ehepactes, wobei sich Alles hauptsächlich um das Geld dreht, vermittelt ein Freiersmann, „Rebinzchenschneider" titulirt. Zur Hochzeit werden die Gäste eingeladen durch den Hochzeitbitter, den ein feines rothes oder blaues, vorn auf der Brust zusammengelegtes Tuch, so wie Blumenschmuck kennzeichnet. Die Hochzeitsfeier selbst findet gewöhnlich an einem Dienstag oder Donnerstag statt, und in Betreff derselben schalten wir hier folgenden Bericht eines Augenzeugen ein.

„Der Nordwind strich bereits über die Stoppelfelder, als wir in das Dorf unsers Altenburger Gastfreundes einfuhren. Alle Bauernhöfe waren gar stattliche steinerne, mit rothen Ziegeln gedeckte Gebäude, und in den sauber gehaltenen Gärtchen daneben blühten noch Astern und Georginen. — „Ihr kommt zur rechten Zeit," sagte unser Freund, uns die Hand zum Willkomm reichend, „denn morgen zum Durstig (Donnerstag) ist große Hochzeit. Meines Nachbars Jüngster, der Malcher (Melchior), freit die schöne Bille (Sybille). Wir gehören zur Freund-

schaft (Verwandtschaft), und ihr könnt als Trollgäste mitgehen." Da gab's denn also eine Altenburger Bauernhochzeit. — Kaum warf am andern Morgen die Herbstsonne ihr mildes Licht durch die von Weinranken umzogenen runden Fensterscheiben auf die großen blumigen Kattunvorhänge unseres hohen, im Gastzimmer stehenden Himmelbettes, als rauschende Musik von der Dorfgasse herauf ertönte; Pistolenschüsse erschütterten die Luft und Wagen rasselten herbei. Wir gingen nun nach dem Hause des Nachbars, dessen Sohn der Bräutigam war. Da saßen auf braunen und schwarzen Hengsten, von deren Köpfen rothe, gelbe, blaue, orangefarbene Bänder niederflatterten und deren lange Schweife in Laubguirlanden eingebunden waren, rüstige Bauern in ihren kurztaillirten schwarzen Röcken und mit Blumensträußen an den runden Filzhütchen. Musikanten schmetterten lustig aus ihren Trompeten und Posaunen. Vor dem Thor des Gehöftes aber stand zwischen zwei großen Körben die Kleinmagd und vertheilte ganze Berge voll breiter und Sternkuchen an die umringende schreiende Dorfjugend. Unterdessen kamen immer mehr Hochzeitsgäste die Dorfgasse heraufgefahren. Nachdem alle durch einen tüchtigen Imbiß gestärkt, setzte sich der Zug in Bewegung. Voran fuhr ein mit Laubwerk, Herbstblumen und Flaggen geschmückter Wagen, auf welchem die Musikanten, lustige Weisen spielend, Platz genommen hatten. Dann erschien hoch zu Roß der Festordner und Leiter des Ganzen: der Hochzeitbitter. Von der Spitze seines hohen Hutes, an dessen hinterer Krämpe zwei große Kränze befestigt waren, flatterten weiße, rothe und grüne Seidenbänder; aber auch ein schwarzes hatte sich darunter gemischt, als Zeichen, daß Einer von den Eltern des Brautpaares gestorben sei. Seine Linke hielt einen kurzen braunen Stab, während aus der Brusttasche der Zipfel eines zierlich zusammengelegten buntseidenen Taschentuches heraushing. Hinter dieser wichtigen Person des Festzuges ritt zwischen zwei Brüdern, ein Blumenbouquet im Knopfloch und einen Rautenkranz mit einem Sträußchen auf dem Hütchen, der glückliche Bräutigam, dem die übrigen Bauern, gleichfalls zu Pferde, sich anschlossen. Darauf folgten die Frauen und die Hormt- oder Brautjungfern mit ihrem funkelnden und bei der leisesten Bewegung des Hauptes

klingenden phantastischen Kopfputz. Den Nachtrab bildeten wieder Bauern zu Roß. So geordnet, brach die Carawane auf und braus'te unter Sang, Klang und Gejodel durch mehrere Dörfer, durch welche man zum Heimatsdorf der Braut kam. Drei bis vier Reiter sprengten dem Zuge voraus. In jedem Dorfe hielten diese auf dem freien Platze an, erhoben sich in dem Sattel und fragten mit weit hin schallender Stimme, ob es ehrlichen Leuten erlaubt sei, hier einzusprechen, ihre Geschäfte zu verrichten, sich mit Speise und Trank zu erquicken und dann ungehindert ihres Weges zu ziehen, auf welche ernsthafte und förmliche Anrede eine eben so ernsthafte Antwort nach hergebrachter Form gegeben wurde. Darauf kamen die Einwohner aus ihren Häusern und brachten Bier, Branntwein und kalte Speisen, mit denen sie gastfreundschaftlich die durchziehenden Hochzeitsgäste bewirtheten. Vom Morgenwind herübergetragene Glockenklänge verkündigten das Heimatsdorf der Braut. Bald schimmerten die rothen Häusergiebel unseren Blicken entgegen. Lauter erscholl nun die Fanfare der Musikanten, und unter brausendem Jubel stürmte der Zug zu Roß und Wagen in's Dorf. Am Hause der Braut standen die Eltern und Verwandten zur Bewillkommnung bereit, und nach einem rasch verzehrten Frühstück ging es zur Kirche. Voran wieder die Musikanten, einen Hochzeitsmarsch blasend, dann der Brautführer und die Braut mit dem Hormt, ihr zur Linken der Küster mit einem Rosmarinstengel und einem buntseidenen Hut in der Hand, dicht hinter ihm der glänzende Schwarm der Hormtjungfern und die übrigen weiblichen Hochzeitsgäste. In ähnlicher Ordnung, ebenfalls mit Musikanten an der Spitze, zog der Zug des Bräutigams einher, welcher von einem so genannten Brautdiener geleitet wurde. Bei der kirchlichen Trauung wechselten die Brautleute unter sich einen Mahlschatz, der aus einer Reihe an einer grünseidenen Schnur befestigter alter Henkel-Speciesthaler bestand. Dann ging es zurück in's Hochzeitshaus. Es folgte nun ein wahrhaft homerisches Gastmahl mit einer Menge Schüsseln und Pfannen voller Gänse, Enten, Karpfen, Schinken, Hasen, Kalbs- und Schöpskeulen, mit Pyramiden von Asch- und Sternkuchen. Unter den übrigen Freuden erwähne ich den seltsamen Nationaltanz, „Rum-

melpuff." Drei Tage ging es fort unter Saus und Braus. Am dritten Tage fuhr ein großer festlich geschmückter Wagen vor. Die junge hübsche Frau nahm Abschied von ihren Eltern und kletterte auf den Wagen hinauf, sich oben ehrbarlich setzend neben das nußbraune Spinnrad mit dem Flachsrocken. — Wenige Tage nach dieser Hochzeit wurde das Dorf in Trauer versetzt, da die schöne Mareige (Marie) plötzlich starb. Schon tönte das Sterbegeläut vom Thurm, und die Leidtragenden sammelten sich vor dem Trauerhause. In der Oberstube stand der offene Sarg zwischen Kränzen und Blumenstöcken, und darin lag sonntäglich angekleidet, das buntseidene Tuch um das dunkelblonde Haar geschlungen, eine Citrone mit schwarzen Stecknadeln in der Hand, die schöne Mareige, bleich wie eine Lilie und kalt wie Marmor. Unter dem Vortragen eines Crucifixes nahte sich, den Pfarrer und Schullehrer an der Spitze, die Schuljugend, einen Choral singend. Als dies Lied geendet und die Leiche heruntergebracht war, stieg der Pfarrer auf die Häuste oder die Erhöhung vor dem Hause und hielt eine kurze Leichenrede. Unter Gesang und Glockengeläute bewegte sich dann der Zug nach dem Friedhof, zur Rechten und Linken der Bahre junge Mädchen, die Freundinnen der Verstorbenen, Kränze und Blumenstöcke tragend. In der Kirche setzten sich die Anverwandten dicht zusammen auf eine Bank, wo sie schweigend verharrten, indem sie das Gesicht auf die Kirchenvorstände niederlegten. Die Männer darunter behielten während des ganzen Gottesdienstes und selbst beim Segensspruch die Hütchen auf dem Kopf."

Achtes Kapitel.

Wir betreten nun ein Gebiet, welches den Uebergang bildet zum Thüringer Land. Es sind die souverainen Fürstenthümer **Reuß** ($28^1/_2$ Q. M. mit 116,000 E.). Stammvater dieses Hauses war der 1143 zuerst urkundlich genannte Heinrich von Weida mit dem Zunamen des Reichen. Als Hofmarschall und naher Verwandter des Kaisers Friedrich I. Rothbart erhielt er

für sich und seine Nachkommen das ganze Voigtland, daher die Titel „Advocatus de Plawe,“ Voigt von Plauen. Zu Ehren Kaiser Heinrich's VI., des Sohnes von Friedrich I., taufte er seine drei Söhne Heinrich, und dies ist seitdem der Taufname aller männlichen Sprößlinge dieses Hauses geblieben, in der Weise, daß die ältere Linie (Greiz) ihre Heinriche ohne Rücksicht auf den regierenden Fürsten nach der Nummer bis hundert zählt und dann wieder mit I anfängt, während die jüngere Linie (Gera) den Erstgeborenen in jedem neuen Jahrhundert mit I bezeichnet, und dann nur so viel Nummern zählt, als männliche Familienglieder in dem Jahrhundert vorkommen. Unter diesen Fürsten strahlt der Comthur des deutschen Ordens Heinrich von Plauen als Retter der Ordensmacht nach der Schlacht von Tannenberg 1410. Der Name Reuß wurde durch einen Sprößling des Hauses Plauen eingeführt, der als mit einer russischen Fürstin verheirathet, lange in Rußland lebte und daher den Beinamen Russe oder Reuße erhielt, während sein Bruder mit Rücksicht auf seine bedeutenden Besitzungen in Böhmen, „der Böhme“ genannt wurde. Geschichtlich berühmt ist Heinrich VI., Feldmarschall des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, welcher heldenmüthig in der Schlacht bei Zentha gegen die Türken kämpfte und den Sieg mit seinem Tode bezahlen mußte. Die vormaligen bedeutenden Besitzthümer wurden im Laufe der Zeiten durch Verkauf geschmälert und durch Theilungen zersplittert. Sie bestehen aus zwei getrennten Hauptheilen, einem kleineren nördlichen, von der Elster durchflossen,. und aus einem größeren südlichen, von der Elster und Saale durchflossen. Gegenwärtig regieren zwei Linien, eine ältere und eine jüngere. Beide nehmen Theil an dem gemeinsam von den großherzoglich und herzoglich sächsischen Häusern gestifteten Oberappellationsgerichte zu Jena, und für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten der beiden Häuser besteht unter dem Vorsitz des ältesten regierenden Fürsten ein Seniorat.

Die ältere Linie besitzt das Fürstenthum Greiz ($7^1/_2$ Q. M. mit 38,000 E.) und wird gegenwärtig von Heinrich XX. regiert. Die Verfassung ist monarchisch mit landständischer Vertretung. Die Haupt- und Residenzstadt Greiz (7000 E.) liegt, von be-

waldeten Bergen umschlossen, im Elsterthal. Das auf einem isolirten Fels erbaute Schloß ist Sitz der Landesbehörden. Zu dem fürstlichen Palais gehört ein schöner Garten nebst Park. Die Bürger beschäftigen sich vornehmlich mit Wollen- und Baumwollen-Weberei. Die größte Fabrikstadt des Landes ist Zeulenroda, das bedeutendste Eisenwerk der Burghammer bei dem alten Schlosse Burgk.

Die jüngere Linie besitzt die Fürstenthümer Lobenstein-Ebersdorf, Schleiz und Gera (21 Q. M. mit 78,000 E.). Der regierende Fürst heißt Heinrich LXII. (geb. 1785). Die Verfassung ist seit 1849 constitutionell. Die Städtebewohner zeichnen sich aus durch industrielle Thätigkeit; namentlich fabricirt man Garn, wollene, baumwollene und linnene Zeuge. — Lobenstein-Ebersdorf umfaßt den südlichsten und höchstgelegenen Bezirk mit dem Frankenwald, der in den Sieglitz- und Culmbergen bis zu 2298 und 2269 Fuß aufsteigt. Die Stadt Lobenstein (4500 E.) zieht sich um einen kegelförmigen, 1644 Fuß über den Meeresspiegel sich erhebenden Berg, der die Ruine der alten Burg trägt. Der hübsch gebaute, 1590 Fuß hoch gelegene Marktflecken Ebersdorf (1200 E.) enthält eine ansehnliche Herrnhutergemeinde. Das Schloß tritt mit seinem Säulendach imponirend hervor. Die Nadelholzwaldungen verleihen der Gegend ein ziemlich rauhes Ansehn, und ebenso ist das Klima. — Schleiz (6000 E.) inmitten fruchtbarer Auen am Flüßchen Wiesenthal, wurde bereits im 7. Jahrhundert von den Sorben-Wenden gegründet und ist seit einem großen Brande vom Jahr 1837 sehr freundlich erneuert. Die Stadt zieht sich an einem Berggelände hinauf, dessen höchsten Punkt das Residenzschloß einnimmt. Beachtung verdient die alterthümliche Bergkirche. Die hiesigen Bierbrauereien, Lebkuchen, Karpfen und Forellen werden gerühmt. In der Nähe befindet sich das Lustschloß Heinrichsruhe. Die Landschaft hat den Charakter der Eintönigkeit. Am 9. October 1806 gab es hier ein Gefecht zwischen den Franzosen und den Preußen unter Tauenzien. — Anmuthig von Gärten umgeben, liegt unfern der Elster Gera (13,000 E.). Die Stadt wurde im sächsischen Bruderkriege 1450 und später von mehreren Feuersbrünsten, namentlich 1780, verwüstet, nachher aber regelmäßiger und

schöner wieder aufgebaut. Sie ist wichtig als Sitz der Regierung und des Landtags, nicht weniger aber auch als einer der bedeutendsten Manufacturplätze Deutschlands in seinen Zeugwaaren, die von den vielen großen Handelshäusern dieses „Klein-Leipzig" selbst bis nach China versandt werden und deren Werth man jährlich auf mehr als drei Millionen Thaler berechnet. Außerdem hat man Färbereien und Gerbereien, eine Eisengießerei und Bierbrauereien, so wie Fabriken in Taback, Leder, Seide, Wachstuch, Maschinen ꝛc. Zu erwähnen ist auch eine Gasbeleuchtungsanstalt, eine Wasserkunst, ein Gesundbrunnen und auf dem nahen Hainberge das alte voigteiliche, seit 1848 zur Residenz dienende Schloß Osterstein. Als Vergnügungsorte nennt man: Dintz, Zwetzen, Pöppeln und das Jagdschloß Neu-Aergerniß.

Von den Ufern der Elster bei Gera begaben wir uns westwärts zur Saale, um daselbst die romantisch im Thalgrund von nackten Gipfeln des Muschelkalkes überragte Landesuniversitätsstadt Jena (6800 E.) zu begrüßen. Die Universität, gegenwärtig die gemeinsame für alle herzoglich sächsischen Länder, wurde vom Kurfürsten Johann Friedrich dem Großmüthigen gestiftet und 1558 eröffnet, so daß sie vor Kurzem ihr 300jähriges Jubiläum feiern konnte. Ihre Blüthe fällt in das Ende des 18. und in den Anfang des 19. Jahrhunderts. Hier lehrten und lebten die Theologen Griesbach, Döderlein, Paulus, Eichhorn, die Juristen Feuerbach und Thibaut, die Mediciner Hufeland und Gruner, die Chemiker Göttling und Döbereiner, die Philosophen Reinhold, Fichte, Schelling und Hegel, der Naturphilosoph Oken, der Geschichtschreiber Luden u. A. m. Ferner seien erwähnt Johann Heinrich Voß, die Gebrüder Schlegel, Musäus, der hier geboren wurde, und Schiller, aus dessen ehemaligem Garten sich jetzt die Sternwarte erhebt. Schütz begründete hier 1785 die erste deutsche Literaturzeitung. Eine Zeit lang war die Universität als Hauptsitz der deutschen Burschenschaft übel berüchtigt und deshalb von mehreren auswärtigen Regierungen verpönt. Dies that der Zahl der Studirenden, jetzt wohl kaum 500, bedeutenden Eintrag. Die Universitätsbibliothek mag sich auf 200,000 Bände belaufen. Auch bewahrt man reiche gesammelte Schätze für Archäologie, Mineralogie und an-

dere Wissenschaften. Die 1858 aufgestellte, von Drake zu Berlin modellirte Erzstatue des Kurfürsten Johann Friedrich ist 9 Fuß hoch. Der heldenmüthige Vertheidiger des evangelischen Glaubens hält in der Rechten das Reichsschwert; in der Linken ruht, an die Brust gelehnt, die aufgeschlagene heilige Schrift mit den Worten des Psalms 121, 2.: „Meine Hülfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.“ Oken's kolossales Erzbild ist ebenfalls von Drake modellirt. Die durch die Stadt fließende Leutra mündet hier in die Saale, über welche eine steinerne Brücke neun Bogen spannt. Die hiesige Luft wird als gesund, das Leben als wohlfeil gerühmt. Die geologische Formation zeigt im Thale Sand, darüber gelagerten Gyps, dann rothen Mergel, auf den Berggipfeln Muschelkalk. Ueber die freundliche Lage soll Kaiser Karl V. bemerkt haben, daß er außer Florenz kaum eine schönere Gegend gesehen. Eine mit Bäumen besetzte Wiese heißt mit etwas stark gefärbter Bezeichnung „das Paradies.“ Den Fremden locken vornehmlich die umgebenden Berge, die bald steil und kahl, bald sanft gewellt und mit Wald bedeckt sind. Fast jeder derselben trägt auf seiner Spitze eine Ruine oder einen alten Wartthurm. Der nahe bei auf dem Hausberg stehende Fuchsthurm ist ein Rest des vormaligen Schlosses Kirchberg, einst Eigenthum der Grafen von Kirchberg, deren Bildnisse man noch sieht in der Kirche des Dorfes Ziegenhain, bekannt durch seine kernfesten Wanderstäbe. Jener Thurm wurde sonst zu den sieben Wundern Jena's gerechnet: „Ara, caput, draco, mons, pons, vulpeculae turris — Weigeliana domus, septem miracula Jenae.“ „Altar, Drache und Kopf, der Berg, die Brücke, der Fuchsthurm — Und das Weigelsche Haus sind die sieben Wunder von Jena.“ Unter dem Altar der Hauptkirche befindet sich nämlich eine offene Thorwölbung und Straße, so daß da Heu- und Mistwagen durchfahren können. Der Kopf an der Rathhausuhr verstand es, so vielmal zu gähnen, als die Uhr Schläge that, und davon haben Etliche den Namen „Gähna“ abgeleitet. Der Drache ist ein in der Universitätsbibliothek aufgestelltes, künstlich aus Skeletten gebildetes, gräuliches Thier der Apokalypse, vor einigen hundert Jahren von Studenten vorgeblich in den Teufelslöchern am

Fuße der Kernberge aufgefunden. Der Berg ist der Hausberg oder auch der Gleisberg mit der Kunitzburg; beide trugen alte Burgen. Die Brücke ist die Saalbrücke, an welcher sich einige Wahrzeichen befinden. In dem Weigelischen Hause konnte man von unten nach oben ohne Treppe gelangen und am hellen Tage die Sterne sehen. Der Fuchsthurm heißt auch der Riesenfinger; denn die Sage geht, ein Riese habe seine Mutter geschlagen, da sei ein Berg über ihn zusammen gebrochen und habe ihn bedeckt; doch den Zeigefinger mußte er warnend aus seinem Grabe hervorstecken: das ist der gewaltige hohe Thurm. Später wurden hier die Neu-Angekommenen oder Füchse von den Studenten durch Biertrinken eingeweiht. Oben auf dem Fuchsthurm, welchen der Wirth im nahen Ziegenhain öffnet, genießt man einer herrlichen Umschau. Dabei aber erinnert man sich mit Schmerz an die unglückliche Schlacht vom 14. October 1806, und der alte Vers konnte sich damals auch in Hinsicht des Kriegs bewähren: „Wer von Leipzig kommt ohne Weib, — Von Wittenberg mit gesundem Leib, — Von Jena ungeschlagen, — Der hat von Glück zu sagen." Napoleon leitete die Schlacht vom Landgrafenberge (dem höchsten der Gegend) aus, und ein heißer Brennpunkt der Entscheidung war Vierzehnheiligen, dessen viereckigen Thurm man auf dem Wege nach Weimar vor Kötschau erblickt. — Mir wurde diese Gegend einigermaßen ungeheuerlich, als ich einstmals während meiner Studentenjahre noch spät Abends von Weimar nach Jena heimkehrte. Es war um Pfingsten, und ich hatte vom Lustschloß Belvedere aus einen Richtpfad eingeschlagen. Etwa auf der Hälfte des Weges überraschte mich die Dunkelheit; ich verlor den zwischen den Bergen sich hinschlängelnden Pfad und verblieb endlich auf der Spitze eines Kegels. Da saß ich nun rathlos in meiner Einsamkeit. Ringsum schwarze Finsternisse, welche die Abgründe zu meinen Füßen überlagerten. Jeder Schritt weiter vorwärts war mit Gefahr des Sturzes verbunden. Keine Menschenseele in der Nähe. Alles stille, schweigende Nacht. So schaute ich eine Weile trübselig vor mich hinaus in das Chaos unbekannter Gestalten. Da auf einmal zuckte am Horizont ein dunkelrother Feuerschein auf, heller und immer heller. Freudig begrüßte ich den aufgehenden

Vollmond. Der Pfad wurde wieder aufgefunden und der Marsch wohlgemuth fortgesetzt. Es ging bergauf bergab durch Gehölz. Aber bald ließ sich rechts und links ein verdächtiges Pfeifen zuweilen ganz in der Nähe hören. Ich war ein paarmal auf Schlimmes gefaßt; indeß begegnete mir nichts dergleichen. Und ich gelangte glücklich bis zum Bären am Markt, um dort sanft und süß von den Weimarschen Herrlichkeiten zu träumen. Erst später mußte ich erfahren, daß an jenem Abende mehrere Menschen auf der Heerstraße zwischen Weimar und Jena räuberisch angefallen seien, während man den durch das Gehölz auf einem wenig betretenen Pfade sich einsam durchschlagenden Wanderer unangefochten ließ.

Damals gelangte ich nach Jena von Naumburg und Kösen her, an den Ufern der Saale entlang über die Rudelsburg, wo Kugler sein Lied: „An der Saale hellem Strande stehen Burgen stolz und kühn," dichtete, Kamburg und Dornburg wandernd. Auf der Mitte eines Berges vor Kamburg stand und steht wohl noch ein Gasthaus mit der einladenden Aufschrift: „Zur Hoffnung." Wer lebensfrisch davon erfüllt, an einem heiteren Maimorgen sich schöner Natur zu erfreuen gedenkt, der wird sich, den Windungen des Flusses folgend, wahrlich nicht getäuscht finden. Das Städtchen Kamburg (1700 E.) erschien mir lieblich, seine Menschen freundlich und sein Wein mundete mir gar nicht übel. Dahinter reiht sich Dorf an Dorf, Weinberg an Weinberg. Dann ging's seitwärts den 250 Fuß hohen, jäh zur Saale abstürzenden Felsberg hinan, auf welchem die Schlösser des Bergstädtchens Dornburg thronen, dessen Namen Einige von dem germanischen Donnergott Thor ableiten wollen; auch heißt der benachbarte Wald noch immer beim Volke „der Hain", als hindeutend auf heidnischen Priesterdienst. Der Blick von oben ist köstlich. Die Kaiser Otto I. und Otto II. residirten eine Zeit lang in dem alten Grafenschloß, und Heinrich II. hielt daselbst 1005 eine Reichsversammlung. Man zeigt noch die Stelle, wo während des dreißigjährigen Krieges die mit Beute beladenen, zur plötzlichen Flucht genöthigten Kroaten in die Tiefe hinabstürzten. Der preußische General Tauenzien wurde hier 1806 durch Davoust aus seiner festen Stellung geworfen. Göthe weilte an

dieser Stätte vornehmlich nach dem Tode seines fürstlichen Freundes, des Großherzogs Karl August. Damals schrieb er unter Anderm Folgendes: „Da sah ich vor mir auf schroffer Felskante eine Reihe einzelner Schlösser hingestellt, in den verschiedensten Zeiten erbaut, zu den verschiedensten Zwecken errichtet. Hier am nördlichen Ende ein hohes, altes, unregelmäßig, weitläufiges Schloß, große Säle zu kaiserlichen Pfalztagen umschließend, nicht weniger genugsame Räume zu ritterlicher Wohnung; es ruht auf starken Mauern zu Schutz und Trutz. Dann folgen später hinzugestellte Gebäude, haushälterischer Benutzung des umherliegenden Feldbesitzes geweiht. Die Augen an sich ziehend, aber steht weiter südlich auf dem solidesten Unterbau ein heiteres Lustschloß neuerer Zeit, zu verständiger Hofhaltung und Genuß in günstiger Jahreszeit. Zurückkehrend hierauf an das südlichste Ende des steilen Abhanges, finde ich zuletzt das alte, nun auch mit dem Ganzen vereinigte Freigut wieder, dasselbe, welches mich so gastfreundlich einlud. Auf diesem Wege nun hatte ich zu bewundern, wie die bedeutenden Zwischenräume, einer steil abgestuften Lage gemäß, durch Terassengänge zu einer Art von auf- und absteigendem Labyrinth architektonisch auf das Schicklichste verschränkt worden, indessen ich zugleich die sämmtlichen, übereinander zurückweichenden Localitäten grünen und blühen sah. Weithin gestreckte, der belebenden Sonne zugewendete, hinabwärts gepflanzte, tiefgrünende Weinhügel; aufwärts an Mauergeländern üppige Reben, reich an reifenden, Genuß zusagenden Traubenbüscheln; hoch an Spalieren sodann eine sorgsam gepflegte ausländische Pflanzenart, das Auge nächstens mit hochfarbigen, an leichtem Gezweige herabspielenden Glocken zu ergötzen versprechend; ferner vollkommen geschlossen gewölbte Laubwege, einige in dem lebhaftesten Flor durchaus blühender Rosen höchlich reizend geschmückt; Blumenbeete zwischen Gesträuchen aller Art. Von diesen würdigen landesherrlichen Höhen sehe ich ferner in einem anmuthigen Thale so Vieles, was, dem Bedürfnisse der Menschen entsprechend, weit und breit in allen Landen sich wiederholt. Ich sehe zu Dörfern versammelte ländliche Wohnsitze, durch Gartenbeete und Baumgruppen gesondert, einen Fluß, der sich vielfach durch Wiesen krümmt,

wo eben eine reichliche Heuerndte die Aemsigen beschäftigt, Wehr, Mühle, Brücken folgen aufeinander, die Wege verbinden sich auf- und absteigend. Gegenüber erstrecken sich Felder an wohlgebauten Hügeln bis an die steilen Waldungen hinan, bunt anzuschauen nach Verschiedenheit der Aussaat und des Reifegrades. Büsche hier und da zerstreut, dort zu schattigen Räumen zusammengezogen. Reihenweise, auch den heitersten Anblick gewährend, sah ich große Anlagen von Fruchtbäumen, sodann aber, damit der Einbildung gar nichts Wünschenswerthes abgehe, mehr oder weniger aufsteigende, alljährlich neu angelegte Weinberge. Das Alles zeigt sich mir wie vor fünfzig Jahren und zwar im gesteigerten Wohlsein, wenn schon diese Gegend von dem größten Unheil mannigfach und wiederholt heimgesucht worden. Keine Spur von Verderben ist zu sehen, schritt auch die Weltgeschichte, hart auftretend, gewaltsam über diese Thäler. Dagegen denkt Alles auf eine ämsig folgerechte, klüglich vermehrte Cultur eines sanft und gelassen regierten, sich durchaus mäßig verhaltenden Volkes."

Diese letzteren Bemerkungen können wir füglich auf ganz Thüringen anwenden, sofern wir das Sonst und Jetzt uns vor Augen stellen. Die Vorzeit schlingt eine fortgesetzte Kette von zerrissenen Stürmen und Kämpfen um die Kindheit und Jugend dieses Volkes, das heutiges Tages, nachdem die schäumende Gährung des wilden Blutes allmählig abgeklärt wurde, im fortgeschrittenen geläuterten Mannesalter sich mehr und mehr einigender Ruhe und damit der vollen Segnungen des Friedens erfreut. Werfen wir demnach zur Würdigung dessen einen Blick auf die Geschichte. Die Thüringer, vormals Thuringer oder Thoringer genannt, welche jetzt den Ländercomplexus zwischen der Werra und Saale, dem Harz und dem Thüringer Walde bewohnen, sind wahrscheinlich die Nachkommen der alten germanischen Hermunduren. Im 5. Jahrhundert kommen sie unter den Hülfsvölkern Attila's vor und breiten ihre Herrschaft nachher südwärts selbst bis zur Donau verwüstend aus. Als tapfere Krieger verehrten sie vor Allen den Donner- und Kriegsgott Thor (von den Sachsen Thunar genannt), der mit seinem gewaltigen Hammer die Feinde niederschlägt und von dem jene

vielleicht den Namen der Thoringer, d. i. martialische Männer, erhalten haben. Von andern heidnischen Gottheiten hat sich auch hier noch im Volksglauben und in Namen erhalten: Hulda (Frau Holle), die holde Göttin der Ehen und der Fruchtbarkeit des Landes; Ostera, die Liebes- und Frühlingsgöttin, Krodo, der (zweifelhafte) Gott der Jahreszeiten und jener Püstrich (vielleicht dem phönicischen Sonnen- und Feuergott Moloch entsprechend), dessen metallene, inwendig hohle Bildsäule, 1552 auf dem Schlosse Rothenburg bei Kelbra aufgefunden, jetzt in Sondershausen aufbewahrt wird. — Im Anfang des 6. Jahrhunderts wird als König Hermanfried genannt, welcher, nachdem er seine beiden Brüder gestürzt, das kriegerische Volk allein beherrschte. Gegen den mächtigen Frankenkönig Chlodwig (Ludwig) schützte er sich durch ein Bündniß mit dem Ostgothenkönig Theodorich. Nach dem Tode desselben aber wurde er von Chlodwig's Sohn Theodorich, der sich mit seinem Bruder Chlotar und den Sachsen verbunden hatte, an der Unstrut in dreitägiger mörderischer Schlacht überwunden und seine Residenz Burgscheidungen zerstört (530). Damit sank das mächtige Thüringerreich in Trümmern. Das Land wurde nun als fränkische Provinz behandelt und durch Gaugrafen, und seit 638 durch eigene Herzöge regiert, welche meist in Würzburg residirten. Seit 718 predigte Bonifaz hier das Evangelium und gründete später in der alten Veste Erfurt (Erpesfurt) ein Bisthum. Im Jahre 908 erhielt der sächsische Herzog Otto der Erlauchte das Herzogthum Thüringen. Ihm folgte 912 der nachmalige deutsche Kaiser Heinrich I. Nach ihm regierten kaiserliche Markgrafen das Land, die sich im Laufe der Zeiten zu immer größerer Selbstständigkeit erhoben. So auch die Grafen von Weimar und Orlamünde. Seit 1036 erwarb sich der fränkische Gaugraf Ludwig der Bärtige, ein Verwandter Kaiser Konrad's II., bedeutenden Grundbesitz in Thüringen und begründete durch ein weises Regiment die Macht seiner Nachkommen, der älteren Landgrafen. Sein ihm 1056 folgender Sohn Ludwig der Springer richtete das in einer Fehde zerstörte Eisenach wieder auf und baute die Wartburg, die Naumburg, die Freiburg und das Kloster Reinhardsbrunn. Wegen Verweigerung des Zehnten an den Mainzer Erzbischof, den Kaiser Heinrich IV.

unterstützte, wurde von 1069 bis 1080 der Thüringer Zehntenkrieg geführt, in welchem die Sachsen dem Volke beistanden. Ludwig der Springer zog sich bald davon zurück; aber der weimarische Erbfolgekrieg riß ihn mit sich fort gegen Kaiser Heinrich V., welcher als Sieger ihn wiederholt in Haft hielt, bis seine Söhne durch das Glück ihrer Waffen den Vater befreiten. Dieser starb 1128 als Mönch zu Reinhardsbrunn. Ihm folgten nach einander Ludwig I. († 1140), Ludwig II. der Eiserne († 1172) und Ludwig III. der Wilde († 1190). Letzterer kämpfte für seinen Oheim, den Kaiser Friedrich I., gegen die Söhne Albrechts des Bären, gegen das aufrührerische Erfurt, die Grafen von Gleichen und Heinrich den Löwen, begleitete dann den Kaiser nach Italien und auf dem Kreuzzuge nach Palästina, und fand seinen Tod auf Cypern. Unter seinem ihm nachfolgenden Bruder Hermann I. soll 1207 jener durch ein später entstandenes Gedicht verherrlichte Wettkampf der Dichter, der sogenannte Wartburgkrieg auf der Wartburg stattgefunden haben. Ludwig der Heilige starb auf einem Kreuzzug nach Palästina (1227). Sein als Statthalter zurückgelassener Bruder Heinrich Raspe vertrieb Ludwigs Gemahlin, die heilige Elisabeth, mit ihren Kindern aus der Wartburg. Diese zeichnete sich von jeher aus durch Mildthätigkeit gegen die Armen, für welche sie spann, Gewänder nähte und Speise bereitete. Ihr Bedränger rief sie später nach der Wartburg zurück und überließ ihr die Stadt Marburg, wo sie starb. Nachdem ihr Sohn Hermann II. und Heinrich Raspe gestorben, womit der letzte Mannssproß erlosch (1247), entstand der verheerende Thüringer Erbfolgekrieg, indem die Tochter Ludwigs des Heiligen Sophie, Gemahlin des Herzogs Heinrich II. von Brabant, und ein Graf von Anhalt Erbansprüche machten gegen den vom Kaiser belehnten Heinrich den Erlauchten aus dem Hause Wettin. Letzterer siegte bei Mühlhausen (1248) und Wettin (1263). Nichts desto weniger trat er an Sophie Hessen ab und behielt nur Thüringen. Sein Sohn Albrecht der Unartige verwickelte sich in eine Reihe von Kämpfen und verkaufte endlich die ganze thüringische Landgrafschaft für 12,000 Mark Silbers an Adolph von Nassau. Aus neuen blutigen Kämpfen ging Friedrich der Gebissene, der Sohn Al-

brechts des Unartigen, siegreich hervor (1307). Diesem Landgrafen machten die aufrührischen Städte Erfurt, Nordhausen und Mühlhausen viel zu schaffen. Friedrich der Ernsthafte wurde 1342 bis 45 durch die Grafen von Orlamünde und Schwarzburg und andere thüringische Großen in den thüringer Grafenkrieg verwickelt, wodurch er seine Herrschaft bedeutend vergrößerte. Mit neuen Erwerbungen gingen nach seinem Tode auch neue Theilungen Hand in Hand. Friedrich II. der Sanftmüthige und Wilhelm III. regierten von 1440 bis 45 gemeinschaftlich; dann aber entbrannte unter ihnen der heftige Bruderkrieg (1445 bis 51). Als nachher Wilhelm III. ohne Leibeserben starb, kam Thüringen an die Söhne Friedrichs des Sanftmüthigen Ernst und Albrecht, welche 1485 das Land förmlich unter sich theilten. Die Geschichte desselben knüpft sich nun an die noch jetzt bestehenden beiden Linien, nämlich die ernestinische und albertinische, des sächsischen Regentenhauses. Johann Friedrich der Großmüthige aus der ernestinischen Linie wird Gründer der herzoglichen Fürstenhäuser, welche nach seinem Tode (1552) in zwei Hauptlinien zerfallen, nämlich in die ältere (ungetheilte): das heutige Großherzogthum Weimar-Eisenach, und in die jüngere (getheilte). Dazu gehören jetzt seit dem Erlöschen des Hauses Gotha (1825) die drei Herzogthümer: Altenburg, Koburg-Gotha und Meiningen-Hildburghausen, nebst dem Fürstenthum Saalfeld. Die Verfassung ist in allen diesen Staaten seit 1848 eine constitutionelle. — Das Großherzogthum Weimar-Eisenach, mit den Kreisen Jena-Weimar, Neustadt (an der Orla) und Eisenach, zählt auf 66½ Q.M. 265,000 E. Unter Karl August (1758 bis 1828), welcher bis 1775 seine Mutter als Vormünderin und Regentin zur Seite hatte, gedieh die Wohlfahrt und namentlich auch die geistige Bildung des Landes, indem Weimar damals vornehmster Sitz der deutschen Musen, Jena vornehmster Sitz der deutschen Gelehrsamkeit wurde. Seit 1853 regiert der jetzige Großherzog Karl Alexander (geboren 1818). — Das Herzogthum Altenburg zählt auf 24 Q.M. 135,000 E. Es gehörte früher zum Osterlande. Der jetzige Herzog Ernst (geb. 1826) regiert seit 1853. — Das Herzogthum Koburg-Gotha zählt auf 37½ Q.M. 152,000 E. Der jetzige

freisinnige und kunstliebende Herzog Ernst II. (geb. 1818) nahm Theil an den neuerlichen Feldzügen in Schleswig. — Das Herzogthum Meiningen-Hildburghausen zählt auf 45¾ Q. M. etwa 168,000 E. Der jetzt regierende freisinnige Fürst heißt Bernhard (geb. 1800). Unter seinem Vater Georg (1782 bis 1803), einem der vortrefflichsten Regenten, hob sich besonders die Schulbildung, so wie die Landwirthschaft und Gewerbthätigkeit, welche im Laufe der Zeit immere reichere Früchte gebracht hat.

An die sächsischen Herzogthümer schließen sich die souveränen Fürstenthümer Schwarzburg. Als ältester Stammvater dieses Hauses wird Sizzo genannt, um die Mitte des 12. Jahrhunderts Graf von Schwarzburg und Käfernburg. Ein Nachkomme desselben war der hochherzige Graf Günther, welcher 1349 als deutscher Gegenkaiser gegen Karl IV. von Böhmen gewählt wurde, aber schon in demselben Jahre, wahrscheinlich an Gift, starb und im Dom zu Frankfurt ruht, wo auch sein Grabmal. Nach mehreren Theilungen wurde 1599 Johann Günther Stifter der Linie zu Schwarzburg-Sondershausen (15½ Q. M. mit 62,000 E. und den Hauptstädten Sondershausen und Arnstadt), jetzt repräsentirt durch den Fürsten Günther Friedrich Karl (geb. 1801). Albert wurde Stifter der Linie zu Schwarzburg-Rudolstadt (15½ Q. M. mit 70,000 E. und den Hauptstädten Rudolstadt und Frankenhausen), jetzt repräsentirt durch den Fürsten Friedrich Günther (geb. 1793). Die Verfassung ist auch hier eine constitutionelle. Die lutherische Religion herrscht überall vor.

Einen bedeutenden Theil der genannten Ländergebiete umfaßt der Thüringer Wald oder das Thüringer Waldgebirge, welches südöstlich an das Fichtelgebirge, südwestlich an die hohe Rhön sich anschließt, nördlich bis an den Harz ausläuft. Es erstreckt sich von Südost nach Nordwest. Seine Formen haben das Gepräge des anmuthigen Wechsels, wo neben den waldbewachsenen Kuppen grüne Matten und gebaute Felder mit zerstreuten Ortschaften durchschimmern. Der Kamm zieht sich in gekrümmter Linie 43 Stunden lang von Lobenstein bis Eisenach, und während mehrere Kunststraßen ihn quer durchschneiden, geht

oben auf der ganzen Länge der meist fahrbare, sogenannte Renn- oder Rain- (d. i. Grenz-) Stein. Das Ganze zerfällt geographisch und geologisch in zwei Hälften, deren Scheidepunkt bei Ilmenau liegt. Den südöstlichen Theil, wo die Grauwacke vorherrscht, charakterisirt die Hochplatte im Mittel bis 2200 Fuß hoch; die größte Breite beträgt am südöstlichen Ende fünf Meilen und nimmt allmählig ab. Die Plattformen werden von gewundenen tief gespaltenen Thälern vielfach zerlegt und erscheinen dann als Hochrücken oder Bergbuckel. Hier steigen als höchste Punkte auf der Kieferle (2717 F.), Bleß (2668 F.) und die Bilbertsleite (2638 F.). Im Südost geht aus dem Meiningischen nach Lobenstein zu der fünf Meilen lange Frankenwald. Der nordwestliche Theil, wo besonders das Rothliegende des Steinkohlengebirges mit seinen emporgebrochenen Porphyrn hervortritt, erscheint in den mannigfaltigen Formen der schmalen Kette, welche durch den meist nur anderthalb Stunden breiten, im Mittel 2300 bis 2500 Fuß hohen Hauptkamm verbunden wird. Am Otterwalde spaltet sich derselbe in mehrere Zweige, von denen der nordwestliche den Rennstein trägt. Die höchsten Kuppen sind am Südostende der Schneekopf (3044 F.) und der große Beerberg (3057 F.), am Nordwestende der Inselsberg (2856 F.). Im Nordosten fällt die Bergkette steil, im Südwesten sanfter zu den begleitenden niederen Vorhöhen ab, und diese bilden den Uebergang zu den Hochflächen, welche das Thüringer Waldgebirge auf allen Seiten umgeben. Der Wald besteht vornehmlich aus Tannen und Fichten, im Nordwesten daneben auch aus Laubgehölz, namentlich Buchen und Eichen.

Die Saale geleitet uns von Jena nach Rudolstadt. Da sehen wir zuvörderst die viel besuchte Rasenmühle, und rechts grüßt uns das Städtchen Lobeda. Dann geht es weiter hinauf durch ein breites Thal. Zur Linken zieht sich eine belaubte Bergkette hin, deren Fuß der häufig von Holzflößen bedeckte Fluß bespült. Ein Saalfloßamt hat seinen Sitz in dem altenburgischen Fabrikstädtchen Kahla (2500 E.). Auf dem entgegengesetzten Ufer

ragt malerisch die aus grauer Vorzeit herstammende Leuchtenburg, jetzt ein prosaisches Zucht- und Irrenhaus. Fast gegenüber dem Ausfluß der Orla klebt an einem steil und schroff zur Saale abfallenden Felsen das Städtchen Orlamünde (1200 E.), wo der fanatische Bilderstürmer Karlstadt eine Zeit lang sein Unwesen trieb, das der hieher gesandte Luther erfolglos zu dämpfen suchte, und man zeigt noch die Stelle, an welcher er sein Verdammungsurtheil donnerte. Die einige Meilen östlich an der Orla gelegene weimarische Stadt Neustadt (4600 E.) wurde bereits im Jahre 1000 gegründet.

Nach einer siebenstündigen Tour von Jena aus (von Weimar aus geht man in acht Stunden über Blankenhain) erreichen wir das freundliche, schon 634 gegründete Rudolstadt (5900 E.), in einem lieblichen, von bewaldeten Höhen umringten Thale hart an der Saale. Gegen die Ueberschwemmungen derselben schützt ein mit Kastanien und Linden bepflanzter Damm, der zugleich zum Lustwandeln dient. Nahebei liegt der Anger, ein Vergnügungsplatz mit Restaurationen und einem Schießhause. Am Westende des Dammes befindet sich die Anstalt für Fichtennadel-, Dampf- und Wellenbäder nebst Molkencur. Im Regierungsgebäude ist die aus 60,000 Bänden bestehende fürstliche Bibliothek aufgestellt, in der Ludwigsburg ein an seltenen Conchylien und Mineralien reiches Naturaliencabinet. Sehr imponirend fällt in's Auge das eigentliche Residenzschloß, die Heidecksburg, auf einer Anhöhe, welche sich über das Meer 774 und über die Stadt 209 par. Fuß erhebt. Das Innere des Schlosses enthält einen Saal mit Fresken von Deysinger, Abgüsse der kolossalen Dioskurenhäupter zu Rom und eine treffliche Auswahl älterer und neuerer Gemälde. Der Schloßgarten gewährt schöne Blicke, der Schloßthurm, wohin ein Soldat führt, eine weite Umschau. Westlich erhebt sich „der Hain", ein mit Kiefern bewachsener Berg, durch dessen dunkele Schatten ein anderthalbstündiger Spaziergang führt. — Zur Zeit der Reformation lebte in dem Schlosse die nach dem Bauernkriege verwittwete Gräfin Katharine von Schwarzburg, ausgezeichnet durch mannhafte Energie. Lange hielt sie schützend den saalfeldischen Pfarrer Kaspar Aquila verborgen, auf dessen Kopf ein

Preis von 5000 Gulden gesetzt war. Als nach der Schlacht bei Mühlberg (1547) Herzog Alba hier vorüber zog, wirkte sie bei demselben einen Schutzbrief für ihr Land aus, indem sie sich verpflichtete, alle nöthigen Bedürfnisse der Armee zu besorgen. Als die Soldaten dennoch das Vieh der Landleute tödteten und wegtrieben, bat sie den bei ihr gastlich empfangenen Herzog um Beseitigung des Uebels, erhielt aber die kurze Antwort, das sei einmal so Kriegsgebrauch. „Meinen Unterthanen ihr Recht, oder, bei Gott, Fürstenblut für Ochsenblut!“ rief darauf entschlossen die Gräfin, und auf ihren Wink trat gleichzeitig eine Schaar geharnischter Kriegsknechte in's Zimmer. Alba, sich überrumpelt sehend, erbleichte. Der ihn begleitende Herzog von Braunschweig wandte klüglich die Sache zum Scherz, und so wurde denn der Befehl gegeben, das Geraubte zurück zu erstatten.

Vom Wasserdamme aus erblickt man jenseits der Saale das fürstliche Orangeriehaus zu Kumbach. Dahin gelangen wir über die Saalbrücke am Ostende der Stadt, und wandern dann an der Fronte der Orangerie vorüber durch's Feld nach der waldbedeckten Schillershöhe, geschmückt durch eine kolossale, nach einem Modell von Dannecker gegossene Bronce-Büste. Diesen Lieblingsplatz besuchte der Dichter häufig, während er von 1788 bis 89 in Volkstedt verweilte. Auf dem Wege dahin kam ihm die Poesie seines „Spazierganges“, und in der That ist die Landschaft wohl geeignet, um zu dichterischen Ergüssen anzuregen, zumal der auf dem rechten Ufer der Saale sich fortziehende Gebirgszug zeigt so malerische weiche Formen und Abdachungen, mit Weilern, Dörfern, Häusern und Gärten besäet, und im mannigfaltigsten Schmuck des verschiedenartigsten Laubwerks prangend, daß man nur die weinumrankte Ulme vermißt, um an Italien gemahnt zu werden. — Nachdem wir auf einem immer bereit stehenden Nachen über die Saale gesetzt, begeben wir uns nach Volkstedt. Schiller bewohnte daselbst das der Porzellanfabrik gegenüber stehende Stauch'sche Haus, wo sein Zimmer vom Besitzer noch in der alten Einrichtung erhalten und gern gezeigt wird. Die Fahrstraße führt von hier über Schwarza nach Blankenburg. Zu der dabei gelegenen Ruine Greifenstein geht dagegen für Fußreisende, nachdem sie sich durch Bier und

beliebte Bratwurst gestärkt, ein näherer romantischer Weg, auf dem das Dorf Zeigerheim links liegen bleibt, in die Berge.

Der anderthalb Stunden südlich von Schwarza gelegene Eisenberg (2000 F.) enthält in einer der Eisengruben ewiges Eis, das gerade in den Sommermonaten am mächtigsten wird. Von dem Gipfel schaut man bis nach Gotha und Neustadt an der Orla, sowie in's Saalthal. Durch dasselbe zieht die Straße nach Saalfeld und von da an den südlichen Abhängen des Thüringer Waldes über Neuhaus und Sonnenberg nach Koburg. Eine halbe Stunde nördlich von Saalfeld bezeichnet bei Wöhlsdorf ein 26 Fuß hohes gußeisernes Denkmal unter Pappeln die Stelle, wo der heldenmüthige Prinz Louis von Preußen am 10. October 1806 im Kampfe gegen die plötzlich andringende französische Uebermacht seinen Tod fand. Das Terrain des Gefechtes übersieht man vollständig auf einem Plateau in der Nähe der Dorfschenke von Unterpreilipp. Die alte Fabrikstadt Saalfeld (4600 E.) hat eine schöne 1212 gebaute Johanniskirche, auf deren Steinkanzel Tezel den Ablaß predigte, und zwei herzogliche Schlösser. Nahebei erblickt man die Trümmer der vielleicht schon von den Franken zur Wehr gegen die heidnischen Sorben erbauten Sorbenburg. Vom Gasthaus zum goldenen Anker erzählt man, daß Karl V. daselbst nach der Schlacht bei Mühlberg den gefangenen Kurfürsten festgesetzt. Der treue Begleiter desselben erbat jedoch vom Kaiser ein anderes Quartier für seinen Herrn, und kaum hatte dieser das Haus verlassen, so krachte es zusammen. — Die großartigen Eisenhüttenwerke nebst einer Maschinenbauanstalt und Chamottesteinfabrik bei Neuhaus beschäftigen über 1200 Arbeiter. — Etwa drei Stunden östlich davon liegt Gräfenthal (4200 E.) und weiter hin hoch am Frankenwald das Städtchen Lehesten (1200 E.), wo die bedeutenden, bis in's Sonnenbergische sich erstreckenden Schieferbrüche eine wichtige Erwerbsquelle abgeben, da deren Schiefer (namentlich der zu Lehesten) an Leichtigkeit, Spaltbarkeit, Dauer, Feinheit und Reinheit alle europäischen Arten dieses Gesteins übertrifft. Man verarbeitet den Schiefer zu Tisch- und Heerdplatten, Dach- und Wetzsteinen, Griffeln und Schiefertafeln. Von letzteren versandte man 1850 aus Gräfenthal allein 10,000 Centner. Im

Amte Eisfeld und Sonnenberg ist auch die durch Salzburger Einwanderer dahin verpflanzte Fabrication der Märmeln oder kleinen Marmorkugeln (in der Kinderwelt bekannt als Nipser, Schusser, Antetscher, Glucker, Klitscher, Schnellkaulen) im Schwunge. Die Kalksteine werden zu dem Ende von Kindern und Erwachsenen abgeschlagen, dann auf Märmelmühlen in Kugelform gemahlen und nachher polirt. Die Zahl derselben berechnet man alljährlich auf 20 bis 25 Millionen. Auch aus Kieseln, Jaspis, Achat und buntem Glase fertigt man dergleichen Kugeln. — Sonnenberg (4300 E.) ist bekannt wegen seiner „Sonnenberger Waaren", deren Vertrieb hier allein schon mehr als zwanzig große Handelshäuser besorgen. Wohl zwanzig Ortschaften in der Umgegend, gegen 8000 Köpfe stark, finden ihre Nahrung in der Anfertigung des mannigfaltigsten Kinderspielzeugs. Fast jede Familie hat ihre eigene Art Arbeit z. B. in Trommeln oder Säbeln, Flinten, Posthörnern, Soldaten, Kegeln, Wägelchen, Thieren, Bausteinen, Häuschen, kleinen Flöten, Geigen ꝛc. Darin gelangt man demnach zur Virtuosität, und eine Familie kann wöchentlich 90 Dutzend Posthörnchen liefern. Alljährlich werden auf diese Weise gegen 19,000 Klafter Holz verbraucht. Das Kinderspielzeug wird aber auch hier aus Blech, Zinn, Messing, Porzellan, Glas, Gutta Percha, Leder und Papiermaché verfertigt. Außerdem verarbeitet man in dieser Gegend ungeheure Massen von Schachteln, Kisten, Damenbrettern, Wiegen, Schlitten, Hand- und Feuerspritzen, Drehorgeln, Küchengeschirren und ähnlichen Dingen, ferner Schleif- und Polirsteine, Nägel, Porzellanwaaren und Glasperlen (die Zahl der Glasperlenfabricanten um Sonnenberg und Gräfenthal beläuft sich auf 50 bis 60.) Man kann den Gesammtwerth des jährlichen Vertriebes für alle im Obigen angegebenen Gegenstände auf eine Million Gulden anschlagen. Auch die Zündholzfabrication ist sehr ausgebreitet, und es werden von Gräfenthal, Schmiedefeld und Eisfeld jährlich gegen 11,000 Centner versandt.

Sehr belohnend ist von Rudolstadt aus ein Abstecher nach dem Steiger (1633 F.), von dessen kahlem Haupte man einer herrlichen Rundschau genießt. Der Weg dahin geht über Schwarzenshof und Keilhau, wo die von Friedrich Fröbel gegründete

Erziehungsanstalt mit dem Kindergarten. In Schwarzenshof findet man Gelegenheit, den Thüringer Vogelfang kennen zu lernen. Man fängt die Vögel gewöhnlich mittelst der Leimruthe durch Lockvögel, so den Nußhäher durch einen auf dem Rücken liegenden, der schreien muß; auch hat man Meisenhütten. Die Liebhaberei der Singvögel geht durch ganz Thüringen. Man hält sich Drosseln, Kreuzschnäbel, Gimpel, Hänflinge, Stieglitze, Zeisige, Amseln, Buchfinken und andere Singvögel, aber besonders gern Finken. Von der Finkenliebe erzählt man, daß ein Ruhlaer einen Finken hatte, der prächtig schlug. Da kehrt sein Nachbar von einer Reise nach Ostpreußen zurück und spricht: „Dein Fink schlägt gut, aber hinter Königsberg steht einer, der schlägt noch viel besser.“ Jener läßt sich darauf die Stelle im Walde genau beschreiben, nimmt Geld auf seine Habe auf und wandert so über Königsberg hinaus, wo er den Finken auch wirklich findet und ihn glücklich fängt. Seelenfroh, aber bettelarm kehrt er mit seinem gewonnenen Schatz heim und verkauft ihn um keinen Preis, trotzdem, daß ihm die Gerichte Alles wegnehmen. Als er endlich auch den Finken hergeben muß, stirbt er am gebrochenen Herzen. — Zur Herbstzeit werden Tausende von Krammetsvögeln auf Vogelheerden und in Dohnen gefangen. Eine rare Jagdbeute ist der Auerhahn, der sich nur noch im Dickicht einiger großen zusammenhängenden Forsten vorfindet. —

Wir wenden uns nun zurück zum Greifenstein (1238 F.), auch die Blankenburg genannt. Die epheuumrankte, von einer Menge seltener Pflanzen umwucherte Ruine krönt einen mit Buchen bewachsenen Muschelkalkfelsen, und Maltitz singt davon: „Hoch schwindelnd, gleich trotzigem Adlerhorst — Aus düstrem Forst — So dräut aus wildem Gestrippe — Vom schroffen Rand — Der Felsenwand — Die Blankenburg jäh in's Geklippe.“ Auf dem Hofe derselben läßt sich in der Dämmerstunde ein Mönch mit grauem Haar und Barte sehen, der den Leuten winkt, ihm zu folgen. Das hat bisher nur ein Schäfer gewagt, welcher auf dem mit Gras bewachsenen Hofe einst seine Lämmer weidete. Ihn führte der Mönch an ein eisernes Thor. Er berührte es mit dem Finger, und im Nu sprangen die Flügelthüren auf und eröffneten den Blicken einen unterirdischen

Saal, gepflastert mit harten Thalern und erleuchtet von vielen Kronleuchtern, deren Licht sich in tausend goldenen Geräthschaften abspiegelte; auch lagen in den Winkeln Haufen von Goldstücken. Obgleich der Mönch winkte, hineinzutreten und von den Schätzen zuzulangen, so traute der Schäfer doch dem Dinge nicht. Plötzlich verschwand über dem Zaudern Saal, Thor und Mönch. Das soll der Arzt Freidank sein, welcher den hier auf der Blankenburg gebornen Kaiser Günther vergiftete und der so lange umgehen muß, bis ihm, dem treulosen Verräther, ein Mensch Zutrauen geschenkt hat. Der fast ganz verschüttete Brunnen soll ehemals so tief gewesen sein, daß ihm das Wasser der Schwarza zufloß. Einem Mädchen brachte die Ruine einst Verderben. Auf einem benachbarten Edelhof wurden nämlich eines Abends beim Spiel Pfänder ausgelöst, und die Aufgabe lautete, daß der Inhaber eines gewissen Pfandes auf die Burg gehen und eine Kachel von dem alten Oefchen holen solle. Es betraf ein Mädchen Namens Sophia Brandt. Diese, um nicht furchtsam zu erscheinen, macht sich auf den Weg, betritt das einzig noch übrig gebliebene halb verfallene Stübchen der Burg, und bricht auch wirklich eine Kachel aus dem verwitterten Ofen. Als sie eben damit beschäftigt ist, hört sie ganz in der Nähe Tritte und leise Stimmen. Sie schlüpft erschrocken hinter den Ofen und verbirgt sich. Da kommen Räuber mit ihrem gestohlenen Gut, um es hier zu theilen. Sie zünden in dem Zimmer ein Feuer an, essen und trinken, und strecken sich dann sorglos hin, um zu schlafen. Als das vor Angst halb todte Mädchen merkt, daß sie schnarchen, schreitet sie schnell über den Räuber weg, der sich vor der Thür gelagert, und läuft dann aus Leibeskräften, immer die Räuber hinter sich wähnend, den Berg hinab. Athemlos und leichenblaß kommt sie heim, legt unter dem Jubel der Gespielen mit zitternder Hand die Kachel auf den Tisch und — sinkt entseelt zu Boden. — Der Burg wird zuerst 1137 gedacht; der dreißigjährige Krieg brachte ihr Unheil, und 1642 stürzte das alte Gebäude vollends zusammen. Der jetzt regierende Fürst hat daselbst ein Zimmer ausbauen und mit Gemälden aus der schwarzburgischen Geschichte schmücken lassen. Es wird Reisenden geöffnet, und aus den Fenstern übersieht man das am

Fuße des Berges gelegene Städtchen Blankenburg (1400 E.), wo ein Kaltwasser- und Fichtelnadelbad im gemüthlichen Zusammenleben mit den Familien ihrer Wirthe zahlreiche Verehrer findet, und wo Fröbel den ersten deutschen Kindergarten gründete. Aber die ganze Landschaft mit ihren Berggeländen gleicht eigentlich einem großen Garten mit fortlaufenden Parkanlagen, höchst einladend und verlockend zu längerem Verweilen, um so mehr, da Aerzte die hiesige Luft für die gesundeste im ganzen Thüringer Gebirg erklären, weil die balsamische Waldluft hier am ursprünglichsten auf weichen Flügeln uns umweht. Der Botaniker und der Maler findet hier überall reiche Nahrung und Augenweide.

Das anmuthig heitere Gepräge dieser Landschaft findet ihren schroffen Gegensatz in dem düster melancholischen Schwarzathal, durch welches in der Urzeit die kleine Schwarza ihre Schlangenpfade gebahnt, bis sie vor Blankenburg das hochgethürmte Felsgebirg durchriß und dann einen See bildete, dessen Fluthen sich endlich einen Ausweg in die Saale wühlten. Dicht am Eingang in den Paß unmittelbar unter der gewaltigen Bergnatur treffen wir auf ein patriarchalisches Wirthshaus, vom Volke „der Chrysopras" (nach dem Vorgang eines Geologen, der eine Chrysopras-Grube entdeckte), officiell der Schwarzburger Hof genannt. Ehe wir uns aber in die Schwarzaschlucht versenken, machen wir auf den Rath eines der Gegend kundigen Freundes vom Chrysopras aus einen Abstecher nach dem wildschönen Werrathal; doch verfolgen wir dasselbe nur bis zur Jägersruh, einem von bemoostem Gestein und Wasserfällen umgebenen Platze, um dann in's Schwarzathal hinabzusteigen und dasselbe auf der Chaussee zu durchwandern. Gleich beim Eintritt begrüßt uns jenseits der Schwarza das burgthurmartige Jagdhaus, der Eberstein, auf der bewachsenen „Hunnenkuppe" entgegen. In dem angrenzenden, von dem übrigen Wildpark abgetrennten Saugarten hält sich immer eine bedeutende Menge Schwarzwild auf, das an Sommerabenden oft in ganzen Rudeln die Ufer der Schwarza belebt. Bald gelangen wir zu dem Kirchfelsen (1517 F.). Gleich einem unregelmäßig gebauten altergrauen Dom, der den Einsturz droht, thürmen sich da die cyklopischen, aus

kolossalen Quadern zusammengesetzten Mauern des quarzhaltigen Thonschiefers fast senkrecht empor und enden in schwindelnder Höhe mit malerisch überhängenden Zinken, die den Zacken einer Krone ähneln. Die nur sparsam umbuschte gewaltige Felsmasse contrastirt in ihrer Nacktheit höchst imposant mit den größtentheils von Fichten und Tannen bewaldeten Berghöhen der Umgebung. Ueberhaupt ist dies vielleicht die schönste Stelle des berühmten, an den Charakter der Tyroler Alpenschluchten erinnernden Thales, welches sich hier am meisten verengt. Bei den immer wechselnden Bogenwindungen scheint es sich hie und da kesselartig zu schließen, so daß wir um den Ausgang aus diesem Labyrinth verlegen sind; doch der Ariadnefaden des Flüßchens geleitet uns immer unfehlbar hinaus. Am felssteinernen Wehr braus't die Schwarza stärker über die schwarzen Schieferklumpen, welche sie einst mühsam hier ausgewaschen. An einigen Stellen bemerkt man auch noch deutliche Spuren der früheren Goldwäschen. Eine der anmuthigsten Partien gewinnen wir am Eingang zum Wildgarten, wo in der schweizerartigen Wohnung des Wildgärtners uns gern ein Labetrunk gereicht wird. Ein Steg führt hier über die Schwarza, und wir steigen in die Berge hinauf zu dem „Dürren Schild", einem aus Baumrinde aufgeführten Häuschen, bei dem eine Cascade in die Tiefe stürzt. Der Blick von oben ist wahrlich lohnend. Wir wandern nun wieder im Thale fort, bis uns nach zweistündiger Tour zwischen Lerchenbäumen das Schloß Schwarzburg entgegen leuchtet.

Wie manchem Maler ein Bild gelungen, von dem man sagt, daß es über ihn hinaus gehe, so kann man auch von der Landschaft um Schwarzburg sagen, daß sie über die Natur des Thüringer Waldes hinaus geht. Komme man das Schwarzathal herauf, oder den geschlungenen Weg, der von Königssee durch die majestätischen Weißtannen des Schwarzburger Thiergartens bis an den Rand der Schlucht führt: der erste Anblick des alten Schlosses, schroff auf seiner 250 Fuß hohen in's Thal vorgeschobenen Felskante, wohnlich und geisterhaft zugleich, hat etwas eben so Ueberraschendes, Imposantes, als einladend Gastliches, wie denn auch der edle Fürst Ludwig Friedrich am 5. August 1795 die Worte schrieb:

„Willkommen in der Wälder Nacht,
Die meine Burg umhüllt,
Wo noch, vom Rittergeist bewacht,
Die alte Sitte gilt!

Dich grüßet Herz und Hand und Mund,
Zieh traulich bei uns ein!
Du sollst geweiht zum deutschen Bund,
Sollst unser Gastfreund sein!"

Jetzt steigt überall umher der Rauch aus Dörfern, Gast- und Wirthshäusern, die Wege sind, wo nicht Kunststraßen, doch gangbar, man trifft auf Landleute, Jäger; aber in jener Zeit, als der Wald unbewohnt und undurchdringlich schien, muß das erste Erblicken dieses kühn aus der dampfenden Thalschlucht vorspringenden Schlosses und jenseits wieder die mächtigen, mit dichtem Föhrenwald gekrönten Berglehnen, die in den Himmel ragen, etwas Ueberwältigendes gehabt haben. Die Baukunst hat wenig dazu gethan. Was dabei ergreift, ist vielmehr der Wille, der Gedanke, es grade hieher, umweht von den geheimnißvollen Schauern der Waldnacht, zu setzen. Es ist die Harmonie zwischen dem Werk von Menschenhänden und der umgebenden Natur. Wenn du dich oben über die Brüstung lehnst und in das weite, grüne, eingeschlossene Thal blickst, durch welches die Schwarza, den steilen Schloßberg umspülend, an den Wurzeln uralter Bäume leckt, wirbelt dir der Rauch aus den Häusern des Dorfes Schwarzburg entgegen; aber auch diese schiefergedeckten Hütten haben ein mährchenhaftes Ansehn; es könnten hier stumme Gnomen wohnen. Und wenn die Hirsche im Grase spielen und durch den Bach schwimmen, gemahnt es dich, daß Genovefa mit ihrem Kinde Schmerzensreich in dieser Wildniß könnte gelebt haben. — Man glaubt jetzt die Schönheit und Eigenthümlichkeit der Scenerie nur von dem berühmten Trippstein, welcher noch hoch über der Burg und der Bergschenke liegt, recht würdigen zu können, und nach Fürst Pücklers Anweisung ist oben eine Borkenhütte gebaut, aus der, eingeschachtelt in einen Rahmen, man allerdings die reichste und malerischeste Uebersicht hat. Aber ich ziehe der Uebersicht die Ansicht von unten vor. Ja, das Gemälde dort ist etwas Voll-

kommenes, Abgeschlossenes, und es giebt Weniges, was ihm gleicht; aber wer das Schwarzathal heraufkommt, scheint hier in diesem lieblichen und großartigen Spaziergang die erste Weihe zu empfangen zu dem Schauspiel, das sich ihm aufthun soll. Der Gebirgsstrom murmelt das Präludium; nun die erste Wendung der Landstraße, und urplötzlich steht es vor dir, was alle Beschreibung dich nicht erwarten ließ, und keine Beschreibung, wenn du es gesehn hast, dir wieder giebt. In dem Schauspiel, daß du anstaunst, stehst du mitten inne, du bist ein Theil davon, wie der Verzauberte im Zauberkreise. Auf dem Trippstein sind wir weit darüber erhaben, und mögen in Ruhe bewundern, prüfen, vergleichen und urtheilen. Aber auch der Bewundernde ist ungenügsam. Weil uns die Scenerie an die großartige Alpennatur erinnert, möchten wir sie noch großartiger und über dem höchsten Bergkamm Schneegipfel sich erheben sehen. — Das alte Schloß stand schon 796, wurde aber durch eine Feuersbrunst zerstört, und man errichtete nun über den gothischen Grundmauern ein neues Gebäude mit langer Façade. Am alten, mit zwei Eckthürmen versehenen Thor bietet sich als Burgwart dar ein Soldat, der auch die nächst dem Thor befindliche Rüstkammer mit ihren Waffen, Harnischen, Fahnen u. dergl. zeigt. Die Galerien des Schlosses selbst sind mit mächtigen Geweihen hier erlegter Hirsche geziert. Der Speisesaal enthält die Bildnisse schwarzburgischer Grafen, der noch vom ersten Bau übrig gebliebene Kaisersaal die schlecht getünchten Bildnisse der Kaiser, das sogenannte Pferdezimmer 246 vom Fürsten Ludwig Günther gemalte Pferde. Es herrscht hier noch die alte Rittersitte, daß Jeder, der zum ersten Mal als Gast auf's Schloß geladen wird, aus der „Auerhenne", einem alten silbernen Vexirpokal, trinken muß, während ihm der „Willkomm", ein großer eichener Klotz mit schwerer Kette, umgehängt wird. Der romantische Wildgarten hat 4 bis 5 Stunden im Umfang und gewöhnlich gegen 500 Stück Hochwild. Der südwestlich vom Schlosse aufsteigende Quittelsberg (2204 F.) trägt die Keilsburg mit weiter Umschau.

Nachdem wir uns in der Bergschenke „zum weißen Hirsch" gestärkt, geht es durch den Weißtannenwald des Tännigs nach dem Trippstein (1502 F.). Da erscheint uns im Rahmen des

erwähnten Borkenhäuschens das idyllische Naturgemälde eines gebirgswaldigen Stilllebens: das Dorf Schwarzburg friedlich ausgebreitet am Fuß des aus der dunkelen Umgebung hochherrlich hervortretenden Fürstensitzes. Vom Gipfel erblickt man links von Schwarzburg Burkersdorf, rechts die Meuselbacher Kuppe (2458 F.). — Noch höher als der Trippstein liegt in derselben östlichen Richtung, 20 Minuten weiter, das Kienberghaus (1641 F.), auch Doppelaussicht genannt, wo sich tief im Grunde Schwarzburg, östlich gleichsam aus der Vogelschau das Schwarzathal und fern im Norden Paulinzelle präsentirt.

Nachdem wir uns, rückkehrend, in der Fasanerie*), einem Jagdschlößchen, restaurirt, begeben wir uns auf den Weg nach Paulinzelle. Zu dem Ende überschreiten wir die Chaussee, welche nach Königsee (2100 E.) an der Rinne führt. Das Städtchen steht, als in einem wasserreichen Thalkessel eingebaut, der Sage nach an der Stätte eines abgeflossenen Sees. Eine benachbarte Höhle, die Mönchskapelle, enthält einige Tropfsteingebilde. Im Mittelalter waren die Königseer berüchtigt durch ihren unweisen Rath, eine Art Narrengericht. Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts haben sie sich einen Namen erworben als Balsamträger. Ein breitenbacher Apotheker (denn auch andere Orte des Waldes, als Breitenbach und Oberweißbach, betheiligen sich an dem Handelsgeschäft) kam damals zuerst auf den Einfall Schwefelbalsam zu fertigen und auf dem Walde hausiren tragen zu lassen. Ein anderer kluger Kopf, noch jetzt als „Junker Hans“ im Andenken fortlebend, kochte Wacholdersaft, destillirte Oel von Tannenzapfen und lernte die Kunst, edle Aquavite zu brennen. So kamen die sogenannten „Laboranten“ auf, deren Geschäft schnell zu einem äußerst lebhaften Flor emporstieg, so daß die Einwohner von zwölf schwarzburgischen Dörfern dadurch reichliche

*) Von hier aus gelangt man auch auf der kürzesten drittehalbstündigen Route über Unter- und Obernhain, Egelsdorf und Dröbischau nach dem etwa zwei Stunden südlich bei Herschdorf gelegenen Langen- oder Burzelberg (2519 F.), dessen Aussicht sehr gerühmt wird. Man erreicht dies Ziel indeß unter viel angenehmerem Wechsel auf einer Wanderung durch's höhere Schwarzathal, das bald eng sich zusammendrängt, bald zu lachenden Waldwiesen sich ausbreitet.

Nahrung fanden. Ihre Commissionäre, die Balsamträger oder Olitätenhändler gingen nun mit ihren über einander gethürmten Schachteln, die auf hölzernen Reffen stehen, in alle deutsche Welt, überall für jegliches erdenkliche Uebel ihre Essenzen und Tincturen, Pillen und Pulver, Salze und Tropfen feil bietend und mit geläufiger Zunge anpreisend; daher das Sprichwort: „He is so klook, as wenn he aut denn Thüringerwald käm.“ Als mit der steigenden Intelligenz die verschiedenen deutschen Regierungen das Hausiren mit solchen unfehlbaren Universal-Medicamenten verboten, mußte dieser Handel natürlich verfallen, und so bewegt er sich denn heutiges Tags nur noch in einem sehr beschränkten Kreise.

Wir überschreiten die Königseer Chaussee bei Oberrottenbach (auf einem kürzeren Wege bei Unterköditz), steigen dann immer aufwärts am Rottenbach und gelangen so zuerst nach dem Dörfchen Milbitz, welches so versteckt liegt, daß es im letzten Kriege keinen Soldaten, weder einen Preußen, noch einen Russen, noch einen Franzosen gesehen haben soll. Dann kommen wir vorüber an drei großen schilfbewachsenen Teichen und erblicken nun auf einmal im Wiesenthal das Dörfchen Paulinzelle, welches man von Schwarzburg aus in zwei bis drei Stunden erreicht. Mitten auf dem grünen Sammetteppich des Grundes erheben sich, von Haseln und Erlen umbuscht und von dunkelen Tannen umragt, die imposanten Ruinen der ehemaligen, im reinsten byzantinischen Stil erbauten Klosterkirche, die eine Länge von 280 Fuß und eine Breite von 70 Fuß haben und deren Anblick so überrascht, daß sie stille Bewunderung einflößen. Wir betrachten zuvörderst von der Westseite aus das zerstörte Hauptportal, einst mit zwei viereckigen Thürmen geziert, von denen nur noch der eine steht, der, geschützt durch ein niederes hölzernes Dach, eine alte zu Zeiten geläutete Glocke trägt. In der geräumigen, aber gänzlich zerstörten Vorhalle bemerkt man, am begras'ten Boden liegend, ein mächtiges steinernes Becken, welches wahrscheinlich als Wasserbecken eines verschwundenen Brunnens gedient hat. Fünffache Säulen, deren Capitäler mit Drachen und Arabesken verziert sind, bilden ein tiefes Portal, durch welches wir in das Schiff der Kirche eintreten. Hier zeigt sich rechts und links eine

Reihe von sechs Säulen nebst zwei Pfeilern. Ueber den Säulen wölben sich halbzirkelrunde Bogen, auf denen die von acht Fensteröffnungen durchbrochene, sechzig Fuß hohe Mauer ruht. Außer einigen Blätterzierrathen ist überall wenig Schmuck angebracht; doch finden sich an einigen Pfeilern blasse Ueberreste von Bildwerk. Durch einen mächtigen Bogen begeben wir uns endlich in das Chor, an dessen östlichem Ende der Hochaltar stand. Das Dach war vermuthlich flach. Die auf dem Gemäuer wurzelnden Tannen und Fichten verleihen dem Ganzen ein besonders malerisches Ansehn; namentlich wird das Portal von schlanken Rothtannen überragt, und dazu gesellen sich Birken und Flieder, Eberesche und Wacholder, bittersüße Nachtschatten und Himbeergesträuch. Das 1106 von Pauline, einer Tochter des thüringischen Grafen Moricho (Moritz), gestiftete Cistercienser Nonnen- und Mönchskloster, wurde im Bauernkrieg durch Plünderung arg mitgenommen und 1534 durch den Grafen von Schwarzburg aufgehoben. Das Klostergebäude (jetziges Amthaus?) vertrat zeitweilig die Stelle eines Jagdschlosses. Das Gotteshaus ging durch einen Blitzstrahl, der das Kirchendach entzündete, und durch Menschenhände, die eine Menge Steine zum Behuf anderer Bauten, entführten, schnell dem Verfall entgegen. Ueber die Veranlassung zur Stiftung berichtet die Sage, daß Paulina sich mit ihrer Zofe im Walde verirrt hatte. Auf der Wiese, wo der Bären- und Rotenbach zusammenfließen, trafen sie gegen Abend eine unbewohnte Köhlerhütte und darin etwas Schwarzbrot nebst einem Strohlager. Auf demselben schliefen beide ein und beide träumten ganz wunderbarlich, sie ständen betend vor einem Altar. Darin sah Paulina einen Wink des Himmels und sie baute hier zuerst eine Zelle. Andere Frauen folgten ihrem Beispiel und so entstand das Frauenkloster, anfangs Marienzelle, aber nach dem frühen Tode der nachher unter die Heiligen als „Sancta Reclusa“ versetzten Stifterin Paulina'szell genannt. Beim Bau der Kirche hatte der Baumeister mit dem Teufel zum Behuf seiner Hülfe einen Bund geschlossen und demselben zum Lohn die erste Seele versprochen, welche die Kirche betrete. Als nun Alles wohlgelungen da stand und die Kirche eingeweiht werden sollte, schob man zuerst durch die Thür

ein Schwein, welches der sich überlistet sehende Teufel wüthend packte und mit ihm durch die Decke fuhr, wovon ein Loch darin zurück blieb. — Wer es so abwarten kann, der besuche die verfallene Kirche von Paulinzelle bei nächtlicher Weile, wenn der Mond durch zerrissene Wolken scheint. Ein Sonntagskind kann auch um Mitternacht den Zug von Hunderten der Mönche mit ihren sechs und zwanzig Aebten an der Spitze belauschen, die über Paulina's Grab ihre Todtenlieder singen, bis dann plötzlich aus dem geöffneten Grabe leere Särge emporschweben, um die Lebensmüden in sich aufzunehmen und mit ihnen in der Tiefe zu verschwinden. Ludwig Bechstein schildert uns einen solchen nächtlichen Besuch in Gesellschaft einiger Damen folgendermaßen. „Der Mondschein umspann die Ruinen mit einem magischen Lichtnetz, das durch die Fensterbogen in langen Streifen fiel, durch die Büsche auf dem Gemäuer zitterte, im Thau funkelte und auf dem feuchten Rasenteppich flimmerte. Einzeln irrten Leuchtkäfer um die Büsche, Fledermäuse schossen, wie Seelen der Verstorbenen, umher. Die Damen in ihren weißen Kleidern glichen den Geistern der Nonnen, die in diese Zelle Paulina Reclusa versammelt. Man flüsterte leise, als ob man fürchte, das erhabene Schweigen dieser Einsamkeit zu stören. Während einige Studenten sich abseits schlichen, trat Otto an die Stelle, wo einst der Hochaltar gestanden, unter dem im Steinsarkophag die irdischen Reste der Tochter Moricho's ruhen, und sprach aus Welkers Elegie die Strophen:

„In dem Dom zu Paulinzelle,
In des Thales Zaubergrunde
Hebt das Hochamt wieder an.
Aber nicht bei Kerzenhelle
Kommt der Chor, der Sacristan,
Nahn und gehen die Gestalten:
Nur die Mondesfackel flammt
Vielgetheilt durch Mauerspalten,
Und es wird ein Todtenamt
In der öden Nacht gehalten."

Da erklang es mit einem Male feierlich von tiefen Männerstimmen: „Requiem aeternam dona iis, Domine! Et lux perpetua luceat iis, ut in resurrectionis gloria!" Das heißt auf

Deutsch: „Ew'ge Ruhe sie umschanze! — Weig're das, Herr, ihnen nicht! — Fort und fort leucht' ihnen Licht — Wie im Auferstehungsglanze!" —

Wir übernachten im Gasthof von Paulinzelle, wo man uns mit trefflichen Forellen bewirthet, und steuern am andern Morgen auf Ilmenau los. Der kürzeste Weg führt meistentheils durch Gehölz über Angstedt in drei Stunden zum Ziel. Wir wollen aber einen Umweg nicht scheuen, um auf der Straße nach Stadtilm (2500 E.) bei dem Dorfe Gösselborn links abzubiegen und so den Singerberg (1811 F.), den Wächter am nördlichen Saum des Thüringer Waldes zu besteigen, von dessen Gipfel vor dem Beschauer die Landschaft hinter Blankenburg bis Rudolstadt wie ein bunter, mit weißen Perlen gestickter Teppich sich ausbreitet. Nördlich erscheinen unter den zahllosen kleineren Ortschaften die Städte Arnstadt und Erfurt; südlich liegt hart am Fuße des Berges das Dorf Singen, wo der als Botaniker bekannte Pfarrer Schönheit*). Der Berg selbst gehört zu den sagenreichsten der thüringischen Lande. Den Namen hat er, wie der Hörseelenberg (Hörselberg), vom Gesang und Getöne in seinem Innern. Drinnen soll ein Mann verzaubert sitzen, und ein Schloß ist in den tiefen Schooß hinab verwünscht. Ein Schäfer fand einst eine gelbe Blume und pflückte sie. Da erschien ihm eine weiße Jungfrau und führte ihn in das Schloß, wo, ganz wie im Kyffhäuser, viele eisgraue Ritter schlafend saßen, denen der Bart durch den Tisch gewachsen. Er sah auch Gewölbe voller Waffen, Rosse und Schätze. Er füllte seine Taschen mit Sand, der sich nachher in Gold verwandelte. Ein Fuhrmann fuhr einmal in den offen stehenden Berg, den er für einen großen Gasthof hielt, mit Wagen und Pferden hinein und fand daselbst ein Nachtquartier und wurde gar herrlich bewirthet. Als er am andern Morgen erwacht, ist Alles verschwunden. Er fährt davon, kehrt im nächsten Wirthshaus ein und indem er den Kalender von der Wand nimmt, lies't er die Jahreszahl und entdeckt staunend, daß er gerade sieben Jahre, sieben Monate und sieben Tage in dem Berge gewesen. Für

---

*) Verfasser eines Taschenbuches der Flora Thüringens. Rudolstadt, 1850.

denselben wird alljährlich einmal, wie man sagt, in den katholischen Kirchen Erfurts gebetet, daß er nicht berste und das ebene Land überfluthe. Da er aber der Singerberg heißt und die Sänger drinnen das Wasser nicht lieben, so ist er mit vielen hunderttausend Fässern Weins angefüllt, den die Ritter des Schlosses darin aufgehäuft. Etwas von diesem Wein rinnt alljährlich aus dem Schooße des Bergs und mischt sich mit seinen Quellen; deshalb sind sie so erquicklich. Wenn aber einmal nicht mehr für den Berg gebetet wird, dann werden alle Fässer bersten und wird in einer Wein-Sündfluth alles Land untergehen. Einst stand oben auf dem Gipfel eine Burg, in welcher sehr eingezogen ein filziger steinreicher Graf lebte. Den überfiel mit etlichen Schnapphähnen ein junger ihm anverwandter Ritter, tödtete ihn und verbreitete nachher die Nachricht, er sei gestorben. Dann zog er mit seinen Spießgesellen auf Raub aus, indem er den Reisenden auflauerte. Zuerst fingen sie eine vornehme Frau sammt ihren Töchtern und Dienerinnen. Darnach brachten sie einen Erfurter Mönch gefangen auf die Burg. Das war der Doctor Luther. Der mußte am Abende in ihr Zechgelag kommen und ihnen zum Zeitvertreib ein Lied vorsingen. Der Mönch sang aber lateinische Formeln, die sie nicht verstanden und deren geheime Kraft sie einschläferte. Als sie nun sämmtlich schliefen, hat er die gefangenen Frauen befreit und im Weggehen eines seiner Lieder gesungen. Dann hat er die Burg verwünscht in die Tiefe, und daß sie kein Mensch erblicken solle, als wer seines Liedes Melodie auf dem Bergesgipfel ertönen lasse. Seitdem blieb derselbe öde und einsam, bis einmal da oben ein Schäfer weidete und zufällig auf seiner Schalmei jene Melodie anstimmte. Da stieg plötzlich vor seinen Augen das Schloß empor. Er ging hinein und fand Alles darin schlafend. Da überrieselte ihn ein Grausen; aber von dem Wein, der da in Fässern und Krügen, überflüssig vorhanden war, füllte er flugs seine Kürbisflasche und ging hinaus. Da ist die Burg hinter ihn alsbald wieder hinweggeschwunden. Der Wein war köstlich und ward nicht alle, so viel auch der Schäfer davon trank. Nach einiger Zeit aber wollte er einem guten Freund auch davon zu kosten geben. Da fand sich nichts

in der Flasche, und der unerschöpfliche Born des süßen Weines war plötzlich auf immer versiegt.

Neuntes Kapitel.

„Anmuthig Thal! du immergrüner Hain!
Mein Herz begrüßt euch wieder auf das Beste;
Entfaltet mir die schwerbehangnen Aeste,
Nehmt freundlich mich in eure Schatten ein,
Erquickt von euren Höhn, am Tag der Lieb' und Lust,
Mit frischer Luft und Balsam meine Brust!"

Also führt Göthe uns ein in die nächste Umgebung von Ilmenau (3000 E.). Freilich ist dies nicht mehr das Göthesche. Eine Feuersbrunst hat inzwischen die alterthümliche weimarische Stadt zerstört und die leicht und rasch neu aufgezimmerte büßte damit durchaus den Stempel einer alten thüringer Bergstadt ein. Aber die Natur ringsum hat ihr ewig frisches Gepräge keineswegs verloren. Immer noch breitet die 1907 Fuß hohe Sturmhaide an ihrem Fuße den lachenden Wiesengrund aus, in welchem lang hingestreckt die Stadt ruht, wie ein Töchterlein auf grünem Mantel der Mutter, und der Kickelhahn blickt väterlich schützend darauf hin. Das ist nächst dem Linden- und Wenzelsberg der Glanzpunkt der Umgebung. Der bequemste Weg dahin führt über die „hohe Schlaufe" mit dem Waldhäuschen „Antonienshöh" zur Schleusinger Chaussee. Von da aus steigen wir rechts hinauf zur „Waidmannsruh" und dem kleinen Gabelbach. Das ist ein gastliches Schweizerhäuschen, in dessen Nähe „der große Gabelbach", ein großherzogliches Jagdschlößchen, uns winkt. Bald gelangen wir dann auf dem von Ilmenau eine Stunde entfernten Gipfel des Gückel- oder Kickelhahns (2687 F.). Ein Wächter öffnet uns für einen Silberling den 75 Fuß hohen Thurm, von dem aus man weithin umschaut. Westwärts steht im Tannendunkel eine kleine hölzerne Pirschhütte, das sogenannte „Göthehäuschen". Hier dichtete Göthe am 7. September 1783 das Lied: „Ueber allen Gipfeln

— Ist Ruh, — In allen Wipfeln — Spürest du — Kaum einen Hauch; — Die Vögelein schweigen im Walde. — Warte nur, balde — Ruhest du auch.“ Diese zart empfundenen Strophen hat der Dichter selbst an der Wand niedergeschrieben, als die Waldgeister dieselben in schweigender Mondnacht ihm zusäuselten. An seinem letzten Geburtstag, am 28. August 1831, besuchte er diesen Lieblingsplatz. Auch sein fürstlicher Freund Karl August, Knebel, Jean Paul, Herder und Schiller weilten gern in dieser Gegend. Beim Grenzhammer an der Amt-Gehrener Chaussee steht eine Bank auf der „Schillershöh“, wo der Dichter, durch das Pochen des Hammerwerkes angeregt, den Plan zum Gang nach dem Eisenhammer soll entworfen haben. Ueber den Hammerstein, einen kolossalen Felskegel, und das Dorf Kammerberg kehren wir nach Ilmenau zurück. Vor der Stadt liegt eine große Bierbrauerei mit einem berühmten Felsenkeller. Der früher sehr bedeutende Bergbau geht jetzt nur noch auf Eisen- und Braunstein, so wie auf Steinkohlen in dem von der Ilm durchrauschten Manebacher Grunde, wo ein mit der hiesigen Kaltwasserheilanstalt zusammenhängendes Wellenbad. Auch Kiefernadelbäder fehlen hier eben so wenig als in der benachbarten, durch dieselben doppelten Badeanstalten noch berühmter gewordenen Elgersburg, wohin gegen Abend ein Postwagen fährt, aber nur auf ausdrückliches Verlangen der anwesenden Passagiere, und wenn es nur ein einziger wäre. Das stolz über dem freundlichen Dorfe auf seiner Höhe thronende, alterthümliche Schloß ist zu Wohnungen für die Badegäste eingerichtet und daneben liegt eine große Porzellanfabrik. Aus dem Schooße der umgebenden Porphyrfelsen ergießen nicht weniger als 33 in Röhren gefaßte Trinkquellen ihre krystallhelle Fluth. Die wöchentliche Pension für Logis, Bad und Kost beträgt nicht mehr als sechs Thaler. Unter den vielen reizenden Punkten umher nennen wir die Alexandrinenhöhe (2121 F.) und die Preußenhöhe (2087 F.).

Die alte Straße über die Steigershöh und den Sachsenstein (2896 F.) führt den Fußwanderer in zwei Stunden zur Schmücke (2869 F.), auf einer Wiesenfläche erbaut und selbst im Winter bewohnt. Die in der Nähe entspringende Ilm bildet

nicht weit von ihrer Quelle einen kleinen Teich. Das aus den benachbarten Orten hierher getriebene und auf der fetten Weide zerstreute Vieh erinnert durch sein harmonisches Glockengeläut an die Alpenwirthschaft. Die Schmücke ist auf Befehl des Herzogs von Gotha aus einer ehemaligen Försterei zu einem Wirthshaus umgeschaffen und im Laufe der Zeit ein ganz stattliches Hotel geworden, wo Reisende allen möglichen Comfort auch zum Uebernachten finden, um etwa am anderen Morgen den nur eine halbe Stunde entfernten Schneekopf noch vor Sonnenaufgang zu besteigen. Früher stand hier ein graues hölzernes Haus, mit dem Bleianstrich, welchen die rauhe Witterung den hölzernen Baulichkeiten auf sturmumfegten Gebirgskämmen so bald zu geben pflegt. Unter solchen Umständen brachte das Nachtquartier oft große Unbequemlichkeiten mit sich, aber der nun heimgegangene Wirth, Herr Joel, wußte dergleichen durch seinen jovialen Witz und gemüthliche Derbheit wieder auszugleichen, so daß man wenigstens eine heitere Miene zu dem bösen Spiel machen mußte, wie der folgende Reisebericht lehrt, den wir hier einschalten.

„Ich kam übermüdet von einem ungewöhnlich langen Wege über die Berge; es war einer der heißesten Julitage. Aus den Schluchten der einsamen Bergstraße versuchte schon der Abendwind schüchtern seine Rechte in der glühenden Luft geltend zu machen und einzelne Raubvögel kreis'ten über den Tannenwipfeln, als das erste Anschlagen der Hunde die Nähe der Schmücke verrieth. Aufsteigende Rauchwirbel zeigten den Ort an, und bald lag das graue Gehöft im Wiesengrunde vor mir. Mein Verlangen nach einem stillen Nachtlager, nur umrauscht vom Nachtwinde in den Waldkronen, war groß und begreiflich. Die Silberquelle rauschte zwar still und einsam vor der gastlichen Thür, aber der erste Blick durch dieselbe mußte mich überzeugen, daß drinnen Stille und Einsamkeit nicht siedelte. Die Talglichter brannten nur düster durch den Tabacksdampf; Biergläser und Krüge füllten die Tische. Es kostete einige Mühe, über die vielen ausgestreckten Beine den Weg zum Wirth zu finden. Er verstand meine stumme Frage. „So geht es bei uns alle Tage!“ — „Alle —?“ — „Wenigstens vom Sonnabend

bis zum Sonntag." — Aber ich war doch so erschöpft! Ein Nachtquartier jedem Wanderer und sei er noch so verspätet! Die herrlichen Rechte der Gastfreundschaft dürfen nicht verletzt werden; und ich sollte mit zwanzigen oder noch mehr, wenn sie ausgetrunken oder gesungen, im Speisesaale liegen! Zur Zeit der Jünglingsromantik wäre das Strohlager ein annehmbarer Vorschlag gewesen; aber ich war dieser Zeit längst entwachsen. — „Wäre denn kein Kämmerchen auf dem Boden, wo es auch sei, zu ermitteln?" — „Unmöglich!" — „Und ich hätte Alles darum gegeben, diese Nacht ruhig zu schlafen." Kaum war dieser Gedanke in Worte übergegangen, als Herr Joel mit freundlicher Theilnahme seine Hand auf meine Schulter legte: „Da trösten Sie sich. Es kommen noch Musikanten aus Ilmenau herauf, zwanzig oder dreißig. Die ganze Nacht wird geblasen und gepfiffen, und wo Sie auch lägen, Sie würden doch kein Auge zuthun." Trotz diesem theoretischen Troste wußte der praktische Wirth indeß doch Rath. Die Ilmenauer Musici bliesen umsonst ihre Harmonien oder Disharmonien in die Luft. Ich habe nichts davon gehört. Und der erste Morgengruß der Sonne hier und ein Trunk aus der Quelle hätten auch eine schlaflose Nacht vergessen lassen."

„Die Sonn' erwacht; mit ihrer Pracht erfüllt sie die Berge, das Thal. — O Morgenluft, o Waldesduft im goldnen Sonnenstrahl!" So können wir freudig auf dem Gipfel eines hohen Berges singen, als beglückt durch einen heiteren Himmel, wo in der Frühe des Tags die rosenfingerne Aurora ihrer Königin lächelnd voranschreitet. Das ist fürwahr ein Jubel, wenn es heißt: „Sie kommt! Sie ist da, die Spenderin des neuen Lebens! Sie erleuchtet und verherrlicht das ganze Rundgemälde der Umschau! Klar und deutlich läßt sich jeder Punkt selbst am fernsten Horizont durch das Sehrohr unterscheiden!" Aber wie Mancher hat schon hohe Gipfel erklommen und da oben doch weiter nichts gesehen, als Wolken und Nebel! Wie Manchen schreckte nicht Donnerwetter und nachfolgender, lange anhaltender Regen zurück von dem ersehnten Ziel! — In diesem letzteren Falle befand ich mich diesmal auch, so daß ich leider darauf verzichten mußte, den 3051 Fuß hohen Schneekopf selbst

zu besteigen, wo man mittelst eines 80 Fuß hohen massiven Thurmes sich auf dem höchsten Punkte des Thüringer Waldes befindet, obgleich der benachbarte Beerberg (3070 F.) an sich höher ist. Er erscheint im Südost als dunkele, die Aussicht größtentheils versperrende Masse. Nordwestlich ziehen in weichen Linien auf einander gedrängte Waldberge bis zum Inselsberge fort. Im Norden entdeckt man Gotha mit seinem Schloß und den Hörselbergen, dann die Hainleite, den Harz mit dem Brocken und das Kyffhäuser-Gebirge. Im Nordosten erblickt man jenseits der Berge des Gerathales die Ehrenburg bei Plaue, Arnstadt, die Thürme von Erfurt, den Ettersberg, östlicher den Singerberg, das Schloß von Rudolstadt, die Leuchtenburg bei Kahla, den Fuchsthurm bei Jena, Orlamünde, ganz im Osten den nahen Kickelhahn und davor den Sachsenstein, im Südosten den 2927 Fuß hohen Fürstenberg (an dessen Fuße man den pittoresken blauen Stein auf dem Wege von Ilmenau zur Schmücke trifft), südlich die Veste Koburg, das Fichtelgebirge, die Gleichberge bei Römhild und das Rhöngebirge. — Am Ostabhange des Gipfels sind sumpfige Moortümpel, Teufelskreise genannt, deren größter, das Teufelsbad, unergründlich sein soll. Unterhalb desselben senkt sich westlich der furchtbare Abgrund „die Hölle" in den Schneetiegel, eine tiefe Schlucht, die oft mitten im Sommer Schnee bewahrt und wo eine Quelle der Gera entspringt. An der nahebei liegenden sogenannten goldenen Brücke fand man sonst häufig, jetzt nur noch spärlich, die sogenannten Schneekopfskugeln: rundliche Porphyre, die im Innern Amethystkrystalle, Achat, Chalcedon, oft auch nur Jaspis und Hornstein enthalten. Der Wirth auf der Schmücke zeigt dergleichen vor.

Wir betreten nun den Rennsteig (altdeutsch: Rynnestigk). Diese bergauf, bergab über den ganzen Gebirgskamm sich erstreckende Straße hat man als Rain- oder Grenzweg erklärt, sofern er ursprünglich die Grenze zwischen Thüringen und Franken gebildet habe. Aber eine solche Straße konnte auch sehr wohl eine nothwendige Handelsverbindung zwischen der auf den nächsten Hochabhängen wohnenden Bevölkerung bewerkstelligen; denn alle diese Höhenstriche und Hügel, Plätze und Aecker haben

Namen, welche wahrscheinlich aus dem frühesten Mittelalter herrühren. Die ersten Christen setzten nämlich ihre Kapellen, Kirchen und Klöster in die Thalgründe und Bergkessel, wo der heidnische Götzendienst gefeiert wurde, während zur Zeit des aufblühenden Ritterthums die Grundherren und Vögte ihre Schirm-, Zoll- und Raubschlösser an die Thalränder nestelten, wo neue Straßen sich bildeten, oder auf Bergkuppen, um daselbst ein Luginsland zu haben. Ferner findet man oben auch eine Menge steinerner Crucifixe der rohesten Arbeit: wahrscheinlich Werke der ersten Heidenbekehrer, welche diese stumpfen Kreuze nur vorläufig grob aushauen ließen und sie dahin setzten, wo die Masse des Volkes wohnte oder des Weges zog, auf weithin sichtbare Hochpunkte oder an Bergrücken, wo eine Scheide sich bildete oder Wege sich kreuzten. Uebrigens war der Thüringer Wald nie eine hermetische Grenze zwischen Nord- und Süddeutschland. Das Gebiet der Kreuzer macht Streifzüge und Eroberungen nach Norden, wie denn der Staat Schwarzburg-Rudolstadt auf dem Guldenfuße steht; auch ist das baierische Bier schon seit lange in Thüringen eingedrungen. Ueberhaupt ist der Rennsteig um so weniger eine Mauer, als die Gebirgspässe längs jäher Abgründe durch tiefe, von himmelanstarrenden Felsen überhangene Thäler führen, so daß man da ganz bequem hinüber geht, reitet und fährt. Die Sage berichtet, daß in den Zeiten der thüringischen Landgrafen jeder derselben vor Antritt seiner Regierung, angethan mit fürstlichem Schmuck und umgeben von allen seinen gewappneten Reisigen, den Rennsteig von Osten nach Westen zu in Einem Ritte unter Hörnergeschmetter und Halloh bereiten mußte. — Zur Seite unseres Rennsteigs, der hier auch als Kunststraße benutzt wird, bemerken wir Reisig sammelnde Weiber und in einem Grunde „Kräuterhexen", welche den Apotheker mit Melisse, Pfeffermünze, Ehrenpreis und anderen Pflanzen versorgen. Drosseln und Finken lassen sich hören, und an den Bergeländen dröhnt vielfach aus dem Walde die Axt des Holzhauers. Wenn man sieht, wie unablässig, im Sommer und Winter, die Stämme der mächtigsten Tannen und Fichten auf den steilen Holzbahnen hinabrollen, so könnte man in der That für den zukünftigen Bestand des Thüringer Waldes einige Besorgniß

hegen. Indeß hat es damit so leicht nichts auf sich. So weit man auch vorwärts schreitet: immer sieht man rechts und links unermeßliche Waldlehnen, und ist's auch nicht gerade Urwald, so doch ein dermaßen kräftiger Jugendwuchs von Tannen, Fichten, Eschen, Ulmen und Eichen, daß noch späte Geschlechter unter ihren Schatten sich lagern oder sich verirren können in der oft viele Stunden lang fortlaufenden Wildniß ihrer Schläge, wie denn auch der Thüringer Wald bei weitem holzreicher ist, als der Harz. Ueberdies schützt die Natur selbst vor einer zu raschen Ausrottung der Wälder, weil sie dem Gebirge zwar nicht die Quellen, aber doch die mächtigen rauschenden Gebirgsbäche versagt hat, auf denen das Holz schnell und in Masse nach den Thalgegenden geflößt werden kann, obgleich es tiefer unten nirgends an Holzflößereien fehlt. Endlich kommt dem Walde noch zu Hülfe, daß er größtentheils Kammergut ist und die fürstlichen Kammern ihre Preise gewöhnlich sehr hoch stellen. So geschah es, daß die Anwohner des Gebirgszuges das Holz schon lange nicht mehr zu ihrer Lust und Freude verschwenderisch brennen, obgleich man an holzgelegenen Oertern die Stuben immer sehr stark und bis spät in den Sommer hinein heizt. — Das höchstgelegene Dorf des Thüringer Waldes ist Oberdorf (2522 F.), welches wir nach zweistündiger Wanderung von der Schmücke aus erreichen. Die grauen Schindeldächer verschwinden im Winter oft unter den hohen Schneemassen so sehr, daß über die Häuser das Wild hinwegläuft. Hafer und Kartoffeln gedeihen hier nur kümmerlich; aber die freie reine gesunde Luft übt einen stärkenden Einfluß auf die Menschen aus. Ein herzogliches Jagdschloß enthält mächtige Hirschgeweihe. In Folge der durchführenden Chaussee herrscht hier viel Verkehr und in dem guten Gasthof, wo zugleich die Post, findet man Reisende aus allen Gegenden des Landes. Im Folgenden geben wir den Bericht über eine Tour von Erfurt aus über Arnstadt bis hieher.

„Früh morgens um fünf Uhr verließen wir Erfurt und fuhren durch das Brühler Thor nach Arnstadt zu. Eine über

einen Arm der Gera führende Brücke befremdet wegen ihrer gothischen Verzierungen, die alten abgerissenen Kirchen entnommen wurden. Wir bogen nun rechts um die 1480 auf einem Berge erbaute Cyriaxburg und erblickten das von Anhöhen umschlossene Dorf Hochheim. Hier stiegen wir aus und ließen den Wagen rechts über den Berg bis Ichtershausen vorausfahren. Wir selbst verfolgten einen weit angenehmeren Fußsteig am Ufer der Gera entlang durch die mit Erlen, Eschen und Weiden besetzten Wiesen, durch Obstanlagen, Korn- und Gemüsefelder, bis wir hinter Molsdorf zu dem großen Garten gelangten. Das in demselben befindliche herzogliche Schloß war ehemals der vergnügungsvolle Sitz des Grafen Gotter, und man sieht da die nun verblaßten Herrlichkeiten des vorigen Jahrhunderts. Unter den Gemälden interessiren besonders die Portraits der damals regierenden Häupter. Die Wandschränke enthalten namentlich eine überaus reiche Sammlung von Trinkgeschirren der verschiedensten Form. Dem Garten merkt man es an, daß die Seele des früheren Besitzers ausgestorben. Die einst zahlreichen Statuen sind verschwunden, die Cascaden trockneten aus, die Muschelgrotten stürzten ein, die Teiche sind mit Wasserlinsen bedeckt. — Unter dem Schattendache einer Lindenallee erreichten wir den ansehnlichen gothaischen Flecken Ichtershausen, wo wir in dem Schlosse ein äußerst sorgfältig ausgeführtes Gemälde, „der Entsatz von Wien" besahen. Es ist fünf bis sieben Ellen hoch und wurde vom Grafen Gotter in Wien, wo es als Ofenschirm diente, für drei Ducaten erstanden. Die hiesigen Landmädchen zeichnen sich nicht blos durch ihr blühendes Ansehen, sondern auch durch die Feinheit ihrer Gesichtszüge aus.

Sobald wir das Thor von Ichtershausen passirt hatten, lag Arnstadt (5800 E.) amphitheatralisch vor uns am Fuße der Vorberge des Thüringer Waldes: halb auf einer Anhöhe und an die dahinter hervorragende höhere Altenburg sich anlehnend, und halb auf der Ebene, mit zahlreichen Thürmen, unter denen der weiße Schloßthurm mit seiner grünen Kuppel und die im byzantinischen Stil erbaute Liebfrauenkirche mit ihren drei Spitzen nebst dem Neuthor-Thurme hervortreten. Die benachbarten Berge, als der Königsstuhl, der Arns- und Vogels-

berg, sind bis zum Gipfel mit Gärten, Kornfeldern und Waldstrecken bedeckt. Im Westen erscheinen die drei Gleichen, im Osten die mit ihren weißen Häusern auf dunkelgrünem Grunde sich abhebende Käfernburg; über Angelhausen hinaus ragen die Ruinen der Augustenburg. In der Mitte öffnet sich das Gebirge und dazwischen zieht sich das Gerathal bis zum Schneekopf hinauf. Arnstadt selbst ist größtentheils gut gebaut. Die Häuser sind verschiedenartig gelb, grün, roth und weiß angestrichen. Dadurch und durch den häufig an Spalieren gezogenen Wein bekommt Alles ein sehr freundliches Ansehn. Viele Häuser, namentlich am Ried, einem ganz artigen Platz, haben einen besonderen Namen, z. B. der Römer, die drei Rosen, der halbe Mond, der Bär, der große Christoph &c., und diese Gegenstände sind dann angemalt. Die Liebfrauenkirche enthält links am Eingang das Grabmal des berühmten Grafen Günther bellicosus. Im fürstlichen Schloß zeigt man eine Gemälde- und Porzellan-Sammlung, im Waisenhaus ein Kunst- und Naturalien-Cabinet. Uebrigens betreibt Arnstadt einen sehr bedeutenden Getreidehandel. Man braut ein treffliches Weizenbier, webt Zeuge, hat vorzügliche Roth- und Weißgerbereien. Die Gartenbaucultur steht sehr im Flor, und am Fuße des Arnsberges hat ein Erfurter Gärtner Brunnenkreßklinger angelegt. Die vor dem Riedthore befindliche große Mahlmühle hat zwölf deutsche und sechs amerikanische Gänge nebst Schneide- und Graupenwerken. Die umfassendste Aussicht gewährt die vor dem neuen Thore gelegene Altenburg. Wir besuchten auch die Fürstenquelle, welche das köstlichste Wasser liefert, gingen von da durch das Walpurgisholz zur Eremitage oder Günthershöhe und bestiegen den Wasserberg. Die Aussicht vom Gipfel desselben gehört wohl zu den schönsten in ganz Thüringen, und der Weg dahin ist voll romantischer Abwechselungen, namentlich da, wo man gegenüber die grotesken Felsenmassen des Rittersteins erblickt. Dieser ist bis oben hinauf mit Gärten und Weinbergen besetzt, auf denen viele Gartenhäuschen, oft auf die schroffsten Klippen erbaut, in's Thal hinabschauen. Eine so reizende Gegend konnte den Dichter Wilibald Alexis (Wilhelm Hering) wohl veranlassen, hier seinen Sommersitz aufzuschlagen.

— Das immer sehr stark frequentirte Vogelschießen findet im Schönebrunnen statt. An dem Tage unserer Anwesenheit hielt grade die Schützencompagnie ihren Auszug. An der Spitze ging ein Chor Stadtmusikanten; hinterdrein folgte eine schöne grünseidene Fahne mit dem darein gestickten fürstlich schwarzburgischen Wappen und einen goldenen Knopf auf der Stange. Keine Uniformen ermüdeten das Auge durch ihre Einförmigkeit, sondern in verschiedener Civilkleidung marschirten die Schützen dahin. Eben so wenig konnte man hier eine gemessene aufrechte und steife Haltung sehen, sondern ganz gemächlich und zwanglos, wie man nach vollendeten Geschäften zur Erholung einen Spaziergang macht, bewegte sich der Zug unter vertraulichen Besprechungen langsam fort. Vor dem Thor grüßten Artilleriesalven, worauf die Kanonen in vollem Galopp vorausgeschleppt wurden, um den donnernden Gruß abermals an einem anderen schicklichen Ort zu wiederholen. Auf dem Schützenplatz konnte man an drei verschiedenen Stellen Etwas zu essen bekommen. In der sogenannten Garküche wurde à la campagne gespeis't, und dort war eine große Menge von Gastrolatoren zusammengeströmt, in der Rechten eine Bratwurst, in der Linken ein Dreierbrot. Unter den Linden am Wirthshause gab's offene Tafel von selbst mitgebrachter kalter Küche. Im Salon speis'te später die wohllöbliche Schützengesellschaft. Bei jedem Schritte traten uns Guckkasten-Bilder entgegen. Von allen Seiten wurde man eingeladen, sein Glück zu versuchen, und wem Fortuna nicht lächelte, dem drückte man abermals die Würfel in die Hand mit einem „Machen Sie's besser!" Vor dem Wirthshause wimmelte es von Menschen; Freude glänzte auf jedem Antlitz, und das schäumende Weizenbier schwemmte bald alle trüben Gedanken an Sorgen und Mißgeschicke hinweg. Aus einer oberen Stube des Hauses ertönte eine dumpfe Tanzmusik, welche manchmal ganz von den gellenden Juchhe's überschrien wurde. Des Abends zündete man einige Lampen an unter den Linden, hundert Lichter flimmten auf den Spieltischen und in den andern Buden, an dem Schützenhause leuchtete des Fürsten transparenter Namenszug; im Salon setzten die Stadtmusici das Pedal der feineren schönen Welt in Bewegung, und aus den Punschzelten

zitterten Harfentöne, von Gesang begleitet. Dies Alles versetzte uns an einem warmen Sommerabend in die heiterste Stimmung, bis wir, müde der vielen Herrlichkeiten, zu unserer gastfreundlichen Henne heimkehrten, um unter den Flügeln derselben in schwellenden Federbetten einzuschlafen. — Vor längeren Jahren hatte ich im Herbste das Vergnügen in Arnstadt die „Jungfrau von Orleans" aufführen zu sehen. Ich fragte den Marqueur nach Thaliens Tempel und erfuhr, daß derselbe in dem alterthümlichen Rathhause aufgeschlagen sei. Sehr zuvorkommend reichte man mir eine Laterne. Diese lehnte ich ab, was ich aber nachher bitter bereuen mußte; denn nachdem ich Gefahr gelaufen, mir an einigen Wagen die Augen auszustoßen, nachdem ich über einen Misthaufen gefallen, eine Menge Pfützen ausgetreten und gleich einem Gemsenjäger den steilen Berg zum Rathhause hinaufgeklettert, schimmerte mir ein nur sehr mattes Licht aus einer am Eingang zu Thaliens Heiligthum hängenden Laterne entgegen. So wie das Schiffsvolk nach einer stürmischen Fahrt bei dem aus dem Mastkorbe erschallenden Rufe: „Land!" in eine freudige Bewegung geräth oder der Leuchtthurm des schützenden Hafens bald einen sichern Ankerplatz verräth, eben so freute ich auch mich, noch mit gesunden Gliedern das Ziel erreicht zu haben. — Einige Treppen hinauf steigend, deren kleine Stufen für Eskimos oder Pescherä's gemacht zu sein schienen, erhielt ich ein Billet auf den ersten Platz mit dem Bemerken: daß Standespersonen nach Belieben zahlten. Durch eine in eine Bretterwand befindliche Thür gelangte ich endlich auf den ersten Platz. Man guckte mich an wie eine außerordentliche Erscheinung und verfolgte mich mit Blicken bis zu meinem genommenen Sitze, der auf einer Bretterbank noch für mich übrig war; denn die Stühle waren entweder von den darauf Sitzenden hergeschickt, oder aus irgend einer alten Rumpelkammer entlehnt. Ein Baß, ein paar Geigen und eine Flöte quälten sich jämmerlich, die Schaulustigen vorher auch für ihr Kopfstück, drittehalb Groschen oder 18 Pfennige noch extra mit einem Ohrenschmause zu bewirthen. Auf dem Honoratiorenplatze verbreitete der Schein von den Lichtern der Musikanten ein magisches Halbdunkel, im Hintergrunde aber herrschte eine totale

Finsterniß, und ein „Pfui alle Teubel!“ oder „Ach Herr Jeses, lassen se mich doch gegieh“, welches zuweilen hervorschallte, gaben ein sehr unterhaltendes Zwischenspiel. In einer Fensternische unterhielten sich einige Herren sehr angelegentlich mit den Bierflaschen, und auf den Treppengeländern außerhalb der Schranken harrten mehrere sehnlich auf den Augenblick, wo der aufgezogene Vorhang alle Schönheiten enthüllen würde. Zwei Seiten der Wände waren mit Feuereimern decorirt. Endlich erschien der große Augenblick, und der Vorhang erhob sich ganz gemächlich in die Höhe; es war Alles mäuschenstill, und diese Stille wurde nur durch den Perpendikel der Rathsuhr unterbrochen, der sich über dem dritten Platze bewegte. — Ich enthalte mich einer Recension des Spiels, der Garderobe u. s. w. Von dem schon Gesagten kann man auf das Uebrige schließen. Doch schien es dem größeren Theile des Publicums zu gefallen, welches durch ein oftmaliges „Ach, ach!“ beurkundet wurde. Besonders wurden die in diesem Stücke sehr passend angebrachten Bonmots über Weizenbier, Schönbrunn u. dergl. mit rauschendem Beifall aufgenommen. — Dies als Erinnerung vergangener Zeiten, während ich nicht zweifele, daß heutiges Tages auch in theatralischer Hinsicht hier eine bedeutende Wandelung statt gefunden hat.“

„In der Frühe, während Mancher noch den Taumel des vorigen Tages ausschlief, eilten wir den südlichen malerischen Gegenden zu, die wir von Arnstadt’s Höhen bewundert hatten. An den Bergen des Rittersteins läuft die Chaussee auf einem Abhange sanft in das Thal bis zur Triechelsmühle hinab. Der ganze Weg wimmelte von Wälderinnen, die mit ihrer wohlschmeckenden Waldbutter und den so beliebten Waldkäschen, uns freundlich grüßend, nach der Stadt wanderten. Karren mit unzähligen Butten von Kienruß, Karren mit Eisenwaaren und andere mit Töpfergeschirr bepackt, zogen ihre Straße. Ochsen führten ansehnliche Fichtenstämme ihrer Bestimmung in den Sägemühlen und auf den Bauplätzen entgegen. Auch ein Hundegespann rasselte mit vollem Bierfaß vorüber. Langsam kletterte ein Omnibus die Höhe hinan, dessen Gesellschaft von Körben und Kiepen eingefriedigt war; ein paar Fahrgäste zweiten Ranges, die

nur die Hälfte der Taxe bezahlten, müssen absteigen, so oft es ein wenig bergan geht. — Die erwähnte Triechelsmühle ist ein Hauptvergnügungsort der Arnstädter. Jenseits der Gera liegt zwischen zwei Berge eingeklemmt, das Dörfchen Siegelbach mit einer Försterwohnung. Der Abhang der Gebirgskette ist bis hinter Plaue kahl; doch, wo es der Boden nur einigermaaßen erlaubte, hat man Gärtchen und Kornfelder angelegt, so daß diese von steinigem und unfruchtbarem Erdreich umgeben, wie kleine Oasen in der Wüste erscheinen. Vor Plaue sieht man die stattlichen Trümmer der Ehrenburg. Das Städtchen Plaue (900 E.), vielleicht eins der ältesten in Thüringen, gleicht einem großen Dorfe und giebt dem durch Naturschönheiten berühmten Thale den Namen des Plaueschen Grundes. Die in hiesiger Gegend gebauten Kohlrüben und das Weißkraut sind von vorzüglicher Güte. Hie und da hat man auch Brunnenkreßklinger angelegt. Unter den Einwohnern bemerkten wir viele Kröpfe."

„Hinter Plaue geht die Straße links über Martinsrode, vorbei an einer mächtigen, sechszehn Schritt im Umfang haltenden Eiche, nach Ilmenau. Wir aber verfolgten einen Fußpfad über Wiesen nach dem Dorfe Liebenstein (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Badeort), wo sich die waldgekrönten Berge immer enger zusammenschließen, verschönert durch die Ruinen der alten von Witzlebenschen Ritterburg. Weiterhin brachte uns der Fußpfad über einen bebuschten Bergabhang und durch Kornfelder nach Gräfenroda, welches am Fuße des Abhanges in einem Grunde liegt. Das schwarzgrüne Dunkel der Tannen, gemischt mit dem frischen Grün der Wiesen, die silberhellen Teiche, die durch das Thal sich dahin schlängelnde, sanft murmelnde Gera, das monotone Pochen eines Hammers in diesem Grunde, das Geklapper der Mühlen, das harmonische Glockengeklingel der weidenden Kühe, der vielstimmige Gesang der Vögel, die schallende Axt der Holzhauer, das Krachen der Tannen- und Fichtenäste, dazu das reine Blau des Aethers, das Säuseln des Windes im Laube, der würzige Geruch der Kräuter und Wälder, die schönen Gruppen der aufwachsenden jungen Hölzer von verschiedenen Baumarten, zu unseren Füßen im Glanz der

Morgensonne das freundliche Dörfchen, im Mittelgrunde die Mühlen, das Forsthaus, das Schulgebäude, aus welcher die Jugend herausströmte, sich lustig auf dem Plan tummelnd, im Hintergrunde endlich die einzeln aus dem Gebüsch hervorlugenden Häuser der Lütsche (von einem Bache so genannt): dergleichen Scenen müssen vornehmlich den ergötzen, welcher den dumpfen Mauern einer Stadt entfloh, wie der Vogel dem Käfig, um einmal frank und frei in Gottes freier Natur umherschweifen zu können. — Gräfenroda ist ein beträchtliches, gut gebautes Dorf, meistens bewohnt von Kienrußbrennern, Holzbauern, Handels- und Frachtfuhrleuten. Wir durchwanderten nun den reizenden Dörrberger Grund und gelangten dann über den Walsberg nach Oberhof. Hier wird unter den bewohnbaren Orten des Gebirges der Schnee im Frühjahr am spätesten von der Sonne weggeleckt und am spätesten löst sich die Eisrinde, welche die Erde fesselt. Während im Herbst noch oft die Früchte in den Ebenen Thüringens an den Bäumen prangen, funkeln hier schon Tausende von Eiskrystallen an den Tannen, und nur die aufgesteckten Stangen zeigen dem Wanderer die verschneiten Wege. Im Winter werden hier, wie in den meisten Waldörtern, Tannen- und Fichtenzweige ringsum an die äußeren Wände der Häuser dicht über einander befestigt. Von Getreidebau trifft man kaum eine Spur; aber die frischesten Matten, von Schwarzwaldungen umgeben, bekleiden diese Bergfläche. Man wähnt sich hier in den hohen Norden versetzt; denn selbst die Fichten haben ein kümmerliches, verkrüppeltes Ansehn."

Von Oberhof aus führt ein zum Theil höchst romantischer Weg nach Suhl über St. Blasienzell oder Cella (1900 E.) am Lobenbach. Der Thalkessel dieses durch seine Büchsenschmiede, Stahl- und Eisenwaaren bekannten Fleckens findet vielleicht im ganzen Thüringer Walde seines Gleichen nicht; denn ringsum steigen die höchsten Gipfel empor, darunter namentlich der Beerberg und der schroffe Felsenkamm des Ruppberges. Man kann diese Partie am besten mitnehmen, wenn man von der Schmücke aus

über Suhl nach Oberhof geht, um von da sich nach Tambach zu wenden. Das ist unser nächstes Ziel. Zu dem Ende erwählen wir uns einen kundigen Begleiter. Zuvörderst verfolgen wir die nach Steinbach-Hallenberg führende Chaussee, dann den Rennsteig, von wo aus wir rechts einen Blick werfen auf die Ausmündung des Kerngrundes, eines schauerlichen Felsenthales, und weiterhin links auf das Dorf Ober-Schönau. Nachdem wir etwa eine Stunde von Oberhof gewandert, betreten wir einen nordöstlich sich hineinziehenden Fahrweg, welcher uns in einer Viertelstunde nach dem Teufelsbad bringt. Das ist eine von Fichtenwaldung umdüsterte, angeblich unergründliche Sumpfstelle, aus welcher die Hauptquelle des Schmalwassers entspringt, gelegen inmitten des hohen Schorn und des Donnerhaugs (2799 F.). Die Spitze des letzteren bot früher eine lohnende Aussicht, ist jetzt aber verwachsen. — Durch eine links niedergehende schmale Wiese gelangen wir nun in den Badegraben, dessen wilde Wasser sich am Eingang zum Schmalwasser- oder Dietharzer Grunde in einem Teiche sammeln. Hier erhebt sich, wie eine gigantische Schildwache, 300 Fuß hoch aus einem dicht umgürtenden Fichtenkranze der Falkenstein. Dieser schroffe, scheinbar aus drei aufeinander gesetzten Würfeln gebildete Porphyrkoloß ist oben durch eine schmale Schlucht gespalten und hat auch an seinem Fuße viele Schluchten, aus denen immer ein eiskalter Hauch weht. In einer gewissen Höhe soll ehedem eine von einem Raubritter bewohnte Burg erbaut gewesen sein, und man erzählt, daß der Ritter alle seine Gefangenen, die das verlangte Lösegeld nicht zahlen konnten, von oben in die Tiefe gestürzt habe. Von ihrem verspritzten Blut wurden die weißen Blumen am Fels roth gefärbt und heißen jetzt Blutnelken. Die beiden braunbewachsenen Gipfel galten von jeher für unersteiglich. Vor hundert und mehr Jahren sollen einmal sieben Studenten das Wagstück unternommen haben; aber vier davon bezahlten solches mit ihrem Tode. Neuerlich hat ein Tambacher Glasmacher Namens Zimmermann den etwas überhängenden westlichen Gipfel glücklich erklommen und daselbst eine Stange mit einer Glaskugel aufgepflanzt. Die Glaskugel wurde von einem thüringer Schützen zerschmettert; aber ein Scherben glitzert noch daran. — Wir be-

treten nun den drittehalb Stunden langen Schmalwasser- oder Dietharzer Grund, dessen wilde Pracht nicht leicht von einem der übrigen Gebirgsthäler übertroffen wird. Nach einer Viertelstunde erblicken wir links auf einem vorspringenden Kegel des 2531 Fuß hohen Buchenberges den Alten- oder Waldenfels, einst Träger der gleichnamigen Raubburg (vom Volke Ahlesisch genannt). In dem sich erweiternden Thale machen wir darauf einen kleinen Abstecher nach dem schauerlich engen, von Waldesgrün umdüsterten Felsenkessel der Waltersgrube. Ein in zwei Cascaden vor uns niederstürzender Bach führt in's Thal zurück, wo zunächst die belaubte Felsengruppe der Saalweidenwand, weiterhin die senkrechte Märtyrerswand (gewöhnlich Märterswand genannt); auch zeigt man eine breite, aber nicht tiefe Höhle, das Hülloch oder Hühnenloch. So gelangen wir nach dem Waldkirchdorfe Dietharz und gleich dahinter nach dem Marktflecken Tambach (2100 E.), wo man Holzwaaren fertigt; auch findet man einen Eisenhammer, eine Papiermühle und eine Spiegelfabrik. In dem benachbarten Tambachthale sprudelt der Luthersbrunnen, aus welchem Luther sich erquickte und Genesung trank, als er 1537 an Steinschmerzen leidend vom Schmalkalder Fürstentage heimkehrte.

Die Tour nach Georgenthal zu im Grunde der Apfelstädt wird durch den Wechsel von Buchen, Nadelhölzern und Felsgruppen sehr anziehend; namentlich fesselt die Stelle, wo in der Thalweitung die Gründe der Spitter, der Tambach, der Apfelstädt und des Schmalwassers zusammen stoßen. Das stattliche Dorf Georgenthal, neben drei spiegelnden Teichen gelegen, zeigt ein Schloß, welches jetzt Justizamt ist, so wie die spärlichen Reste einer im Bauernkriege (1525) zerstörten Cistercienser Abtei. Fünf Viertelstunden östlich von hier liegt Ohrdruff (5000 E.) an der Ohra, durch deren anmuthiges Thal von Oberhof her eine Kunststraße mit Postengang führt. Lockende Punkte in der Umgebung der fabrikthätigen und durch eine Badeanstalt ausgezeichneten Stadt sind der Felsenkeller am Wölfiserberg, der Brand- und Todtenkopf, der Ziegel- und Schloßberg mit dem Schloß Ehrenstein. Die Siechhofkirche besitzt ein kunstvolles Schnitzwerk aus dem 15. Jahrhundert. Bonifacius soll hier mit seinen Be-

gleitern dem Hungertode nahe gewesen sein. Da erschien ihm der Erzengel Michael und zugleich ein Geier mit einem großen Fisch als Retter. Zum Andenken daran legte er den Grund zur Michaeliskirche. Diese streitet um den Ruhm, das erste von dem heiligen Mann gegründete Gotteshaus Thüringens gewesen zu sein, mit der Johanniskapelle bei Altenberga. Dahin gelangen wir von Georgenthal aus in drei Viertelstunden. Jene Kapelle, 724 daselbst auf dem Johannisberg erbaut, erhielt sich noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts. Nahe bei dieser Stelle steht jetzt die Winfriedssäule: ein dreißig Fuß hoher, in Form eines Kirchenleuchters aus Sandstein aufgeführter Candelaber, im Jahre 1811 veranlaßt durch das Vermächtniß eines Altenbergischen Holzhauers Nicolas Brückner. Die Chaussee führt von da in fünf Viertelstunden nach dem Berg- und Badestädtchen Friedrichsroda (2225 E.), schon im 11. Jahrhundert vom Landgrafen Ludwig dem Bärtigen gegründet. Die Einwohner nähren sich hauptsächlich von der Garnbleicherei und dem Bergbau, der in den Gruben am Gottlob und Wolfsstieg auf Eisen betrieben wird. Viele Fremde haben in neuerer Zeit diesen Ort wegen seiner gesunden Luft zum Sommeraufenthalt gewählt. Wir rasten hier über Nacht in dem Gasthof „zur Schauenburg", um am anderen Morgen einen Ausflug nach dem Burgberg zu machen. — Wir erklimmen zuvörderst den Wolfsstieg. Ihm gegenüber ragt der vulkanische Gottlob, und beide Bergkegel bilden die fast senkrecht abfallenden Eckpfeiler des Thoreingangs zum Schilfwassergrunde. Vom Gipfel des Wolfsstieges überschauen wir mit sanftem Vergnügen das stille Friedensthal, das, abgeschlossen von rauschendem Weltgetümmel, zu unseren Füßen sich ausbreitet. In seinem Schooße ruht, wie eine in den weichen Flaum der Wiesen hingegossene Schöne, das freundliche Städtchen, von langen weißen Linnenbändern umschimmert und mit dem Rücken sich an den Abhang des Hochgebirgs lehnend. Wir pilgern nun auf einem Fußpfad immer höher hinauf und erreichen nach einer guten halben Stunde den Burgberg: ein schroffer Felskegel, der auf seinem behaarten Scheitel das verwitterte, kaum bemerkbare Gemäuer der alten Schauenburg trägt. Im Jahr 1050, zu der Zeit, wo Kaiser Konrad

der Salier über Deutschland herrschte, kam hieher mit zwölf Genossen ein unbekannter Ritter im Trauergewande und erbaute sich auf diesem steilen Felsen, in düsterer Waldeinsamkeit eine Burg. Er soll aus Frankreich vertrieben und ein Sprößling des königlichen Stammes der Salier gewesen sein. Aber der ihm verwandte Kaiser zog ihn aus seiner Abgeschlossenheit an's Licht, und belehnte ihn mit reichen Ländereien. Er gründete Städte nebst Dörfern und wurde so der mächtige Stifter des thüringer Landgrafengeschlechts. Er wurde Ludwig der Bärtige genannt. Sein Sohn, Ludwig der Salier (der Springer), bauete die Wartburg. Die väterliche Burg aber, die Wiege seines Geschlechts, gab er als Klostergut in die von ihm 1085 gegründete, nur eine Viertelstunde von Friedrichsroda entfernte Benedictiner-Abtei Reinhardsbrunn, wo er selbst als Mönch starb (1123). — Eine halbe Stunde von der Schauenburg entfernt liegt die „Tanzbuche", vormals die Stelle einer alten mächtigen Buche, um welche die Umwohner am Johannistage tanzten. Jetzt steht auf dieser grünen Matte das herzogliche Jagdhaus „Jägersruh", 2212 Fuß hoch gelegen und auch als Restauration den Wanderer zur Erquickung einladend. Man sieht die nahen Kuppeln des Inselberges, des Kickelhahnsprunges und Uebelberges. Es ist ein gar trauliches Plätzchen, erfüllt von dem Zauber einer Schweizergegend. — Wir wenden uns von da zurück nach

Reinhardsbrunn (Regisherrisbrunn, Reynersborn). Das Kloster wurde 1292 durch Feuer in Asche gelegt, nachher jedoch wieder aufgebaut und glänzte durch Macht und Reichthum, so daß die Aebte sich „Von Gottes und des heiligen Stuhls Gnaden" schrieben, bis der wilde Bauernkrieg das Gebäude und seine Kirche mit ihren 24 Altären 1525 zerstörte. Der Herzog Johann von Weimar zog nun die Klostergüter ein. Allmählig stellte man die Gebäude wieder her in Form eines Amtshauses und Lustschlosses. Im Jahre 1640 kam der Ort an die Herzöge von Gotha, welche hier ihren Sommersitz haben. Ist „der Landgraf von Thüringen", wie sich die regierenden Herzöge gern nennen, gegenwärtig, so wird dies durch eine vom Schloßthurm wehende Fahne mit den thüringischen Landesfarben weiß und roth angedeutet. Das heutige Schloß ist vom Herzog Ernst III.

in den Jahren 1826 bis 44 unter der Leitung der Bauräthe Eberhardt aus Gotha und Heideloff aus Nürnberg auf dem Fundament des alten vier Stockwerk hoch erbaut: ein Meisterwerk geschmackvollen gothischen Stils. An den Seiten des Portals bemerkt man den sächsischen Rautenkranz und den thüringischen Löwen. Darüber liegt im Innern der mit Ahnenbildern und Prachtexemplaren von Hirschgeweihen geschmückte Festsaal. Im Schloßhof fällt der Blick auf Blumenterrassen, die an den Gebäuden emporsteigen. Daselbst steht das vormalige Amts-, jetzt Fremdenhaus mit einer Sammlung merkwürdiger Hirschgeweihe. Dem Hofe gegenüber prangt inmitten eines niedlichen Gärtchens auf einem Springbrunnen die Statue eines altdeutschen Jägers. In einer Ecke dieses Raumes wipfelt dichtbelaubt eine ehrwürdige Linde mit einer Treppe, und zwischen ihren ausgebreiteten Aesten soll ehedem ein Speisesaal der Mönche gewesen sein. Rechts vom Portal befindet sich die alterthümliche Kirchgalerie, und daran stößt die noch ganz der ursprünglichen Gestalt entsprechende, restaurirte Kirche, wo an der südöstlichen Außenwand zehn alte Grabsteine der Landgrafenfamilie aufgestellt sind, unter denen aber nur die von Friedrich dem Gebissenen († 1324), und seiner Gemahlin Elisabeth für ächt, als aus der wirklichen Todeszeit stammend, gehalten werden. Im Innern der Kirche ist die Kanzel, der Fußboden und der Altar von thüringischem Alabaster. Das zu Anfang des 17. Jahrhunderts von Paul Richter auf Zinn gemalte Altarblatt stellt Jacobs Traum mit der Engelsleiter und den Portraits der Familie des Herzogs Johann von Weimar vor. Unweit der Kirche steht unter Linden der „Mönchstisch“, eine verwitterte Steinplatte, ähnlich einem kolossalen Mühlstein, wo die Mönche oft beim kreisenden Becher ihr Mahl gehalten haben sollen. Wir aber lassen uns nieder auf einer Ruhebank am See und versenken unsere Seele ganz in das entzückende Anschauen dieses paradiesischen Landschaftsbildes. Den Mittelpunkt giebt das aus dem Laubdunkel der Linden hervorleuchtende Lustschloß mit seiner Säulenhalle und den malerischen Schlinggewächsen, welche das Mauerwerk hie und da umranken; ringsum aber lachen die mit bunten Blumen durchwirkten grünen Teppiche, und der von stolzen

Schwänen durchfurchte Silberspiegel, die mannigfaltigen Baumgruppen des Parkes, wo Hirsche und Rehe gehegt werden, und die erhabene Umkränzung der benachbarten Waldberge. So haftet uns Reinhardsbrunn in der Erinnerung, wie eine von Smaragd gefaßte weiße Perle, überwölbt von der azurenen Krystalllinse des reinsten Morgenhimmels.

Vom Reinhardsbrunner Gasthof bringt uns ein Pfad an den Fuß eines Hügels, von welchem die berühmte Erziehungsanstalt Schnepfenthal herniederwinkt. Sie wurde 1784 begründet durch Christian Gotthilf Salzmann. Er arbeitete früher am Philantropin zu Dessau unter Basedow's Leitung. Als dieser jedoch in seinen Bestrebungen der Jugend Alles leicht und gewissermaßen spielend beizubringen, zu weit ging (kam er doch sogar auf den Gedanken, die Buchstaben den Zöglingen in Form gebackener Semmeln zum Verzehren zu geben), machte sich Salzmann von ihm los und erkaufte von einem Privatmann das ehemalige Klostergut Schnepfenthal. Das Institut erfreute sich der freigebigen Unterstützung von Seiten des gothaischen Herzogs Ernst II. und erblühte bald unter der Mitwirkung tüchtiger Pädagogen, wie Jakob Glatz und Gutsmuths. Der gegenwärtige wackere Dirigent Wilhelm Ausfeld ist ein Enkel des Stifters, und die Zahl der Zöglinge mag sich jetzt auf 40 bis 50 belaufen. Sie werden hier für die verschiedenen Fächer des bürgerlichen und staatlichen Lebens vorbereitet, so daß diejenigen, welche studiren wollen, die Reife für die Prima eines Gymnasiums erlangen. Dabei kommt der körperlichen Ausbildung die gesunde Lage, das klare Wasser, die ausgezeichnete Reinlichkeit, das Baden, Turnen, Reiten, Gärteln und Wandern in die reizende Umgegend zu statten; aber das jährliche Kostgeld beträgt auch außer der Rechnung für Kleider, Wäsche, Bücher &c. eine Summe von mehr als dreihundert Thalern in Gold, so daß im Ganzen über vierhundert Thaler herauskommen. Das Hauptgebäude enthält unter Anderm ein Naturaliencabinet und den Betsaal; man bemerkt auch einen goldenen Spaten als Symbol des Fleißes und die Buchstaben E. A. N. (*ἐν αὐτῷ νίκα*). Der Hügel ist mit Obstbäumen und Pappeln eingefaßt. Man übersieht von dort aus auf der einen Seite die weite Ebene mit

Schloß und Stadt Gotha (nur drittehalb Stunden entfernt). Auf der anderen Seite schweift der Blick in den lustigen Badewassergrund mit Reinhardsbrunn, dann hinüber nach dem Dorfe Rödichen, zwischen Felsen eingeklammert, und weiter hinauf zu den höheren Waldbergen. Ein Reisender, der vormals Zögling der Anstalt war, nennt sie „das Eldorado jugendlicher Träume, das Paradies müheloser und freudenreicher Erziehung" und fährt dann fort: „Lebhaft erinnerte ich mich an die Jahre, in welchen ich das Krebs- und Ameisenbüchlein, wie den Himmel auf Erden, las, und keinen höheren Genuß kannte, als mit dem rothen Jäcklein (das ist noch jetzt die Uniform) nach Leina, Ibenhayn, Reinhardsbrunn oder auf den Inselsberg zu steigen, die Kirschen- und Kartoffelfeste zu feiern, zu klettern, zu ringen, zu schwimmen, zu reiten und zu fahren, und nebenbei auch Etwas zu lernen von Vater Salzmann und seinen lehrreichen Erzählungen in gemüthlicher Ruhe zu lauschen."

Wir wenden uns nun am 2170 Fuß hohen Abtsberg vorübergehend, zu einem kleinen Wiesenplan, der sich am Schorn, einer buchenbewaldeten Lehne des Abtsberges, emporzieht und wo an dem oberen Ende unter Bäumen mehrere ländliche Hütten stehen. Dies ist das Büchig, worin der in den Gypsspath gebrochene, 500 Fuß lange Herzogs Ernst-Stollen oder die Marienglashöhle, welche in der Beleuchtung von Fackeln vermöge der tausendfach von den Krystallen und Spiegelplatten zurückgeworfenen Lichter einen feenartigen Anblick gewährt. Dies Schauspiel wird immer an gewissen Tagen veranstaltet; sonst aber zahlt man dafür eine kleine Vergütigung. — Hier nehmen wir einen Führer zum Inselsberg, für welche im Gothaischen überall eine feste Taxe besteht. Zuvörderst gelangen wir auf einem Fußsteig zum Groß-Tabarzer Schießhaus, wo wir uns durch Trunk und Imbiß stärken. Von dem Dorfe selbst erzählt Ludwig Bechstein Folgendes: „Tabarz war volksbelebt. Die Kirchenglocken erklangen; ein Hochzeitszug jubelte heran. Musikanten arbeiteten im Schweiß ihres Angesichts; Braut und Bräutigam schritten Hand in Hand, ernst, gesetzt, verschämt; sittsam, doch fröhlichen Antlitzes folgte eine Schaar blühender Brautjungfern, alle in höchst origineller, wohlkleidender, doch fremd-

artig erscheinender Tracht, die nur wenig gemein hat mit der andrer thüringischen Walddörfer. Verwandte folgten im höchsten Staate. Da sah man noch Dukaten an Dukaten gereiht als Halsketten prangen, vorn mit großem goldnen Schaustück geschmückt; Goldflitter glänzten, Rosmarinsträußer dufteten. Rosmarin ist dem Thüringerwäldler bei Freuden- wie bei Trauerfesten Lieblingspflanze. Die kleinen Mädchen hatten alle auch Sträuße vor flimmernden Brustlätzen und seltsame Bänderhaite (Bändermützen) auf dem straff zum Wirbel emporgezogenen Haar, die Jungen aber sahen aus wie pariser Gamins, nur etwas derber und plumper; sie trugen feingenähte Blousen, Staubhemden, wie die Straßenfuhrleute sie tragen."

Von dem erwähnten Schießhause bringt uns ein Waldpfad auf den nahen 2203 Fuß hohen Uebelberg, wo vom Pavillon aus das Felsenthal und der anmuthige Lauchagrund mit den gothaischen Dörfern Nonnenberg, Kabarz, Groß- und Klein-Tabarz, durchblitzt von der Laucha und dem Mühlbach, zu unseren Füßen liegt. Weiterhin arbeiten wir uns durch einen finstern Tannenforst empor zum Kickelhahnsprung und betreten einen schmalen Vorsprung dieses Felsenkammes, wo der von den schroff niedergehenden Abhängen des Schorn, Simmets- und Lindenberges gebildete „Ungeheuere Grund" aus schauerlicher Tiefe uns entgegengähnt. Das Ganze ist ein Bild wilder Waldeinsamkeit; nur die Tanzbuche erscheint als freundlicher Punkt. — Eine Steintreppe führt auf eine tiefer liegende Felsplatte, und von da gelangen wir auf eine Hochwiese. Inmitten derselben zeigt ein Wegweiser hinab in den Lauchagrund. Der obere Theil desselben heißt das Felsenthal und gehört zu den wildesten Partien des Gebirges. Es beginnt bei dem Porphyrkegel des Thorsteins und erstreckt sich zwischen den steilen Wänden des Aschen- und Rothenberges, des Daten- und Zimmerberges eine halbe Stunde weit abwärts mit Säulen, Pfeilern und Klippen. Sie stehen am meisten gedrängt beim Thorstein, wo der Bärenbruchstein und Aschenbergstein über hundert Fuß hoch aufragen. Das vorherrschende Gestein ist Porphyr; doch findet man auch Hornblende, Hornstein und rothes Gemenge (Rothliegendes), so wie Granit, Kalkspath, Schieferthon und Steinkohlen rc. Der

Thorstein zeigt in seiner Mitte eine weite, dem Kuhstall in der sächsischen Schweiz ähnliche Thoröffnung, und von da führen mehrere Stufen auf eine kleine, oberhalb des Thorsteins befindliche Hochplatte, welche einen Ueberblick über das tief unten aufgähnende Felsenthal gestattet.

Jetzt hinauf zum Inselsberg! Der Pfad schlängelt sich durch den dichten Wald vorüber an Tannen und Ebereschen, immer höher hinauf. Ein helles Bächlein kommt uns entgegen, geschwätzig und lustig von Stein zu Stein niederspringend. Auf der Grenzwiese, mit den zwischen Gotha und Hessen errichteten Grenzsteinen, erblicken wir zur Rechten vor uns den ersehnten Bergkegel, überschreiten die Brotteroder Chaussee, und klimmen nun mühsam, am kahlen Inselsbergstein vorüber, zwischen verkümmerter Vegetation, die letzte steile Höhe hinan. Nur Gras und Haidekraut umkleidet den Gipfel. Er ist erreicht, und wir ziehen seelenvergnügt ein in das mit allen Bequemlichkeiten, auch zum Nachtquartier, ausgerüstete Gasthaus, im Jahre 1852 durch den regierenden Herzog von Gotha erbaut, nachdem ein 1649 durch Herzog Ernst den Frommen aufgeführtes thurmähnliches Gebäude 1836 zusammengestürzt war. — Nun hinaus zur herrlichen Rundschau, welche der schön geformte, 2854 Fuß hoch aus dem rings ihn umkettenden niedrigeren Bergen emporsteigende Gipfel darbietet! Mit innigem Entzücken fühlen wir uns ein gut Stück näher dem Himmel und sehen von diesem erhabenen Punkte der gewölbten Mutterbrust unserer Erde ihr mit weit umfassendem Blick in's lächelnde Antlitz. Welch ein bunter Schmuck dieser prangenden Wälder, Fluren und Auen durchbrochen von Kuppen und Felskämmen, durchblitzt von dem Edelsteinglanz der Gewässer! Dahinter ein Kranz von Städten und Dörfern, in immer weiteren Kreisen bis zum bläulichen Nebelduft des Horizontes verschwimmend. An die bekannten Orte aber knüpft sich immer ein besonderes Interesse, sofern die Malerin Phantasie ergänzend hinzutritt. Da ist im Norden der Brocken, vor ihm der Hörselberg; im Nordosten: der Kyffhäuser, die Hainleite und Sachsenburg, Gotha mit seinem Schloß, Waltershausen und Schloß Tenneberg; mehr östlich: der Rücken des Ettersberges bei Weimar, der Dom von Erfurt, die drei Glei-

chen; im Osten: die Berge um Jena, Blankenburg und Arnstadt; mehr nach Südost: Ohrdruff, der Kickelhahn, der Schneekopf, der Beer- und Finsterberg; südlich: der Frankenwald, die Spitzen der Gleichberge bei Römhild, der Dolmar und die Gela bei Meiningen, gleich unter uns Brotterode am Fuße des 2490 Fuß hohen Seimberges; westlich das bunte Werrathal, umgürtet von den blauen Häuptern des Rhöngebirges, dem heiligen Kreuzberg, dem Baier, dem Dietrichsberg, dem kegelförmigen Bleß und Ochsenkopf; weiter nordwestlich: die Wartburg und die Berge um Ruhla, dicht vor uns der wild zerklüftete Tröhberg und am Horizont die hessischen Gebirge, darunter der Sillingswald, der sargähnliche Meißner und davor die Wilhelmshöhe bei Kassel. Dies Panorama wird von keinem anderen der thüringer Gipfel übertroffen. — Uebrigens besteht der Inselberg meistens aus röthlich braunem Thonporphyr mit eingesprengten Quarzkrystallen und Feldspath.

Auf der Waltershauser Chaussee gelangen wir nach dem hessischen Marktflecken Brotterode (2600 E.), sehr schön in einem großartigen Thalkessel gelegen. Die gewerbthätigen Einwohner, welche Taback spinnen, Holz- und Eisenwaaren fertigen, stehen an Tracht und Mundart den Ruhlaern nahe. Man schreibt ihnen Händelsucht zu, und ihren Muth bekundeten sie 1806 dadurch, daß sie bei Schmalkalden die Franzosen überfielen und ihnen achtzehn Kanonen abnahmen. Dafür schwer gezüchtigt, brach ihr Ingrimm 1813 in blutige Empörung los. — Der Chaussee folgend, kommen wir in das höchst romantische Lauterbachs- oder Drusenthal. Dahinein ragen von den Wänden des Steinberges her die grauen Felsblöcke der Mummensteine, ihnen schräg gegenüber rechts vom Häslerberge der obeliskartig gestaltete Hauptstein. Den Grund durchrauscht, über Granit- und Porphyrtrümmer schäumend, der Drusen- oder Lauterbach. Seinen schlängelnden Lauf begleiten blumige Matten; bald steigen diese zu den buchenbewachsenen Höhen auf, bald zieht sich das Gehölz von oben bis an den Rand des Gewässers hernieder. Doch allmählig wird das Thal enger und düsterer. Der geborstene Granitberg hat es mit gewaltigen Trümmermassen übersäet. Auf der rechten Seite steht noch, den

Einsturz drohend, mit überhängenden zerklüfteten Klippen eine Felswand; aber zwischen den Spalten und Rissen drängen sich, das Grausige des Anblicks mildernd, Büsche und Blumen, während die in Cascaden fortstürmende Fluth dem Ganzen einen Anstrich des erregteren Lebens verleiht. — Nachdem wir in drei Viertelstunden die ganze Länge des Thales durchmessen, erblicken wir die nur durch die Druse von einander geschiedenen hessischen Dörfer Herges und Au-Wallenburg, links mit dem 90 Fuß hohen Thurme der Ruine Wallenburg. In dem Gasthaus von Herges erlaben wir uns an einem Gericht köstlicher Forellen. Dann setzen wir unsere Wanderung fort auf der Chaussee, die sich rechts nach Liebenstein von der Schmalkalder abzweigt, und kommen vorüber an dem großartigen Eisenbergwerk Mommel, wo sechzig bis siebenzig Bergleute jährlich 7 bis 8000 Tonnen Brauneisen- und Spatheisenstein zu Tage fördern. Auf den Feldern finden sich Schwerspathblöcke mit anderen Gesteinen gemischt, und überhaupt ist dies ein geognostisch höchst merkwürdiges Gebiet des Gebirges. Endlich begrüßen wir den vom Inselberg vier Stunden entfernten Badeort

Liebenstein (850 E.) mit seiner gleichnamigen Burgruine. In einem überaus reizenden Thale gelegen, das nordwestlich von der Kette der Rhön, östlich vom thüringer Waldgebirge geschützt wird, überdies von der Hand des Menschen mit allem irgend wünschenswerthen Comfort ausgestattet, ist dieser Ort mit seinem stark eisen- und schwefelhaltigen Quellen und seiner Kaltwasserheilanstalt der besuchteste der thüringischen Bäder, wo namentlich die vornehme Welt sich einfindet, aber auch die Preise steigert. Der berühmte Erdfall ist eine düstere, buchenumschattete Kalksteingrotte, welche an heißen Tagen oft zum Speisesaal dient, auch wohl Abends erleuchtet wird; im Hintergrunde sprudelt eine Quelle. Hoch über derselben öffnet sich eine Höhle, deren Besuch jedoch neuerlich wegen des häufig sich ablösenden Gesteins verpönt wurde. Ein neben dem Erdfall befindlicher Felsenkeller spendet Gerstensaft. An guten Gasthäusern fehlt es hier überhaupt nicht. — Ein breiter Kiesweg leitet durch den Buchenwald in einem halben Stündchen zur Burgruine des alten Liebensteins: ein von Trümmern umgebenes, umfangreiches,

ringsum geschlossenes, achteckiges Doppelgemäuer, in der Mitte mit einem offenen Raum und bei seiner Höhe einem kolossalen Thurme ähnlich, noch vor dem 12. Jahrhunderte erbaut und bis zu Ende des 17. Jahrhunderts der Familie von Stein gehörig. Die Fenster geben nach allen vier Weltgegenden hin den Rahmen ab zu einem malerischen Bilde: nach Süden hin die Gegend vor Meiningen, westlich das Werrathal, unter Andern mit dem Dorfe Möhra, wo Luthers Eltern lebten, im Nordwesten das alte Felsenschloß Altenstein und daneben in einer Thalschlucht der Flecken Steinbach, nördlich und östlich die immer höher sich aufthürmenden Berge des thüringer Waldes. In der Nähe der Ruine erinnert ein einfaches, aber sinniges Denkmal an die Gemahlin des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar, Schwester des Herzogs von Meiningen. — In der Richtung nach Steinbach zu steigen wir den Berg hinab und treffen da einen Parkweg. Dieser bringt uns in einer Viertelstunde zu dem mitten im Walde am Abhang des Hahnberges gelegenen Felsentheater, vom Volk „zur hohlen Scheuer" genannt. Eine viereckige etwa vierzig Fuß in Quadrat haltende Plattform ist in einen steil abfallenden Berggipfel eingesenkt, so daß zu beiden Seiten die Felswände fast zwanzig Fuß hoch senkrecht aufsteigen. Die Oeffnung nach dem Thale zu schaut in's Waldgrün. Die Hinterwand wölbt sich zu einer Höhle, welche, allmählig sich verengernd, zu einem weit gehenden Stollen wird. Wo die Hinterwand beginnt, führen zu beiden Seiten Steintreppen über das Theater empor, und oben wird das großartige Steingebilde von Buchenkronen düster überwölbt. Es erregt in dieser tiefen einsiedlerisch abgeschlossenen Waldeinsamkeit eine ernst-melancholische Stimmung und kann mit Recht „die stille Kirche" genannt werden, um so mehr, als durch den Baumwuchs auch eine lichtvolle Perspective auf das unten liegende Wiesenthal und das freundliche Steinbach sich öffnet.

Wir betreten nun die Chaussee, welche Liebenstein mit Altenstein verbindet und passiren vorüber an Glücksbrunn, früher ein ergiebiges Kobaltbergwerk, gegenwärtig seine bedeutende Wollspinnerei. Daran stößt der Flecken Schweina. Da, wo die Chaussee zu den schon länger in die Augen fallenden Felskolos-

sen, welche das Lustschloß Altenstein umgeben, emporsteigt, bemerken wir links einen umschatteten Platz mit Bänken, und hier ist der Eingang zu der merkwürdigen Liebensteiner oder richtiger Altensteiner Höhle. Sie wurde 1799 durch Zufall entdeckt, indem auf einer Spazierfahrt ein Hoffräulein von Türk den Herzog von Meiningen aufmerksam darauf machte, daß ein Knabe unablässig Steine in eine kleine Oeffnung warf, ohne daß diese sich füllte. Die Höhle erstreckt sich unter mannigfachen Windungen mit Seitenhöhlen und Schluchten in den Fels und barg bei ihrer Entdeckung ungeheure Knochen von Bären und anderen urweltlichen Thieren. Sie ist aus Rauhkalkstein gebildet, und Stalaktiten fehlen. Man durchschreitet sie überall trockenen Fußes und sehr bequem, muß sich aber wegen der darin herrschenden eisigen Kälte vorher gehörig abkühlen. Die Höhe des Hauptsaales beträgt über fünfzig Fuß, die des eisenumgitterten Orchesters darin, wo die Musiker stehen, etwa dreißig Fuß. Für das Umherführen zahlt man 2½ Sgr., behufs einer partiellen Erleuchtung mit Fackeln muß man besonders accordiren. In den Monaten Juni, Juli und August wird die Erleuchtung Sonntags zwischen zehn und eilf Uhr mittelst 500 Lichtern bewerkstelligt, wofür das Entree 30 Xr. oder 8½ Sgr. kostet. Dazu spielt ein Musikchor. Das Folgende entlehnen wir einer derartigen Schilderung. „Sanfte Musik tönt in dem langen Gange, den wir durchwandeln, uns entgegen. Die grotesken Steinblöcke um uns her spiegeln hier und dort die Strahlen glänzend wieder. Da öffnet sich dem erstaunten Blicke eine hochgewölbte Halle. Kühn ragt ihr Dach auf uns hernieder; die lang gedehnten Wände fassen die Zahl der Lichter kaum, die blendend auf uns herleuchten. Durch mächtige Säulen erschließen sich Nebenhöhlen; der Lichtglanz wirft die Säulen als kolossale Schatten hinein. Auf hoher Felswand von zierlichem Altane schallt die Musik herab. Geräuschvoll wogt in dem weiten Raume die entzückte Menge; die Einen klimmen zum Altan hinauf und schauen über das Gitter wie in ein geöffnetes Grab hinunter; die Andern winden sich um die Säulen, verschwinden, und schweben bald in den Seitenhöhlen, gleich Abgeschiedenen, in Nebelgestalt umher. Auch wir folgen den Wandelnden nach. In

einem höheren Saale öffnet sich plötzlich die Erde vor uns, und durch eine enge Kluft erblicken wir tief unten ein zauberisches Bild: an einem Wasserspiegel ein weißer Marmoraltar, vom buntesten Blumenschmucke sinnig umkränzt; ein kleiner Nachen mit Rudern streicht an seinem Ufer vorüber. Wir steigen abwärts in die glänzende Halle zurück, und gehen aus ihr in den langen tieferen Wölbungen weiter. In einem unteren Saale zeigt sich das schöne Bild noch einmal. Und immer tiefer senkt sich der Gang hinab; immer entfernter klingen die sanften Töne der Musik; ein dumpfes Rauschen, wie unterirdische Wasserfälle, mischt sich in ihre Weisen. Es ist der Bach, der aus dem Wasserspiegel abfließt und in versteckter Kluft über Felsen hinwegbraust. — Bald schauen wir rechts von uns ein niedriges Thor; wir treten ein: in einer weitgedehnten Kluft bespült ein fluthendes Bassin die zackigen Wände und strahlt in seinen bewegten Wellen die Lichter zurück. Am Ufer jenseits liegt der schöne Altar, von Blumen umblüht: ein würdiges Denkmal, dem Entdecker der Höhle geweiht. Auch uns führt der Nachen zu ihm heran, und zeigt uns die Wölbung von dort in erweiterten, schöneren Formen. Doch wir verlassen das Fahrzeug wieder. Zur Rechten der Pforte, die uns an den Wasserspiegel gebracht, steigt breit eine Treppe in vielen Stufen empor. Sie bringt uns auf's Neue in ein höher gelegenes Gemach. Ein kühner Bogengang dehnt sich, glänzend erleuchtet, weit vor uns aus. Zur Linken brauset tief unten abermals der Bach. Wir gehen hinab und sehen, wie er über die Klippen sich wälzt und den Fels durchbricht, um draußen auch Blumen an seinem Gestade zu netzen. Allein das äußerste Ziel der Höhle ist erreicht, und langsam, mit vollständig entschleiertem Blick die unterirdische Pracht bewundernd, wenden wir uns zurück. Hier und dort verlischt bereits ein Licht, und schnell ein anderes. Das Halbdunkel dehnt die Nebenhöhlen und die Schatten ihrer Säulen zu imposanteren aus. Gestalten, die noch die Gänge durchschweben, tauchen gespenstisch in's Dunkel hinein. Endlich schimmert von fernher der Tag, und entzückt von den Wundern der phantastischen Traumwelt, begrüßen wir draußen wieder die lichtere Decke, die sich aus dem Grün der Bäume und Blau des Himmels über uns wölbt."

Auf hoher Felsterrasse thront, von Schlingpflanzen und Rosenbüschen umkränzt, Schloß **Altenstein**, der höchst anmuthige Sommersitz des Herzogs von Meiningen, an der Stelle einer alten 1733 zerstörten Burg erbaut, welche die Hunde von Wenkheim seit 1492 als Lehen besaßen. Nahebei steht die Ritterkapelle mit alten Glasmalereien und eine große Linde. Der weitläufige Park belohnt mit seinen mannigfaltigen Schönheiten reichlich die dreistündige Durchwanderung, und in dem darin gelegenen Gasthof findet man zwei Führer, von denen der eine den westlichen, der andere den östlichen Theil der Anlagen zeigt, ohne dafür eine Vergütigung fordern zu dürfen. Nahe dem Schlosse lesen wir am Bonifaciusfels die metallenen Worte: „Gott, Vaterland, Freiheit, Friede 1814". Die daran lehnende Bonifaciuskapelle bezeichnet die Stelle, wo der felsenfeste Glaubensheld einst das Evangelium predigte. Nicht fern davon ist ein aus Stein gehauener riesenmäßiger Blumenkorb wie ein Gärtchen mit Blumen bepflanzt. Dann vernehmen wir aus einer Grotte unter dem thurmartigen Hohlenstein das geisterhafte Säuseln einer Aeolsharfe. Zwei Felshörner umschließen wie mit engem Rahmen, die Fernsicht von Liebenstein und seiner Ruine; sie heißen das Morgenthor, und so werden uns noch eine Menge andere Natur= und Kunstwerke vorgeführt. — Wir besuchen auch die eine halbe Stunde entfernte „**Lutherbuche**." Hier war es, wo Luther, begleitet von Nicolaus Amsdorf und seinem Bruder Jacob, sich an der nahen Quelle erlabte und unter der Buche rastete, als plötzlich fünf verkappte riesige Männer, darunter Ritter Burkhard Hund von Wenkheim und Hans von Berlepsch, aus dem Waldesdickicht traten und den Reformator entführten. Durch einen Orkan wurde die schon hohlstämmige Buche 1841 abgebrochen und es blieb nur noch ein einziger Ast, der in seiner wagerechten Stellung eine sichere Stütze erhielt und sich alljährlich voll belaubt. Auf der von Felsblöcken umschlossenen kleinen Erhöhung, wo der Stamm der alten Buche wurzelt, hat der regierende Herzog Bernhard zu Sachsen=Meiningen 1857 ein Denkmal errichten lassen, bestehend aus einer 33 Fuß hohen viereckigen Sandsteinsäule, welche in ein gothisches Thürmchen ausläuft. Die beiden Nebenseiten tragen die

Inschrift: „Herr mein Fels, mein Erretter, mein Gott, mein Hort, auf den ich traue" (Ps. 18, 3) und: „Wer in Gerechtigkeit wandelt und redet, was recht ist, der wird in der Höhe wohnen, und Felsen werden seine Veste und Schutz sein." (Jes. 33, 15. 16.). — Wir fahren auf der Chaussee weiter nach dem drittehalb Stunden von Altenstein entfernten Marktflecken

Ruhla (4000 E.), in der Landessprache „die Ruhl" genannt und der Länge nach vom Erbstrom durchflossen, der die Grenze zwischen dem weimarischen und gothaischen Gebiet ausmacht. Der höher im Thal gegründete alte Ort kommt schon im 12. Jahrhundert vor. Daselbst war es, wo der 1171 verstorbene Landgraf Ludwig der Eiserne, von einer Jagdpartie verirrt, an die Werkstatt eines Schmiedes kam, der unter dem beständig wiederholten Ausruf: „Landgraf werde hart!" ein Schwert hämmerte. Einwanderer aus fernen Landen (Ungarn, Tirol oder gar Venedig) sollen sich hier zuerst angesiedelt haben. Verwandte desselben Volksstammes finden sich in Steinbach und Schweina. Die Sprache hat etwas eigenthümlich Schnarrendes. Die Schönheit der Frauen wird durch ihre kleidsame Tracht gehoben, namentlich durch das turbanartig gewundene Kopftuch mit herabhängenden Zipfeln am linken Ohr. Man liebt hier vorzugsweise Blumen-, besonders Nelkenzucht und die Abrichtung von Singvögeln, sowie das Glockenläuten. Vormals wurde hier Bergbau auf Eisen, die Fabrication von Eisenwaaren und die Waffenschmiedekunst betrieben, neuerlich fabricirt man namentlich Tabackspfeifen und Pfeifenköpfe in Thon und Meerschaum; letztere sind oft so kunstvoll gearbeitet, daß der Preis eines einzigen Kopfes sich auf 50 bis 60 Thaler beläuft. Auch die Malerei auf Porzellan beschäftigt Viele. Die Hauptnahrungsquelle ist endlich der Eisenbrunnen, das Fichtennadel- und Dampfbad, die Molken- und Kaltwasserheilanstalt. Der Aufenthalt ist hier durchaus nicht kostspielig, und die gemüthlichen Einwohner schließen sich dem Gaste in einem Privathause leicht an. Dazu kommt die gesunde Luft und die idyllische Lage in einem ringsumschlossenen Bergkessel des Erbstromthales. Die Punkte der näheren Ausflüge sind vornehmlich der Ringbergstein, der besonders beim Mondschein mit magischem Zauber übergossene

Alabasterbruch, der Heiligenstein (ein altes Kloster), der mit einer Thurmruine gekrönte Scharffenberg und der Gömichenstein, wahrscheinlich ein alter Druidenaltar. — Nachdem wir in der empfehlenswerthen „Traube" übernachtet, fassen wir die Wartburg, als den Schlußpunkt unserer Wanderung, in's Auge.

Unser nächstes Ziel ist der Wachstein (1900 Fuß) mit seinen emporgethürmten Wänden und Klippen und Zacken einer Cyklopenburg ähnelnd. Von der Spitze aus zeigt der überaus lohnende Blick eine Menge von Berggipfeln, wie wenn ein wildwogendes Meer plötzlich erstarrt wäre, und zu den Füßen im Thal das freundliche Moßbach; rechts erhebt sich steil aus der Tiefe der buchenumgrünte Ringberg, links zieht sich, gleich einer Mauerruine, die röthliche Felswand des Hängesteins hin. Auf dieser Seite bringt uns ein Parkweg in zwanzig Minuten nach einem kolossalen Wegweiser, und wir verfolgen von da ab eine breite Fahrstraße, welche nach einer starken halben Stunde an dem Wiesengrunde des Kazthales in die Eisenach-Meininger Chaussee mündet. Uns nun rechts wendend, erblicken wir bald den trefflichen Gasthof zum Auerhahn und das großherzoglich-weimarische Lustschloß Wilhelmsthal. Wir finden hier die Pracht eines einzigen glänzenden Bauwerkes zerlegt in mehrere einfache weiße Landhäuser, welche, im Park zerstreut, die Ufer eines See's umgeben. Eins derselben mit einem Thürmchen ist die Wohnung des Fürsten, andere enthalten den Salon, die Gemächer des Hofstaates ꝛc. Alles, eine Schöpfung von Karl August, dem Freunde Göthe's, athmet den süßen Frieden eines idyllischen Stilllebens. Vom Gipfel des Karthäuserberges übersieht man am besten diese weite mit Blumenpartien, Baumgruppen, spiegelnden Seen und Schlößchen geschmückte Wiesenfläche in dem Kranze sanft gewölbter Hügel, die allmählig zur Höhe der Berge aufsteigen. — Wir wandern nun etwa zwanzig Minuten auf der Chaussee fort und biegen dann in einen zu unserer Rechten gelegenen tiefen Thalgrund auf einem Waldweg, der uns an der Seite einer lang aufgähnenden Schlucht zur Hochwaldsgrotte empor bringt. Ein an vierzig Fuß hohes und sechzig Fuß breites Felsenthor geht hinterwärts als höhlenartige Wölbung zur Erde nieder. Das rauhe schroffe Gestein

umher, die wild zerrissene Schlucht zur Seite und die umdunkelnden majestätischen Bäume machen einen durchaus schwermüthigen Eindruck. Hier wäre eine Stätte für die sich selbst verzehrende Trostlosigkeit. — Wir steigen nun einige Stufen zur Linken empor und gelangen bald auf den Hirschstein (1461 F.), dessen kahler Scheitel eine einsame Eiche nebst einer hohen Wetterfahne trägt und der uns unter dem bunten Gewühl der Berge zum letzten Mal das freundliche Wilhelmsthal zeigt. Nordwestlich winken ganz nahe über den Wald die Zinnen der Wartburg. Die jäh niederstürzende Tiefe am Abhang des Hirschsteins vermeiden wir vorsichtig als „Hölle". Dann betreten wir den Fahrweg zur Rechten und begrüßen nach Verlauf einer Viertelstunde die „Hohe Sonne", ein vielbesuchtes Jagd- und Wirthshaus, von Eisenach nur noch anderthalb Stunden entfernt und durch Promenaden mit dieser Stadt verbunden. Der kürzeste Weg von hier nach Ruhla (2 Stunden) und von da nach dem Inselsberg (3 Stunden) geht übrigens über den Rennsteig. — Von der Hohen Sonne schlingt sich abwärts ein Pfad, der unter schattigen Buchen bis zu einer Felsenschlucht fortläuft. An ihrer linken Wand steigen wir, mitunter auf Stufen, tiefer und immer tiefer hinab bis zu dem engen, vom Steinbach durchrieselten Annenthal. Ueppige Farrenkräuter brechen hier in Büscheln, dort in breiten Fächern aus den Steinspalten hervor, und die endlosen Ranken des Schlangenmooses umkleiden die altersgrauen Felskolosse vom Fuß bis zum Scheitel; auch am Bache hin lagert der zart gewobene Flaum dieser kryptogamen Vegetation, bald die Fluth mit lichtem Grün verhüllend, bald von ihr überspült. Allmählig senken sich die Felsen, und ihre Wände verstatten uns kaum einen Durchgang. Jetzt schöpfen wir auf dem erweiterten Raume freier Athem. Nach kurzer Frist treten die Wände abermals dicht zusammen und bilden eine mannigfach gewundene lange Schlucht, während unter unseren Füßen der überbrückte Bach schäumt. Es ist die finstere, von kalter Luft durchwehte Drachenschlucht. Damit endet das Thal. Draußen stürzt links von einer Wand ein Bach in einen dunkeln Kessel, um gleichsam mit Zaubergebräu ihn zu füllen, und so das Gemälde der schaurigen Wildheit vollendend. Ein

in den Ausgangsfelsen gehauenes riesiges A weis't hin auf den Namen, als herstammend von einer Schwester der Großherzogin Maria Paulowna von Weimar, der Königin Anna von Holland, welche das Thal 1833 besuchte. — Alsbald öffnet sich nach rechts hin das breite und freundliche Marienthal, zu Ehren jener Maria Paulowna so getauft. Es zieht sich mit seinem lustig grünen, von einem Bache durchschlängelten Grunde und den röthlichen Felsgebilden bis nach Eisenach hin. Wir gehen, nachdem wir die Drachenschlucht verlassen, über einen schmalen Damm am Ufer eines Teiches hin zu der höher rechts fortlaufenden Chaussee, die von der Hohen Sonne kommt und durch das Marienthal fortläuft; ihren jenseitigen Rand bildet der gehauene Stein, eine imposante Felswand. Nachdem wir einige hundert Schritte auf der Chaussee fortgegangen, zeigt uns ein Wegweiser rechts in die Landgrafenschlucht, so genannt von dem Landgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange, der, gegen seinen Vater Albrecht Krieg führend, sich hier mit seinen Mannen verborgen hielt, um die Wartburg zu überrumpeln. Links am Eingang trägt der thurmartige Königsstein eine Tafel zum Andenken an den Oberforstrath König, der sich durch Gangbarmachung des Gebirges sehr verdient gemacht hatte uud 1850 an jener Stelle durch einen unglücklichen Sturz von oben seinen Tod fand. Nur wenige Schritte von hier ruhen seine Gebeine, von Trauerweiden überschattet, am Rande eines Baches in der Schlucht selber. Diese zieht sich einige tausend Schritte fort, und auf beiden Seiten ragt in ernst würdevoller Haltung eine dicht geschlossene Colonne steinerner Giganten über die Buchenkronen hinaus, bis die Felsgebilde verschwinden und Alles in einen anmuthigen Buchenhain übergeht. Nachdem wir uns daran erbaut, kehren wir in's Marienthal zurück, wo derselbe Wegweiser, der uns in die Schlucht hineinwies, mittelst eines anderen Armes auf den steilen Felsenstieg hindeutet, welcher in einer der Chaussee entgegengesetzten Richtung um die Felsblöcke sich windend und über ihre Gipfel hinweg zur Wartburg führt. Der Blick schweift nun wieder frei umher, und die Schönheiten des Marienthales entfalten sich vornehmlich vor den steinernen Sitzen der „Sängerbank" und der „Waidmannsruhe".

Neben der letzteren gähnt zur Linken die „verwünschte Jungfernschlucht", wo der Sage nach eine verwünschte Prinzessin haus't. Dahin geht der Pfad hinunter. Dann klimmen wir wieder empor am Bergabhang durch dichtes Gehölz und kommen auf den Kanten der Felsen an der verborgen aus einer Grotte schauenden „Luthersbank" vorüber, wo der Reformator oft weilte. Endlich begrüßen wir dicht vor uns die lang ersehnte

Wartburg, gegründet auf einem hohen, 1315 Fuß über den Meeresspiegel und 600 Fuß über Eisenach sich erhebenden Fels, verherrlicht durch Sage, Poesie und Geschichte, wo fast vier Jahrhunderte hindurch ein mächtiges Fürstengeschlecht waltete und wo neben segnender Liebe der heilbringende Glaube als strahlende Leuchte in der Finsterniß erscheint. G. M. C. Stark singt davon:

„Wanderer, gehe nicht eilend vorbei an der preislichen Wartburg!
„Hier, wo Meistergesang kämpfender Dichter erscholl,
„Wo mit geheiligtem Sinne gar hold Elisabeth blühte,
„Wo sich des Ewigen Blitz, Luther, zum Leuchten gefärbt; —
„Hier durchglühe dich Gluth für Gesang, für weibliche Tugend,
„Und für männliche Kraft. Wandle dann weiter mit Gott!"

Ludwig der Salier oder der Springer erbaute die Burg im Jahre 1070, und sie war bis 1440 die Residenz der Landgrafen von Thüringen. — Indem wir durch den Garten unter der steinernen Brücke fortschreiten, gelangen wir auf einen ebenen Platz, wo zwei Kanonen und zwei Haubitzen, als zur Begrüßung hoher Gäste oder zu Feuersignalen bestimmt, aufgestellt sind. Durch das Thor gelangen wir in das Innere und wenden uns rechts zum alten Ritterhaus, wo jetzt noch die Restauration. Der Castellan erhält für das Herumführen einer Gesellschaft von jeder Person gesetzlich 5 Sgr. Wer allein kommt, dürfte mindestens das Dreifache zahlen. Wir betrachten zuvörderst das Aeußere der Burg, welche seit 1440 nur von einem Amtmann oder Schloßhauptmann bewohnt wurde und allmählig in Verfall gerieth. Aber gerade dadurch steht das Bauwerk da als einziges Beispiel eines im romanischen oder byzantinischen Stil uns erhaltenen Fürstenschlosses; denn, mochten gleich die alten Mauerzinnen einstürzen und die Thürme bis auf einen

verschwinden, so blieb doch das Palatium, als das Hauptgebäude. Erst in jüngster Zeit hat der kunstliebende Großherzog von Weimar Karl Alexander die Burg mit ihren offenen rundbogigen Säulenarkaden wieder restauriren lassen, wie denn solches immer mehr der Vollendung sich nähert. Was es aber hier zu thun gab, mag daraus erhellen, daß die Wegräumung des ringsumher aufgethürmten Schuttes allein gegen 10,000 Thaler gekostet haben soll. Alle drei Stockwerke des Hauptgebäudes haben nach dem Hofe zu lange Verbindungsgalerien, aus denen man in's Innere gelangt, mit drei prächtigen Arkaden, durch welche das Licht einfällt. Die trefflich gearbeiteten Säulencapitäle, verdienen besondere Beachtung. Im Erdgeschoß wohnten die Landgrafen, darüber liegen zwei Staatszimmer und die Kapelle, im dritten Stockwerk der Rittersaal oder Palas (Palatium) im engeren Sinne. Im unteren Geschosse betreten wir zuvörderst die Rüstkammer. Da ist unter Anderm zu Roß Hermann der Sängerfreund; und zu Fuß stehen vor uns als geharnischt: Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, Kunz von Kaufungen, eine mächtige Gestalt, dann Ludwig der Springer, Ludwig der Eiserne, Friedrich der Weise, Johann der Beständige u. A. m. An der Wand einer langen schmalen Galerie, welche zur Kapelle führt, erblicken wir Scenen aus dem Leben der heiligen Elisabeth. Eine Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn, wurde sie schon in ihrem vierten Jahre dem eilfjährigen Ludwig, dem Sohne des kunst- und gesangliebenden Landgrafen Hermann I. zur Gemahlin bestimmt und auf der Wartburg erzogen, dann im funfzehnten Jahre 1221 vermählt. Beide Gatten liebten sich auf's zärtlichste. Während Ludwig für seinen Kaiser kämpfte, spann sie und nähte Gewänder für Arme, speis'te in einer Hungersnoth täglich mehrere hundert Menschen und legte sich die strengsten geistlichen Uebungen auf, so daß sie sich sogar auf Rath ihres Beichtvaters aller Speisen enthielt, die sie nicht selbst erworben. Als ihr Gemahl an einem Kreuzzüge Theil nahm und zu Otranto in Italien 1227 gestorben war, wurde Elisabeth von ihrem nun regierenden Schwager Heinrich Raspe aus der Wartburg sammt ihrem Sohn Hermann und ihren beiden Töchtern vertrieben und irrte im Winter durch die

Straßen Eisenachs, da Niemand, aus Furcht vor dem Landgrafen, sich ihrer erbarmen wollte, bis ihr väterlicher Oheim, der Bischof von Bamberg ihr auf dem Schlosse Bottenstein ein Unterkommen verschaffte. Indeß söhnte sich Heinrich Raspe mit ihr wieder aus und gab ihr später die Stadt Marburg. Dort lebte sie ganz der Mildthätigkeit und Andacht. Sie starb 1231 in einem von ihr gestifteten Hospitale, und die vielen Wunder, die ihren Gebeten zugeschrieben wurden, veranlaßten ihre Heiligsprechung zu Pfingsten 1235. Bei der feierlichen Erhebung ihrer Leiche setzte Kaiser Friedrich II. solcher in Gegenwart vieler Fürsten und Bischöfe selbst eine goldene Krone auf's Haupt. Ueber ihrem Grabe zu Marburg baute man einen herrlichen Dom. Diese Notizen mögen zum leichteren Verständniß der schönen Fresken dienen. Auch in der Kapelle zeigt ein altes Wandgemälde das Wirken der heiligen Frau. Das wohnliche Landgrafenzimmer zeigt uns ein Stück thüringischer Geschichte. Auf dem ersten Bilde rechts von der Thür erblickt man Ludwig den Springer auf der Spitze des Wartburgfelsens, wohin er sich der Sage nach auf der Jagd verirrt hatte, und die bedeutungsvollen Worte rufend: „Warte Berg, du sollst mir eine Burg werden!" Außerdem interessirt uns am meisten der dicht daran stoßende Sängersaal. Er versetzt uns in die Zeit, wo Landgraf Hermann I. († 1216) die Minnesänger oft Monate und Jahre lang gastlich beherbergte. Hier fand 1206 oder 1207 jener vielbesprochene Dichterwettkampf unter den Augen des fürstlichen Paares statt. In dem Saale bemerkt man, in Stein gemeißelt und mit Säulen geschmückt, eine thronartige Erhöhung, wo der Fürst die Sänger zu empfangen pflegte. Am Treppengeländer der Erhöhung glotzt jetzt grimmig ein langgeschweifter Drache, von Knoll in München kunstvoll in Stein gehauen. Die ganze hintere Wand vergegenwärtigt uns im bunten Tapetenschmuck den Sängerkrieg, von Schwind gemalt. Dabei spielt die schwarze Kunst des Mittelalters die Hauptrolle. Der Meister der Magie, Klingsohr, im gelben flatternden Mantel auf einer zur Erde niedergelassenen Wolke, beherrscht den schwarzen Zauberhund und richtet sich racheschnaubend gegen den ächt christlichen Sänger Wolfram von Eschenbach, der in ritterlicher Würde dasteht, um

an den Stufen des Thrones den siegreichen, in lieblicher Anmuth strahlenden Walther von der Vogelweide gegen den besiegten Heinrich von Ofterdingen zu schützen. Der imposante, durch den Baumeister von Riesgen prächtig wiederhergestellte Fest- oder Rittersaal im dritten Stockwerk ist 125 Fuß lang und 28 Fuß hoch. Die Bildnereien und Schnitzwerke stellen den Sieg des Christenthums über die Heiden- und Judenwelt dar. Hier feierte die deutsche Burschenschaft der Studenten am 18. October 1817 zum Gedächtniß der Reformation ein Fest, welches manche unheilbringende Maßregeln zur Folge hatte. — Das Ritterhaus diente einst zur gastlichen Aufnahme fremder Ritter. Am Eingange bemerken wir einen in Stein gehauenen Drachen, der einen kaiserlichen Boten verschlingt. In demselben Hause befindet sich die Lutherzelle mit einem alten Lehnstuhl, einem von Luther als Fußbank benutzten Knochenstück, einer kleinen Bücherspinde und dem ursprünglichen Ofen. Außerdem sieht man ein Bettgestell, in welchem Luther bei einem Besuche in Rudolstadt geschlafen, einen Block von dem Holze der Lutherbuche, einen Tisch seiner Großeltern in Möhra, die Bildnisse seiner Eltern und sein eignes Portrait von Lucas Cranach. Luther vollendete hier während seines zehnmonatlichen Aufenthaltes (vom 4. Mai 1521 bis zu Anfang des März 1522) die Uebersetzung des Neuen Testamentes und verfaßte manche polemische Schriften, die er aus der Herberge der Vögel, der Insel Patmos 2c. datirte. Hier kämpfte er auch siegreich manchen schweren Seelenkampf durch, von dem der berühmte Tintenfleck herrührt, der freilich jetzt übertüncht, aber doch noch sichtbar ist. Nicht ohne stille Wehmuth verlassen wir das einfache Gemach mit seinen runden und verblindeten Fensterscheiben, durch welche die sinkende Sonne nur matte Strahlen wirft. Und nun schnell noch hinauf zu der Plattform des alten Wartthurms! Auf jeder Seite, aus jedem Fenster, und namentlich von dem Söller vor dem Rittersaal aus, eröffnen sich uns reizende Blicke; aber vom Thurm aus haben wir doch die umfassendste Rundschau, wo das Großartige mit dem Anmuthigen sich vereinigt. Ringsum ein Kranz von Bergen und Thälern, dazwischen wie weiß schimmerndes Geblüm geschlungen Dörfer und Städte. Bei Eisenach

verweilt das Auge. Es schmiegt sich um den nördlichen Fuß des Burgberges, streckt seine Arme weit in das Marien- und Hörschelthal aus, und decorirt die Berglehnen mit seinen Gärten und Landhäusern. Davor ragen aus dem Kamm des Mädelsteins zwei Felsen wie zum Kusse gegen einander geneigt. Die Sage nennt sie Mönch und Nonne, die hier sich zusammen fanden und in Stein verwandelt wurden. Im Osten das Marienthal, darüber hinausliegend die Hörschelberge und die Gleichen. Dann im Süden und Südwesten das Waldgebirge mit seinem Haupte, dem Inselberg und die Kuppen des Rhön; im Vordergrunde die malerischen Windungen der Werra-Eisenbahn. Im Westen reichbewohnte Thäler, umgürtet von den hessischen Gebirgen. Um das Dunkelgrün des Vordergrundes legt sich im Kreis das Grau der ferneren Wälder, allmählig übergehend in den blauenden Duft des gehobenen Horizontes. Dort taucht jetzt die Sonne ihr Strahlenhaupt unter in ein Feuermeer, und hoch darüber ausgebreitet erscheint ein Wolkenschleier, gewoben aus Gold und Purpur. Aber die prächtigen Farben verglühen alsbald, und nur ein schwacher Violettstreifen bleibt länger zurück, während aus den Thälern die Nebel aufsteigen und das Ganze ringsum einer riesenmäßigen, als Abendopfer dampfenden Weihrauchschale gleicht. Schnell streut die Nacht ihre Finsternisse zu unseren Füßen aus, schon blinken die Sterne über uns, und davon freundlich geleitet, steigen wir von der steilen Höhe durch's parkähnliche „Rösische Hölzchen" hinunter nach Eisenach. Dies Hölzchen, welches sich beim Hinuntergehn links vom Fahrwege fortzieht, enthält bequeme Fußwege und manche seltene Bäume, als das Krummholz, die Schwarzkiefer (P. austriaca), die Zirbelkiefer (P. Cembra), die Weihmuthskiefer, die Balsam- und die Schierlingstanne. Am Fuße des Berges trifft man Esel, welche die Reisenden aber nur sehr langsam auf die Höhe bringen. Das gewerbthätige

Eisenach (12,000 E.), am Zusammenfluß der Nesse mit der Hörsel, muß schon zu Attila's Zeit, aber mehr östlich am Petersberge gestanden haben und wurde etwa um's Jahr 1050 nach einem großen Brande an dem jetzigen Platze wieder aufgebaut. Nach dem Tode des Landgrafen Raspe bildete die Stadt

den Hauptschauplatz der Fehden zwischen Heinrich dem Erlauchten und Sophie von Brabant. Damals wurde ihr standhafter Rathsherr Heinrich von Velsbach mittelst einer Wurfmaschine von der Wartburg herabgeschleudert; aber selbst schon durch die Luft fliegend rief er: „Thüringen gehört doch dem Kinde von Brabant!“ Im Anfange des 16. Jahrhunderts prophezeite hier ein Mönch Johann Hilten das Kommen eines Luther. Das Haus, in welches Luther als armer Currendeschüler von der Frau des Bürgers Cotta aufgenommen wurde, steht unweit des Marktes. Das großherzogliche Schloß daselbst wird zu Zeiten von der Herzogin von Orleans und ihren Söhnen bewohnt; auch bemerkt man auf diesem Platze das Standbild des heiligen Georg, als des Schutzpatrons der Stadt. In der Georgenstraße, nahe beim Gasthof zum halben Mond, erinnert eine Granate auf einem Brunnenpfeiler an die Explosion eines französischen Pulvertransportes am 1. September 1810 Abends neun Uhr, wodurch viele Häuser zerstört und viele Menschen getödtet wurden. Ein Brautpaar soll damals, auf einem Sopha sitzend, mit diesem unversehrt durch die einstürzenden Wände auf die Straße getragen sein. Am Eingange in die Stadt vom Bahnhof aus zeigt der Nicolaithurm noch den reinen Rundbogenstil mit neuerem Aufsatz. — Der von Eichel'sche Garten, reich an seltenen Gewächsen, wird jedem Fremden gegen unentgeltliche Eintrittskarten im Comptoir des Besitzers geöffnet, ebenso der großherzogliche botanische Garten, genannt „Karthäusergarten“, in dessen Nähe sich das liebliche Johannisthal befindet.

Zehntes Kapitel.

In Eisenach treffen wir auf die thüringische Eisenbahn, welche von der Saale ab an den Städten Sulza, Apolda, Weimar, Erfurt und Gotha vorübergeht. Der erste Anhaltepunkt ist bei dem weimarischen Städtchen Sulza (2000 E.) an der Ilm. Das Salzwerk Neusulza ist meiningisch, Unter-Neusulza preußisch. Eine Stunde von dort entfernt liegt rechts auf der

Höhe Auerstädt, wo am 14. October 1806 die preußische Armee unter dem Oberbefehl des Herzogs Ferdinand von Braunschweig so unglücklich gegen die Franzosen unter Davoust kämpfte. — Hinter Sulza verschwinden die Weinberge, und der Boden wird wellenförmig. Apolda (5000 E.) am Schötenbach unfern der Ilm liefert auf etwa tausend Wirkerstühlen wollene Waaren (namentlich Strümpfe), deren Werth auf jährlich drei Viertel-Millionen Thaler angeschlagen wird. Zu Zeiten beschäftigt man wohl 4000 Arbeiter. Das Schloß und Rittergut Apolda gehört der Universität Jena. Der achtzig Fuß hohe Eisenbahnviaduct mit doppelten Bogen verdient Beachtung. Auf der Post oder im Omnibus fährt man von hier in zwei Stunden nach Jena. — Die Locomotive überschreitet nun die Ilm. An den Ufern derselben liegt links das Dorf Osmannsstedt, wo Wieland's Gebeine im Garten seines vormaligen Gutes schlummern. Es folgt

Weimar (14,000 E.), im stillen freundlichen Thal an der Ilm gelegen. Die Phantasie malt sich darüber ausgespannt einen hellleuchtenden siebenfarbigen Bogen, auf dem Musen und Grazien wandeln. Wir beginnen unsere Wanderung mit der Stadtkirche, wo das herrliche Altarbild Lukas Cranach's des Aelteren, der durch den Tod während der Anfertigung desselben überrascht wurde (1553), weshalb es sein Sohn 1555 vollendete. Das Mittelbild zeigt die Kreuzigung; zur Linken erscheint der Auferstandene, als triumphirend über Tod und Hölle; zur Rechten Johannes der Täufer mit Luther und dem Maler, welchen der Blutstrahl aus Christi Seitenwunde entsündigend trifft. Das Innere der Seitenflügel zeigt die Bildnisse des Kurfürsten Johann Friedrich's des Großmüthigen und seiner Familie, das Aeußere Christi Taufe und Himmelfahrt. Vor der Kirche erblicken wir die von Schaller modellirte, 1850 aufgestellte zehn Fuß hohe Broncestatue des Oberhofpredigers Herder, vom Mantel umhüllt, in den Zügen würdevolle Milde. Er ruht im Schiff der Kirche, und die einfache Grabesplatte trägt seinen Wahlspruch: „Licht, Liebe, Leben". Er bewohnte das Eckhaus nördlich an der Kirche. — Von da begeben wir uns zur Göthe-Schiller-Gruppe, modellirt von Rietschel. Beide Dichter-

fürsten stehen auf hohem Postament neben einander aus röthlich glänzendem Erz gegossen; Göthe im Frack, mit dem Stern auf der Brust, Schiller im einfachen langen Ueberrock mit herabwallendem Haar; jener in fester Haltung mit ernstem Selbstbewußtsein und ruhig klarem Blick mitten in das volle Leben hineinschauend, dieser gehobenen Schrittes und voll Feuer, sich selbst vergessend, das Auge gen Himmel gewandt. Göthe legt in traulicher Freundschaft die Linke auf die Schulter des jüngeren Genossen, der eine Rolle hält, während beider Eigenthum der von ihnen gefaßte Lorbeerkranz ist. In der Nähe sieht man Wieland's Haus und mit einem Garten das Ulmann'sche Haus, worin Johanne Schopenhauer lebte. An einer anderen Stelle steht, von Gasser modellirt, die Statue von Wieland in anmuthsvoller Haltung mit feinem geistigen Ausdruck des Antlitzes.*) An der Esplanade bemerken wir das Schillerhaus, einfach mit grünen Jalousien, von der Stadt angekauft und mit einigen Reliquien des Dichters ausgestattet, der hier drei Jahre lang wohnte und auch starb. Das Göthehaus am Frauenplan ist jetzt noch von der Familie des Dichters vermiethet und wird vielleicht von der Stadt angekauft werden. So kommt's, daß den Fremden die Sammlungen noch immer gänzlich vorenthalten und auch die inneren Gemächer leider nur an einem gewissen Tage (Freitags) gezeigt werden. Beim Eintritt begrüßen uns ein paar Statuen. An der Wand der breiten Treppe bemerken wir einen Plan von Rom, an der Decke eine Aurora, neben der Thür die Gruppe von Ildefonso, vor ihr in der Diele ein Salve! Das erste Zimmer zeigt eine kolossale Junobüste und an den Wänden Raphael's Stanzen. Das Gesellschaftszimmer, wo sonst ein Flügel stand, enthält über den Thüren Meyer's mythologische Cartons, hinter einem Vorhang eine Copie der Aldobrandinischen Hochzeit, in einem Schrank die Kupferstichsammlungen. Ein kleines Seitengemach läßt uns einige antike Sachen, als Lampen, Schalen, Broncefiguren und das Bild des Herzogs von Urbino sehen. In anderen Gemächern befinden

*) Die Errichtung eines Denkmals des Großherzogs Karl August steht noch bevor.

sich Handzeichnungen italienischer Meister, feine italienische Töpfergeschirre (Majoliken) mit Malereien und ein Bildniß Hamann's, dann eine Büstensammlung anderer ausgezeichneter Geister. Im Vorgemach des oberen Stockwerkes stehen die Schränke der mineralogischen Sammlung und die große Hausuhr aus dem väterlichen Hause zu Frankfurt, durch den Herzog von Meklenburg-Strelitz erstanden, um mit ihrem Schlag den Dichter in der Frühe seines Geburtstagsmorgens zu überraschen. Man betritt nun das ganz unscheinbare Arbeitszimmer: zwischen den beiden Fenstern ein kleiner Spiegeltisch mit Uhr und Weinglas; in der Mitte ein einfacher ovaler Tisch von Eichenholz mit schlichtem harten Stuhl und daneben ein Korb für's Taschentuch; an der Wand rechts ein langer Tisch von Birnbaumholz mit Stehfächern für Atlanten, Wörter- und Handbücher. Repositorien bewahren geschenkte Dichtungen. Auf einem Stehpult liegt die Originalhandschrift des „Götz" und der römischen Elegien. Eine kleine Büste Napoleons von weißem Glase, welche, gegen das Licht gehalten, in's Bläuliche und Feurige schimmert, war dem Dichter lieb als Erläuterung zu seiner Farbenlehre. An der Thür ist ein Bogen geheftet mit Bemerkungen über die neuere Geschichte, dahinter eine Tabelle für Musik und Geologie. Die Thür an der linken Hand führt in's Schlafgemach: ein kleines einfenstriges Cabinet mit Bett und Lehnstuhl. Da hat der große Mann seinen letzten Odem ausgehaucht mit den Worten: „Mehr Licht!" Göthe starb am 22. März 1832 im 83. Jahre seines Alters. Außer der Bibliothek giebt es andere Gemächer mit verschiedenen Sammlungen von Alterthümern, Münzen, Handzeichnungen 2c. Unter den Geschenken zeichnet sich ein goldener, mit Smaragden verzierter Lorbeerkranz aus, dem Dichter zu seinem 70. Geburtstag von seiner Vaterstadt Frankfurt verehrt. Der zu dem Hause gehörige kleine, zum Theil dunkelschattige Garten hat gegenwärtig ein ziemlich verstörtes Ansehn, sehr gemüthlich aber macht sich von hier aus die in grünem Blätterschmuck gehüllte Hinterfront der Wohnung. — Das Fürstenhaus, einst vom Großherzog Karl August bewohnt, beherbergt manchen kostbaren Schatz der zeichnenden Kunst. So namentlich die mit bunten Kreiden ausgeführten Cartons von Leonardi da Vinci zu seinem Abend-

mahl; dann Einiges von Raphael und Michel Angelo; ferner verschiedene Zeichnungen von A. Dürer, L. Cranach, Rubens, Nic. Poussin, und besonders von Chodowiecki (Blätter des Don Quixote), so wie von Asmus Jacob Carstens und Landschaften von Preller. Die Oelgemälde sind größtentheils Niederländer des 17. Jahrhunderts. Das Kunstcabinet enthält unter Andern eine Sammlung sächsischer Gold- und Silbermünzen. — Neben dem Fürstenhaus befindet sich im sogenannten grünen Schlosse, einem ehemaligen Lustschloß des Herzogs Johann Wilhelm, die Bibliothek mit 143,000 Bänden und vielen Büsten oder Bildnissen merkwürdiger Männer, die einst hier lebten. Außerdem zeigt man Göthe's Hofuniform und Schlafrock, Gustav Adolph's Koller, Luther's Chormantel u. A. m. — Das nach einem Brande 1803 vollendete großherzogliche Residenzschloß hat seine schönen Decorationen theilweis von Schinkel erhalten. Uns interessirt zuvörderst das Bernhardzimmer, dessen Wandfüllung aus Cedernholz besteht, die Nischen aus Mahagoni, die Pilaster aus Ahorn, die Rippen mit den Blumen aus Orangeholz. In einer Nische steht die Rüstung des aus dem dreißigjährigen Kriege bekannten Feldherrn, in einer andern die Büste Bernhard's, in einer dritten die seines Bruders Wilhelm. Das Schillerzimmer enthält die Marmorbüste des Dichters von Wagner und herrliche Fresken: Scenen aus seinen Poesien von B. Neher. Die Broncethüren zur Göthegalerie (ebenfalls von Neher) sind mit Reliefs geziert, welche sich auf das Künstlerleben beziehen. Das Wielandszimmer malte Preller, das Herderzimmer Jäger, alle mit bezüglichen Scenen aus den Hauptdichtungen geschmückt (Tr. 15 Sgr., gesellschaftlich 1 Thlr.). An das Schloß schließt sich ein angenehmer Park, wo Göthe's bescheidene Gartenwohnung, „das römische Haus", ein gothischer Salon, ein Stern aus Laub. Das Theater ward 1825, das Rathhaus 1841 neu gebaut. Letzterem gegenüber steht das Haus Lukas Cranach's, über dem Thor mit der bekannten geflügelten Schlange, jetzt dem Buchhändler Hoffmann gehörig. Erwähnung verdient besonders noch das von Bertuch begründete Landes-Industrie-Comptoir mit dem geographischen Institut. Auf dem neuen großen Friedhof birgt die Vorhalle der Fürstengruft Schil-

ler's und Göthe's, so wie des Großherzogs Karl August's irdische Reste. Nicht weit von dieser Gruft schläft der berühmte Schauspieler P. A. Wolff, der Componist Hummel und der Satyriker Johannes Falk, Stifter des ersten Rettungshauses hieselbst. Auf dem ehemaligen Friedhofe bei der Jakobskirche (nach dem Bahnhof zu) ruht unter Andern der Märchenfreund Musäus und Lukas Cranach. Außerdem lebten hier der Bildhauer Friedrich Tieck, die Musikvirtuosen Ernst Wilhelm Wolf, Lobe, Götze und gegenwärtig Franz Lißt. — Unmittelbar über der Stadt erblickt man vom Bahnhof aus zur Linken den palastartigen neuen Kasernenbau. Am Ausgange des Parkes liegt das Dorf Oberweimar mit einer großen Oekonomie an der Ilm, über welche eine Kettenbrücke geht. Eine Allee, die eine halbe Stunde lang, führt nach dem Lustschloß Belvedere, der fürstlichen Sommerresidenz mit Park, Palmenhaus und Gewächshäusern, auf einer Höhe gelegen. Drei Viertelstunden östlich von der Stadt liegt das Dorf Tieffurt mit herzoglichem Schloß und reizenden Anlagen, anderthalb Stunden nördlich auf dem schön bewaldeten Ettersberg das 1706 erbaute Jagdschloß Ettersburg, Sommerresidenz des Erbgroßherzogs. An beide Schlösser knüpfen sich aus Karl August's Zeit die Erinnerungen eines idyllischen Hoflebens. Bei Buchfarth ist das sogenannte Grafenschloß mit seinen in den Fels gehauenen Räumen, wohin man nur mittelst Leitern gelangt.

In einer halben Stunde fliegt die Locomotive von Weimar nach Erfurt (32,000 E.), indem sie uns über Stadtgräben und Brücken, so wie unter dem Festungswall durch einen kurzen Tunnel führt. Die Sage berichtet, daß die Stadt schon im Beginn des 5. Jahrhunderts als Erpesford von einem gewissen Erpes gegründet sei. Bonifacius soll an der Stelle des heutigen Domes zuerst das Kreuz aufgepflanzt haben. Das von ihm hier 740 errichtete Bisthum ging bald wieder ein. Karl der Große verlieh der Stadt 805 die Stapelgerechtigkeit. Der Waidbau und Handel wurde ihr eine besonders reiche Nahrungsquelle. Ludwig der Deutsche hielt hier 852 einen Reichstag, Kaiser Heinrich I. 932 eine Kirchenversammlung. Im 13. Jahrhundert stieg die Einwohnerzahl bis auf 60,000 und Erfurt,

damals Mitglied der Hansa, erwarb fast die Rechte einer freien Reichsstadt, behauptete auch eine gewisse Unabhängigkeit, obgleich der Kurfürst von Mainz die Oberhoheit beanspruchte, die aber erst 1664 mit Hülfe von Reichsexecutionstruppen vollständig in's Werk gesetzt werden konnte. Die 1378 gestiftete Universität kam während des 15. Jahrhunderts zu großer Blüthe und wurde 1816 aufgehoben. Als Ueberrest derselben verblieb noch die jetzt königliche Akademie der Wissenschaften, an deren Spitze bis 1837 der berühmte Chemiker Trommsdorf stand, ferner eine Bibliothek von 40,000 Bänden und tausend Handschriften, so wie der große botanische Garten. Luther studirte hier, und man zeigt noch die Zelle des Augustinerklosters, die er von 1505 bis 12 bewohnte. Seit 1820 wurde daselbst das Martinsstift für verwahrlos'te Kinder eingerichtet. Die mit Beifall aufgenommene Reformation veranlaßte heftige Reibungen zwischen der katholischen Geistlichkeit und Bürgerschaft. Im Bauernkriege wurden Kirchen und Klöster geplündert. Die silbernen Domsärge des heiligen Eoban und Adolar rettete der Rath, ließ jedoch nachher daraus die sogenannten Sarggroschen mit Todtenkopf und gekreuzten Knochen prägen. Viel Leiden brachte der dreißigjährige und siebenjährige Krieg. Im Frieden zu Luneville (1802) kam die befestigte Stadt an Preußen, nach der Schlacht bei Jena an Frankreich. Im Jahr 1808 fand hier ein mit vielen glänzenden Festlichkeiten verbundener Congreß der beiden Kaiser Napoleon und Alexander von Rußland, so wie vieler anderer gekrönter und ungekrönter Häupter statt. Im Jahre 1814 ergab sich die französische Besatzung auf dem Petersberge an Preußen, und seitdem wurde der Platz durch verstärkte Befestigungen zu einer Festung ersten Ranges erhoben. Die Hauptbollwerke sind die Citadellen der Petersberg (740 F. hoch) und die Cyriaksburg (800 F.), beide vormals Klöster. In der Augustinerkirche tagte 1850 das für die Staatenunion berufene Parlament. Unter den 17 Kirchen (9 evangelische und 8 katholische) ist am merkwürdigsten der Dom. Man steigt dahin auf 48 Stufen von dem daran grenzenden großen Friedrich-Wilhelmsplatz, sonst vor den Graden (ad gradus) genannt, und von da aus macht das alte gothische Gebäude, an dessen äußerer Restauration noch

fortwährend gearbeitet wird, auch den würdigsten Eindruck. Bonifacius soll daselbst 752 eine wahrscheinlich nur hölzerne Kirche Unserer lieben Frau errichtet haben. Seit 1153 wurde diese nach und nach in einen großartigen steinernen Bau verwandelt. Der schöne Kreuzgang stammt aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts. Der prachtvolle Chor wurde 1349 bis 53, das Langhaus um die Mitte des 15. Jahrhunderts gebaut. Das Mittelschiff des letzteren ist übrigens schmaler als der Chor und selbst als jedes der beiden Seitenschiffe. Die große Glocke, Maria gloriosa, vom Volk die große Susanne genannt, kam schon 1251 auf den mittelsten der drei Thürme, 300 Centner schwer, mußte aber später in Folge eines großen Brandes (ihren damals, 1472, herabgestürzten Klöpfel sieht man noch jetzt im Thurme liegen) 1497 mit Verlust von 25 Centnern umgegossen werden, so daß sie jetzt nur 275 Centner wiegt. Sie hat 15 Ellen im Umfang, ist 5 Ellen hoch und 6 Zoll dick, wird von 16 Personen in Bewegung gesetzt und ihr 18 Centner schwerer Klöpfel von noch zwei andern Personen zum Anschlagen gebracht. Im Unterbau des Gebäudes befindet sich eine spitzbogige Gruftkirche (Krypta). Der prachtvolle Portalbau stellt sich als mächtige dreiseitige Pyramide dar. Im Nordosten stehen an den zurückweichenden Seitenwänden unter Baldachinen die gut gearbeiteten Statuen der Apostel, von denen jedoch zwei fehlen. Auf der Nordwestseite stehen die Statuen der klugen und thörichten Jungfrauen. Im Innern erfüllt uns mit dem Gefühl des Erhabenen der hochgewölbte, von keinem Pfeiler gestützte Chor, wo die bunte Malerei der Fenster ein magisches Licht verbreitet. Das aus dem ehemaligen Benedictinerkloster hieher gebrachte Steindenkmal des Grafen Ernst III. von Gleichen in der Mitte seiner beiden Gemahlinnen gehört der Mitte des 13. Jahrhunderts an. Der Graf ist eine mächtige Figur (sein Grab im Benedictinerkloster zeigte ein Skelett von sieben Fuß Länge), bartlos und gelockt; seine Brust trägt eine große Rose. Rechts steht die in einen Mantel gehüllte deutsche Gemahlin mit dem Gebetbuch. Die jugendlichere Sarazenin trägt über der Haube einen Ring und auf der Brust eine mit Edelsteinen zusammengesetzte Rose. Beachtungswerth ist vorzüglich ein sehr gelungenes

Broncerelief, die Krönung der Maria, eine Widmung des Domherrn Henning Goden; man will die Modellirung auf Peter Vischer zurückführen, doch entspricht das Ganze seiner Arbeit nicht. Eigenthümlich macht sich ein lichttragender Büßender in Erz aus dem 12. Jahrhundert. Das Schnitzwerk an den Chorstühlen interessirt durch Kunst und Humor, nicht weniger die sehr glänzend gelungene neue Arbeit eines Kronleuchters aus Holz von einem Erfurter Kropp. Die an einem der achteckigen Pfeiler im Schiff angebrachte hübsche Holzkanzel wurde nach Schinkel's Entwurf gefertigt. Der kolossale Christoph an der Südwand stammt aus dem Jahre 1499 und hat in Folge von Uebermalungen schon verschiedene neue Röcke angezogen. Im Kreuzgang bemerkt man an den Schlußsteinen der Gewölbe seltsame Thiergestalten in Laubwerken. — Neben dem Dom steht die mit drei spitzen Thürmen gezierte Severuskirche. Der Thurmbau und Chor entstanden 1273, das nach einem Brande erneuerte Langhaus am Ende des 15. Jahrhunderts. Im Innern ist vor Allem sehenswerth ein prächtiger, wahrscheinlich aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts herrührender Taufstein: ein achteckiges, mit vielem Laubwerk geschmücktes steinernes Becken, überbaut von drei schlanken Pfeilern, die an den Seiten mit Heiligenstatuen geschmückt und durch Spitzbogen verbunden sind. Oben thront Maria als Himmelskönigin und der oberste Baldachin reicht mit seiner Spitze bis an's Gewölbe. Alles, namentlich das feine und zierliche Blätterwerk, zeugt von meisterhafter Vollendung. Auf dem erwähnten Friedrich-Wilhelms-Platz, der seine Geräumigkeit einer Feuersbrunst von 1813 verdankt und zum Exerciren für das zahlreich hier stationirende Militair dient, erinnert ein Obelisk aus Sandstein an die Anwesenheit des Kurfürsten von Mainz Friedrich Karl Joseph im Jahre 1777. Auf dem Fischmarkt steht eine Rolandssäule: ein aus Stein gehauener, geharnischter Ritter mit Standarte und Schwert. In dem ehemaligen Augustinerkloster bewahrt die Lutherszelle mehrere Reliquien des Reformators. Der dort in einem Saale befindliche Todtentanz, aus 56 großen Oelgemälden bestehend, ist vielleicht der jüngste in Deutschland. Den Palast des vormaligen Mainzischen Statthalters bewohnte 1808

Napoleon. In der Mitte der Schlösserstraße zeigt man Doctor Faust's Gäßchen, so eng, daß kaum eine einzelne beleibte Person sich hindurchwindet, nichts desto weniger soll jener berüchtigte Doctor da mit einem zweispännigen Fuder Heu hindurchgefahren sein. Außer dem erwähnten Trommsdorff wurde hier auch der Chemiker Hermbstädt geboren. Auf dem fast die ganze innere Stadt umgürtenden Friedhof schläft unweit des Bahnhofes unter einem Denkmal der preußische Staatsmann Joseph von Radowitz. Die Gera durchströmt die Stadt in mehreren Armen, und das Wasser wird durch Kanäle fast überall hingeleitet; doch verbreiten diese bei niedrigem Wasser in heißen und trockenen Sommern einen unangenehmen Geruch. Ueberdies wirft man allen möglichen Unrath in die fließenden Gewässer und tröstet sich dann wohl beim Gebrauch des wohlthätigen Elementes mit dem hier gewöhnlichen Sprüchwort: „Wenn das Wasser fließt über zehn Steine, so ist es wieder reine.“ Die kunstvolle Wasserleitung erhielt man durch die früher als Landwirthe hieher berufenen Niederländer. Bei der drei Viertelstunden nordöstlich gelegenen Saline fand man in einer Tiefe von 1159 Fuß ein sieben Fuß mächtiges Steinsalzlager. — Eine gute Uebersicht über die Stadt und ihre Umgebung gewährt der Thurm des Domes. Man erkennt hier, daß Erfurt, dessen Häusermasse eine Ebene bedeckt, als Scheidepunkt des thüringer Ober- und Niederlandes bezeichnet werden kann. Südlich zieht sich das holzreiche, aber kornarme thüringer Waldgebirge hin. Nördlich umschließen die Sondershäuser Berge, unter denen der Brocken sein graues Haupt erhebt, eine unzählige Menge Dörfer, welche die reichsten Kornkammern ausmachen, und ziehen sich östlich bis zur Mündung der Unstrut bei Naumburg hinauf. Ueppige Getreidefelder, Obstgärten und in den Flußthälern die fettesten Wiesengründe wechseln dort ab. In der Nähe erscheinen westwärts die Fortificationen des Petersberges, südwestlich die Cyriaksburg und der Steiger, auf dem die Erfurter gern lustwandeln. Hier ruht das Auge auf einem innerhalb der Mauern fast unbewohnten, aber um so angenehmeren Theil der Stadt. Es sind die Obst- und Gemüsegärten mit ihrer eigenthümlich geleiteten Bewässerung, deren Kanäle, so wie die umbüschte Gera

sich gleich Silberfäden hindurchschlängeln. Am fruchtbarsten ist der sogenannte Dreibrunnen, ein 92 Acker haltender Bezirk, welcher seinen Namen von drei am Fuße des angrenzenden Steigers entspringenden, nie versiegenden Quellen erhielt. Es war dies bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts ein fauler Teich und Sumpf, bis solchen ein Hans Hartgen in Gartenland verwandelte und zum Brunnenkressenbau benutzte, den später um die Mitte des 17. Jahrhunderts der Rathsmeister Chr. Reichardt vollständig ausbildete und welcher noch jetzt jährlich einige tausend Thaler einbringt. Das Dreibrunnenwasser wird nämlich durch die Gärten mittelst 2½ bis 3 Fuß tiefen und 5 bis 15 Fuß breiten Gräben vertheilt. Darin wächst die Brunnenkresse und solch ein Graben heißt Klinger. Man unterscheidet Sommer- und Winterklinger. Letztere frieren in der Nähe der Quellen niemals zu und werden auch während des Winters beschnitten. Die Kressenklinger umsäumen nun hohe mit Obstbäumen bepflanzte Beete von 8 bis 20 Fuß Breite. Diese werden Jähne genannt und liefern, stark gedüngt, den üppigsten Gemüseertrag, so daß sie in einem Jahre hinter einander Salat, vorzüglichen Blumenkohl und Sellerie tragen; auch bestellt man sie mit Kohlrabi, Kohl, Rettig, Spargel, Majoran, Erbsen, Puffbohnen, Gurken ꝛc. Aus dem Wasser der Klinger können die Beete sehr bequem mittelst Gießschaufeln fortwährend begossen werden. Auf diese Weise liefert das besagte Terrain, außer einer großen Menge anderer Gewächse, jährlich an Schock 4 bis 5000 Gurken, 10 bis 12,000 Sellerie, 7000 Kohlrabi, 6000 Porree, 4000 Blumenkohl, 1000 Wirsing, 500 Bachbungen, 40 bis 50,000 Brunnenkresse. Letztere galt früher wegen ihrer flüchtigen Salze als Universalarzenei gegen Lungenleiden, Fieber, Haut- und andere Krankheiten; jetzt reicht sie ihren Verehrern wenigstens einen sehr gesunden Salat dar. Im Jahre 1808 wurde sie von Franzosen in die Gegend von Paris verpflanzt und soll da ganz wohl gedeihen. Im Umkreis einer halben Stunde sieht man rings um Erfurt sorgfältig angebaute Mohn-, Bohnen-, Kümmel- und Runkelrübenfelder. Zum Behuf des Handels mit Blumen und Blumensamen zieht man hier 4 bis 500 verschiedene Sorten Georginen, 600 Sorten von Topf- und Landrosen,

700 Sorten von Cacteen. Man zählt 120 Gemüsegärtner und 13 Handelsgärtner, von denen einer allein jährlich hundert Pfund Levkoyensamen verkauft und zu dem Ende diese Blumen in 8000 Töpfen zieht. Als berühmt erwähnen wir außerdem noch die Schuhfabriken, namentlich für Damen, sowohl von Leder, als Zeugen. Die Nudeln und Graupen sollen an Güte mit den Nürnbergern wetteifern. Seltsam machen sich Jungens mit Fäden, an denen sie Froschkeulen zum Verkauf für Liebhaber aufgereiht haben. — Die Bevölkerung bildet eine Uebergangsmischung vom cultivirten Sachsen bis zum ehrlichen Thüringer, Im Uebrigen ist der vorwaltende Charakter der einer Beamten- und Militärstadt, wo Pensionäre aller Grade gern ihre letzten Tage zubringen. Von einem solchen alten Herrn erzählt man sich folgende Bemerkung: „Bin ich doch gestern durch Weimar gekommen und habe das Begräbniß eines alten Scribax mit angesehen. Weiß Gott, wenn ein preußischer Stabsofficier stirbt, wird nicht halb so viel Wesens davon gemacht. Der Mensch hieß Göthe, wie man mir sagte." —

Wir verlassen Erfurt. Hinter der Station Hochstedt erscheinen links auf abgesonderten Bergen die drei Gleichen oder Stammburgen der Grafen von Gleichen: Mühlberg, Burg Gleichen und Wachsenburg, letztere noch bewohnt, die ersteren Ruinen. Die nächste Station ist bei der industriellen Herrhnutercolonie Neudietendorf an der Apfelstedt. Nachdem wir darauf am Seeberg mit seiner berühmten von Ernst II. 1787 erbauten Sternwarte vorübergefahren, nähern wir uns der zweiten Residenzstadt des Herzogs von Koburg-Gotha, nächst einer Anhöhe am Leinekanale höchst angenehm gelegen und überragt von dem weithin schauenden Residenzschloß Friedensstein, welches einem terrassirten, 1046 Fuß über den Meeresspiegel sich erhebenden Kalkberg die imposante Krönung verleiht. Die Stadt Gotha (15,000 E.) kommt schon um's Jahr 900 als Dorf vor; sie ist freundlich gebaut und hat vier Vorstädte. Es herrscht hier Fabrik- und Handelsthätigkeit aller Art; in zahlreichen Anstalten und Vereinen pulsirt geistiges Leben. Der Buchhandel findet bedeutende Nahrung, und die geographische Anstalt von Justus Perthes behauptet in Deutschland den ersten Platz. Weit

verbreitet ist auch die Feuer- und Lebensversicherungsbank. Das Gebäude der letzteren, auf einer Höhe gelegen, präsentirt sich dem Fremden vom Bahnhof aus, daneben ein bethürmter Marstall, dann weiterhin zur Rechten das von dem regierenden Fürsten bei seinem hiesigen Aufenthalte bewohnte und im Stil einer italienischen Villa erbaute herzogliche Palais. Dasselbe bewahrt einige vortreffliche Gemälde neuerer Meister (Tr. 15 Sgr.). Dazu gehören „die Auswanderer" von Fischer in Koburg, die „Tigerjagd" vom javanischen Prinzen Raden Sale, der seine Studien in Deutschland machte, dann „der ungläubige Thomas", so wie „Christus und die Ehebrecherin", beide von Schneider in Gotha, endlich das ergreifendste Bild unter allen „Karl IX. in der Bartholomäusnacht" von Gustav Wappers in Brüssel. — Die Augustinerkirche enthält eine große Kreuzigung Christi von Emil Jacobs in Gotha. — Eine Allee führt vorüber an dem in seiner Art ausgezeichneten Orangeriegarten (dem Publicum geöffnet) und dem herzoglichen Lustschloß Friedensthal, nach dem Vorbild des Versailler Schlosses 1701 erbaut und mit Gartenanlagen umgeben. Weiterhin sieht man das Gebäude der Feuerversicherungsbank und das 1837/38 aufgeführte Theater. Wir gelangen nun nach dem Friedensstein, an der Stelle des 1567 zerstörten Grimmensteins im Jahre des westphälischen Friedens 1648 durch Herzog Ernst den Frommen vollendet. Es hat vier Stockwerke und eine Länge von 330 Fuß; die beiden Flügel sind dreistöckig und 270 Fuß lang, die Thürme 141 Fuß hoch. Die innern Räume bergen sehr reichhaltige Sammlungen, welche während des Sommers am Dienstag und Freitag von zehn bis drei Uhr unentgeltlich geöffnet werden (sonst für 1 Thlr.). Die Bibliothek enthält 150,000 Bände und gegen 3000 (namentlich arabische) Handschriften, viele Incunabeln (früheste Drucke) und Prachtwerke. Dazu gehört die älteste Ausgabe der Psalmen, von Johann Faust und Peter Schöffer zu Mainz im Jahre 1457 gedruckt. Das Hauptkunstwerk ist ein Evangelienbuch aus dem Jahre 927 und 973, das Kaiser Otto II. und seine Gemahlin Theophania dem Kloster Echternach schenkten. Die 135 Pergamentblätter sind mit goldener Schrift beschrieben und mit Miniaturbildern verziert. In der Mitte des oberen

Deckels stellt eine eingefügte Elfenbeintafel Christus am Kreuz vor, wo oben in den Ecken ein weinendes Gesicht die Verfinsterung von Sonne und Mond andeutet. Rings umher reihen sich Edelsteine, die durch Perlenschnüre verbunden sind, und dazu kommen acht aus getriebenem Goldblech bestehende Felder, auf denen mehrere Heilige und die von den vier Flüssen des Paradieses begleiteten Evangelisten dargestellt werden. Ein anderes Evangelienbuch aus dem Jahre 1532 wurde mit vielen Bildern in großer Farbenpracht zu München gefertigt. Ein kostbares Brevier vom Jahre 1490 soll sich im Besitz Kaiser Karl's V. befunden haben. Die Münzsammlung gehört zu den bedeutendsten in ganz Europa. Die Gemäldegalerie zählt etwa 850 Stücke. Darunter Fra Angelico da Fiesole: die heilige Jungfrau mit goldener Krone; Domenichino: der reuige Petrus; Guido Reni: Ecce homo, so wie ein Knabe, die Rechte in ein Nest mit zwei Tauben streckend; Michel Angelo da Caravaggio: Kriegsknechte um das Gewand Christi würfelnd; Spagnoletto: St. Jakob von Compostella; Lukas Cranach: Portraits von Melanchthon, Luther und seiner Gemahlin; die sogenante spanische Wand mit 148 eingesetzten Holztafeln, die sehr treffende Darstellungen aus den Evangelien zeigen, wahrscheinlich von einem süddeutschen Meister zur Zeit der Reformation; Rubens: der Liebesgarten; van Dyck: Portrait seiner selbst und seiner ersten Gemahlin; Gerhard Dow: alte Wollespinnerin (kostete 15,000 Thaler); Paul Brill: Felsenlandschaft; Berghem: Landschaften mit Vieh; Paul Potter: weidendes Vieh; Claude Lorrain: Seestück; Philipp Hackert und Christian Reinhard: griechische Landschaften; Bürkel: Tyroler Bauernprügelei; Wilhelm Tischbein: Conradin von Schwaben hört sein Todesurtheil beim Schachspiel mit Friedrich von Baden. Das Kunstcabinet enthält eine Sammlung ägyptischer, etrurischer, römischer und deutscher Alterthümer; dann viele werthvolle geschnittene Steine (darunter einen großen Onyx mit dem Bilde der Ceres, die vor Jupiters Thron den Pluto wegen des Raubes ihrer Tochter anklagt (Nr. 218.), Mosaiken, Elfenbeinwerke, geschnitzte Holzarbeiten (namentlich Adam und Eva Nr. 1. u. 2. und ein Relief mit dem Sündenfall Nr. 36, a.) und Miniaturen. Die ethnographisch-

historische Sammlung umfaßt Kleider, Waffen und Geräthe verschiedener Völker; darunter bemerkt man den mit Staphrit, Türkisen und Rubinen besetzten Säbel, welchen König Johann Sobiesky von Polen bei der Zusammenkunft mit Kaiser Leopold vor Wien 1683 trug. Das Naturaliencabinet zeichnet sich durch seine Vögel und Conchylien aus; das chinesische Cabinet gewährt eine Fülle belehrender Anschauungen in Betreff des himmlischen Reiches der Mitte. — In dem sehr anmuthigen benachbarten Park ruhen auf einer teichumflossenen Insel unter Blumen und einfachen Denksteinen die Gebeine des Herzogs Ernst II. und seiner Söhne; ersterer, ein haushälterischer Vater seines Landes, ohne Sarg und nur in Tücher gehüllt, wie er es verordnet, um damit die Einfachheit seines Lebens zu bezeugen. — Fremde siedeln sich in Gotha gern an, da sie Geist und Gemüth, zumal bei der Nähe des Thüringer Waldes hier leicht befriedigt finden.

Hinter Gotha geht von dem Anhaltepunkt Fröttstedt eine meilenlange Zweigbahn, auf der die Wagen aufwärts von Pferden gezogen werden (herwärts rollen sie großentheils allein), nach dem Städtchen Waltershausen (3200 E.), berühmt durch seine Biere, Cervelatwürste und Spielwaaren; die Marktkirche ist mit trefflichen Deckengemälden geschmückt. Es beginnen hier die Vorberge des Thüringer Waldgebirges. Auf dem Burgberge erscheint stolz das herzogliche Schloß Tenneberg (1263 Fuß hoch, jetzt Sitz eines Justizamtes), wo eine Galerie von Jagdbildern. Weiterhin thürmen sich die Gipfel des Roten- und Datenberges, des Reichendrostes und der Schönen Leite, während über dem Lauchagrund die Spitze des Inselberges emporragt. Rechts vor Eisenach springt der sargähnliche, schroffe Hörselberg (1371 F.) ganz dicht an den Schienenweg heran. Derselbe ist eine Wetterscheide und oft weben meteorische Flammen um seinen kahlen Scheitel. Einst erhoben sich am hellen Tage bei Eisenach drei große Feuer, brannten eine Zeit lang in den Lüften, thaten sich dann zusammen und wieder von einander und fuhren endlich alle drei in den Berg hinein. Er hieß ursprünglich Hör-Seelenberg, weil man bei einer Felskluft unter dem Gipfelhorn neben dem Geräusch unterirdischer Wasserfälle und Windsgeheul auch

seltsame grauenhafte Töne gehört hat, und das war das Geschrei der in das Innere gebannten Seelen. Zu den Verwünschten gehört auch ein heidnisches Weib. Die erscheint den Leuten voller Huld und lockt sie in den Berg mit buhlerischem Liebeszauber. Deshalb hat man sie Hulda oder Frau Holle genannt; es ist aber keine andere, als Frau Venus, in den Berg gebannt zu scheinbarer Freude und doch zu ewiger Pein; denn in den kältesten Winternächten muß sie als Schreck- und Schauerholle mit all ihrer Buhl- und Genossenschaft in gräulicher Larvengestalt über Berge und Wälder hinjagen, mit Hallo und Hussa und dem ganzen Höllenlärm des wüthenden Heeres. Vor demselben schreitet ein Greis am weißen Stabe, der heißt die Leute aus dem Wege gehen, daß sie nicht Schaden leiden. Den hat man den treuen Eckart genannt, und von ihm geht der Glaube, daß, wenn das wilde Heer nicht zieht, er dann als Engel Gottes in Menschengestalt außen an der Höhle sitzt und Jedermann warnt, hineinzugehen. Einstmals ließ sich aber dennoch ein wandernder Minnesänger, der Ritter Tannhäuser, von dem winkenden wunderholden Frauensbilde bethören, so daß er in den Berg ging und ein ganzes Jahr bei der Frau Venus blieb. Da überfiel ihn die Reue. In seinem Schmerz schrie er die Jungfrau Maria an, ihm von diesem Weibe zu helfen, und so gelang es ihm, aus dem Berge zu entkommen. Darauf ging er nach Rom zu Papst Urban IV. und beichtete ihm Alles. Der Papst aber hielt in seiner Hand den hohen Stab mit dem Doppelkreuze und sprach: „So wenig der dürre Stab hier grünt, kommst du, der bei des Teufels Hulde war, zu Gottes Hulde.“ Ob dieses harten Spruches gerieth der Tannhäuser in Verzweiflung und verwünschte sich wieder in den Hörselberg zur Frau Venus. Die stand schon da und lachte hell auf und riß ihn mit sich in die Höhle hinab. Aber am dritten Tage darnach hub des Papstes Stab an zu grünen. Sogleich schickte er Boten aus, den Tannhäuser zu suchen; es war Alles umsonst, und deshalb ist Papst Urban IV. auch selbst mit in die Verdammniß gefallen, zumal er mit einem Weibe aus dem Bisthum Lüttich in sonderlicher Freundschaft gestanden.

Bei Eisenach mündet die Werra-Bahn in ihre thüringische Schwester. Sie zweigt sich bei Lichtenfels von der baierischen Hauptbahn ab und verfolgt dann ihr Ziel über Koburg, Hildburghausen, Meiningen, Wahungen und Salzungen. — Koburg (10,500 E.), wird zuerst 1057 genannt und ist jetzt die eigentliche Haupt- und Residenzstadt des Herzogthums Koburg-Gotha. Sie liegt in romantischer Gegend am linken Ufer der wiesenumgrünten Itz, die hier durch den Zusammenfluß der Lauter und Wohlbach gebildet wird. Die Wallgräben sind in Promenaden verwandelt. Die Moritzkirche enthält ein mächtiges, unendlich reich verziertes Alabaster-Monument des Herzogs Johann, Friedrich des Mittleren und seiner Gemahlin, die nebst ihren Kindern lebensgroß und in betender Stellung darauf abgebildet sind, (vom Jahre 1598). In dem von Heideloff mittelalterlich erbauten Residenzschloß, Ehrenburg genannt, giebt es eine Sammlung neuerer Gemälde und den Riesensaal, auf dem Schloßplatz aber die wohlgelungene Bronzestatue des väterlichen Herzogs Ernst I. († 1844) von Schwanthaler zu beschauen. Das Zeughaus bewahrt eine Bibliothek von 50,000 Bänden. Die Stadtbewohner beschäftigen sich meistens mit Fabrikarbeiten und erfreuen sich schmackhafter Bratwürste. Der benachbarte Vergnügungsort Neuseß ist Sommeraufenthalt des Dichters Friedrich Rückert, auch schläft dort unter einer Spitzsäule der gemüthliche Schriftsteller Moritz August von Thümmel. Die herzoglichen Lustschlösser Rosenau (wo die Königin Victoria 1845 verweilte) und Callenberg, so wie das Sommerpalais des Herzogs Ernst von Würtemberg locken durch reizende Lage, Park und Thiergarten. Parkartige Anlagen begleiten uns auch hinauf zu der die Stadt beherrschenden Veste Koburg, „die fränkische Leuchte" genannt, auf einer Kuppe des Bausenberges 1430 (n. A. 1497) Fuß über das Meer und 907 Fuß über den Spiegel der Itz sich erhebend, eins der umfassendsten und interessantesten Ueberbleibsel aus dem Mittelalter. In frühester Zeit mochte die Veste zum Schutz gegen die Sorben angelegt und im Besitz der fränkischen Herzöge gewesen sein. Im Jahre 1057 kam sie unter das Erzstift Cöln. Später wechselten die Herrn, und in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts resi-

dirten hier die mächtigen Grafen von Henneberg. Seit 1353 ging Burg, Stadt und Land an das fürstliche Haus Sachsen über. Die sächsischen Herzöge und Kurfürsten stellten von hier aus häufig große Jagden an. Während der Abfassung der Augsburgischen Confession hielt sich Luther in dieser Veste sechs Monate lang auf. Im dreißigjährigen Krieg wurde dieselbe 1632 gegen Wallenstein tapfer vertheidigt, jedoch 1635 von den Kaiserlichen eingenommen und hatte seitdem nur eine kleine Besatzung, die jetzt aus einer Invaliden=Compagnie besteht. Ein Theil der Gebäude dient zu einer Correctionsanstalt; ein anderer Theil, der sogenannte Fürstenbau, ist seit 1838 unter Heideloffs Leitung restaurirt, auch im Innern mit Malereien und alterthümlichen Merkwürdigkeiten ausgeschmückt. Von dem Hofe aus, wo in der Mitte ein großer, an 200 Fuß tiefer Brunnen, schreiten wir zuvörderst nach einer offenen Gallerie des Fürstenhauses hinauf und betrachten ein Frescobild von Heinrich Schneider, welches den feierlichen, nach der Sitte und im Costüm der damaligen Zeit gemalten Einzug des Herzogs Casimir († 1633) in die Veste vorstellt. Ein anderes Frescobild desselben Meisters im Innern bringt die ergötzliche Scene, wo einst zwei auf der Veste gehaltene Bären aus ihrem Behältniß herausbrachen und die im Speisesaal gerade tafelnden Herrschaften überfielen. Der Maler hat dem Bilde folgende Inschrift beigegeben: „Dem Männlein in der Ecke dort woll'n wir das Leben lassen; mit Leuten, die sich fürchten, thun wir uns nicht befassen. Schau lieber doch die schöne Dame hier, die träget höhern Muth. Seyn wir galant, Herr Bruder! Wie schmecket der Confect und auch die Kirschen gut.“ Aus dem Fenster zur Seite blickt man zu dem Bärenzwinger hinab, wo noch jetzt zwei lebendige Bären hausen. Im Banketsaal hängen in Oel, größtentheils von Heinrich Schneider gemalt die Helden des dreißigjährigen Krieges. Das Rosenzimmer giebt Scenen aus dem häuslichen Leben der Ritter und die Glasmalereien der Fenster enthalten die von Kellner gefertigten 24 Wappen der verschiedenen sächsischen Provinzen, jedes mit einem Reimspruch, z. B. „Pfalz Thüringen wohl führt zur Stund — Ein güldnen Aar auf schwarzem Grund, — Der Adler steigt gen Himmel auf — Darnach auch

richte deinen Lauf.“ Im Marienzimmer bemerken wir an den Wänden trefflich gearbeitete Holzreliefs (wahrscheinlich aus den Jahren 1510 bis 20), welche den Lebenslauf der Maria darstellen. Im großen Rüst- und Waffensaal ist unter Anderm enthalten: die Turnierrüstung Bernhards von Weimar, das sogenannte Kurfürstenschwert, das Schwert Arnold's von Winkelried, Hofers Büchse, ein Marterinstrument „die eiserne Birne“, als künstliche Maulsperre gebraucht, und ein wahrscheinlich hussitischer Holzschild mit dem Bilde des heiligen Georg und des Lindwurms, so wie einer gekrönten betenden Jungfrau und der altböhmischen Inschrift: „O du heiliger Georg, laß mich siegen. Stärke mich im Kampfe gegen meine Feinde. Wenn auch bedeckt mit Wunden; nur laß mich siegen! Amen.“ Merkwürdig sind auch drei fürstliche Brautwagen, reich verziert und vergoldet, aus dem 16. Jahrhundert. Unter den Geschützen stellt die aus dem schmalkaldischen Kriege stammende sogenannte Papstkanone den Papst dar als Satan mit der Bischofsmütze. Die Flacianer- oder Lutherkanone wurde 1570 gegossen als Demonstration gegen die fanatischen Anhänger des Professors Matthias Flacius, der behauptete, die Erbsünde gehöre zum Wesen der menschlichen Natur. Abgebildet ist auf dem Geschütz der Ehrgeiz, welcher, in die Trompete stoßend und mit der einen Hand eine Bischofsmütze erhebend, einem flacianischen Theologen voranschreitet; doch diesem bläs't Satan mittelst eines Blasebalges in die Ohren: „Die Flacianer und Zeloten — Sind des Teufels Vorboten.“ Außerdem hat man noch eine Sammlung besonders türkischer Waffen des in den Türkenkriegen mit Ruhm bedeckten kaiserlichen Feldmarschalls Prinzen Friedrich Josias von Koburg. Die sogenannte Hornstube zeigt uns kunstvolle Jagdstücke in kunstvollen Holzmosaiken. An einer Treppe bemerkt man das Bildniß eines Ritters mit langem geflochtenen Bart, der in einem Zweikampf mit einem Spanier um die Hand eines Hoffräuleins siegte, da nämlich Kaiser Maximilian II. dem die schöne Braut zugesagt hatte, welcher den Andern in einen Sack stecken würde. Es bleiben uns nun noch zwei Gemächer übrig, nämlich das Lutherzimmer und die Lutherstube. Ersteres ist mit den Portraits von Glaubenshelden aus der Rerformationszeit ausgestattet. In

der Glasmalerei der Fenster leuchtet zweimal Luthers Wappen, ein kreuztragendes Herz inmitten einer Rose, mit den Unterschriften: 1. „Des Christenherz auf Rosen geht — Wenn's mitten unterm Kreuze steht.“ 2. „Nebst dem Kreuz auch eine Rose ist Lutheri Wappenschild — Diese zeigt die Lust des Himmels, jenes ist des Joches Bild.“ Die einfache, mittelst ihrer blinden runden Fensterscheiben nur matt erhellte, mit einer Büste ausgestattete Lutherstube war der Aufenthalt des Reformators vom April bis zu Anfang des October 1530. Hier in der damals sehr starken Veste, soll er sein Lied: „Ein' feste Burg“ gedichtet haben. Er arbeitete hier wacker und beendete während der sechs Sommermonate nicht weniger denn 26 Schriften, obgleich er in Folge heftig brausenden Unwetters an Ohrenbrausen und einem rheumatischen Halsübel litt, so daß er, wie einst auf der Wartburg, Anfechtungen des bösen Feindes zu erfahren glaubte und an Melanchthon schrieb, die Veste Koburg sei ein „Schloß, das voll Teufel ist, aber da auch Christus herrschet mitten unter seinen Feinden.“ Damals mochte noch Vieles herüberklingen aus den oft so blutigen Wirren des Mittelalters, und damals mochte auch der wandelnde Mönch vielleicht noch mehr der Geschichte, als der Sage angehören. Letztere erzählt von demselben Folgendes: „Graf Hermann von Henneberg lag einst in Fehde mit dem Bischof von Bamberg, weil dieser dem Mörder seines Vaters ein Asyl gönnte. In einem Gefecht nahm der Graf nun zwölf Junker gefangen und sandte sie auf seine Veste Koburg. Die Gefangenen wurden dort nicht allzustreng gehalten und trieben oft im Burgsaal allerhand Kurzweil. Bei einer solchen Gelegenheit geschah's einmal, daß der Burgpfaff Malchus, ein finsterer Mönch, die offene Stiege herab in den Hof schreiten wollte, allein er glitt aus und fiel der Länge nach auf die Erde. Darüber schlugen die Junker ein helles und anhaltendes Gelächter auf, was den Pfaffen sehr verdroß. Er hob sich zornig von dannen und verklagte die Junker bei dem Burgherrn, indem er sagte, unter ihnen sei auch der Mörder von des Grafen Vater. Da befahl Graf Hermann in seinem Zorn, um Mitternacht sollten so viel Häupter der Junker durch's Schwert fallen, als der Thurmwächter auf dem Stadtthurm Stunden ab-

blasen würde, und der Thürmer erhielt noch dazu den Befehl, zwölfmal in sein Horn zu stoßen. Das erfuhr die Gräfin, eine milde fromme Frau, betrübte sich darüber sehr, und hätte die Junker gern gerettet. Sie bat ihren Gatten um deren Leben, und ihre Bitte besänftigte den strengen Herrn insoweit, daß er bestimmte, nur einer, und zwar der Mörder seines Vaters, sollte den Henkertod sterben. Die weiche Gräfin wollte aber auch dies hindern, ließ den Thürmer rufen, und ihn in ein Gemach schließen, daß er das Todeszeichen nicht gebe. Aber der böse Mönch war im Nebenzimmer und hörte Alles mit an. Da es nun nicht mehr weit von Mitternacht war, so wurden die Junker mit Fackeln zum Richtplatz geführt, um sie mindestens die Angst vor dem Tode empfinden zu lassen. Indeß empfing der Thürmer in seinem Verschluß eine Kanne Wein durch die Gräfin, die ganz heitern Muthes war. Da schlug es auf der großen Glocke des Moritzthurmes zwölf, und nach dem zwölften Schlag tönte schaurig das Horn vom Thurme, und zwölfmal rief es, und auf jeden Ruf sank ein Haupt. Die Gräfin erschrak zum Tode, und der Thürmer wußte nicht, wie das zuging. Und auch der Graf erschrak heftiglich, denn er wollte nicht mehr der Jünglinge Tod und sandte Reiter nach der Richtstatt, Einspruch zu thun und Gnade zu rufen; aber es war zu spät. Jetzt stieg der Graf selbst auf den Thurm, fand allda den Mönch Malchus, der noch des Thurmes Horn in Händen hielt, und auf die Brüstung des Umganges gelehnt, frohlockend rief: „So ihr Buben, nun werdet ihr meiner nimmer spotten!“ Da ergrimmte der Graf und schleuderte ihn mit gewaltigem Arm über die Brustwehr hinab in die Tiefe, daß sein Leichnam zerschellte. Seitdem stößt immerdar, wenn diese Nacht wiederkehrt, nicht der Thürmer, sondern der Mönch, der keine Ruhe fand, in das Wächterhorn, und sein irrer Schatten wandelt klagend um in den öden alten Mauern der Veste Koburg. — Von der hohen Bastei aus genießt man bei heiterem Himmel einer weiten Fernsicht. Im Osten zeigt sich das Fichtelgebirge mit dem Schneeberg (3337 F.) und Ochsenkopf (3134 F.), südlich die Stadt Koburg mit dem Itzgrund und der Staffelberg mit seiner Wallfahrtscapelle, westlich Neuseß, das Palais des Prinzen

Ernst von Würtemberg, das Schloß Callenberg, die Ruine Strauf, die beiden imposanten Gleichberge (2241 und 2116 F. hoch), im Hintergrunde die hohe Röhn mit dem Kreuzberge (2996 F.), nördlich der Beerberg mit dem Rainsteig, das Schloß Rosenau, Neustadt an der Haide, Sonneberg, Oelslau mit seiner Märmelmühle und im Hintergrunde der Thüringer Wald. Meinerseits konnte ich die einzelnen Lettern dieses Panorama's im Buche der Natur nur sehr unvollkommen entziffern, da die ganze Atmosphäre ringsum in räucherigen Dunst eingehüllt war. Nichts desto weniger wurde mir von oben ein erhebendes Schauspiel zu Theil. Die Sonne ging unter, wie eine große dunkelrothe Pionie erscheinend; gegenüber aber stand am Gebirg eine Wetterwolke, aus deren tief schwarzem Dunkel von Zeit zu Zeit einzelne Zickzack-Blitze, wie eine Offenbarung aus geheimnißvollem Heiligthum, mit nachrollendem Donner fuhren. Hier die Wetterwolke, ein Symbol der verhüllten, nie ganz enträthselten Majestät des Schöpfers; dort die Sonne, ein Symbol der ewigen Liebe, die sich selbst bei der Trübung nicht verläugnet. Bald erhob sich in den Lüften ein furchtbares Sausen und Brausen, wie wenn ein Heer finsterer Geister zum Kampf der Elemente losgelassen wäre. Nur mit Mühe konnte ich die Stadt erreichen, um der Sündfluth, die aus den berstenden Wolken niederstürzte, noch eben zu entrinnen. Es entlud sich ein äußerst schweres Gewitter, welches einen vierundzwänzigstündigen Regen zur Folge hatte. Dieser lehrte mich, als ich nachher mit der Post weiter fuhr, die den Fortschritten der Zeit noch weit nachhinkende fürstlich Thurn und Taxische Verwaltung kennen, sofern ich später entdecken mußte, daß mein lederner Reisekoffer wegen mangelhafter Bedeckung vom Regen theilweis durchnäßt war und auf diese Weise mir feinere Wäsche verdarb.

Bei Hildburghausen (4400 E.) kommt man in's Werrathal. Die vormalige Residenzstadt mußte ihren Glanz nach dem Erlöschen der Gothaer Linie an Meiningen abgeben. Sie ist am bekanntesten durch das großartige Bibliographische Institut von J. Meyer. Die Sage leitet ihren Ursprung her von einer Villa, die der fränkische König Childebert, Chlodowig's Sohn, daselbst angelegt. Zeitweilig gehörte sie den Grafen von Henne-

berg. Ein schöner „Irrgarten“ umschließt das 1685 bis 95 erbaute Schloß. Die Neustadt entstand durch französische Emigranten. Anderthalb Meilen westlich davon liegt Römhild (1700 E.), einst Residenz der 1710 ausgestorbenen Henneberger Grafen der sächsischen Linie, wo die 1450 bis 70 im edelsten Stil der spätgothischen Zeit aufgeführte Stiftskirche zwei vom Nürnberger Peter Vischer kunstvoll gegossene bronzene Sarkophage der gräflichen Familie bewahrt. — Das Städtchen Themar (1500 E.) fabricirt Papier und Märmeln. Die Werra drängt sich hier bei den Ruinen der uralten Osterburg durch das sogenannte „Nadelöhr“. Oestlich und nördlich davon zieht sich eine preußische Enclave hin mit den Fabrikstädten Schleusingen und Suhl. Schleusingen (3300 E.), im Thal der Schleuse, war schon im 9. Jahrhundert ansehnlich. In der alten Kirche schlummern die berühmtesten Henneberger. Ein dortiger Fürstencongreß des Jahres 1632 raubte dem pfälzischen Böhmenkönig Friedrich V. die Kurwürde und gab sie an Maximilian von Baiern. In einem stattlichen Curhaus werden Fichtennadeldampfbäder gereicht. Suhl (9000 E.) in einem romantischen Thale zum Theil an steilen Abhängen erbaut, und ein Lieblingsaufenthalt Kaiser Otto's I., von dessen Burg noch Spuren vorhanden sind, war vom 14. bis Ende des 16. Jahrhunders die bedeutendste Rüst- und Gewehrkammer nicht nur Deutschlands, sondern Europa's; überall hin versandte man Rüstungen, Schwerter, Hakenbüchsen und Musketen. Jetzt fertigt man vorzüglich feine Jagd- und Luxusgewehre, aber auch in großer Menge Infanterieflinten, Cavaleriecarabiner, Pistolen, Säbel, Hirschfänger 2c. Von der Plattform des jäh über der Stadt hängenden Porphyrfelsens Ottilienstein (1660 F.) hat man eine reizende Aussicht. — Meiningen (6500 E.), freundliche Haupt- und Residenzstadt in einem engen Wiesenthal der Werra, ist als die Pforte von Franken zu betrachten. Der englische herzogliche Garten mit seinen Palais, Baumgruppen und Teichen gehört zu den schönsten in ganz Deutschland. Das Schloß enthält eine Bibliothek von 30,000 Bänden nebst einer kleinen Gemäldesammlung, so wie das Gesammtarchiv der vormaligen hennebergischen Grafschaft, deren Stammburg seit dem Bauernkriege in Trümmern

liegt, zwei Stunden südwestlich von Meiningen. — Einen Besuch verlohnt der eine Stunde von hier entfernte, inmitten unter Wiesen neben der Eisenacher Landstraße gelegene Kalkfels Landsberg, wo in der neuen mittelalterigen Burg besonders das Minnesängerzimmer mit hübschen Arabesken und Glasmalereien hervortritt. Die trefflichen Ahnenbilder im Rittersaal rühren von Lindenschmitt her. — Weiter hinunter im lieblichen Werrathal folgt Wasungen (2600 E.), dessen Bewohner linnene und wollene Zeuge weben, Nägel schmieden und vom Tabacksbau leben. Der böse Leumund sagt ihren Vorfahren nach, daß sie eine von Wallendorf herabgetriebene Leiche nur unter der Bedingung hätten beerdigen wollen, daß die Wallendorfer dasselbe thäten, falls ein Todter einmal von Wasungen nach Wallendorf schwimme. Seitdem hat man den Wasungern noch manche derartige scharfsinnig ausgeklügelte Dinge aufgebürdet. Sie sollen jedoch keineswegs den berühmten 1747 und 48 zwischen den Höfen von Meiningen und Gotha geführten „Wasunger Krieg" veranlaßt haben. — Ein paar Stunden nordöstlich von hier liegt am Einfluß der Stille in die Schmalkalde die doppelt ummauerte Stadt Schmalkalden (5600 E.), Hauptort des gleichnamigen Kreises, einer kurhessichen Enclave, mit den Schlössern Wilhelmsburg und Hessenhof, bekannt durch den 1531 von neun protestantischen Fürsten und Grafen und eilf Reichsstädten zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihres Glaubens geschlossenen Schmalkaldischen Bund. In einem Zimmer des Gasthofes zur Krone bewahrt eine Fensterscheibe die eingegrabenen Namen der hohen Herrschaften. Auch wurden hier die Schmalkaldischen Artikel 1537 confirmirt. Das Zimmer, wo Luther unter dem Beirath Melanchthon's, Amsdorf's ꝛc. jene Artikel abfaßte, findet man im alten Schlosse der Henneberger, das Schwanenhaus genannt. Die Einwohner fabriciren alle Arten von Eisenwaaren und Gewehren. Die Zunft der Ahlenschmiede mit hundert Meistern ist die einzige dieser Art in Deutschland. Treffliches Material für die Stahl- und Eisenhämmer liefert der anderthalb Stunden entfernte Stahlberg. Bei dem ebenso industriellen Marktflecken Klein-Schmalkalden und dem Dorfe Seligenthal hat man jüngst Steinkohlen entdeckt. — Endlich erwähnen wir

noch im Werrathal Salzungen (3200 E.), benannt nach den schon 775 betriebenen Salzwerken, deren auch zu Bädern benutzte Soole den stärksten Gehalt in Thüringen, vielleicht in ganz Deutschland hat. Zwei neben den Quellen angelegte artesische Brunnen fördern die Ausbeute. Jährlich bereitet man mehr als 70,000 Centner Kochsalz. Die Salzpfannen sind theils herrschaftlich, theils im Besitz der sogenannten „schönen Bürger". Die auf schroffen Sandsteinfels erbaute Burg wurde schon 1212 von Kaiser Otto IV. und 1295 von Kaiser Adolph von Nassau erobert. Der unterhalb derselben gelegene See zeigt zuweilen merkwürdige Aufwallungen; so namentlich 1755 bei dem Lissaboner Erdbeben. Im Sommer „erblühen" auf seinem Spiegel Alpen- und grünmassige Erd-Gallerte. Während des dreißigjährigen Krieges wurde die reiche „Silberstadt" häufig geplündert. Wallenstein und Tilly hatten ihr Quartier im Schlosse. Hier grenzten einst der fränkische und oberrheinische Kreis; hier fließen noch heute der fränkische, hennebergische und thüringische Dialect zusammen.

Nachdem die Locomotive das Werrathal verlassen, braus't sie über den kolossalen Viaduct des Elldathales, durchschneidet mittelst eines 1200 Fuß langen Tunnels den Hauptrücken des Thüringer Waldes, kommt in Sicht der Wartburg, fliegt dann über mehrere hoch überdämmte und überbrückte Waldthäler, sechzig bis siebenzig Fuß erhaben über die im Grunde hinlaufende Chaussee, und mündet endlich bei Eisenach aus in der Nähe des thüringer Bahnhofes.

In nördlicher Richtung von Eisenach treffen wir auf das Eichsfeld. Eine kreisförmige Linie, von Erfurt aus über Tennstädt, Kindelbrück, Buttelstädt und zurück nach Erfurt gezogen, umschließt nämlich die niedrigste Fläche von ganz Thüringen, gegen welche die ringsum liegenden höheren Flächen terrassenartig abfallen. Den nordwestlichsten Theil dieses Terrassenlandes bildet nun aber das Eichsfeld, an der oberen Unstrut und Leine zwischen Wanfried an der Werra, Mühlhausen, Sondershausen, Duderstadt, Heiligenstadt und Witzenhausen gelegen.

Es ist eine einförmige Hochfläche von 1000 bis 1200 Fuß absoluter Erhebung. Ueber den Scheitel derselben ziehen niedrige Hügelketten von nur einigen hundert Fuß Höhe, welche sich in mehr oder weniger zusammenhängenden Reihen nach Südosten hin durch den inneren Thalkessel Thüringens fortsetzen. Im Nordosten fallen die tief eingeschnittenen Thäler dieses Plateaus steil zur Wipper, im Südwesten sanfter zur Werra ab; im Nordwesten bilden auslaufende Hügelgruppen den Uebergang zu den Wesergebirgen. Das vorherrschende Gestein ist der bunte Sandstein und der Muschelkalk, hie und da auch Keuper. Früher gehörte das Eichsfeld dem Erzbisthum Mainz, dem Bisthum Hildesheim, dem Stift Quedlinburg, der Reichsstadt Mühlhausen, den Landgrafen von Thüringen und zwanzig Grafen, unter denen die Grafen von Gleichen den bedeutendsten Besitz hatten. Im Jahre 1815 kam Duderstadt, Gieboldehausen und Lindau an Hannover, die Kreise Worbis, Mühlhausen und Heiligenstadt an Preußen. Der hannoversche Antheil mit dem Hauptorte Duderstadt (4500 E.) ist am fruchtbarsten und bringt Getreide, Flachs und Taback zur Ausfuhr. Der preußische Antheil hat dagegen einen nur kümmerlichen, meistentheils steinigen Boden und ein rauhes Klima. Die vorherrschend katholische Bevölkerung steht in der Cultur noch sehr zurück; auch haben die vielen Parcellirungen hier eben so nachtheilig eingewirkt, wie in Irland, so daß man diesen Landstrich oft das Hungerfeld genannt hat. Die Industrie beschränkt sich hauptsächlich auf Garn, Zwirn, Linnen-, Wollen- und Kattunweberei. Im Frühling strömen die Bewohner zu Tausenden in die Fremde, um als Musikanten, Wollkämmer, Maurer, Zimmerleute und andere Arbeitsleute ihr Brot zu verdienen.

Die alte Hauptstadt des Eichsfeldes ist **Heiligenstadt** (5200 E.) an der Leine. Die Marienkirche zeigt den frühesten, zierlich einfachen, aber doch schon völlig ausgebildeten gothischen Stil, in welcher Hinsicht die westlichen Thürme und das von ihnen eingeschlossene Portal Interesse erregen. Von der benachbarten Annakapelle sagt der kunstverständige Alexander Müller, daß „der Bau an Zierlichkeit und Reinheit der Gothik schwerlich von irgend einer Kapelle übertroffen werden möchte.“ Die

Einwohner verfertigen Wanduhren und verschiedene Zeuge; auch giebt es Wollspinnereien. — Einen freundlichen, ja in der Ausdehnung von Westen nach Osten selbst großartigen Anblick gewährt die vormalige freie Reichsstadt Mühlhausen (14,000 E.) an der Unstrut. Unter den acht Kirchen fällt am meisten in die Augen die hochgelegene Marienkirche, wahrscheinlich aus dem 14. Jahrhundert stammend: ein eben so edles als zierliches Bauwerk. Das Innere macht mit seinem fünfschiffigen Langhaus einen großartigen Eindruck. Außerdem verdient noch die St. Blasienkirche als früh gothische Schöpfung alle Beachtung. Die bedeutende Gewerbthätigkeit erstreckt sich auf Wolle und Baumwolle, Saffian, Leder, Färbereien. Große Mühlenwerke liegen theils an der Unstrut, theils am Popperöder Wasser. An der reichlich sprudelnden Quelle desselben, dem Popperöder Brunnen, feiert die Mühlhauser Jugend alljährlich ein Brunnenfest. In der Umgegend florirt der Krapp. — Endlich erwähnen wir noch in dem preußischen Antheil des ehemaligen sächsisch-thüringischen Kreises die alte handels- und gewerbthätige Stadt Langensalza (9000 E.) mit beträchtlichen Spinnmaschinen, Seiden-, Halbseiden-, Linnen-, Wollen- und Rübölfabriken. Die Bonifaciuskirche besitzt den höchsten Thurm in Thüringen, die Stephanskirche ein kunstvoll gearbeitetes silbernes Kreuz und ein schönes Gemälde; der berühmte Arzt Hufeland und der Pädagoge Salzmann sind hier geboren. In der fruchtbaren Umgegend baut man Anis, Mohn, Kümmel, Bohnen und Flachs. Hier siegten die Preußen und Engländer am 15. Februar 1761 über die Reichsarmee. Bei dem eine halbe Stunde entfernten Kloster Hohenburg oder Homburg, von dem sich noch Reste auf der Höhe über dem Wirthschaftsgebäude „zum Böhmen" finden, schlug Kaiser Heinrich IV. im Jahre 1075 die Sachsen und Thüringer.

Nachdem wir das Land kennen gelernt, fassen wir noch besonders das Volk der Thüringer in's Auge. Als in der Mitte unseres gemeinsamen Vaterlandes wohnend zwischen den Leuten des sächsischen und fränkischen Stammes, vermittelt das-

selbe die Gegensätze des deutschen Nordens und Südens, sowohl in Betreff der Mundart, als auch des Charakters durch eine bestimmt ausgeprägte Eigenthümlichkeit. Es ist durch und durch deutsch. Der Wuchs ist im Allgemeinen schlank und kräftig, mehr hoch oder doch mittelmäßig, als klein, das Haar blond, das Auge blau mit einem gewissen einförmigen Ausdruck der Zufriedenheit und Selbstlosigkeit. Wie der Dialekt, so sind auch die Gesichtszüge voll und derb. Doch zeichnen sich die Gebirgswälderinnen nicht nur durch frischeres Incarnat, sondern auch durch ein regelmäßiges Oval vor den in's Breite gehenden Gesichtern der Bewohnerinnen des flachen Landes aus; auch findet sich bei ihnen mehr das schwarze Auge. Der Charakter läßt den deutschen Naturmenschen in der vollen Liebenswürdigkeit seiner Geltung hervortreten. Wohl steht die Feinheit der Sitte noch mannigfach zurück; dagegen herrscht aber ein gutmüthiges, offenes ehrliches Wesen vor, verbunden mit Treuherzigkeit und Freundlichkeit, Gefälligkeit und Gastfreiheit. Die nordische Verständigkeit und Gediegenheit einigt sich hier mit der südlichen Gemüthlichkeit und Lebhaftigkeit. Heiterer Frohsinn und frische Lebenslust ist ein Grundzug. Daher die materielle Behaglichkeit und Fülle, welche ihre feste Unterlage haben in dem reich gesegneten Boden. Daher großer Aufwand bei den Gastereien der Bauern, wie es denn nicht selten geschieht, daß zu Hochzeiten ein gemästeter Ochse, sechs bis acht Kälber und ein Dutzend Schafe geschlachtet werden. Aber jene Lebenslust wird auch da in keinem geringeren Grade angetroffen, wo es keine goldenen Auen und von Getreide strotzenden Gefilde giebt. Der Wäldner ist eben so heiter und freudevoll, wie der reichste Bauer des Ackerlandes bei seinem Bier, als dem allgemeinen Lieblingsgetränke oder bei seiner Wurst, als der allgemeinen Lieblingsspeise. Bekannt ist die große Vorliebe für Gesang und Musik, worin es viele Virtuosen giebt. Damit hängt zusammen die bereits erwähnte Liebhaberei der Singevögel, und der zarte Natursinn spiegelt sich ab in der Blumenliebe. Fast um jedes Haus sieht man ein Gärtchen mit blühenden Beeten, fast in jeder Stube Blumen und Vögel; im Walde hängen nicht selten funfzehn oder mehr Vogelbauer an einem Haus. Vor demselben liebt

man eine Ruhebank und Bäume. Die Häuser in den Waldgegenden bestanden früher aus über einander gelegten Baumstämmen; jetzt sind sie meist einstöckig aus Fachwerk aufgeführt. Auf der einen Seite befindet sich die Wohnstube, die Schlafkammer und Küche, auf der andern die Vorrathskammern und der Kuhstall. Das Staatsgemach ist gewöhnlich ein Dachstübchen, über dem Wohnzimmer gelegen und von hier aus durch ein angebrachtes Loch erwärmt. Das Hauptmöbel ist ein großer blank gescheuerter Tisch mit einem Kasten für Messer, Gabeln, das Salzfaß rc. Umher stehen hölzerne Stühle. An der Wand und um den Ofen laufen Bänke herum. Hinter dem mächtigen Ofen befindet sich ein Raum zum Schlafen, „die Hölle", unter dem Ofen ein Verschlag für junges Federvieh, an der Küchenwand ein offener Schrank mit Koch- und Eßgeschirren, an der Fensterwand ein kleiner Spiegel mit dem Kalender, über der Thür die Wochentage mit Kreide angeschrieben. Die Häuser der ackerbauenden Landleute sind gewöhnlich geräumiger, bequemer und oft sehr stattlich eingerichtet. Ihre Wohnörter werden meistens in Ober- und Unterdörfer getheilt. — Die Volkstracht hat manche Eigenthümlichkeiten bewahrt. Im östlichen Theile des Waldes trifft man die Alten noch in kurzen Lederhosen, langen dunkelfarbigen Röcken mit großen blanken oder kameelgarnüberspponnenen Knöpfen, Schnallenschuhen und großem dreieckigen Hut. Die männliche Dorfjugend trägt fast durchweg lange Tuch- oder Sommerzeug-Hosen, nebst Stiefeln, eine grüne oder braune Tuchjacke und eine leichte Tuchmütze, nach Franken hin auch noch die Pelzmütze. Das weibliche Geschlecht trägt schwere Faltenröcke von Tuch- oder Wollenzeuge, dunkelgrün mit hellgrünem Besatz. Die Mieder sind bei den Mädchen bunt, bei den Frauen dunkelfarbig. Ein Hauptstück ist die Haube, deren Läppchen (Fleck) oft Sammet und Seide, echte Gold- und Silberstickerei nebst zahlreichen Bandschleifen zeigt. Nach Franken hin trägt man den Schaubhut, einen großen, haubenartig geformten Strohhut, bei Mädchen mit grünem Band und Rosetten, bei Frauen und in Trauerfällen mit schwarzem Band besetzt. Oft windet man um den Kopf auch nur ein buntseidenes oder anderes Tuch nach Art eines Turbans, dessen Zipfel bis

zum Nacken abfällt. — Zu den vorzüglichsten Festen des Landvolkes gehören außer den Jahrmärkten und dem Vogelschießen die Kirmsen (Kirmessen oder Kirchweihen). Da bilden die lustigsten Burschen eine eigene Brüderschaft mit gemeinschaftlicher Kasse, dingen für die Dauer der Kirmeß (drei bis vier Tage) Musikanten, miethen einen Tanzsaal und pflanzen die mit Kranz und Bändern geschmückten Maien. Außerdem ist die Dorflinde, der meistens ummauerte Gemeindeversammlungsort, nach altem deutschen Brauch der Platz dieser ländlichen Festlust. Feierlich wird der Kirchweihmorgen von den Musikanten eingeblasen. Dann ziehen die Kirmsenburschen mit ihren geschmückten Mädchen paarweise unter Vorantritt von Musik zur Kirmsepredigt nach der Kirche. Aus dieser geht's unter die Linde oder in's Wirthshaus zum Gelag, wo eigene „Platzmeister", welche die Kasse führen, sowohl zur Aufrechthaltung der Ordnung, als auch für die Beschaffung der Bedürfnisse und möglichste Regelung des Tanzes (man liebt besonders den Schleifer, Ländler oder Dreher) nach Kräften sorgen. Einer von ihnen mit weißer Zipfelmütze und vorgebundener weißer Schürze, trägt die hölzerne oder lackirte Bierkanne (thüringisch: „Schleifkanne", hennebergisch „Rätze"). Bei den Gutsbesitzern, Pächtern, Pfarrern, Förstern folgt auf das Kirmsenessen, wobei der Kuchen nie fehlt, zunächst der Kaffee, dann Spiel und Scherz (ein Lieblingsspiel der jungen Welt heißt „der Kirmsenbauer"). Das Landvolk durchzieht an manchen Orten nach der Kirche das ganze Dorf mit Musik, festlich geputzt mit Bändern und Blumen. Die Kirmsenburschen tragen ein auf die Achsel gestecktes, buntseidenes Tuch, das sie von ihren Mädchen erhalten, und aus jedem Haus, wo erwachsene Töchter wohnen, die zu den Kirmsenjungfern gehören, wird Kuchen zum Feste beigesteuert, den man auf einem Schiebkarren voraus und zum Gelage fährt. Auch ziehen wohl die Kirmsenburschen und Mädchen in die Häuser der Honoratioren und tanzen dort einige Reihen.

An manchen Orten ist noch der Hahnenschlag üblich, so wie der Bärentanz, wobei der den Bären Vorstellende in Gerstenstroh gebunden wird und Gaben oder Scherzprügel bekommt. Außerdem giebt's Vermummungen oder Verkleidungen, Ritte und

Wagenzüge nach befreundeten Nachbarorten. So auch wird zum öftern nach einem Hammel geritten, der geschmückt in feierlicher Prozession durch das Dorf geführt, dann unter Musik und Jubel geschlachtet und endlich verzehrt wird. — Unter den localen Festen sei noch erwähnt das Gregoriusfest oder „der Bischof" zu Koburg, ein Lenz- und Jugendfest, wo die Lehrer ihre festlich geschmückten und zum Theil verkleideten Schaaren, die Knaben Pretzeln an Stangen tragend, die Mädchen Blumen im Haar, auf eine mit Zelten und Laubhütten geschmückte Wiese hinausführen. In Groß-Vargula (Kreis Langensalza) wird zu Pfingsten ein junger Bursche als „Graskönig" ganz in grüne Pappelzweige eingehüllt. Dann setzt man ihm einen Kranz auf's Haupt, hebt ihn auf ein Pferd, und so geht der Zug vorwärts. Zwei Reiter mit weißen Stäben und in ihrer Sonntagstracht eröffnen ihn. Darnach folgen, ebenfalls beritten, die Musikanten, und nun kommt der Graskönig, rechts und links von einem Burschen begleitet, welche das Pferd lenken. Vor den Wohnungen der vornehmsten Personen macht man Halt und empfängt die üblichen Geschenke. Endlich geht's nach den sieben Linden auf dem benachbarten Sommerberg. Der König wird vom Pferd gehoben und sein grünes Gewand zerschnitten. Alles fällt über die Zweige her und Jeder sucht einen zu erwischen; denn wenn auch nur ein einziger Zweig in ein Flachsfeld gesteckt wird, da geräth der Flachs und wird lang; so glaubt man. Ein Schmaus mit Musik und Tanz beschließt die Feier. In ähnlicher Weise macht man in Ruhla das „Laubmännchen", anderwärts den „Lättichkönig", welchen man dem Schulzen vorführt, damit er rathe, wer im Laube stecke, und fehlt er, so muß er sich mit Bier lösen. In Eisenach, im Schwarzburgischen und in verschiedenen Thälern feiert die Jugend zu Lätare das schon anderwärts erwähnte „Todaustragen" oder „Sommergewinnen". Im Juni findet zu Mühlhausen das oben angedeutete „Poppenroder Brunnenfest" statt, bei welchem die Geistlichen und die Lehrer mit der Schuljugend, geistliche Lieder singend, zu dem eine halbe Stunde entfernten reichsprudelnden Brunnen ziehen, der in gewerblicher Hinsicht vielfachen Nutzen gewährt und in welchen die Mädchen ihre Kränze und Blumen werfen. In Schmalkalden

dauert die Johannisfeier mit Tanz unter grünen Lauben vom Sonntag vor Johannis bis zum Sonntag nachher. Zu Schweina errichtet die Jugend auf dem Döngelsberg eine Pyramide aus Feldsteinen, zu welcher man am Christabend mit Fackeln unter Gesang von Weihnachtsliedern hinaufzieht und die Fackeln dann auf einen Haufen wirft. Nachdem man unten wieder angelangt ist, wird abermals beim Scheine von Laternen und Grubenlichtern aus dem Gesangbuch gesungen, und die Ortsmusikanten spielen dazu. In Eisfeld an der Werra versammelt man sich am Sonntag nach Neujahr des Nachmittags auf dem Markt, stimmt unter Musikbegleitung das Lied an: „Nun danket Alle Gott", und das Volk ruft dann: „Frau Holle wird verbrannt!" —

An mancherlei Aberglauben wird theils im Scherz, theils im Ernst festgehalten. Am Abend vor der Erscheinung Christi fährt Frau Holle über die Kreuzwege, hält Mitternachts vor den Schmieden, läßt ihren Wagen beschlagen und lohnt reich, wenn der Schmied nichts fordert. An diesem Abend muß der Flachsrocken rein abgesponnen oder frisch gewickelt werden; sonst peinigt Frau Holle die Mädchen oder thut ihnen Etwas in ihren Flachs hinein. Wer am Gründonnerstag Fastenpretzeln ißt, bekommt das ganze Jahr hindurch kein Fieber. Neunerlei grüne Kräuter an diesem Tage gekocht und gegessen, schützt gegen viele Krankheiten; ebenso die drei ersten Schlehen- oder Kornblüthen. Wasser am Ostermorgen vor Sonnenaufgang geschöpft, macht helle Augen; Thau der Osternacht auf Tüchern aufgefangen, verschönert. Auch hier spricht man von dem dreimaligen Hüpfen der Sonne am Ostermorgen und von der Hexenfahrt in der Walpurgisnacht. Am goldenen Sonntag (Trinitatis) und am Johannistage blühen die Glücksblumen; die Sonntagskinder können dann die verzauberten Höhlen mit ihren Schätzen offen stehen sehen. An diesem Tage und an den Marientagen, aber auch zur Erntezeit gehen die Teufelsbündner mit Sicheln an den Beinen durch die Getreidefelder, und von den durchwandelten giebt ihnen dann der Teufel den Zehnten. Im Advent und in den zwölf Nächten nach Weihnachten zieht das wüthende Heer mit der Spinnfrau über Berge und Wälder,

ja selbst durch Häuser, wo in gerader Linie drei Thüren auf einander gehen. Dann hütet man sich vor Schaden, wenn man sich auf die Erde legt oder den Kopf zwischen die Speichen eines Wagenrades steckt. In denselben Zeiten wandern die Gespenster oder Spukedinger, tanzen die Irrwische, flackern die Feuermänner. Außerdem spielen in den Köpfen des Volkes eine Rolle: verzauberte weiße Frauen und Jungfrauen, die der Erlösung harren, Nixen in Flüssen und Seen, Zwerge, Wichtlein, Wichselmänner oder Hükchen; ferner der Alp, Teufels- und Riesenspuren, Riesenfinger, Riesenlöffel, Riesenspielzeug, so wie die wandernden ruhelosen Seelen verstorbener Bösewichter, Geistererscheinungen und dergleichen. Aus dem Hervorbrechen oder Versiegen von Hungerquellen weissagt man wohlfeile oder theuere Zeit. Dem Feuer darf man nicht fluchen; Zigeuner können es besprechen; durch die persönliche Erscheinung von Fürsten und Obrigkeiten, durch Umreiten oder durch einen Tellerwurf wird es gebannt. Wo ein Regenbogen aufsteht, findet man goldene Schüsselchen; wo ein Stern vom Himmel hinfällt, findet man Sternschüsselchen. Schlangenkönig und Schlangenkönigin bewachen Schätze. Störche helfen beim Brand löschen, und wo sie Nester bauen, kehrt Glück ein. Kehrt ein Storch, der auf einem Hause nistet, im Frühling nicht wieder, so brennt es bald ab. Dasselbe sagt man von den Schwalben. Wenn ein Huhn ein Windei legt, so muß man es über das Haus werfen, sonst geht das Haus in Feuer auf. Wer junge Katzen zum Ersäufen wegträgt, verträgt sein Glück. Wer einen Erdspiegel besitzt, kann Alles, was vorgeht und vorgegangen ist, schauen und Diebe entdecken. Ein Dieb muß sterben, wenn man einen Sargnagel in seine Fußspur schlägt. Ein solcher bekommt ein lahmes Bein, wenn man seinen Fußtritt mit Nadeln sticht; er muß an der Auszehrung sterben, wenn man seinen Fußtritt ausschneidet, in ein Säckchen steckt und räuchert. Wer sich eine Hand aufschneidet, in die Oeffnung ein Stückchen von einem Donnerkeil steckt und sie dann zuheilen läßt, der kann mit einer einzigen Ohrfeige den stärksten Mann todt schlagen. Eine Wünschelruthe ist nur wirksam, wenn sie an einem Karfreitag vor Sonnenaufgang mit Wasser aus einem ostwärts fließenden

Bach und mit den drei ersten Versen des ersten Kapitels im Evangelium Johannis getauft wurde. Einen „Ring um Gotteswillen" muß ein Goldschmied, dreimal um Gotteswillen gebeten, umsonst aus drei von drei Schulknaben erbettelten Sechskreuzerstücken fertigen; er darf aber weder Etwas von anderem Metall dazu, noch Etwas davon thun, noch am Geschmolzenen feilen; auch muß der Ring der Person, die ihn bestellt hat, stillschweigend an den Finger gesteckt werden. Ein solcher Ring hilft gegen Gicht. Als probate Mittel gegen eine Menge anderer Uebel gebraucht man verschiedene Zaubersprüche. Die Mundart bildet ein Mittelglied zwischen dem Ober- und Niederdeutschen. Charakteristisch ist, daß man über achthundert unter dem Volk gäng und gäbe Schimpfnamen zählt. Die launige, witzelnde und neckende Rede fehlt nicht leicht in einer Gesellschaft. Das Volkslied wird meistens in einfacher, schwermüthiger Melodie gesungen. Als Probe davon geben wir folgendes Lied:

Jetzt muß ich in Trauern leben.
Sagt mir an, ob ich's verschuldt?
Meinen Geist muß ich aufgeben!
Leiden will ich's in Geduld.

An dem Himmel stehn zwei Sterne,
Leuchten heller als der Mond;
Der eine scheint für mein fein's Liebchen,
Der andre in den grünen Wald.

Spielet auf, ihr Musikanten,
Spielet auf ein Saitenspiel!
Meinem Schätzchen zu Gefallen,
Weil ich von ihr scheiden will.

Rosmarin und Veilchenblätter
Schenk' ich meinem Schatz ein'n Strauß,
Ihr zu Lieb und mir zu Ehren,
Das soll sein der Abschiedsstrauß.

Eilftes Kapitel.

Wir sagen nun dem schönen Thüringen mit seinen Waldungen Lebewohl und eilen auf der Eisenbahn nach Kassel. Es geht zuvörderst im Thale der Hörsel, dann der Werra, die mehrmals überschritten wird. Am linken Ufer derselben erblicken wir die ansehnlichen Ruinen der Brandenburg, im Mittelalter den gleichnamigen Grafen gehörig. Hinter dem Marktflecken Gerstungen (1500 E.), wo sich links in der Ferne das Städtchen Berka (1100 E.) zeigt, betreten wir das

Land der alten Katten. So hießen bekanntlich die ursprünglichen Bewohner der hessischen Länder. Tacitus schildert sie als abgehärtet, gedrungenen Gliederbaues, trotzigen Antlitzes, feurigen Geistes; im Kriege eben so schlau als tapfer, erst nach Erlegung eines Feindes sich den Bart und das Haupthaar scheerend. Der Hauptversammlungsort war der steile Gudensberg (Wodansberg) und das an seinem Fuße liegende Mattium (Groß- und Klein-Maden), das im Jahre 15 n. Chr. von Germanicus bei einem Ueberfalle verbrannt wurde. Aber die Römer vermochten doch nie, hier ihre Herrschaft zu befestigen, sondern sie mußten vielmehr nach blutigen Kämpfen immer wieder hinter den „Pfahlgraben" zurückweichen.*) Um die Mitte des dritten Jahrhunders verliert sich der Name der Katten unter den fränkischen Völkerbund und taucht erst später in veränderter Form wieder auf als „Hessen". Diese wurden zur Zeit der Karolinger durch Grafen regiert. Die mächtigsten von diesen, die Konradinger, gelangen in Konrad I. zur herzoglichen Gewalt über Franken und auf den deutschen Königsthron (911). Im Anfange des 12. Jahrhunderts verheirathet der am meisten begüterte hessische Graf Giho IV. von Gudensberg seine einzige

*) Dies Römerbollwerk bestand aus einem tiefen Graben und einem hohen, mit dicht verschlungenen Bäumen bedeckten Walle, von dem sich noch heute Reste erhalten haben. Die Linie desselben zog sich vom Rhein aus am Taunus hin, vorüber an Butzbach, Grüningen und Hungen, überschritt bei Wächtersbach die Kinzig, lief dann über den Spessart bis zum Main und weiter bis zur Donau.

Tochter an den Landgrafen Ludwig I. von Thüringen. So kommen Hessen und Thüringen unter dasselbe Regiment und bleiben 125 Jahre vereinigt. Nachdem mit Heinrich Raspe der thüringische Mannsstamm 1247 erloschen ist, erkämpft Sophia, die an den Herzog Heinrich von Brabant verheirathete Tochter des Landgrafen Ludwigs des Frommen 1263 Hessen für sich, und ihr Sohn Heinrich I., während seiner Unmündigkeit „das Kind von Brabant" genannt, wird der Stammvater des heutigen hessischen Fürstenhauses. Eine glänzende Erscheinung ist zur Zeit der Reformation Landgraf Philipp I. der Großmüthige (1518—67). Er nimmt sehr thätigen Antheil an den Kämpfen des Schmalkaldischen Bundes und stiftet 1527 die Universität Marburg. Nach seinem Tode bilden sich die noch jetzt bestehenden Hauptlinien von der Landgrafschaft Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt. An der Spitze der älteren Linie von Hessen-Kassel steht der Landgraf Wilhelm IV. der Weise († 1592) kenntnißreich, scharfblickend und väterlich sorgender Landesfürst. Sein geistvoller Sohn Moritz der Gelehrte (bis 1627) wendet sich der reformirten Kirche zu, regiert unpraktisch und dankt zuletzt ab. Wilhelm V. kämpfte während des dreißigjährigen Krieges auf der Seite Schweden's, und sein Haus erhielt daher im westphälischen Frieden zur Entschädigung für die dargebrachten Opfer die Abtei Hersfeld und den größten Theil der Grafschaft Schaumburg. Nach dem dreißigjährigen Kriege verbesserten die Landgrafen ihre Finanzen sehr bedeutend dadurch, daß sie ihre Landessöhne als Bundestruppen in den Sold und Dienst anderer Mächte hingaben. Auf diese Weise nahmen dieselben Theil an fast allen europäischen Kriegen. So schickte der katholisch gewordene Friedrich II. den Engländern ein Söldnerheer von 22,000 Mann, um von 1776 bis 84 in den nordamerikanischen Freiheitskriegen ihr Blut zu vergießen. Dafür wurden dem Landgrafen nach und nach 21,276,778 Thaler gezahlt. Unterstützt von solchen Geldmitteln konnte er einen sehr glänzenden Hofstaat führen, auch Manches für Kunst und Wissenschaft thun. Im Jahre 1803 erhielt Wilhelm IX. zur Schadloshaltung für einige Besitzungen jenseits des Rheins die Würde eines Kurfürsten und nannte sich nun als solcher Wilhelm I.

Napoleon beraubte ihn jedoch 1806 aller seiner Länder, die dem Königreich Westphalen einverleibt wurden. Erst nach siebenjähriger Abwesenheit konnte der Kurfürst in sein Land zurückkehren, dessen Grenzen auf dem Wiener Congreß unter Anderm durch den größten Theil des Großherzogthums (früheren Bisthums) Fulda erweitert wurden. Da der Kurfürst die westphälische Zwischenregierung als gar nicht vorhanden und Alles, was unter derselben geschehen, als ungültig betrachtete, so gab dies die weitläuftigsten Processe, namentlich in Bezug auf die verkauften Domainen. Damit hing zusammen die erneuerte Einführung der Prügelstrafe beim Militair und der alten Tracht mit dreieckigen Hüten, gepudertem Haar und Zöpfen. Der Zwiespalt mit den Ständen in Betreff der Verfassung hatte die beklagenswerthesten Zerwürfnisse zur Folge. Diese dauerten auch unter dem Kurfürsten Wilhelm II. (1821—47), so wie unter Friedrich Wilhelm I. (geboren 1802) fort, der seit 1831 die Mitregentschaft erhielt. Dazu kam das Verhältniß zur Gräfin Reichenbach, welche, da man ihr einen nachtheiligen Einfluß auf den Kurfürsten Wilhelm II. zuschrieb, nicht wenig zu den 1830 ausgebrochenen Unruhen beitrug. Seit 1834 stritt man sich um die Erträgnisse der durch den Tod des Landgrafen von Rheinfels-Rotenburg (einer hessischen Seitenlinie) heimgefallenen ansehnlichen Grundbesitzungen und wurde dies erst 1848 erledigt. Ein anderer Brennpunkt von viel weiter greifender Bedeutung war die 1850 unter dem Ministerium Hassenpflug ohne Einwilligung der Stände decretirte Forterhebung der Steuern, sofern dadurch ein Conflict mit den Justiz- und Verwaltungs-Collegien, ja selbst mit den Officieren des Militairs herbeigeführt wurde. Eine Intervention von Seiten der deutschen Bundesmächte konnte die dem Lande geschlagenen tiefen Wunden nicht heilen. Wichtig für die Wohlfahrt des verarmten Landes war der Anschluß an den preußisch-deutschen Zollverein im Jahre 1832 und die 1848 vorgenommene Vollendung der Eisenbahnen. Neuerlich haben die durch Vilmar ausgeführten Reformen in Kirche und Schule viel böses Blut gemacht. — Das Christenthum wurde 722 durch Wienfried Bonifacius eingeführt. Er stiftete das bald wieder aufgehobene Bisthum Büraburg bei Fritz-

lar, die Abteien Amöneburg, Fulda durch seinen Schüler Sturm und Hersfeld durch seinen Mitarbeiter Lullus. Die Bevölkerung zählte 1852 etwa 780,000 Köpfe. Davon sind über fünf Sechstel evangelisch (vorherrschend Reformirte) und beinah ein Sechstel katholisch, namentlich im Fuldaischen. Außerdem giebt es über 8000 Juden und gegen 300 Mennoniten. Der Flächeninhalt des mannigfach von Bergen, Thälern und Hügelreihen durchzogenen Landes beträgt fast 209 Q. M. (nach A. nur 176). Das Land wird eingetheilt in vier Provinzen: Niederhessen mit Schaumburg (wo Rinteln) und Fritzlar, Oberhessen mit Ziegenhain, Fulda (vormals wegen seiner Buchenwälder Buchonia genannt) mit Schmalkalden und Hanau. Der Boden ist, abgesehen von den gebirgigen Theilen, fruchtbar, ein Drittel der Oberfläche waldig. Man beschäftigt sich vorherrschend mit Ackerbau, nächstdem mit Leinwandweberei. Der Handel wird begünstigt durch die Eisenbahnen und trefflichen Landstraßen, so wie durch die Schifffahrt auf der Werra, Weser und dem Main. — Nach diesen Bemerkungen wenden wir uns zurück zu unserer hessischen Friedrich-Wilhelm-Nordbahn.

Nachdem wir bei Hönebach in einförmiger Gegend einen sehr langen Tunnel passirt, erreichen wir alsbald bei Bebra das fruchtbare Thal der Fulda. Dieser Fluß entspringt im nördlichen Baiern auf der Rhön am Fuße der kleinen Wasserkuppe 1986 Fuß hoch und fließt auf hessischem Boden vorüber an den Städten Fulda und Hersfeld. Fulda (10,000 E.), in einem Hochthal gelegen, das von den Ausläufern des Rhön- und Vogelgebirges umschlossen wird, breitet sich am rechten Ufer der mit drei Brücken überjochten Fulda aus, welche, zahlreiche Buchten und Inselchen bildend, in mannigfachen Windungen durch die Wiesenmatten des weiten Thales dahin gleitet. Die Stadt winkt dem Wanderer schon aus der Ferne mit ihren Thürmen und Thürmchen einladend entgegen und macht auch in ihrem Innern ungeachtet der unregelmäßigen Anlage, was die Plätze und Hauptstraßen betrifft, einen sehr freundlichen Eindruck. Der Dom steht auf einem freien, von Alleen beschatteten und mit zwei Obelisken gezierten Platze. Das ursprüngliche Gotteshaus wurde seit 754 viermal durch Feuer zerstört. Das heutige umfang-

reiche Gebäude rührt aus den Jahren 1704 bis 12 her. Die Lage ist leider etwas niedrig; auch stehen die beiden Thürme im Osten, und das Chor hat man auf der Westseite geradezu verkehrt angebracht. Die Thürme sind 180 Fuß, die Kuppel ist 170 Fuß hoch. Die Vorderseite zeigt römische, dorische und korinthische Säulen, so wie in zwei Stockwerken Nischen mit verschrobenen Statuen. Das Innere macht mit seiner Fülle von Ornamenten, so wie mit seinen plastischen und malerischen Kunstwerken einen großartigen, aber zu bunten und daher weniger erhebenden Eindruck. Unter dem Altar der Krypta befindet sich das reich geschmückte Grab des heiligen Bonifacius. An dem achttägigen großen Feste dieses Heidenbekehrers, welches vom 5. Juni ab gefeiert wird, füllt sich die Krypta mit Tausenden, die hieher strömen, um Segen zu empfangen. Vor dem ehemaligen bischöflichen Schlosse steht die meisterhafte Erzstatue des Bonifacius von Werner Henschel. Das gottbegeisterte Auge desselben schaut aufwärts, die Rechte erhebt das Kreuz, die Linke hält eine Bibel. Neben dem Dom steht die kürzlich restaurirte Michaeliskirche, unscheinbar, aber merkwürdig wegen ihres Alters; denn der von acht Säulen getragene Rundbau des Innern mit einer darunter befindlichen Krypta stammt aus den Jahren 820 bis 22; der erweiterte Oberbau wurde 1096 eingeweiht. Außerdem verdient noch Erwähnung eine Bibliothek von 50,000 Bänden und das kurfürstliche Schloß mit einem großen Garten. — Eine halbe Stunde südöstlich von der Stadt liegt das vormalige bischöfliche Lustschloß Fasanerie, jetzt Adolphseck genannt. Dicht vor dem Paulusthor erhebt sich der Frauenberg mit einem Franziskanerkloster. Hier hatte Bonifacius zuerst eine Hütte und daneben eine Kapelle errichtet, während er den Bau der nachmals so berühmten Benedictiner-Abtei zu Fulda leitete. In der damit verbundenen Gelehrtenschule wirkte eine Zeit lang Hrbanus Maurus. Die Aebte standen unmittelbar unter dem Papst und bekleideten seit Kaiser Karl IV. die Erzkanzlerwürde bei der Kaiserin. Das seit 1752 bestehende Bisthum wurde 1803 aufgehoben. Unter den Einwohnern der Stadt herrscht viel Fabrikthätigkeit in verschiedenen Zeugen, künstlichen Blumen, Blasinstrumenten 2c.

Von Fulda führt die Straße nach dem südlichsten Punkte des Kurfürstenthums, Hanau, über das wein- und obstreiche Gelnhausen (4200 E.), mit hohen Thürmen und alterthümlichen Gebäuden amphitheatralisch sich ausbreitend an den rebenbegrünten Höhen des rechten Ufers der Kinzig, deren enges Thal unfern von hier in die große Hanauer Ebene ausläuft. Auf einer Insel dieses Flusses liegt, untermischt mit ärmlichen Hütten die alte Kaiserburg, unterhalb der Insel die Vorstadt Ziegelhaus. Kaiser Friedrich I. Rothbart baute sich hier jene Burg und stattete den Ort 1170 mit Privilegien aus. Dadurch begünstigt, blühte derselbe zur wohlhabenden freien Reichsstadt empor, der Schauplatz mehrerer Reichsstädte, aber später auch der verwüstenden Gräuel des dreißigjährigen Krieges. Die große Marienkirche, aus dem 12. Jahrhundert herrührend, zeigt den Uebergang des romanischen Rundbogens zum gothischen Spitzbogenstil. An der Westseite steht ein viereckiger Glockenthurm. Ueber dem Kreuze wölbt sich eine sechsseitige Kuppel, und an den beiden Querschiffen schießen zwei schlanke Thürme auf, von denen das spitze Dach des einen schief gewunden ist. Von der Burg ist noch wohl erhalten die Eingangshalle, weniger die Schloßkapelle; an einem Kamin zeigen sich theilweis normännische Verzierungen, an den Pfeilern und Säulen die feinsten Arbeiten. Die fruchtbare Umgegend der alten handelsthätigen Stadt gleicht einem freundlichen Garten. Dem fetten Wiesengrund entspricht das Rindvieh. Die Landwirthschaft und die Obstzucht ist bedeutend, der Nußbaum zahlreich vorhanden. Man baut viel Mais und Raps. Die Weinberge liefern ein treffliches Gewächs. An der Kinzigbrücke steht da, wo 1813 der Sohn des preußischen Obersten von Massenbach fiel, ein weißmarmornes Kreuz von Schadow. In der Ebene hinter Gelnhausen sieht man westlich den Taunus, östlich den Spessart. Weiterhin durchschneidet die Straße den Lamboiwald und den Wahlplatz der Schlacht vom 30. und 31. October 1813, wo der baierische Feldherr Wrede den Rückzug der Franzosen zu sperren suchte. — Hanau (17,000 E., darunter etwa 800 Katholiken und gegen 600 Juden), entstanden aus Hagenau, liegt in dem Winkel, welcher durch den Ausfluß der Kinzig in den Main ge-

bildet wird; gegen Ende des 16. Jahrhunderts von industriellen Niederländern bevölkert, welche die Neustadt bauten; 1635 und 1636 während des dreißigjährigen Kriegs von den Oestreichern unter Lamboi belagert und hart bedrängt, doch endlich durch Landgraf Wilhelm V. von Hessen glücklich entsetzt; 1686 durch französische Hugenotten sich hebend; während der blutigen Kämpfe am 30. und 31. October 1813 von den Franzosen beschossen und arg verwüstet; an der Kinzigbrücke wurde Wrede verwundet. Die Altstadt ist, wie überall, krummgassig und winklig; die größere Neustadt hat dagegen sich rechtwinkelig durchschneidende breite und saubere Straßen mit freundlichen Häusern. Der Marktplatz ist an allen vier Ecken mit Brunnen geziert, der geräumige Paradeplatz mit Linden angepflanzt. Eine Kastanienallee führt nach dem am Main gelegenen schönen kurfürstlichen Schloß Philippsruhe mit großen Orangerien. Eine andere Allee führt nach dem Vergnügungsort Wilhelmsbad, eine halbe Stunde nordöstlich von der Stadt. Der belebteste Handel derselben geht auf Wein, Holzwaaren, geschnittene Hölzer und Holz, welches vom Spessart kommt und auf dem Maîn und Rhein nach den Niederlanden geflößt wird. Die Gewerbthätigkeit übertrifft alle übrigen hessischen Städte. Man fabricirt Taback und Cigarren, Fortepiano's und Blechinstrumente, Zeuge in Seide und Wolle ꝛc. Gerühmt werden die Teppiche, und noch mehr die Goldschmiedewaaren, welche mit Einschluß der Graveurs, Emaillemaler, Edelsteinschneider und Polirerinnen an 800 Personen beschäftigen. Göthe äußert sich 1815 darüber etwa mit diesen Worten: „Die hiesigen Bijouterie-Fabriken sind ganz besonders merkwürdig. Sie sind als die Pflanzschule ähnlicher Arbeiten in mehreren europäischen und deutschen Hauptstädten anzusehen, die indessen ohne Ausnahme das Vorbild nicht erreichten. Die Hanauer Arbeiter genießen eines sehr vortheilhaften Rufes; überall werden sie gesucht und es läßt sich in Wahrheit behaupten, daß sie, bemüht mit jedem Tage vollkommner zu werden, Fabricate liefern, die man weder in Paris, noch in London zu fertigen weiß, ja die nicht selten die des industriösen Genf übertreffen. Dabei ist noch besonders das Umfassende der Ateliers genannter Goldarbeiter, von dem Rohen

des Materials bis zur vollendeten Waare, in der größten Mannigfaltigkeit zu bemerken." — Zur Erinnerung an den Entsatz durch Landgraf Wilhelm V. im Jahre 1636 feiern die Hanauer alljährlich am 13. Juni im nahen Lamboiwalde ein Volksfest, das Lamboifest.

Nördlich von Fulda liegt die bedeutendste Tuchmacherstadt des Landes Hersfeld (7000 E.) am Fuße dreier Berge und an der von hier aus schiffbaren Fulda. Jenseits derselben erheben sich drei andere Berge, und dazwischen tritt die Haune hervor, um in die Fulda zu münden. Ueber beide Flüsse führen steinerne Brücken. Die alte 1040 bis 1144 im byzantinischen Stile erbaute Stiftskirche wurde 1761 von den Franzosen angezündet, um das darin befindliche Magazin zu vernichten, und bildet jetzt nur noch eine schöne Ruine. Zum Andenken an Lullus, der hier nach dem Tode des Bonifacius ein Kloster gründete, wird alljährlich um die Mitte des October ein achttägiges Fest gefeiert. Früher geschah das in folgender Weise. Noch ehe die ersehnte Woche angebrochen war, hörte man schon des Abends den häufig wiederholten Ruf: „Brod'r Lolls", auch kurzweg „Lolls". Nachdem endlich der Lullus-Montag erschienen, schritt man schon am frühen Morgen zur Aufschlagung einer Bretterbude auf dem Markte, schichtete vor derselben einige Fuder Holz auf und schaffte mehrere Fässer mit Getränken herbei. Alles dieses, was unter dem fortwährenden Geschrei „Lolls" ausgeführt wurde, mußte des Vormittags vollendet sein, denn mit dem Schlage der Mittagsstunde begann das Fest. Sofort wurde der Holzstoß entzündet, und die Stiftsglocken läuteten die Freiheit des damit verbundenen Marktes ein, wobei das Lullusgeschrei immer toller wurde. Nun erschienen die beiden Bürgermeister, der mit einem blauen Mantel umhüllte städtische Wagenmeister und der mit einem Sacke voll Nüsse beladene Stadtdiener. In der Bude wurden diese mit Musik empfangen, und während sie daselbst ein Mahl zu sich nahmen, warf der Stadtdiener seine Nüsse unter die schon wildaufgeregte Jugend, unter der nun eine gewaltige Balgerei sich erhob. Doch um ein Uhr war diese Scene vorüber; nur das Feuer wurde noch Tag und Nacht unterhalten und in der Bude getanzt. Erst in der Nacht vor

Freitag, zwölf Uhr, wurde das Feuer ausgelöscht und die Bude abgebrochen, die Lustbarkeiten aber noch bis zum Sonntag fortgesetzt. Seit dem Anfang unseres Jahrhunderts erhielt dies sogenannte Lullus-Fest eine anständigere Form. — In der nächsten Umgend liegen auf dem Johannis- und Petersberg die Ruinen zweier Abteien, auf dem Kreuzberg die Reste einer Kapelle. Der Eichhof war vormals eine wohlbefestigte Burg und gewöhnliche Residenz der Aebte. — Wir wenden uns nun zurück nach Norden.

Von Bebra ab also begleitet die Fulda den Schienenweg. Sie fließt durch eine äußerst reizende Gegend. Es giebt da beständige Abwechselung. Bald kommt ein Berg und dann eine ganze Kette; hier Auen, dort wieder Felder und Ortschaften. Ich machte diese Tour in der Frühe eines Sommermorgens, und leichte Nebelflöre schufen oft die wunderbarsten Gebilde, wie von tanzenden Elfen; zuweilen auch wurde der Fluß scheinbar zu einem großen weißen See erweitert. Man berührt die vormalige Residenz der Landgrafen von Hessen-Rotenburg, welche auf beiden Seiten des Flusses sich ausbreitet, Rotenburg (3800 E.) mit Schloß und Park. Unter den umgebenden Bergen markirt sich der Immanuelsberg durch sein weißes Pavillon. Darnach folgt das Städtchen Melsungen (4200 E.) mit einem kurfürstlichen Schloß und Marstall, bedeutenden Tuchfabriken, Holz- und Leinwandhandlungen. Dieser Ort findet sich schon im grauen Alterthum, und die Sagen schreiben die Kaisersau und den Karlshagen Karl dem Großen zu. — Bei dem stattlichen Dorfe Guxhagen, wo ein Tunnel das Gebirge durchschneidet, erblickt man in einer deltaähnlichen, von der Fulda und der hier einmündenden goldführenden Eder oder Edder umströmten Saatfläche die Staatsdomaine Breitenau, ehemals ein Kloster mit einer alten im byzantinischen Stil gebauten Kirche, die aber leider unten zu Pferdeställen, oben zu Fruchtspeichern eingerichtet wurde. Am nördlichen Horizonte zeigt sich der Habichtswald mit dem Herkules bei Kassel.

Bei Guntershausen, wo die Nordbahn auf einer herrlichen Brücke von 13 Bogen über die Fulda geht, mündet die Main-Weser-Bahn ein, welche von Frankfurt her über Friedberg, Gießen

und Marburg nach Kassel führt. Die Locomotive berührt zuerst die kurhessische Fabrikstadt Bockenheim (4000 E.), dann den Marktflecken Vilbel, der jährlich an 4000 Ohm Aepfelwein produciren soll; die Nidda wird hier überschritten. Weiterhin erscheint links am Fuß des Taunus oder Feldbergs Homburg vor der Höhe (5000 E.), Hauptstadt der Landgrafschaft Hessen-Homburg mit großem Schloß, worin eine Sammlung römischer Alterthümer. Das prächtig eingerichtete Mineralbad wird stark besucht, auch wegen seiner Spielhölle; man versendet jährlich gegen 400,000 Krüge von dem Wasser der salinischen Säuerlinge, die schon im Alterthum bekannt waren. Im Uebrigen blüht hier die Wollweberei und Strumpfwirkerei; eben so in Friedrichsdorf, einer Colonie, die aus geflüchteten Hugenotten und Waldensern gebildet wurde. — Die Landgrafschaft zerfällt in die Herrschaft Homburg ($1\frac{1}{2}$ Q.M. und 11,000 E., reich an Getreide, Obst und Wein) und in die Herrschaft Meisenheim ($3\frac{1}{2}$ Q. M. und 14,000 E.), an den waldigen Vorbergen des Hundsrück gelegen. Die Landgrafschaft wurde 1596 von Hessen-Darmstadt abgezweigt und wird in nächster Zeit damit wieder vereinigt werden, da der jetzige Landgraf Ferdinand (geb. 1783) kinderlos ist. Unter dessen Vorfahren erndete den meisten Ruhm Friedrich II. mit dem silbernen Beine, der sein eigenes Bein als schwedischer General 1659 vor Kopenhagen verlor und später im Dienste des großen Kurfürsten so viel zum Siege bei Fehrbellin (1675) beitrug. — Wir kommen nun nach Friedberg (4600 E.) in der Wetterau, früher Reichsstadt. Die schöne gothische Stadtkirche enthält eine treffliche Orgel und Glasgemälde, die Burg ein Prediger- und Schullehrer-Seminar. Zwischen Friedberg und dem Städtchen Butzbach (2400 E.) bemerken wir rechts die bedeutende Saline Nauheim mit Soolbädern. Es folgt die Hauptstadt der großherzoglich hessischen Provinz Oberhessen Gießen (9000 E.), von Waldungen und sanften Höhen umschlossen, in einer fruchtbaren Ebene am linken Ufer der Lahn, in welche die Wieseck hier einmündet. Die Universität hat sich neuerlich immer mehr gehoben. Sie mag gegenwärtig wohl über 700 Studenten zählen und wurde 1607 vom Landgrafen Ludwig V. gestiftet, nachdem die lutherischen

Theologen aus dem reformirten Marburg vertrieben waren. Der weltberühmte Chemiker Liebig wirkte hier bis 1852; andere ausgezeichnete Gelehrte sind der Theologe Credner, der Philosoph Carriere, der Mediciner Bischoff u. A. m. Die Universitätsbibliothek zählt 120,000 Bände mit werthvollen Handschriften. Zu Ausflügen laden ein die Ruinen der Burgen Gleiberg, Vetaberg, Badenburg, Altenberg, Kirchberg und Stauffenberg, vor allen aber der Schiffenberg mit seinem großherzoglichen, vormals dem deutschen Orden gehörigen Schlosse, von welchem aus man sich eines herrlichen Blickes erfreut.

Oestlich von Gießen erscheint der Vogelsberg mit seiner Sandsteinumgebung als ein gewaltiger, allmälig ansteigender, drei bis vier Meilen im Durchmesser haltender Kegel, auf dessen abgestumpfter Oberfläche sich das menschenleere Plateau des Oberwaldes eine Meile breit und anderthalb Meilen lang ausdehnt. Von da gehen strahlenförmig thalbildende Basaltrücken aus, welche zahlreiche kleinere, oft burgruinen- oder mauerartig gestaltete Basaltkegel mit schöner Säulenbildung tragen. Der Hauptgipfel, der hohe Vogelsberg oder die Sieben Ahorne erhebt sich 2280 Fuß, der Taufstein 2142 Fuß (n. A. 2371 F.) über den Meeresspiegel. Einer der höchsten bewohnten Punkte ist das Bergschloß Ulrichstein (1806 F.). Es wechselt Wald, Feld, Wiese, Weide und Haide. In dem rauhen Klima gedeiht nur wildes Obst, der Hafer und die Kartoffel. Die Dörfer führen oft seltsame Namen, wie Merkfritz und Lieblos, Bös-Gesäß und Mausewinkel. Sie fehlen auf weiten Strecken ganz und finden sich dann wieder gruppenweis mit allen Abstufungen des Wohlstandes, von der größten Aermlichkeit bis hinab zu den reichen Gehöften der getreidestrotzenden Wetterau, wie man das Thalbecken zwischen Taunus und Vogelsberg mit breiter wiesenbedeckter Sohle nennt. — Westwärts von Gießen fließt die Lahn vorüber an der preußischen fabrikthätigen Kreisstadt Wetzlar (5300 E.). Sie liegt, alt und winkelig, zwischen rauhen Bergen. Der Dom stellt ein Gemisch der verschiedensten gothischen Formen vor. Der alte Thurmbau, aus Basalt und Sandsteinquadern bestehend, ist romanisch, der westliche Theil des Chores zeigt den Uebergangsstil, der östliche die Zeit der er-

sten Gothik, die Süd- und Nordseite nebst dem jüngeren Thurmbau die ausgebildete reine Gothik. Beachtungswerth sind die vielen, zum Theil phantastischen Sculpturen. Auf einem die Stadt beherrschenden Berge ragt aus den Trümmern der alten Burg Kalsmunt (Karlsmont), ein römischer Thurm, hervor, erbaut zum Schutz der Römerstraße, welche hier vorbei vom Rhein nach dem Lande der Katten führte. Von 1693 bis 1806 hatte in dieser vormaligen freien Reichsstadt das Reichskammergericht seinen Sitz, dessen 80,000 Acten, hervorgegangen aus oft hundertjährigen, ja unsterblichen Processen, noch längere Zeit unter der Aufsicht des deutschen Bundes blieben. In der Nachbarschaft erinnert ein Denkmal des Erzherzogs Karl an den Sieg desselben über ein französisches Corps unter Jourdan, am 15. Juni 1796. In dem nahen Dörfchen Garbenheim, wo das tragische Ende eines Sohnes des berühmten Abtes Jerusalem die Veranlassung zu dem „Werther“ wurde, hat man 1849 Göthe ein Denkmal errichtet.

In nördlicher Richtung führt uns die Locomotive von Gießen aus durch das anmuthige Thal der Lahn weiter nach Marburg (9000 E.), wahrscheinlich schon im 12. Jahrhundert entstanden. Die Stadt liegt auf beiden Ufern der Lahn, am linken Ufer der kleinere Theil, nämlich die Vorstadt Weidenhäuser nebst den Bahnhofsgebäuden, am rechten Ufer der größere Theil. Dieser steigt ohne alle Regelmäßigkeit mit seinen imposanten Kirchen und öffentlichen Bauwerken von Terrasse zu Terrasse allmählig an der Abdachung eines Berges empor, dessen Gipfel als abschließende Krönung die alterthümliche Marburg trägt. Auf solche Weise gewährt das Ganze einen höchst malerischen Anblick. Das Innere der Stadt ist freilich nicht so ansprechend. Man muß da oft klettern wie eine Ziege. Die an dem steilen Abhange sich hinziehenden Straßen sind meistens abschüssig und können oft nur mittelst Treppen erklommen werden. Auch die Häuser sind in der Regel alt und geschwärzt und weiter oben hinauf mehrfach so dicht an den Berg gelegt, daß man im Hause emporsteigend, aus dem oberen Geschosse wieder in eine Straße oder in den Hausgarten tritt. Der Gipfel des Berges erhebt sich 408 Fuß über die Lahn, und ihn überragt noch um

etwa 90 Fuß die sogenannte Kirchspitze. Durch einen hochliegenden, künstlich ausgefüllten Sattel hängt der Marburger Berg, dessen steile Abhänge sonst auf allen Seiten unmittelbar bis zur Thalsohle abfallen, westlich mit einem andern Gipfel zusammen, der durch den Dammelsberg mit dem weiter gegen Abend dicht gelagerten Gebirge verbunden wird. Ueberall bieten sich die mannigfaltigsten Aussichten dar auf die von grünen Partien umgebenen, ausgebreiteten Häusergruppen, auf Wald und Wiese. Die doppelt überbrückte Lahn windet sich schon ziemlich wasserreich in weiten Bogen dahin und auf beiden Ufern derselben und ringsum schweift der Blick über kegelförmige Höhen und gestreckte Wände nach Amöneburg und Gießen zu. Das alte Schloß der hessischen, hier von 1458 bis 99 und von 1567 bis 1604 residirenden Landgrafen, die Wiege Philipps des Großmüthigen, übertrifft an Umfang bei weitem die Wartburg, und die Mauern, Pfeiler und innern Wölbungen sind von großer Festigkeit. Abgesehen von vielen Belagerungen im dreißigjährigen und siebenjährigen Kriege, ist diese Stätte geschichtlich merkwürdig als der Ort, wo 1529 (1. bis 3. October) ein Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli in Begleitung anderer Theologen stattfand. In dieser Rücksicht erregt das meiste Interesse der jetzt leider als Heuschober dienende, 1312 vollendete, große, 115 Fuß lange und 49 Fuß breite Rittersaal, dessen doppeltes Kreuzgewölbe durch vier achtseitige Säulen getragen wird und in einer Höhe von 24 Fuß schließt. Das Licht geben zehn gedoppelte Spitzbogenfenster. Die anderen Räume werden jetzt größtentheils zu Zuchthauszwecken verwendet. Da, wo Philipp der Großmüthige, Wilhelm der Weise, Moritz der Gelehrte mit Theologen, Kriegern, Mathematikern und Astronomen verkehrten, sitzen jetzt Sträflinge auf der Schnitzbank oder dem Webstuhl. In einem Thürmchen schmachtete Jahre lang der Professor Sylvester Jordan, der als Vertreter der Universität den entschiedensten Einfluß auf den Entwurf der Verfassung von 1831 ausübte und nachher fälschlich wegen Theilnahme an hochverrätherischen Verbindungen angeklagt wurde. — Nach Nordosten zu bemerken wir unterhalb das Gebäude des physikalisch-mathematischen Cabinets mit einer Sternwarte. Am südlichen

Abhang liegt auf einer tief in den Berg gehauenen Terrasse die lutherische Kirche, ein schönes gothisches Gebäude, das im 13. Jahrhundert begonnen und im 15. Jahrhundert vollendet wurde. Weiter den Abhang hinab treffen wir auf die Universitätsbibliothek mit 112,000 Bänden, vor der Reformation ein Franziskanerkloster. Dann gehen wir über den Marktplatz und vorüber an dem 1512 erbauten Rathhaus. Tiefer am Berge erheben sich die grauen Mauern des ehemaligen Dominikanerklosters, worin die Aula der Universität, welche 1527 gestiftet wurde und jetzt gegen 300 Studirende zählt. Folgen wir von hier einer Straße, die längs des rechten Lahnufers hinzieht, so kommen wir zu dem botanischen Garten, dann zu dem ehemaligen Sitze des deutschen Ordens und der herrlichen, der St. Elisabeth geweihten Ordenskirche. Sie wurde wenige Monate nach der Heiligsprechung der Elisabeth 1235 gegründet und 1283 bis auf wenige in's 14. Jahrhundert fallende Theile der Westfaçade vollendet. Nächst der Liebfrauenkirche zu Trier steht sie in Deutschland vor uns da als das älteste Denkmal reingothischer Baukunst in einfacher Schmucklosigkeit, aus der sich später die volle Blüthenpracht, wie aus der Knospe die Rose, entwickeln sollte. Sie ist durchweg aus behauenen Werkstücken aufgeführt. Im Westen erheben sich die beiden Thurmpyramiden bis zu einer Höhe von 303 Fuß. Durch das dazwischen befindliche Portal betreten wir das Innere. Alles erscheint leicht übersichtlich und harmonisch. Das von zehn mächtigen Säulen getragene Mittelschiff hat die doppelte Breite eines jeden der beiden Seitenschiffe, und das Hauptchor ist wiederum eben so breit, wie das Mittelschiff. Ein überschwemmender Wolkenbruch richtete 1847 hier arge Verwüstungen an, und in Folge der vorgenommenen Restauration werden alle Entstellungen weggeräumt. Man bemerkt eine Reihe steinerner, in späterer Zeit sehr kunstvoll gearbeiteter, Monumente der hessischen Fürsten, die bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts sämmtlich hier begraben liegen, so wie viele Wappenschilder der Ordensritter. Beachtung verdienen die farbenprächtigen gut gezeichneten Glasmalereien der Chorfenster, der Hochaltar inmitten des Chors aus dem Ende des 13. Jahrhunderts und das Schnitzwerk an einigen Altären

nächst den Ostwänden des Querschiffes aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. In der nördlich angebauten Sacristei steht der aus vergoldetem Silber bestehende, mit Juwelen und erhabenen Figuren bedeckte Sarkophag der heiligen Elisabeth vom Jahre 1236, aus dem Landgraf Philipp die Gebeine herausnehmen nnd an einer nur Wenigen bekannten Stelle in der Kirche bestatten ließ, um den Wallfahrten zu steuern. Diese gingen gleich nach dem Tode der Elisabeth in's Erstaunliche, und dadurch mehrte sich die Bevölkerung und der Wohlstand der Stadt. Am nordöstlichen Fuße des Schloßberges erbaute die Heilige nächst der Lahn jenes Hospital, in welchem sie lebte, sich ganz den Kranken und Armen und den strengen religiösen Uebungen widmend, welche ihr Beichtvater, der durch seinen blutigen Fanatismus berüchtigte Konrad von Marburg, vorschrieb, so daß ihr zarter Körper unter diesen vielen Arbeiten und Nachtwachen am Krankenbette, so wie unter diesen Fasten und Geißelungen bald zu siechen begann und schon in ihrem 24. Lebensjahre am 19. November 1231 erlag. Man zeigt in der Elisabethkirche noch Gewebe von ihren Händen und ihren Beichtstuhl. Hinter der Kirche liegen die alten Ordensgebäude, vormals Sitz des Landcomthurs oder Oberhauptes einer der zwölf sogenannten Balleien (Provinzen) des Ordens. Der Elisabethkirche nordwestlich gegenüber erhebt sich der Augustenberg, vormals Träger der Lützelburg, jetzt eines Denkmals zur Erinnerung an einen Besuch der nun verstorbenen Kurfürstin Auguste. Zu anderweitigen Besuchen und Ausflügen ladet ein die Spiegelslust, der Dammelsberg mit seinen Anlagen, und der Elisabethbrunnen, eine Stunde südöstlich von der Stadt, das Dorf Marbach mit seiner Kaltwasserheilanstalt, der Frauen- und Staufenberg mit ihren Burgruinen. — Die Hauptzweige der Industrie sind die Töpfereien (das „Marburger Geschirr") und die Gerbereien der Vorstadt Weidenhausen. Als eigenthümliche alte Sitte wird uns berichtet, daß, wenn nach einer reichen Zwetschenernte in einem Hause Mus gekocht wird, die Nachbarschaft vor demselben eine Art Polterabend mit Topfscherben veranstaltet.

Nördlich von Marburg wendet sich die Eisenbahn alsbald von der Lahn ab und verfolgt nun gegen Osten das breite

Wiesenthal der Ohm, wo der Station Kirchhain (1800 E.) gegenüber auf einem bewaldeten Bergkegel die uralte Stadt Amöneburg (1200 E.) mit der angeblich ältesten, von Bonifacius gegründeten Kirche des Landes liegt. Hinter Neustadt (2000 E.) folgt das Thal der Wiera, hinter Treisa (2600 E.) mit seinem Buttermilchsthurm das Thal der Schwalm, an welcher von hier aus nach Osten zu in einer Wiesenfläche das stark befestigte und oft hart belagerte Ziegenhain (1650 E.) mit seiner offenen Vorstadt Weichhaus erblickt wird. Hinter Wabern, wo ein fürstliches Lustschloß, mündet die Schwalm in die Eder. An dieser Ausmündung zeigt eine mächtige Basaltklippe mit einem noch erhaltenen Thurm die Ruine der im dreißigjährigen Krieg zerstörten Altenburg an. Bei dem unten gelegenen gleichnamigen Dörfchen wurde zu verschiedenen Malen eine wenig belohnte Goldwäscherei eingerichtet. Eine Viertelstunde davon entfernt, verlassen wir bei der Station Gensungen den Zug, um einen Abstecher nach dem Heiligenberg zu machen. Nach halbstündigem Steigen erreichen wir den 1335 über das Meer und 725 Fuß über die Eder sich erhebenden Gipfel. Man sieht noch Ringwälle und obenauf Mauerreste von der bereits 1273 zerstörten Burg Heiligenberg. Die überaus herrliche Aussicht umfaßt den größten Theil von ganz Hessen. Der Vordergrund ist namentlich gegen Westen mit Städtchen, Dörfern und Burgtrümmern übersäet, zwischen denen die Eder und Schwalm sich schlängeln. Gegen Norden liegt unmittelbar am Fuße des Berges die Domaine Mittelhof, bis zur Reformation ein Karthäuser-Kloster. Ueber den Wald hinaus erblickt man die weißen Steinbrüche bei Dittershausen und weiterhin Kassel. Im Osten lagern die nach Melsungen hinüberziehenden Wälder. Südwärts treffen wir auf die erwähnte Altenburg. Im Südwesten schweift der Blick über Borken hinaus zu der hoch auf einem isolirten Berge an der Schwalm gelegenen Ruine Landsburg und bis zu den Höhen des Kellerwaldes. Nordwestlich erscheinen die Schloßtrümmer von Gudensberg, der Odenberg, in welchem der Sage nach Karl der Große mit seinem Heere haus't, der kahle Burgberg von Niedenstein und weiter dahinter die stolzen Trümmer der Weidelsburg. Im

Westen liegt ganz nahe unter uns das Städtchen Felsberg (1200 E.) am Fuße eines hohen Basaltfelsens, der auf seinem Gipfel einen fernhin scheinenden mächtigen Thurm trägt, als Ueberbleibsel einer schon im 11. Jahrhundert vorhandenen Burg, von deren Gebäuden jetzt eins zu einem Pulvermagazin eingerichtet ist. Weiter hinaus folgt an der Eder das vielbethürmte Fritzlar (3100 E.), die ehemalige reiche Hauptstadt der Herzöge von Franken und schon um's Jahr 723 bewohnt, als Bonifacius die bei dem nahen Dorfe Geismar stehende, dem heidnischen Gotte Thor geweihte Donnereiche fällte und aus dem Holze derselben eine Kapelle errichtete. Bald nachher erbaute er zu Fritzlar die St. Petrikirche und gründete auf der Stätte des befestigten Bürberges ein Bisthum, das aber nicht lange bestand. In Fritzlar war es, wo die deutschen Fürsten 919 Heinrich I. zum Könige wählten, und Kaiser Otto I. hielt daselbst 953 eine glänzende Reichsversammlung. Die befestigte Stadt hatte von jeher viele Kriegsstürme auszustehen und wurde wiederholt eingeäschert. Dieses Schicksal traf auch 1232 die nachher wieder aufgebaute schöne St. Petrikirche, die, als auf einem der höchsten Punkte stehend, mit ihren beiden Thürmen weit umher sichtbar wird. Sie enthält 16 Altäre. Die beiden Krypten sind der älteste Theil. Die Thürme und das Hauptschiff gehören dem 12. Jahrhundert an. Das Uebrige zeigt ein Gemisch von spät romanischem und gothischem Stil. Von den Thürmen aus genießt man eines köstlichen Blickes über die Gefilde der Eder und Schwalm. Die an sich krummgassige und aus räucherigen Häusern bestehende Stadt liegt am Rande einer schroff abfallenden Hochfläche zum Theil terrassenartig und hat ein sehr pittoreskes Ansehn.

Hinter Guntershausen fahren wir auf einem hohen Viaduct über das tiefe Bette der Bauna. Dann sehen wir von einem waldigen Bergabhang auf die Fulda herab, welche ihre Fluthen zwischen weißen Sandsteinbrüchen und durch die Fluren des Dorfes Dennhausen rollt, wo 1720 das Skelett eines Elephanten ausgegraben wurde. Auch bei dem Durchbruch des nun folgenden Rengershäuser Einschnittes förderte man aus dem Gerölle des angeschwemmten Bodens einen Elephantenzahn.

Alsbald breitet sich zur Linken der Habichtswald mit der Wilhelmshöhe aus. Wir machen Halt auf dem Bahnhofe und ziehen ein in die Haupt- und Residenzstadt des Kurfürstenthums Cassel oder

Kassel, inmitten eines großen Thalbeckens prangend und von der durchfließenden Fulda in zwei sehr ungleiche Hälften gesondert. Schon 913 kommt der Ort als Chasalla in einer Urkunde vor und wird am Anfange des 13. Jahrhunderts zur Stadt erhoben. Landgraf Heinrich I., „das Kind von Brabant", schlug hier seinen Wohnsitz auf und legte am rechten Fuldaufer die Unterneustadt an. Heinrich II. (seit 1328) erweiterte die Altstadt durch die „Freiheit", so genannt, weil die Anbauer auf gewisse Jahre von Abgaben frei wurden. Philipp der Großmüthige legte Festungswerke an. Moritz suchte den Wohlstand durch Aufnahme von Niederländern zu heben, die Alba aus ihrem Vaterlande vertrieben hatte (1615). Unter Landgraf Karl entstand seit 1688 die prächtige Oberneustadt, bewerkstelligt durch Aufnahme vieler aus Frankreich vertriebenen Hugenotten, ferner der Auepark mit dem Orangerieschloß und die Anlagen am Habichtswalde. Nach den Drangsalen des siebenjährigen Krieges ließ Friedrich II. die sämmtlichen Festungswerke schleifen (1767 bis 74), und an ihrer Stelle entstand der Friedrichsplatz, das Museum, die katholische Kirche, der Königsplatz, die Königsstraße u. s. w. Von 1806 bis 13 wurde Kassel die Residenz des Königs Hieronymus von Westphalen. Am 28. September 1813 überrumpelte der russische General Tschernischew die Stadt, und am 21. November hielt der Kurfürst seinen Einzug. Dessen Sohn Wilhelm I. verließ 1831 aus Zorn über die mit seiner Verfassung unzufriedenen Bürger die Residenz und verlebte seine Tage auf dem Schlosse Wilhelmsbad bei Hanau. Friedrich Wilhelm I. kehrte von da 1850 nach der Hauptstadt zurück. Die Zahl der Einwohner mag sich jetzt auf 37,000 Köpfe belaufen, darunter gegen 4000 Soldaten, 3000 Katholiken und 1000 Juden. Es herrscht hier eine mannigfach verzweigte Gewerbthätigkeit, viel Handel und Verkehr. Man hat unter Anderm eine Akademie der bildenden Künste, so wie Vereine für Musik, Kunst, Naturkunde, hessische Geschichte und Landeskunde.

Die von einem breiten Gürtel der Gärten umgrünte Stadt gehört zu den schönsten in Deutschland. Den höchsten Punkt auf dem sanft sich abdachenden Weinberg nimmt die Oberneustadt ein, ausgezeichnet durch Plätze, Häuser und Paläste. Damit verbindet sich im N.-O. die sogenannte Freiheit, ziemlich regelmäßig gebaut und östlich an die längs des linken Fuldaufers sich hinziehende finstere Altstadt grenzend. Von dieser führt eine dreibogige Steinbrücke von 273 Fuß Länge und 42 Fuß Breite auf das rechte Fuldaufer zur Unterneustadt, welche wegen ihrer tiefen Lage alljährlich Ueberschwemmungen ausgesetzt ist.

Wir beginnen unsere Wanderung am Morgen mit dem zirkelrunden *Königsplatz* in der Nähe des Bahnhofs. Von seiner Mitte, wo man ein sechsfach antwortendes Echo vernimmt, kann man in sechs Straßen sehen, die strahlenförmig in denselben ausmünden; dazu gehört die 60 Fuß breite und 5100 Fuß lange Königsstraße. Den sechsten Theil der Rundung nimmt im Norden das Postgebäude ein. Südlich präsentirt sich der Palast des Staatsministeriums. Von da begeben wir uns nach der *Kattenburg*, einem mächtigen Mauerviereck von 215 Fuß Breite und 290 Fuß Länge. Es ist das eine moderne Ruine am hohen Ufer der Fulda, mit weiter Aussicht in's unten sich erstreckende Thal. Hier stand die alte mehrfach erneuerte Stammburg der hessischen Fürsten, 1811, als Residenzschloß des Königs Hieronymus Napoleon, in Folge unvorsichtig angelegter Heizungsapparate, durch Feuer verwüstet. Kurfürst Wilhelm I. begann den Wiederaufbau in großartiger Weise aus rothen Sandsteinquadern. Aber kaum war das Erdgeschoß vollendet, als der Tod des Kurfürsten das Werk unterbrach, und seitdem sind die öden Räume mit Gebüsch und Schlingpflanzen überwuchert. Wir steigen nun hinab in die Karlsaue oder den *Auegarten*, welcher sich von der Kattenburg an eine gute halbe Stunde als weitläuftiger Lustpark mit Orangerieschloß (im altrömischen Stil mit Pilaster- und Imperatorenköpfen geschmückt, aber im Verfall begriffen) Orangerie, Fasanerie ꝛc. am Flusse hinaufzieht: eine Schöpfung des Landgrafen Karl. Unter der von Orangenbäumen beschatteten Terrasse breitet sich ein ausgedehnter Rasenplatz aus. Weiterhin wechseln Waldpartien mit

Blumenanlagen. Am Südwestende blaut ein großes, von Schwänen durchrudertes Wasserbassin. In einem Kaffeehaus, das an den Tagen der Harmonie-Musik immer sehr belebt ist, können wir einen Morgenimbiß nehmen. Dann betreten wir das in einem Pavillon des Orangerieschlosses befindliche Marmorbad (10 bis 20 Sgr. Tr.), dessen Bildhauerwerke aus dem vorigen Jahrhundert jedoch keinen vorzüglichen künstlerischen Werth haben. Wir steigen nun hinauf zur Oberneustadt und wandern an dem Bellevueschloß vorüber, um die daneben befindliche Gemäldegalerie in Augenschein zu nehmen. Dieselbe ist nur Mittwoch's von zehn bis zwölf Uhr geöffnet; zu andern Zeiten kostet der Eintritt einen Thaler. Rembrandt ist hier besonders reich besetzt, und wir heben unter seinen Portraits hervor eine Dame (356), die man für des Meisters Gattin hält; dann einen Schreib- und Rechnenmeister (358), ganz ausgezeichnet in Rücksicht der Vertheilung von Schatten und Licht, ferner den Nicolaus Bruynink (359) und den angeblichen Bürgermeister Sixt (364). Weniger spricht „die Gefangennehmung Simsons" an. Außerdem sei erwähnt: Van Dyk: Portrait des Syndicus Monstraeten; Tenier: Bauernkirmes; Jordaens: Bohnenfest; Hondeköter: Hahnenkampf und Vogelconcert; Holbein: Familienbild; Mabuse: Triumph des Christenthums; Tizian: Don Alfonso in Lebensgröße und dessen Cleopatra; Palma Vecchio: Venus, Amor und Vulcan; Murillo: Joseph und Potiphars Weib; Guido Reni: Madonna; Michel Angelo: Leierspielerin und dessen Pilatus; L. Cranach: Christus und die Ehebrecherin; Neef: Dom zu Antwerpen. — Wir gelangen nun über den Karlsplatz (mit der lebensgroßen Marmorstatue des Landgrafen Karl) nach dem 1000 Fuß langen und 450 Fuß breiten Friedrichsplatz, auf welchem die kolossale Marmorstatue des Landgrafen Friedrich II. von Nahl steht. Beide genannte Statuen sind übrigens ohne bedeutenden künstlerischen Werth, und wenn bei der letzteren die Inschrift der Vorderseite lautet: „Friederico II. patria", so dürfen wir nicht vergessen, daß derselbe seine Unterthanen für englisches Blutgeld nach Amerika schickte. Im Südosten wird der Platz durch den prächtigen Triumphbogen des Aue- oder Friedrichsthors geschlossen, und der Blick von dieser Höhe

über die Aue und das Fuldathal bis zu den Bergen des Horizontes ist herrlich, wie denn das gerade ein Hauptvorzug Kassel's ist, daß auf dieser ganzen Seite die Landschaft mit ihrem frischen Grün der Stadt gewissermaßen in's Herz hineinlacht. Ein Drittel der Nordostseite des Platzes nimmt das imposante Museum Fridericianum ein: ein 290 Fuß langes Hauptgebäude mit einer Vorhalle jonischer Säulen und zwei 150 Fuß langen Seitenflügeln. Es ist Montags und Freitags von zehn bis ein Uhr Mittags geöffnet, und man muß Tags zuvor Eintrittskarten beim Inspector lösen; zu andern Zeiten zahlt man einen Thaler. Unter den Antiken muß hervorgehoben werden: eine ganz treffliche Victoria, eine Epheben- oder Jünglingsstatue und eine Büste des Mars oder eines Fechters von Bronce; ferner von Marmor: eine Minerva, ein Apollo, ein Paris und eine schlangenfütternde Hygiea oder Göttin der Gesundheit; dann in halb erhabener Arbeit: der Zug des Bacchus, der auf einem Panther reitet und von den Genien der vier Jahreszeiten umgeben ist; unter den neueren Werken: eine Büste Napoleons von Canova und Bronceabgüsse der Florentiner Mediceischen Venus, des Schleifers, der Ringergruppe, des Antinous und des beckenschlagenden Satyr. Außerdem zeigt man die Festung Rheinfels in Florentiner Mosaik, altrömische Bauwerke in Kork, kostbare Trinkgefäße ꝛc. Mit dem Museum ist die Bibliothek verbunden, welche täglich von zehn bis ein Uhr geöffnet ist. Sie besitzt 32,000 gedruckte Werke. Hier sind vorzüglich beachtenswerth verschiedene Miniaturmalereien, namentlich einer Handschrift Wilhelms von Oranse aus dem Jahre 1334 und eines Gebetbuches aus dem 15. Jahrhundert. Aus derselben Zeit stammt auch ein kühn und derb, aber sehr treffend ausgeführter Todtentanz. — Die neuerlich restaurirte St. Martinskirche rührt aus dem 14., ihr Chor aus dem 15. Jahrhundert her. Sie umschließt unter Anderm das bis zur Decke reichende Grabmonument Philipps des Großmüthigen von schwarzem Marmor mit weißen Reliefs. Von dem 200 Fuß hohen Thurme überschaut man die Stadt mit ihren Umgebungen am besten. Auf dem alten Friedhof schläft unter vier Ahornbäumen der große Historiker Johannes von Müller.

Jetzt hinaus zu den Herrlichkeiten von Wilhelmshöhe! In der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts wurde hier auf der östlichen Abdachung des eine Stunde von Kassel entfernten Habichtswaldes, ein Augustiner-Kloster Weißenstein, so genannt von einem nahen weißen Felsen, gegründet. Im 15. Jahrhundert ging dasselbe in Flammen auf, und nach der Säcularisation (1527) dienten die noch erhaltenen Reste als Absteigequartier bei fürstlichen Jagden, bis Landgraf Moritz 1606 an ihrer Stelle ein Lustschloß erbaute, das aber unter den Stürmen des dreißigjährigen Krieges der völligen Zerstörung preisgegeben wurde. Landgraf Karl schuf darauf von 1701 bis 1714 durch den italienischen Baumeister Guernieri das Riesenschloß mit dem Herkules nebst den Cascaden, und ließ zur Speisung derselben ein Wasserreservoir anlegen. Nachdem darauf der siebenjährige Krieg verbraus't war, verschönerte Friedrich II. den Wald durch Grotten und Tempel, legte auch das chinesische Dorf, die große Fontaine und die nach der Stadt führende Lindenallee an. Unter Wilhelm IX. erstand von 1787 bis 98 ein Neubau des Schlosses, die Löwenburg, der steinhöfersche Wasserfall, der Aquäduct, die Teufelsbrücke und viele andere Anlagen, die Kurfürst Wilhelm II., namentlich durch den neuen Wasserfall, vermehrte. So stehen denn nun diese Schöpfungen, bei denen Natur und Kunst auf's anmuthigste verschwistert sind, vor unsern Augen in ihrer Gesammtheit da, wie ein gerettetes Fragment des untergegangenen Paradieses. Die Wasser springen von Himmelfahrt an gewöhnlich jeden Sonntag und Mittwoch gegen drei Uhr Nachmittags, und demnach müssen wir uns so einrichten, daß wir zeitig unter dem Herkules eintreffen. Ich war zweimal in Kassel, aber nur das erste Mal konnte ein Sonntag alle meine Wünsche erfüllen. Wir fuhren damals vom Thore aus in einem Wagen durch die schnurgrade Lindenallee, wo man den Herkules oder den großen Christoph, wie er vom Volke genannt wird, fortwährend in Sicht behält. Jetzt kann man auch einen der Eisenbahnzüge bis zur Station Wilhelmshöhe benutzen.

Bei einem roth und weiß gestreiften Pfahle mit einem Schilde, auf dem der eben so gestreifte hessische Löwe zu sehen ist, machen wir eine halbe Schwenkung nach rechts, und ge-

langen so zu dem Wachtpavillon und dem Gasthof, an den sich der kurfürstliche Marstall anschließt. Dahinter ziehen sich weithin Gemüsegärten und Baumschulen fort. Dem Gasthof gegenüber liegt auf einer erhöhten, baumbeschatteten Fläche das Tanzhaus, weiter hinauf das langgestreckte Glas- oder Gewächshaus. Südwärts prangt die kurfürstliche Sommerresidenz, das im altrömischen Stile erbaute, säulengezierte Schloß, in der Mitte überwölbt von einer 80 Fuß hohen Kuppel. Die beiden Flügel wurden erst 1829 mit dem Hauptgebäude verbunden, und das Ganze, 750 Fuß lang, bildet nun einen sanften Bogen, dessen hohle Seite sich mit den doppelten Hörnern dem Herkules zuwendet. Dem Aeußeren entspricht das prächtig ausgestattete Innere, welches auch eine Kirche enthält. Vor dem Schlosse breitet sich ein Rasenplatz, reich gefüllte Blumenvasen umrahmend, aus und führt zur großen Fontaine. Doch wir wenden uns vorerst zu dem westlich hinter dem Marstall gelegenen sogenannten Neuen Wasserfall, 130 Fuß hoch und 50 Fuß breit. Er zeigt sich im günstigsten Lichte von der davor liegenden Brücke aus. Von da klimmen wir auf einem Felspfad weiter westwärts (in der Richtung des Herkules) hinan und kommen jenseits der um den Wasserfall gruppirten Tannen zu dem frei gelegenen Säulentempel des Merkur, der die Broncestatue desselben umschließt und wo man von der Höhe aus einer schönen Aussicht genießt. Weiterhin erreichen wir den 1249 Fuß über die Fulda und 1689 Fuß über den Meeresspiegel sich erhebenden Gipfel des Karlsberges, zu dem zwei Treppen, jede von 842 Stufen, hinaufführen. Dessen Krönung ist das Riesenschloß, wegen seiner achteckigen Form auch Octogon genannt. Es besteht aus dreifach übereinander gestellten Kreuzgewölben, deren oberstes von 192 gekuppelten, 48 Fuß hohen Säulen getragen wird. Auf der Plattform dieses dritten Gewölbes ragt eine 96 Fuß hohe, von Quadern aufgeführte Pyramide, das Piedestal des 31 Fuß hohen, aus getriebenem Kupfer gearbeiteten Herkules in fünffacher Menschengröße. Wir steigen vorerst noch nicht hinauf, da inzwischen die Stunde geschlagen hat, wo die Schleusen der zur Speisung der verschiedenen Wasserkünste oben angebrachten Sammelteiche aufgezogen werden. Wir

begeben uns vielmehr zur Grotte des Pan, vor welcher in einem kleinen Bassin ein steinernes Gigantenhaupt sich nach oben hin, Athem schöpfend, wendet, während der ganze übrige Körper unter der Last des Octogons zu erliegen scheint. Plötzlich sprudelt aus dem Munde des Giganten eine Fontaine, die umher aufgestellten Faunen beginnen auf ihren Hörnern orgeltonartig zu blasen und in demselben Augenblick entsenden die überall verborgenen Vexirspritzen ihre sich durchkreuzenden Strahlen in der Grotte, so daß die darin befindlichen Personen unter Gekreisch der unausweichbaren Taufe entfliehen. Die hier versammelte Menschenmenge eilt jetzt auf beiden Seiten die Treppen hinab, während der losgelassene Wasserstrom sich schäumend und brausend durch die Reihe der Cascaden in die Tiefe wälzt. Ihre Länge beträgt 900 Fuß, ihre Breite 40 Fuß, und von 150 zu 150 Fuß werden sie durch Bassins unterbrochen. Ueber die letzte Cascade, welche einer Neptunsgrotte zur Bedachung dient, fällt das Wasser endlich in ein Bassin, das seinen Ueberfluß durch unterirdische Kanäle weiter fördert. Wir haben volle Zeit alles dies ohne fortstürmende Uebereilung zu betrachten. Dann folgen wir dem großen Haufen zum Steinhöferschen Wasserfall und nehmen unsern Standpunkt demselben gegenüber. Nachdem wir uns an diesem Schauspiel ergötzt, wenden wir uns zur Teufelsbrücke, die kühn sich schwingt über das tiefe Bette eines Waldbaches. Seitwärts bietet sich die von phantastischen Drachengestalten bewachte Grotte des Pluto zur Betrachtung dar. Hinter uns beginnt alsbald der Aquäduct, die Nachahmung einer im Verfall begriffenen römischen Wasserleitung, zu spielen, und die umgebenden malerischen Baum- und Felsgruppen tragen nicht wenig dazu bei, um den Effect des rastlos fortschäumenden Elementes zu heben. Wir begleiten den langgezogenen Gang desselben auf dem bequemsten Wege, und da es im Niedersturz mancherlei Hindernisse zu überwinden hat und sich nachher erst wieder sammeln muß, so kommen wir immer schneller, als der Wasserstrom bei dem nächsten Kunstwerke und demnach auch endlich bei dem großen Bassin an, aus dessen Fels die große Fontaine ihren jetzt entfesselten, zwölf Zoll starken Wasserstrahl in die Lüfte emporschleudert. Stoßweise

zuckt sie höher und höher, überflügelt die stolzesten Baumwipfel und steht nun, 190 Fuß hoch, in voller Glorie da, wie durch Zauberkraft in den blauen Himmel aufgeschossen, gleich einer riesenmäßigen silbernen Wasserlilie, den ätherisch feinen Büschel ihrer Krone palmenartig im Winde wiegend, ihren wogenden Blüthenstaub in Millionen Perlen und Diamanten hiehin und dorthin verstreuend, hin und wieder auch, als Freudengruß an die Sonne, in silberfarbigem Schimmer aufblitzend. Aber allmählig welkt die wundervolle Erscheinung dahin: ein Bild aller irdischen Herrlichkeit. Gewiß, dies ist das unübertroffene Prachtstück von Wilhelmshöhe; keine andere Fontaine der Welt kann sich damit messen.

Nach solchem Hochgenuß wandeln wir in Ruhe links ab an einem See vorüber nach der Schweizerei und dem chinesischen Dorfe Mulang, dessen Häuser und Pagoden im Walde zerstreut liegen. Von hier bringt ein Fahrweg zur Löwenburg, romantisch, als Nachahmung einer im Verfall begriffenen alterthümlichen Burg, auf einer jäh abfallenden Felspartie erbaut. In der mit Glasmalereien, Oelbildern und Sculpturen geschmückten Kirche steht der Marmorsarkophag des Erbauers, Wilhelms I. Die Rüstkammer läßt uns einen Haufen geharnischter Ritter sehen. Außerdem hat man eine Sammlung mittelalterlicher Trinkgefäße. — Schließlich schreiten wir noch einmal hinauf zum Herkules, um auf Treppen und Leitern bis in die Keule zu steigen, in welcher neun bis zwölf Personen Raum finden. Das Ganze ist eine Nachbildung des Farnesischen Herkules, einer antiken kolossalen Marmorstatue, welche früher dem Hause Farnese gehörte, jetzt im Museum zu Neapel sich befindet. Sie stellt den von der irdischen Arbeit ermüdeten Heroen vor. Niedergedrückt von seiner Last ruht er einen Augenblick aus und lehnt, das Antlitz zur Erde geneigt, mit dem rechten Arm auf der Keule. Die auf dem Rücken ausgestreckte linke Hand hält einen Apfel der Hesperiden, als Symbol des goldenen Lohnes. — Beim Hinabsteigen verweilen wir noch auf der Plattform, welche, fast 1800 Fuß über der Meeresfläche gelegen, eine freie Umsicht gestattet. Nordwestlich zieht sich das wildromantische Thal der Ahna mit seinen Basaltsäulen hin, reich an seltenen

Pflanzen, so wie an urweltlichen Muscheln und Schnecken. Nicht weit davon giebt es bedeutende Braunkohlenflötze, von denen der sogenannte Erbstollen allein 230 Arbeiter beschäftigt. Im Nordosten gewahrt man den Brocken, im Süden den Vogelsberg; im Osten sieht man das ganze Thal von Kassel, im Südosten den Hirschberg, Meißner und Inselsberg. Der waldbedeckte Hirschberg (2079 F.) birgt in seinem Schooße Alaunerze, Braunkohlenflötze und mächtige Lager eines vorzüglichen Thons. Der König aller hessischen Berge aber ist der Meißner (2424 F.), sechs bis sieben Stunden von Kassel entfernt, ursprünglich Weißner genannt, weil er im Frühjahr noch ein schneeweißes Haupt zu zeigen pflegt, während die niedrigen Höhen um ihn her schon grünen. Er ist berühmt wegen seiner Fernsichten und Felsgebilde, botanischen und mineralogischen Schätze; in seinem 1958 Fuß hoch gelegenen Frauhollenteiche soll der Sage nach Frau Holle gehaus't haben. Jenseits des Meißners düstert das schaurige Höllenthal mit den Ruinen der Burg Bilstein, von deren letzterm Besitzer die Sage meldet, daß er, um seinen belagernden und ihn hart bedrängenden Feinden den Triumph seiner Gefangenschaft zu entreißen, sich nebst Weib und Kind in einem mit wilden Rossen bespannten Wagen von den Mauern in die Tiefe stürzte. — Nachdem wir von der Wilhelmshöhe zurückgekehrt, verleben wir einen gemüthlichen Abend in dem obersten der drei Felsenkeller oder Biergärten, welche über der Aue auf dem steilen Südostrande des Weinberges liegen, uns erlabend an Aussicht und schäumendem Gerstentrank.

Das Volk der Hessen gehört zu den stattlichsten in Deutschland. Die Männer sind eher großer als kleiner Statur, sind breitschulterig und haben meistens stark ausgeprägte, mit bläulichen Augen und rechtschaffenen Nasen ausgestattete Gesichter. Eben so ist das weibliche Geschlecht schlank uud vollständig. Leider haben die Männer in Kurhessen, außer denen von der Schwalm, die Nationaltracht ihrer Väter fast ganz abgelegt. Man sieht wenigstens bei ihnen keine originelle Kopfbedeckung mehr,

höchstens ist noch die gewebte blauweiße Zipfelmütze hieher zu rechnen, die beim Reiter besonders lustig hinten hinauszappelt. Der Oberhesse trägt allenfalls noch den weißen Kittel, die kurzen Beinkleider und den niedergekrempten Hut. Der Fuldaer zeigt grüne oder blaue Röcke von Linnen und eine Pudelmütze oder einen breitgeränderten Hut. Beim Schwälmer bildet die Kopfbedeckung eine halbkugelförmige roth-, zuweilen auch grünsammtne Mütze, verbrämt mit Pelz und besetzt mit Goldschnüren, an deren Stelle im Winter eine cylinderförmige tritt. Verheirathete tragen auch einen dreieckigen Hut. Rock und Beinkleider bestehen aus feinen weißen Linnen, die mit vielen kleinen Metallknöpfen besetzte Weste aus hochrothem Tuch. — Die Tracht der hessischen Frauen läßt sogleich erkennen, aus welchem Thale sie stammen; auch unterscheiden sie sich durch sehr bestimmte Stoffe und Farben als katholische und protestantische. Nie schielen sie nach „allerneusten" Stoffen. Sie verlangen ihr strolich (strahlig) Rockzeug, das blau und weiß gestreift ist, die Streifen abschüssig, oder sie nehmen ihr „knupperig Werk" (Ratin), das gräulich oder grünlich sein muß. Zu den Jacken, den Asseleiberchen, Molzen und dem Hans-Peter wird mit Bedacht atzelicher (großblumiger) oder zinzerlicher (kleinblumiger) Stoff gewählt. Für die Katholikinnen muß er blau-, oder violett-, oder rothgrundig und halbseiden sein; die sparsameren Protestantinnen nehmen Kattun mit dunkelem Grund. Der bis zu ansehnlicher Höhe sichtbare Strumpf hat, den Kleidern entsprechend, rothe oder schwarze Zwickel. Großer Luxus wird in Sticktüchern getrieben, die denn, da sie viereckig sind, zum Dreieck umgeschlagen, ein kleines Blumenbouquet für die gewöhnlichen Feste und ein großes Blumenbouquet für die höheren Feste herauskehren. Auf den Mützen lassen die Protestantinnen des Lahnthals nur hellblaue Bänder flattern, die Katholikinnen von der Ohm dunkelblaue; die weitleuchtenden breiten ponceaurothen Bänder sieht man aber nur bei katholischen Mädchen. Im Fuldaischen wird der Kopfputz noch dadurch gehoben, daß man das lange Haar um den Scheitel windet und mittelst einer zierlichen hölzernen Nadel befestigt. Die Bewohnerinnen des Landgerichtes Kassel erkennt man an langer schmaler Schürze, die der Aemter Mel-

sungen, Spangenberg, Rotenburg an kurzer Schürze, welche den Körper ringsum von der Mitte bis zu den Knien umgiebt. In Oberhessen kleiden sich die Frauen entweder bunt oder ganz schwarz aus selbstgefertigtem Beidergewand; dazu kommt ein eigenthümlich geformtes, gleichsam zweifaches Häubchen, zwei lange Haarzöpfe, enge Faltenmieder mit kurzen engen Aermeln, über die häufig noch weite Aermel herabfallen, ein daraus hervortretendes schneeweißes Hemd, das reich mit Gold und Silber gestickte Brustlatz, der hundertfach gefaltete, nur bis zu den Knien herabreichende Rock, Schuhe mit hohen Absätzen, endlich bei Feierlichkeiten ein kleines Mäntelchen, das über den Kopf gehängt wird und nur bis an die Schultern geht. Die Schwälmerinnen tragen eine nette weiße Mütze oder ein zierlich und verschiedenfarbig gesticktes Häubchen mit rother Einfassung, bei Feierlichkeiten aber einen aus Goldflittern und Blumen gefertigten diademartigen Kopfputz. Um den Hals geht eine Korallenschnur, um den Oberleib ein Mieder von blauem Battist, mit kurzen, spitzenbesetzten Aermeln. Darüber wird eine schwarze ärmellose Schnürbrust gezogen. Das Brustlatz ist mit Gold und Silber, Perlen und Seide gestickt. Von den Hüften fallen acht bis zehn kurze, nur zum Kniee reichende Röcke, der oberste von schwarzem Beidergewand, die andern, die nach unten hin immer etwas länger werden, mit bunten Bändern und zwar die einzelnen Röcke verschiedenfarbig besetzt. Endlich folgen linnene Strümpfe mit Zwickeln verziert und Absatz- oder Klötzschuhe. Um den Hals schlägt man gewöhnlich noch ein kleines Tuch, dessen Enden zurückgeschlagen werden, so daß die an den Zipfeln befestigten Bänder mit den an der Korallenschnur befindlichen zierlich gelegt über den Rücken fallen.

Das alte Sprichwort: „Wo Hessen und Holländer verderben, kann Niemand Nahrung erwerben" deutet auf den Fleiß und die Ausdauer des Volkes, und wahrlich, im Schweiße seines Angesichts muß es dem meist dürftigen Boden das Brot abringen, obgleich schon Tilly keineswegs den alten Vers bestätigen wollte: „Im Lande zu Hessen hat's große Berg' und nichts zu essen, große Krüge und sauern Wein: wer wollte gern im Lande zu Hessen sein!" Zu den hauptsächlichsten Erwerbszwei-

gen gehört neben der Landwirthschaft das Spinnen und Weben. Die hessische Weberei dehnt sich vorzüglich über die Kreise Schaumburg und Hofgeismar, einzelne Striche der Kreise Kassel, Fritzlar, Homberg und die Gebirgstheile des Kreises Witzhausen aus. Diese Gegenden gleichen hie und da einer großen Fabrik. Im Sommer baut der Weber auch seinen Acker. An dem Spinnen nimmt in einzelnen Gegenden, wie z. B. im Amte Oberaula, selbst die männliche Bevölkerung Antheil. Die Mädchen gehen mit ihren Spinnrädern nicht nur zum Nachbar, sondern auch zum Nachbardorf, um im Kreise der Genossinnen und in Gesellschaft der eben wohl anwesenden Burschen die langen Winterabende unter Lust und Scherz, Gesang und Erzählung zu verspinnen. Davon abgesehen, sind die Menschen nirgends so wenig neugierig, gesprächig und dem Fremden zugänglich, wie hier. Man bemerkt an den Männern eine eigenthümliche Ruhe und Ernsthaftigkeit, so daß sie den geraden Gegensatz zu den lebenslustigen heiteren Thüringern bilden. Wenn die Rede ist vom „blinden“ Hessen, so wird damit die unerschütterliche Tapferkeit bezeichnet, welche todesmuthig, wie blind, ohne langes Besinnen und Zaudern auf die Gefahr losgeht. Im Allgemeinen findet man überall Treue und Biederkeit, Gradheit und eine gewisse Derbheit. Der streng katholische Buchenländer oder Fuldaer (Fulda hieß sonst wegen seiner Buchenwaldungen Buchonia) zeichnet sich durch seine Streitlust aus. Der Schmalkalder ist ganz Thüringer; der Schaumburger trägt ebenfalls den reinen Stempel seiner altsächsischen Abkunft, sowohl in Sprache, als in Gestalt und Lebensweise. Der Hanauer, in einem Landstrich heimisch, wo es in der Mainebene von den Rebengeländen Gelnhausens an heller und sonniger wird, überdies auch erfüllt mit französischem und wallonischem Blut, zeigt sich am meisten fröhlich, lebendig und gewandt, aufgeklärt und leicht empfänglich für neue Ideen. Die übrigen Bewohner hängen dagegen mit volksthümlicher Liebe am Hergebrachten. In dieser Hinsicht verdient vor Allen der hochgewachsene, blondhaarige, oft grobderbe, aber auch eben so treuherzig brave Schwälmer Erwähnung. An der Geschlossenheit der Bauergüter, indem der älteste Sohn dem Vater nachfolgt, die übrigen aber mit einem Geringen abgefunden

werden, beruht zum Theil sein Wohlstand, aber auch auf der einfachen Lebensweise. Noch ist der Kaffee bei ihm nicht eingebürgert, und gleich den Vorvätern genießt er noch seine aus Hafer bereitete Morgensuppe. Noch feiert er seine Kirchweih mit allem Jubel und seine mehrtägige Hochzeit mit allen Förmlichkeiten und alten Gebräuchen. Man beachtet noch das „Fenstern“ und die Verlobung geschieht nicht durch einen Wechsel von Ringen, sondern der Bräutigam giebt der Braut je nach Vermögen eine größere oder geringere Summe Geldes, die Braut dagegen ein feines Hemde. Noch findet man auch das „Lehen-Ausrufen“. In der Walpurgisnacht nämlich gehen die Burschen, alle mit Peitschen versehen, vor's Dorf, und einer stellt sich dann auf eine Anhöhe oder einen Baum und ruft: „Hier steh' ich auf der Höh'n — Und rufe aus das Lehn, das erste (zweite, dritte) Lehn, — Daß es die Herrn recht wohl verstehn — Wem soll das sein?“ — Die Uebrigen nennen den Namen eines Burschen und eines Mädchens mit dem Zusatz: „In diesem Jahre noch zur Ehe“. Bei jedem einzelnen Paare wird mit den Peitschen geknallt, bis die ganze Reihe der Heirathsfähigen vertheilt ist. Die solchergestalt Zusammengegebenen bleiben für das ganze nächste Jahr Tanzpaare.

Der Aberglaube hat überall in Kurhessen unter dem Landvolk noch ein weites Feld. Man glaubt an Hexen und Gespenster. Alle Uebel, welche Menschen und Vieh ohne augenfällige Ursache zustoßen, sind von bösen Menschen angethan. Viele reiche Schätze liegen verborgen, aber die bewachenden bösen Geister müssen erst gebannt werden. Um die Geister zu vertreiben, ziehn im Ziegenhainschen die jungen Bursche in der Nacht vor Walpurgis vor die Dörfer und knallen mit den Peitschen die halbe Nacht hindurch. Am ersten Mai wird an vielen Orten kein Vieh angespannt, auch nicht zur Weide getrieben; man verborgt nichts, und wer da von seinem Nachbar Feuer holt, macht sich der Zauberei verdächtig. Am Himmelfahrtstage werden Kräuter gesammelt, weil diese dann vorzüglich heilkräftig sein sollen. Hin und wieder zündet man noch in der Johannisnacht auf den Kreuzwegen Nothfeuer an und treibt das Vieh hindurch, um es das ganze Jahr hindurch vor Krankheiten zu

sichern. In der Sylvesternacht gießt das Mädchen Blei und streut Asche und Salz, um seine Zukunft und den dereinstigen Bräutigam zu erkennen. Noch treiben Wehrwölfe ihr Wesen. Erst durch die Taufe wird das Kind vor dem Verwechseln durch die Wichtelmännchen geschützt, und um diese bis dahin zu verscheuchen, wird ein brennendes Licht unterhalten. Viele Sagen hat man von den Wichtelmännchen (Kobolden, Unterirdischen) und ihren Wohnungen. Der Alp ist den Schwälmern entweder ein böser Geist oder das Liebchen des Geplagten. Um ihn zu fangen, soll man sich nur mit dem Betttuch zudecken, und wenn er kommt, dies über ihn zusammenschlagen, festhalten und in einen Kasten verschließen. Oeffnet man denselben früher, ehe ein Mensch ersticken kann, so fliegt eine weiße Taube davon; wo nicht, so setzt man sich der Gefahr aus, wenn es das Liebchen gewesen, dies erstickt zu finden. Wenn es am Meißner nebelt oder schneit, hat Frau Holle ihr Feuer im Berge oder macht sich ihr Bette. Aus dem dortigen Frauhollenteiche, in dessen Nähe der Gottesborn quillt, werden die kleinen Kinder geholt. Frau Holle bestraft die unordentlichen und trägen Spinnerinnen, indem sie ihnen das Flachs und Garn verwirrt. Aus Furcht vor Frau Holle bleiben am Sonnabend die Spinnräder unberührt; auch wird eben deshalb von Weihnachten bis Neujahr die Spindel nicht gedreht und es darf dann kein Flachs am Rocken sitzen. — An das von Kaulbach bei seiner Hunnenschlacht benutzte Motiv, erinnert die Sage von der „Todtenhöhe", einer Hochebene bei Frankenberg (nördlich von Marburg), wo einst in unvordenklichen Zeiten eine schrecklich heiße Schlacht soll geschlagen sein, und wenn's sich jährt, stehn jedesmal in der Nacht die Erschlagenen wieder auf und beginnen den Kampf von Neuem. Einst sahen Holzknechte, die in einer Winternacht über die Höhe gingen, die grauenvolle Geisterschlacht, warfen, vom Schreck übermannt, die Aexte weg und liefen davon; aber am andern Morgen, als sie wiederkamen, die Aexte zu suchen, fanden sie nichts, als ihre eigenen Fußtritte im tiefen Schnee.

Im Nordwesten grenzt an Kurhessen das Fürstenthum Waldeck. Es ist ein hochgelegenes Bergland von tausend Fuß mittlerer Höhe. Der niedrigere, mehr hügelige nordöstliche Theil besteht aus Sandstein mit sanft gerundeten Formen. Der südwestliche Theil dagegen besteht aus Grauwacken- und Thonschiefer mit schärfer markirten Gipfeln und schroff eingeschnittenen Thälern. Man baut in diesem Schiefergebirge auf Kupfer, Eisen und Blei, selbst Gold. An der im Süden durchfließenden Eder wird ebenfalls einiges Gold durch Waschungen gewonnen. Das Eisen wird dem schwedischen gleich geschätzt. Der Charakter der Landschaften ist ein beständiger Wechsel von Berg und Thal, Feld und Wiese, Buchen- und Eichenwald, womit ein ganzes Drittel des Fürstenthums bedeckt wird. Der steinige Boden erweis't sich ziemlich undankbar. Man baut Getreide und Kartoffeln, treibt Viehzucht, daneben auch etwas Leinewandweberei und Strumpfstrickerei. Die Bewohner sind meist lutherisch. In der vormals fränkischen Edergegend herrscht der oberdeutsche, im sächsischen Norden, nach der Diemel zu, der plattdeutsche Dialekt. Dort sind die Häuser gewöhnlich nur klein mit niedrigen Thüren, hier baut man sie groß mit weiter Einfahrt. Auch in Sinnesart, Sitten und Gebräuchen tritt der Unterschied der Abstammung hervor. — Der alte, schon im 11. Jahrhundert vorkommende Grafenstamm des Hauses Waldeck zerfiel wiederholt in mehrere Linien, von denen aber nur die von Waldeck-Bergheim sich neben der 1712 gefürsteten erhielt. Der gegenwärtige Fürst Georg Victor (geboren 1831) regiert seit 1852. Ihm gehört außer Waldeck mit 20½ Q. M. auch das Fürstenthum Pyrmont mit 1½ Q. M. Die Seelenzahl mag sich jetzt auf 60,000 belaufen. Die wohlgebaute Residenzstadt Arolsen (2500 E.) unfern der Twiste liegt angenehm zwischen Gärten und Alleen. Das ansehnliche Schloß enthält eine bedeutende Bibliothek, mehrere Gemälde von Tischbein nebst einer Sammlung von Alterthümern aus Herculanum und Pompeji. Die Maler Kaulbach und Rauch, welcher der Stadtkirche zwei kleine Bildsäulen aus carrarischem Marmor schenkte, sind hier geboren. Nach dem ehemaligen Lustschloß Luisenthal führt in sechs Reihen eine Allee ehrwürdiger Eichen von zweitausend

Schritt Länge. Uninteressant ist Corbach (2300 E.). Das alte Niederwildungen (1750 E.) im Ederbezirk erfreut sich einer Mineralquelle, und nahebei liegt das Dorf Altwildungen mit dem fürstlichen Felsenschloß Friedrichstein. Das Schloß des Fleckens Bergheim an der Eder ist Sitz der gräflichen Linie. Nicht weit davon liegt das waldumgebene Städtchen Waldeck, gegenüber auf einem Berge die alte Stammburg des regierenden Hauses, jetzt Zuchthaus.

Von Kassel führt eine Eisenbahn über Münden nach Göttingen. Bis Münden braucht der Zug wenig mehr als drei Viertelstunden. Sobald man in's Fuldathal tritt, wird die Aussicht höchst angenehm, indem Wiesen den Strom rechts und links begleiten und hinter ihnen die mit Buchenwald bedeckten Berge sich nahe herandrängen. Ein stattliche Brücke führt von dem Dorfe Wahnhausen vom linken auf das rechte Ufer des Flusses. An die Stelle des kurhessischen Roth=Weiß zeigen sich alsbald auf Barrièren und amtlichen Pfählen die hannoverschen Farben Gelb=Weiß. Nun zieht der Schienenweg in ziemlicher Höhe und in mannigfachen Windungen am Wasser hin. Unter dem Vogelborn und der großen Wemme, Wilhelmshausen gegenüber, giebt es gar niedliche Landschaftsbilder; jedoch hat man auf dieser ganzen Strecke keinen Anhaltepunkt. — In jüngeren Jahren machte ich die Tour einmal in Gesellschaft meines Bruders auf der Chaussee. Der Tag war drückend schwül gewesen, und wir verließen daher Kassel erst gegen Abend, den Wanderstab in der Hand. Alsbald rollte hinter uns ein Wägelchen her mit einem Gaul bespannt: die Carriolpost. Der Postillon, ein frischer Bursche, hatte nur einen schmalen Kasten zum Sitz, und wir fragten ihn scherzweise, ob er uns nicht mitnehmen wolle. „Ei ja", lautete die Antwort, „warum denn nicht?" Damit hielt er still. Er und mein Bruder nahmen die beiden Vorderecken des Kastens ein und ich setzte mich hinten zwischen die natürlichen Fleischpolster der Beiden mein eigenes Gesäß einschiebend, während wir allesammt unsere sechs Beine zur Erde baumeln ließen. Der Anblick mochte komisch genug sein, und

als wir so durch ein Dorf passirten, schrie uns ein Haufe aus der Arbeit heimkehrender, entgegenkommender Weiber im einförmigen Tone zu: „Nehmt uns och mit! Nehmt uns och mit!“ Es war eine klare lauwarme Sommernacht, und der Postillon erzählte uns, wie er jüngsthin für das Mitnehmen eines sogenannten blinden Passagiers habe Strafe gezahlt; nun müsse er das wieder einbringen. Aber der arme Gaul keuchte unter seiner schweren Last und konnte natürlich nicht so rasch, wie er wohl sollte, vorwärts kommen. Unser Postillon wußte sich indeß zu helfen. Er schlug einen Richtweg ein, quer über einen mit hohen Bäumen bewaldeten Berg (die Lutterberger Höhe), über welchen vormals eine nun verfallene Chaussee geführt hatte. Wir mußten sämmtlich absteigen und unsern Roßlenker am Rockschoß fassen, um in der uns umgebenden Dunkelheit den Weg nicht zu verlieren. So ging's unter Holter und Polter erst bergan, dann ziemlich steil bergab über Stock und Stein im raschen Zug. Unten angelangt, wurde auf dem Kasten die interessante Figur der sechs baumelnden Beine wieder hergestellt, und nun mußte der Gaul traben, so schnell er nur vermochte. Schon blitzten Lichter durch die Nacht. Vor dem Blasen des Posthorns öffnete sich das Thor. Im Hurrah fuhren wir nolens volens hindurch, denn zum Absteigen wurde uns kein Augenblick vergönnt. Einige Stimmen riefen uns nach; doch wir blieben taub dagegen und flogen bis zur Post, wo eins, zwei, drei das Felleisen abgegeben wurde. Vorher hatte ich unseren Burschen gewarnt, wenn er uns nicht in ein gutes Quartier bringe, so solle sein Trinkgeld auch kein gutes sein. Das half, und wir logirten in der That ganz trefflich.

Hannoverisch-Münden (5500 E.), von Göthe das deutsche Tempe genannt, liegt in einem grünen blumenreichen Kessel. Ringsum drängen sich die Berge dicht zusammen. Dazwischen wogt hier die Fulda, dort die Werra. Beide umschlingen die Stadt mit ihren Fluthen und vereinigen sich hinter ihr als bedächtiger Wasserstrom. Wir gingen mit der ersten Frühe in die Berge. Ueber einige derselben hatten die Morgennebel die schlankesten weißen Bogen gespannt, wie zur Ueberbrückuug für Elfen. Von Andree's Berge aus erscheinen die Häuser wie ein Rebhuhn-

schwarm in der Wüste und das in ein Magazin verwandelte alte Schloß gleicht der ehrwürdigen Ahnfrau dieser Schaar, während die am Ufer zerstreuten niedlichen Gartenhäuschen den hie und da im Grünen nach Futter suchenden bunten Küchlein ähnlich sind. Anmuthig schließt sich eine kleine Insel mit ihren Vergnügungsplätzen und Restaurationen, ein beliebter Sommeraufenthalt der Mündener feinen Welt, an die alte Werrabrücke, und durch die mit ihr parallel laufende, in sechs Bogen über den Fluß geschwungene Eisenbahnbrücke, so wie durch den in weiter Curve beginnenden Eisenbahndamm um den Blumenberg wird das Bild des Ganzen sehr zu seinem Vortheil bereichert. — Die Stadt hieß vormals Gemünd oder Gemünden, und eine schon zur Zeit Karls des Großen erbaute Burg bildete den Kern derselben. Im 16. Jahrhundert residirten hier die beiden Herzöge Erich. Im Mittelalter hob sich der Handel zu einer bedeutenden Blüthe; aber im dreißigjährigen Krieg wurde Münden durch Tilly schrecklich verwüstet. Das ansehnliche Rathhaus ist 1619, das Schloß 1566 nach einem Brande in fünf Stockwerken erbaut. Von der Höhe desselben erfreut man sich einer entzückenden Rundsicht. Die großartige gothische St. Blasii-Kirche, 1263 begründet und 1519 vollends ausgebaut, enthält mehrere fürstliche Grabmäler und Gemälde von L. Cranach. Die alten Wälle sind in Spaziergänge verwandelt; die Zahl der Gärten rechnet man auf 2000. Es herrscht hier viel Sinn für heitere Geselligkeit und der feine Umgangston wird bedingt durch die Mischung der Beamten, Officiere und gebildeten Kaufleute. Statt der früheren achtzehn Großhändler findet man freilich gegenwärtig nur noch Einen, welcher thüringische und hessische Fabrikate, Leinwand, Schmelztiegel, Spielwaaren nach Amerika spedirt, um dafür Taback und Colonialwaaren zu beziehen. Neben der Fayencefabrik und den Tabacksfabriken besteht eine Zuckerraffinerie. Neuerdings ist eine Wollspinnerei und Weberei hinzugekommen. Die Braunkohle, welche unter dem Basalt des Steinbergs lagert, wird zu etwa 25,000 Balgen an den Tag gefördert.

Der Schienenweg von Münden nach Göttingen steigt zuvörderst auf einem untermauerten Damme den Blumenberg hinan, um den sich krümmenden Tunnel von Volkmarshausen zu pas-

siren und sich in waldiger und bergiger Gegend bei den Mühlen von Ober-Scheeden vorbei nach Dransfeld zu winden. Dies ist der einzige Haltepunkt auf der fast fünf Meilen langen, aber keineswegs menschenleeren Tour. Das Dorf Ellershausen mit weiter Schlängelung umrankend, eilt die Locomotive starken Gefälles in das Leinethal hinab und macht hier auf der Wasserscheide zwischen Weser und Leine den steilsten Bergübergang, welchen die Ingenieurs nächst der Bahn über den Semmering, über das Fichtelgebirge und die Rauhe Alp gewagt haben. Der Bahnhof von Münden liegt 476, der von Göttingen 502 Fuß über dem Meeresspiegel; bei Dransfeld aber steht man 1051 Fuß hoch. Die Steigung beträgt also 575, die Senkung bis Göttingen 549 Fuß. Zwar darf man sich keine allzuschroffen Abgründe unter und keine allzuhohen Gipfel über der Dransfelder Bahn denken; indeß interessiren doch die aus Trias, tertiären Schichten und dem braunrothen Sandstein emporgehobenen Basaltkuppen. Soweit die Hohlwege der Bahn es gestatten, erblickt man eine Menge malerisch hingeworfener Waldebenen und Thäler, hübsche Dörfer und Gehöfte. Eine prächtige Fernsicht dehnt sich bis zum Meißner, den Gleichen, dem Eichsfelde, dem hochgelegenen Dorfe Nikolausberg und der Plesse hin aus.

Flach gebaute Dampfer gehen zwischen Münden und Hameln auf der Weser, und dem Laufe dieses Flusses wollen wir jetzt folgen. — Unterhalb Münden weis't das Weserthal den prächtigsten Buchenbestand auf. Wir bemerken rechts das Dorf Gimte, von wo aus viel Bauholz und Bretter verschifft werden. Hart am rechten Ufer des Flusses trägt ein schroff sich erhebender Berg die Ruinen der Bramburg. Dahin wallfahrten die Mündener gern, und die Aussicht von dem alten Thurme sucht in der That ihres Gleichen; auch finden Gäste hier alle möglichen Bequemlichkeiten. Die einst in der Burg hausenden Ritter waren sehr gefürchtet. Sie ritten mit verkehrten Hufen, hielten die Schiffe der Kaufleute an und plünderten sie. Dazu bedienten sie sich einer Leine, welche von einem Ufer bis zu dem andern unter dem Wasser gezogen und an einem Glockenzuge befestigt war, dessen Glocke auf dem Wartthurm hing. Sobald nun dieselbe läutete, stürzten sich die Ritter auf ihre Beute, bis

endlich im Jahre 1458 durch Zerstörung des Raubnestes dem Unwesen gesteuert wurde. Der Bramburg gegenüber schaut noch höher aus dem hessischen Rheinhardswalde die Savaburg. Man zeigt dort noch mehrere Ritter-Rüstungen und ein sehr großes Bette, in welchem Riesen geschlafen haben sollen. Die höchste Spitze des Rheinhardswaldes ist der Stauffenberg, eine mit Eschen bestandene Basaltkuppe. Weiter stromabwärts drängt sich rechts der Sollinger Wald heran. Der rothe Sandstein desselben tritt hervor bei Karlshafen, 1744 vom hessischen Landgrafen Karl angelegt, ein durch Handel und Schifffahrt belebter Ort. Ein von Kassel kommender Schienenweg läuft hier aus. Man sieht ein langes Lagerhaus, eine Eisenhütte und zunächst am Bahnhof einen im mittelalterigen Burgstil aufgeführten Flügelbau mit der Inschrift: Hotel der Karlshafener Invaliden. — Zur Linken schimmert aus Baumgruppen ein stolzes Schloß des Herrn von Zuidtwick auf dem Platz der ehemaligen Veste Herstelle, von Karl dem Großen nach seinem Stammhause Heristal an der Maas so genannt; er hielt hier von Weihnachten bis Ostern 797 ein glänzendes Hoflager. Das ehemalige rechts auf einer Höhe thronende herzoglich braunschweigische Schloß Fürstenberg ist jetzt Porzellanfabrik. — Nördlich folgt am linken Ufer Höxter (3600 E.) mit seinen Bleichen und seiner 500 Fuß langen steinernen Weserbrücke, eine sehr alte, vormals freie Reichs- und Hansa-Stadt, jetzt Sitz eines preußischen Landraths. Der Wartthurm auf dem Brunsberge soll Ueberrest einer starken Sachsenveste aus der Zeit Wittekinds sein. Karl der Große besiegte hier 775 die Sachsen in blutiger Schlacht. Nahebei sieht man die als mächtiges Viereck sich darstellenden imponirenden Gebäude der alten gefürsteten, 1803 aufgehobenen Reichsabtei Corvey: ein berühmtes, von Ludwig dem Frommen 816 gegründetes Benedictinerstift. Zu den vielen, von hier aus in die Heidenwelt ausgesandten Glaubensboten zählt der heilige Ansgarius, der Apostel des Nordens. Die noch vor einigen Decennien (ich sah sie 1830) sehr ansehnliche Klosterbibliothek ist jetzt zerstreut. Die ganz in Weiß und Gold gehaltene Kirche enthält einige gute Gemälde. Der gegenwärtige Fürst von Corvey ist Prinz Victor von Hohen-

lohe-Schillingsfürst, Herzog von Ratibor. — An den nördlichen Ausläufern des Solling bespült die Weser die sehr betriebsame braunschweigische Stadt Holzminden (4000 E.) mit ihren Steinschleifmühlen, Eisen-, Stahl- und Stecknadelfabriken; der Handel geht hauptsächlich auf Leinwand und Eisenwaaren. Das nordöstlich am Marktflecken Bevern liegende Schloß, früher Residenz der Herzöge von Braunschweig-Bevern, ist jetzt Arbeits- und Besserungshaus. Mehrere Dörfer im Solling haben Glashütten. — Die Weser windet sich bei den Ruinen der im dreißigjährigen Kriege zerstörten Burg Polle (zur Linken) in einer bedeutenden Krümmung. Bald nachher kommt bei dem Dorfe Dölme eine früher sehr gefährliche Stromenge, und gegenüber stürzt sich aus den Schluchten einer steilen Felswand ein Bach auf die Räder der Teufels- oder Steinmühle, und ein Schuß vom Schiffe ruft hier ein schönes Eche hervor. Eine menschenähnliche Klippe heißt der Pastor von Dölme. Das vierthürmige, im 16. Jahrhundert erbaute Schloß von Hehlen gehört einem Grafen von der Schulenburg, einem Nachkommen des venetianischen Feldmarschalls. Als Kriegsbeute desselben zeigt man auf dem Schlosse noch türkische Waffen und Roßschweife. — Eine kleine Stunde hinter der Höhe von Tundern (zur Rechten) liegt Hartenborn, wo der Herzog von Cumberland im siebenjährigen Kriege am 26. Juli 1757 eine Schlacht gegen die Franzosen verlor.

Wir gelangen endlich nach Hameln (7000 E.), wo gleich oberhalb das für vierhundert Männer eingerichtete Straf-Arbeitshaus sich stattlich präsentirt und wo die beiden Weserufer verbunden sind durch eine 1839 vollendete großartige Kettenbrücke, 816 Fuß lang und bestehend aus vier Kettenzügen, welche von drei gewaltigen Pfeilern aus Quadersteinen getragen werden; oben fährt man über Eichenbohlen. Die Kosten betrugen 64,000 Thaler, und die Brückenpacht wirft jährlich 2000 Thaler ab. Von dem Ohr- oder Klütberge aus gesehen, giebt die Stadt der schönen Lage Mündens nichts nach. Nicht nur durch die Kettenbrücke, sondern auch durch ihren baumbepflanzten Wall, ihre Flur und die Waldungen umher wird sie ganz artig herausgeputzt. Sie entstand im 12. Jahrhundert neben dem schon

zur Zeit Karls des Großen errichteten Bonifacius-Stift. Die dazu gehörige alte Münsterkirche (mit einer Krypta) brannte im Jahre 1200 ab, erstand alsbald aus der Asche, ist aber jetzt sehr baufällig und dient nur theilweis noch zum Gottesdienst. Eine silberne Statue des Schutzheiligen wird daselbst gezeigt. Im Mittelalter hob sich der Platz durch Handel und Schifffahrt. Georg III. ließ ihn seit 1762 befestigen. Im Jahre 1806 wurde derselbe von dem preußischen Commandanten ohne Gegenwehr an die Franzosen übergeben, welche die Festungswerke sprengten. Die verfallene Stadtmauer trägt statt der früheren zwanzig Thürme nur noch vier. Von hier aus fährt man mit größeren Dampfbooten bis Bremen; die kleineren müssen schon deshalb oberhalb ausladen, weil das hierselbst angelegte große Schleusenwerk für dieselben mit ihren Räderkasten zu schmal ist. Eisenbahnen haben der Schifffahrt bedeutenden Nachtheil gebracht. Indeß fehlt es den Hamelern nicht an industrieller Thätigkeit. Diese erstreckt sich auf Cement, Garn und Zeug in Wolle, Teppiche, und namentlich Maschinenpapier. Das wohlschmeckende Hamelsche Bier findet gegenwärtig den Weg selbst bis nach Südamerika. Ein Stein am neuen Thor erinnert an die Sage vom Rattenfänger zu Hameln. Es geschah nämlich im Jahre 1284, daß ein Mann von wunderlichem Ansehn und bunter Tracht gen Hameln kam. Der vermaß sich, für ein gewisses Geld die ganze Stadt von Ratten und Mäusen zu befreien. Das Geld wurde ihm zugesichert, und darauf zog derselbe Mann ein Pfeifchen hervor, ging durch alle Gassen und pfiff. Da kam das Ungeziefer aus allen Häusern gesprungen und sammelte sich zu einer großen grauen Schaar. Die folgte dem Mann auf den Fersen nach, und er führte sie durchs Weserthor dem Strome zu, schürzte sein Gewand und trat in's Wasser. Auch dahin folgten ihm die Ratten und Mäuse blindlings nach und ersoffen insgesammt. Den Bürgern und Rathsherren aber deuchte die Mühe des klugen Rattenfängers sehr leicht, und sie boten ihm daher nur die Hälfte des ausbedungenen Geldes; wolle er das nicht nehmen, so solle er als ein Schwarzkünstler in den Thurm geworfen werden. Der Mann nahm das Geld und ging zornig von dannen. Darauf geschah es, daß am 26. Juni,

als am Tage Johannis und Pauli, während die Leute in der Kirche waren, derselbe Rattenfänger abermals zu Hameln gesehn wurde, aber in der Tracht eines Jägers mit schrecklichem Angesicht und rothem seltsamen Hut. Pfeifend zog er durch alle Gassen. Da kamen die Kinder aus den Häusern und folgten ihm nach in einem großen hellen Haufen, und hinterdrein ging auch noch eine Kindermagd mit einem Kinde im Mantel, die wollte sehen, wohin der Zug wanderte. Der Jäger aber führte den Schwarm zum Osterthor hinaus nach dem Koppelberg zu. Der that sich auf. Der Pfeifer ging voran; alle Kinder folgten ihm, und plötzlich schlug der Berg wieder zu. Da wandte die Kindermagd um und brachte das Geschrei davon aus in der Stadt. Alles eilte nach dem Koppelberg. Der aber blieb geschlossen. Einhundert und dreißig Kinder waren auf diese Weise so plötzlich verschwunden und kehrten nie wieder. Man sagt, sie seien von Hameln aus unter der Erde nach Siebenbürgen geführt worden, wo sie wieder an das Tageslicht gekommen seien und, nachdem sie erwachsen, den sächsisch-deutschen Volksstamm begründet hätten. Das traurige Ereigniß ward zu Hameln in einer Steinschrift verewigt. Die lautet also: „Im jar 1284 na Christi gebort — tho Hamel worden uthgevort — hundert und driczig kinder dosülvest geborn — dorch enen piper unter den köppen verlorn.“ Auch in der Glasmaleri der Kirchenfenster wurde die Wundermähr abgebildet.

Etwa drei Meilen unterhalb Hameln liegt am linken flachen Weserufer Rinteln (3300 E.), der vormals befestigte Hauptort des kurhessischen Kreises Schaumburg, 1619 bis 1810 Universitätsstadt. Die lutherische Kirche St. Nikolai stammt aus dem 13. Jahrhundert und besitzt einige schätzbare Gemälde. Eine Schiffbrücke führt über die Weser, und die Straße zieht von da ostwärts vorüber an der alten Schaumburg, auf einem Vorhügel des Paschenberges sich erhebend, von dessen breitem Gipfel man das Silberband der Weser fernhin sich schlängeln sieht. Das weite Thal derselben erscheint am lieblichsten zur Zeit der Rapsblüthe, wo es mit goldenen Feldern prangt. Ueberhaupt gehört dieser Theil zu den schönsten und wohlhabendsten Besitzungen des Kurfürstenthums. Der bedeutende Flachsbau giebt

die solide Unterlage für die Leinweberei. Unerschöpflich sind die Steinkohlen- und Sandsteinlager bei Obernkirchen. Die Kohle gehört zu den vorzüglichsten, und der Sandstein zeichnet sich durch seine weiße Farbe, Festigkeit und Feinheit des Kornes aus. Der größte Theil geht auf der Weser nach Bremen und dann weiter nach Lübeck, Hamburg, Dänemark und den Niederlanden, wo schon seit langer Zeit die meisten Prachtbauten davon aufgeführt wurden. Die Saline von Sooldorf, eine Stunde südwestlich von Rodenberg, producirt jährlich gegen 30,000 Centner Salz. Damit steht mittelst Röhren in Verbindung das Rodenberger Soolbad und von diesem führt eine herrliche Allee nach Nenndorf, berühmt wegen seiner äußerst heilkräftigen Schwefelquellen, deren vier „auf dem Teufelsdreck" entspringen, wie das Volk ehemals die Stelle wegen ihres unangenehmen Fauleneiergeruches nannte. Die geschmackvollsten Parkanlagen, in welchen Ruhesitze mit Tempeln wechseln, erstrecken sich bis zum Gipfel des Galenberges, der eine weitumfassende Aussicht über das Flachland gewährt.

Von Hameln führt eine Straße in südwestlicher Richtung nach einem andern, nicht weniger berühmten Badeorte, nach dem waldeckschen Pyrmont (1323 E.), mit seinen zwölf Stahl- und Salzbrunnen im romantischen Thale der Emmer gelegen. Man versendet jährlich wohl 300,000 Flaschen. Die Landleute aus der Umgegend trinken das Wasser in Masse und hinterdrein setzen sie einen Schnaps mit Honigkuchen. Ich sah, wie schweißbedeckte Schnitter vom Salzbrunnen nach Belieben tranken, ohne daß es ihnen, wie sie versicherten, schadete. Die Zahl der Curgäste betrug im 16. Jahrhundert oft mehr als 10,000; seit den letzten Decennien ist dieselbe in Abnahme gekommen, mag sich aber doch noch oft auf 3 bis 4000 belaufen. Friedrich der Große verweilte hier, und vom alten Feldmarschall Blücher, der hier an der Spielbank stark zu bombardiren pflegte, leben im Volk noch manche Anekdoten. Das Schloß, die fürstliche Sommerresidenz, ist wie eine kleine Citadelle mit Wall und Wassergraben umgeben; im Innern hat man einige Gemälde von Tischbein. An das Schloß stößt eine herrliche Lindenallee von vierfachen Lindenreihen, 40 Schritt breit und 500 Schritt

lang. Der 927 Fuß hohe Schellenberg trägt die Burgruinen von Schellpyrmont. In einer Dunsthöhle sammelt sich, wie in der Hundsgrotte bei Neapel, Kohlensäure, die wegen ihrer Schwere nur eine gewisse Höhe erreicht. Ein dahinein getauchter brennender Strohwisch erlischt und Geflügel erstirbt alsbald. An dem Morgen, wo ich den Ort besuchte, hatte man einen jungen Menschen aus Münden, der sich unvorsichtig in die niedergehende Höhle vertiefte, für halbtodt davon getragen, und man sagte mir, daß dort unten acht Athemzüge hinreichend seien, um einen Erstickungsanfall hervorzubringen. Sehenswerth sind auch noch kraterartige Erdfälle.

Westlich von hier erstreckt sich das Fürstenthum Lippe=Detmold. Das Geschlecht dieser Fürsten gehört zu den ältesten. Schon im 12. Jahrhundert gab es reichsunmittelbare Herren von der Lippe (Bernhard kommt 1129 als Besitzer von Lemgo vor). Im 16. Jahrhundert nehmen sie den Grafentitel an, erhalten 1720 von Kaiser Karl VII. die reichsfürstliche Würde und 1807 durch Beitritt zum Rheinbunde die Souveränität. Graf Simon VI. († 1614) ist Stammvater der noch jetzt vorhandenen beiden fürstlichen (Detmold und Schaumburg), so wie der beiden gräflichen Linien (Biesterfeld und Weißenfeld). Der gegenwärtig regierende Fürst heißt Paul Friedrich Emil Leopold (geb. 1821). Das Land gehört zu den bevölkertsten; denn es zählte 1849 auf 20 Q. M. 104,698 Köpfe, also 5082 auf der Quadratmeile. Dasselbe wird vom Osnego (Osning) oder Teutoburger Wald in drei Bergketten durchzogen. Der bedeutendste Gipfel ist der 1593 Fuß hohe Köterberg. Der Westabhang geht steil nieder zur Sommerhaide, auf welcher die treffliche Zucht der eben so flüchtigen, als ausdauernden Sennerpferde sich tummelt; man sieht sie da während des Sommers in Rudeln, gleich Rehen, zusammen weiden. Buchen und daneben Eichen bilden den Hauptbestand der sehr bedeutenden wildreichen Waldungen. Außer der Viehzucht und dem Pflug beschäftigt der Webestuhl die meisten Hände. Die feine Leinewand passirt unter dem Namen der Bielefelder, weil dergleichen früher vornehmlich von dem benachbarten preußischen Bielefeld aus versandt wurde. Die ärmeren Leute pflegen während des

Sommers in's Ausland zu gehen, wo man sie namentlich bei Ziegeleien gebraucht. Der Volksunterricht wird sorgfältig gepflegt. Man bekennt sich fast durchweg zur reformirten Confession. — Die freundliche Hauptstadt Detmold (5000 E.) wird von der Werra durchflossen und lehnt sich an den Ostfuß des Teutoburger Waldes, der hier der Lippesche Wald heißt. Zu dem Residenzschloß Alexanderburg gehört ein Park und ein berühmter Marstall. Angenehme Spaziergänge gewährt der marmorhaltige Buchenberg, die beste Umschau der Königsberg, der Sage nach so benannt von Karl dem Großen, der hier 783 eine blutige Schlacht lieferte. Es ist hier das Gebiet der germanischen Cherusker, und Detmold hielt man für das alte Teutoburgium. Eine Stunde südwestlich von da erhebt sich die Grotenburg 1246 Fuß über den Meeresspiegel. Auf dem Gipfel derselben soll oder sollte doch (denn die Ausführung ist leider ins Stocken gerathen) die großartig beabsichtigte, aus Kupfer getriebene Hermannsstatue ihren Platz finden; nach dem Entwurf von Bandel 44 Fuß hoch und bis zur Spitze des gehobenen Schwertes 80 Fuß hoch auf einem Unterbau von 95 Fuß Höhe. Von oben überblickt man das vermeintliche Schlachtfeld, wo im Jahre 9 n. Chr. der römische Feldherr Varus mit seinen Legionen erlag. Die neuesten uns bekannt gewordenen Untersuchungen haben diese Niederlage weiter westwärts versetzt und zwar in die Höhengegend, die sich zwischen Lippstadt und Hamm auf dem rechten Ufer der Lippe erstreckt. Indeß werden auch bei dieser Annahme noch genug ungelös'te Knoten übrig bleiben. So viel aber steht fest, daß man im Lippeschen am Teutoburger Walde römische Münzen, Waffen und Knochen ausgegraben hat. Ein Bach heißt der Knochenbach und das Feld um das Städtchen Horn (1500 E., zwei Stunden südöstlich von Detmold) das Winnfeld (Siegesfeld). Nahebei steht in dem Gebirgszuge Egge die vielbesprochene merkwürdige Gruppe der Exter- oder Egstersteine: eine Reihe von fünf 80 bis 100 Fuß hohen Sandsteinfelsen, durch welche die Paderborner Straße führt. In ihren Spaltungen enthalten sie zum Theil natürliche Kammern, dann aber auch künstlich ausgehauene Bogengewölbe und Grotten mit Sculpturen. Eine dieser Grotten liegt auf dem schmalsten und höchsten Felsen von 125 Fuß

Erhebung, zu welchem eine Treppe führt. Sie ist 18 Fuß lang und 10 Fuß breit, und auf einer Seite befindet sich ein aus dem Gestein gehauener Tisch, so daß man annehmen kann, hier seien gottesdienstliche Zusammenkünfte gehalten worden. Eine zweite, unten gelegene Grotte erhält ihr Licht durch alte Fensteröffnungen. Daneben befindet sich eine mit Gras überwachsene Höhle, das sogenannte Grab Christi: wahrscheinlich eine Grabkapelle mit einer Bodenvertiefung, die als Taufbecken gelten könnte. Links vom Eingang in jene untere Grotte bemerkt man einen verwitterten St. Petrus mit dem Schlüssel; die andere Seite zeigt vorn an der Felsenwand ein über 12 Fuß breites und über 15 Fuß hohes Relief, im oberen Felde mit einer Kreuzesabnahme, im unteren mit dem ersten Menschenpaar, das von einem ungeheuren Drachen umwunden wird und knieend die Hände, als Zeichen der Erlösungsbedürftigkeit, emporstreckt. Diese Darstellung hat sehr gelitten; aber das Ganze zeugt von sehr sinniger Anordnung, auch hat der Meißel Hände, Füße und Köpfe gut gebildet. Eine Inschrift weiset hin auf das Jahr 1115, und wahrscheinlich rühren die Bilderwerke von Mönchen des Klosters Abdinghof bei Paderborn her, welches die Felsgruppe 1098 in Besitz nahm. Einige Gipfel der Felsen tragen mächtige Steine, die im Winde sich wiegen, ohne doch herabzustürzen. — Die von Horn nach Detmold gehende Straße berührt den Badeort Meinberg. Nordöstlich von Detmold liegt die alte Stadt Lemgo (4500 E.), vormals Mitglied der Hansa, jetzt wollene Zeuge, Leinwand und Meerschaumköpfe fabricirend. Nordwestwärts von da führt die Herforder Straße durch Salzuffeln (1600 E.) mit einem Soolbad und einer Saline, die einen jährlichen Ertrag von 20,000 Centnern abwirft.

Zwölftes Kapitel.

Wir betreten nun wieder die preußische Provinz Westphalen und erreichen bei Herford den von Münden kommenden Schienenweg, welchen wir vorläufig über Bielefeld und Hamm bis Dort-

mund verfolgen. Das alte thurmreiche Herford (7000 E.), von der Aa und Lippeschen Werra durchflossen, war früher der Sitz einer gefürsteten Frauenabtei. Das Gebäude derselben, jetzt Fabrikanstalt, steht nahe bei der großen Münsterkirche, deren in das 13. Jahrhundert fallender Bau den Uebergang der romanischen Schule zeigt und sich als Nachbildung des Paderborner Doms verräth. In der schönen gothischen Marienkirche aus dem 14. Jahrhundert verdient ein geschmackvoller, in drei Pyramiden auslaufender Altarbau und ein Flügelaltar mit trefflich geschnitzten Figuren Beachtung. In der Johanniskirche (aus dem 15. Jahrhundert) zeichnen sich die gemalten Chorfenster durch ihre Farbenpracht aus und zwei Meßbücher enthalten sehr niedliche Miniaturen. Man hat hier auch ein Museum westphälischer Alterthümer. Die Industrie bewegt sich hauptsächlich auf dem Gebiete des Garnhandels, so wie der Spinnerei in Linnen und Baumwolle. — Die Locomotive überschreitet hinter Brake einen 1200 Fuß langen Viaduct auf dem Wege nach Bielefeld (11,000 E.), anmuthig an der Lutter zwischen Hügeln des Teutoburger Waldes gelegen, Hauptort der Grafschaft Ravensberg, welche schon der große Kurfürst sein Linnen- und Spinnland nannte, überragt von dem Sparrenberg, wo 1177 Bernhard von der Lippe eine Veste baute, die aber gleich nachher durch Graf Hermann von Ravensberg erstürmt und nun nach dessen daselbst aufgepflanztem Sparrenwappen als „Sparrenberg" getauft wurde. Im Jahre 1545 erneuerte man den Bau, und nachdem nun die Grafschaft an das Haus Brandenburg gefallen, pflegte der große Kurfürst daselbst bei seiner Anwesenheit zu wohnen. So kam's, daß hier der Markgraf Karl Philipp, nachmals Heermeister in Sonnenburg, geboren ward. Jetzt sind nur noch Trümmer von den Bastionen der Burg vorhanden, die als Gefängniß dient. Die Höhe gewährt den Ueberblick über die freundlich-sauberen Straßenzeilen dieser von bleichenden Linnenstreifen umschimmerten Stadt und ihre dicht bevölkerte (man zählt da 9000 Köpfe auf der Q. M.) Umgegend, welche unzählige rothe Ziegeldächer kleiner Häuschen zeigt. Das sind die Wohnungen von Spinnern und Webern. Ein Feinspinner producirt aus einem Thaler Flachs für vierzig Thaler Garn; das

feinste dient zu Brabanter Spitzen. Die Felder umher werden so viel als möglich zum Bau des Flachses benutzt. Denn Bielefeld ist bekanntlich der Hauptsitz des westphälischen Linnen- und Garnhandels, vornehmlich gehoben durch eingewanderte Niederländer und begünstigt durch das zum Bleichen sehr geeignete weiche Wasser der Lutter; auch fördert den Handel eine eingerichtete Legge oder Prüfungsanstalt, welche die Gewebe nach ihrer Güte sondert und stempelt. Neuerlich hat die Betriebsamkeit der Einwohner die Anlegung zahlreicher Spinnmaschinen in's Auge gefaßt. — Die Nikolaikirche besitzt ein fein ausgeführtes Altarschnitzwerk, die Martinikirche ein von tüchtiger Hand gemaltes Altarbild der Himmelskönigin, aus dem 14. Jahrhundert, so wie zwei Grabmonumente, von denen besonders kunstvoll das des Grafen Otto von Ravensberg, welches ihn nebst seiner Gemahlin und einem lockenumwallten Knaben im ewigen Schlummer zeigt. — Hinter Bielefeld tritt das Dampfroß in die Ebene. Das Städtchen Gütersloh (3000 E.) rühmt sich des besten Pumpernickels, handelt auch mit westphälischen Schinken und Würsten. Vor Rheda überschreitet man die Ems, die bei Emden mündet. Das Ackerstädtchen Oelde hat ärmlich aussehende Giebelhäuser aus Fachwerk und verbessert sein holperiges Straßenpflaster nicht durch die hie und da zu Tage kommenden Düngerhaufen. Eine halbe Stunde südwärts ziehen die inselartigen Höhen von Stromberg hin, auf denen einst eine mächtige, von Burggrafen des Reiches besessene Ritterburg stand. Von oben sieht man eine prächtig gelegene alte Wallfahrtskirche und überschaut die ganze weite Ebene, die südlich vom Haarstrang, nordöstlich vom langen Zuge des Teutoburger Waldes und südöstlich von der beide Gebirge verbindenden Egge wie mit schützenden Wällen umzogen wird. Die nächstfolgende Station berührt Beckum, das westphälische Schöppenstedt. So gelangen wir nach Hamm (6000 E.), vormaliger befestigter Hauptstadt der Grafschaft Mark und Residenz der Grafen. Die schiffbare Lippe befördert den Handel. Sehenswerth ist die Gemäldesammlung des Professors Haindorf mit Werken von Lukas Cranach, Hans Holbein, Gerard Dow, Ruisdael, dem Liesborner Meister (sogenannt nach einem großen Altarblatt vom Jahre

1465 in der Kirche des Klosters Liesborn bei Münster), den beiden Brüdern Hermann und Ludger zum Ring, welche im 16. Jahrhundert zum Ring in Münster lebten, u. A. m.

Bei Hamm mündet ein Schienenweg ein, der nördlich von der alten Hauptstadt des Münsterlandes kommt. Münster (25,000 E.) in flacher Gegend an dem Flüßchen Aa gelegen, hieß ursprünglich Mimigardefort. Um 779 bildete sich hier die erste christliche Gemeinde, und Karl der Große wies 791 dem zum Bischof der Sachsen ernannten heiligen Ludger diesen Ort zum Wohnsitz an. Im 12. Jahrhundert nannte man denselben von dem neugebauten Kloster die Stadt bei dem Kloster, ad monasterium, woraus nachher schlechtweg Münster wurde. Das Hochstift wurde im 12. Jahrhundert zum Reichsfürstenthum erhoben und zählte später auf 180 Q. M. etwa 350,000 Seelen. Die Einweihung des Doms geschah 1261; bald nachher trat die Stadt dem Hansabunde bei, und entwickelte einen lebhaften Handel, besonders mit Holland. Mit dem Jahre 1531 begann die Einführung der Reformation, welcher der bei weitem größte Theil der Bürger zufiel. In den Jahren 1534 und 35 wurde die Stadt der brennende Heerd für den Fanatismus der Wiedertäufer. Matthysen, der zuerst als Prophet auftrat, aber bald in einem Kampfe sein Leben verlor, Johann Bockelsohn oder Bockold, ein Schneider aus Leyden, Knipperdolling, ein wohlhabender Bürger, und andere Schwarmgeister wußten den großen Haufen für die Herstellung eines neuen Gottesreiches auf Erden durch vorgebliche himmlische Offenbarungen zu entflammen. Sie rissen das Regiment der Stadt an sich und machten aus ihrem Zion alsbald ein Sodom und Gomorrha der abscheulichsten Gräuel. Mitten im winterlichen Schneesturm trieb man alle Ungläubigen, darunter Greise, hülflose Weiber und Kinder, aus den Thoren. Dann führte man Gütergemeinschaft ein. Alles Niedrige sollte erhöht, alles Hohe erniedrigt werden, und demzufolge mußten die Spitzen der Thürme abgebrochen werden. Man brachte die Vielweiberei zur Geltung, und die Widerspenstigen büßten durch's Schwert, wobei Knipperdolling die Rolle des Scharfrichters übernahm. Endlich ließ Johann von Leyden sich zum König salben und umgab sich mit einem

glänzenden Hofstaat und einem Harem der schönsten Frauen. Auf dem Domplatz speis'te das Volk an großen Tafeln. Da vertheilte König Johann das Brot des Abendmahls, während die Königin Diwara den Wein reichte. Da fanden aber auch großentheils die zahllosen Executionen statt, und Johann verrichtete oft selbst das blutige Henkeramt, wie er denn einst einem frech redenden Landsknecht beim Mahle den Kopf abschlug, und eben so köpfte er eine seiner Frauen, die an seiner göttlichen Sendung gezweifelt hatte. Inzwischen wurde man durch ein Heer des Fürstbischofs belagert; die schrecklichste Hungersnoth wüthete, und endlich fiel die Stadt durch Verrätherei. Sie füllte sich mit Mord und Plünderung. Johann von Leyden, sein Kanzler Krechting und Knipperdolling wurden nach einander aus ihren Verstecken hervorgezogen, nachher gefoltert und in eisernen Käfigen den benachbarten Fürsten zur Ansicht zugeschickt. Endlich wurden sie in Münster am 22. Januar 1536 mit glühenden Zangen gezwickt und mittelst glühender Dolche, die man ihnen in Gurgel und Herz stieß, getödtet. Die Leichen wurden in eisernen Käfigen aufgehängt, die man noch heutiges Tages an der Südseite des St. Lambertithurmes erblickt. Seit diesen Vorgängen wurde der Katholicismus wieder mit aller Strenge eingeführt. Gegen Ende des dreißigjährigen Krieges versammelten sich hier die Gesandten der katholischen Mächte, während die der protestantischen in Osnabrück tagten. Die Sitzungen wurden in dem großen, sogenannten Friedenssaal des Rathhauses gehalten. Der westphälische Friede selbst wurde übrigens in dem heutigen Regierungsgebäude von den Gesandten am 14. October 1648 unterschrieben. Von 1650 bis 78 waltete der kriegerische Fürstbischof Bernhard von Galen, welcher mit einer bis auf 150,000 Mann gebrachten Streitmacht an allen europäischen Kämpfen Theil nahm. Wiederholt kehrte er die Spitze seines Schwertes gegen die hartnäckig ihre Rechte vertheidigenden Bürger, deren Erbitterung so groß war, daß ihr Agent sagen konnte: „Die Stadt will lieber den Türken, ja dem Teufel, als dem Bischof unterworfen sein." Bernhard von Galen wußte die Stadt indeß durch ein furchtbares Bombardement und durch Hunger (1661) zu bezwingen und ihren unruhigen Geist später

durch Anlegung einer Cidatelle niederzuhalten; auch residirte er seitdem in Münster, während seine Vorgänger Koesfeld zu ihrem Wohnsitz gewählt hatten. Seine Gebeine schlummern im Dome, wo die drei Galenschen Kapellen seiner Familie. Seit 1719 war der erzbischöfliche Kurfürst von Köln zugleich Fürstbischof von Münster, und nach dem siebenjährigen Frieden wurde die Verwaltung des Hochstiftes dem Minister Franz Freiherr von Fürstenberg übertragen. Dieser erleuchtete und duldsame Staatsmann wirkte höchst segensreich für das Münsterland durch Aufhebung der Leibeigenschaft, Förderung der Landwirthschaft und Industrie, namentlich des Linnenhandels, Verbesserung der Landstraßen, des Kriegswesens und der Schulen, Gründung einer Militairakademie, einer Universität und eines Priesterseminars. Als er 1780 genöthigt wurde, seine Minister-Regierung niederzulegen, so wirkte er doch auch als Generalvicar mit regem Eifer fort für das Gemeinwohl. Er sammelte damals um sich einen Kreis der ausgezeichnetsten Geister, zu denen die tiefgebildete Fürstin Galyzin, die Dichter Graf Leopold von Stolberg und Hamann, der hier 1788 gestorbene „Magus des Nordens", die Philosophen Jacobi und Hemsterhuis gehörten. Im Jahre 1803 wurde das Hochstift säcularisirt, und kam theilweis an Preußen. Nach der Franzosenherrschaft erhielt Preußen durch den Wiener Congreß seinen Antheil wieder, und der heutige Regierungsbezirk Münster zählt auf 132 Q. M. etwa 422,000 Seelen. Die katholische Universität der Stadt wurde 1818 aufgehoben und statt derselben 1824 eine Akademie mit einer katholisch-theologischen und philosophischen Facultät errichtet, welche von 260 bis 300 Studenten besucht wird. Dieselbe besitzt eine Bibliothek von fast 50,000 Bänden, ein naturhistorisches Museum und einen botanischen Garten. Sehr regsam zeigt sich der Verein für westphälische Geschichte und Alterthumskunde, so wie der westphälische Kunstverein. Beide haben Sammlungen. Immermann dichtete hier seine frühesten Dramen. Die Einwohner sind größtentheils katholisch. Sie fabriciren verschiedene Zeuge, Leder, Zucker und Wagen, betreiben Brauerei und Brennerei, handeln mit Leinwand, Schinken und Pumpernickel. Der Maxcanal geht von hier zur Vechte. Die Straßen sind meistens eng, die Häuser

hoch, mehrere Plätze von bedeutendem Umfang. Wir betreten zuerst den Marktplatz. Er bietet einen malerischen Anblick. Ringsum alte ansehnliche Giebelhäuser, an ihrem Fuß ausgestattet mit einer zusammenhängenden Reihe von Arkaden oder „Lauben". Auf der einen Seite das Rathhaus, auf der anderen die Lambertikirche. Das Rathhaus, aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammend, imponirt mit seiner über hundert Fuß hohen Façade, unten auf einer Säulenhalle ruhend, in der Mitte an den Seiten der vier Spitzbogenfenster unter Baldachinen die Statuen Christi, der Maria, des heiligen Georg und zweier Bischöfe, oben in dem erhabenen Giebel die Statue des Bierkönigs Gambrinus und darüber die Krönung der Maria. Der große Friedenssaal ist mit den Bildnissen der sämmtlichen beim westphälischen Frieden thätigen Gesandten geschmückt: sie sind von der tüchtigen Hand des Niederländers G. Terburg nach dem Leben gemalt. Daselbst zeigt man auch das Thronbett Johanns von Leyden und die Marterwerkzeuge bei seiner Hinrichtung. Die Lambertikirche, an deren Thurm die erwähnten eisernen Käfige hängen, ist um 1335 erbaut und predigt in allen ihren Theilen die hohe Schönheit edeler Gothik; nur der westliche Thurm ist unten noch romanisch, oben spät gothisch mit einer geneigten Spitze gebaut. Im Innern ist es sehr fein gedacht, daß die Joche des Langhauses behufs Erhöhung der perspectivischen Wirkung nach Osten zu immer kürzer werden. Auf einem geräumigen, mit Linden bepflanzten Platz erhebt sich der 1225 gegründete, in Betreff der Massenhaftigkeit alle kirchlichen Gebäude Westphalens überflügelnde Dom; seine Länge beträgt über 270 Fuß. Die Uebergangsperiode erscheint in den theils rund, theils spitzbogigen Fenstern, dann auch in der Kelchform der meisten Säulenkapitäle. Zunächst der Vorhalle, dem sogenannten Paradies, finden sich in Sandstein die Figuren von neun Aposteln, drei Heiligen und dem Bischof Theodorich, als Gründer des Doms. Im Innern sind als besondere Zierden zu beachten: ein Lettner vor dem Chor, der sogenannte Apostelgang, die beiden prachtvollen Tabernakel des Chores und ein rein gothischer Kronleuchter von Messing; ferner die drei aus der Klosterkirche zu Marienfeld (bei Bielefeld) herrührenden Glas-

gemälde am nördlichen Seitenschiffe, welche das Leiden und die Auferstehung Christi vorstellen; dann ein großes Bild mit der Auferweckung des Lazarus von Hermann zum Ring und eine schöne Marmorgruppe, eine sogenannte Pieta: die Jungfrau Maria mit dem abgeschiedenen Heiland auf dem Schooß, ein Werk des jetzt in Rom lebenden Bildhauers Achtermann, eines gebornen Münsteraners; endlich die sechs Brustbilder der Sibyllen von einem altdeutschen Meister. Außerdem ist noch zu erwähnen das jüngste Gericht, 1692 in Stein gehauen; das Grabmonument des Bischofs Bernhard von Galen und Walters von Plettenberg, der 1535 als Heermeister des deutschen Ordens in Lievland starb; auf seinem Steine sieht man Christum im Garten Gethsemane von Engeln unterstützt: eine Arbeit des Münsteraners Groninger. Im Chor schlummert neben seinem Bruder Caspar Max, Bischof von Münster, der bekannte Erzbischof von Köln Clemens August, Droste von Vischering († 1845). Man zeigt auch eine astronomische Uhr, den Spieltisch Johanns von Leyden und eine große silberne Schale mit der Karte des Hochstiftes. Der Capitelsaal enthält schöne Schnitzwerke. Unweit des Domhofes befinden sich die Gebäude des ehemaligen Jesuitercollegiums, worin die Akademie mit den erwähnten Sammlungen und das Gymnasium. Die im Jahr 1340 gegründete Ueberwasser- oder Liebfrauenkirche imponirt besonders durch ihren kunstreichen Thurm. Diesem, so wie demjenigen der rundbogigen Ludgerikirche (aus dem 12. Jahrhundert) brachen die Wiedertäufer ihre Spitzen ab. Unter den hiesigen „Adelshöfen" zeichnen sich die modernen Bauwerke des Grafen Droste zu Vischering und des Freiherrn von Romberg aus. An die vormalige fürstbischöfliche Residenz schließen sich hübsche Gartenpartien. — Die Landschaft zwischen Münster und Hamm bietet flaches, zuweilen wellenförmiges Ackerland, hie und da mit Haidestrecken, Gehölzen und „Hagen" untermischt. Die zur Viehweide benutzten Brachfelder sind eingezäunt, die Besitzungen der zerstreut liegenden und von Eichen umpflanzten Bauernhöfe mit Wallhecken umfriedigt. Von Hamm dampfen wir über Kamen (3000 E.) nach Dortmund. Etwa zwei Stunden nordwestlich von Kamen findet sich in der evangelischen Kirche des Städtchens

Lüne an der Lippe eine alte Copie von dem merkwürdigen Altarbilde des Klosters Liesborn. Nahe bei Kamen bemerken wir in dem Dörfchen Mathler eine herrliche Kirche romanischen Stils mit ausgezeichneten Wandmalereien. Zur Rechten verbirgt sich hinter der Waldung des Horizontes das Schloß Kappenberg, wo der Freiherr von Stein seine letzten Lebensjahre verbrachte. — In Dortmund treffen wir mit der direct von Kassel hieher über Warburg, Paderborn, Soest und Unna führenden Bahn zusammen, und diese wollen wir jetzt näher in's Auge fassen.

Nachdem wir von Kassel aus die kurhessische Grenze an der Diemel mittelst eines Viaductes überschritten, zieht sich die Bahn mit bedeutender Steigung an der Ostseite des Eggebirges und Osnings oder Osseg's empor. Die erste Station auf der westphälischen Staatsbahn ist Warburg (4000 E.), reizend an der Diemel auf Berghöhen gelagert und umgeben von der fruchtbaren Warburger Börde, vormals Mitglied der Hansa. Links steigt ein Kegelberg auf mit den Ruinen der Burg Desenberg, Besitzthum der Freiherren von Spiegel-Desenberg. Von diesem Berge geht dieselbe Sage, wie vom Gudenberg in Hessen, daß nämlich Karl der Große da mit seinem Heere träume, bis zu Deutschlands goldener Friedenszeit. — Bei dem alten Frauenstifte Neuenheerse gipfelt die Locomotive auf einer Höhe von 1200 Fuß über der Nordsee, und man überschaut von diesem Punkte aus eine weite Strecke der Bahn, die hier die bedeutendsten Schwierigkeiten zu überwinden hatte. Mächtige Aufschüttungen mußten bewerkstelligt, mächtige Felsen gesprengt werden, um den Durchgang durch den bewaldeten Gebirgszug zu bahnen. Dann gleiten wir wiederum bergab hinunter in's Fachland, und passiren hinter der Station Buke zwei großartige Viaducte bei Alten- und Neuenbecken. Man sagte mir, daß diese Strecke wohl anderthalb bis zwei Millionen Thaler gekostet habe. Die Ansiedelungen und Dörfer haben ein armseliges räucheriges Ansehen.

Paderborn (10,000 E.) verdankt seine Gründung Karl dem Großen. Dieser baute hier an den Quellen der Pader bei

Gelegenheit einer großen Reichsversammlung 777 die erste, nachher wieder zerstörte Kirche im Sachsenlande. Im Jahre 795 errichtete er das Bisthum, welches nachher etwa 43 Q. M. mit ungefähr 110,000 Seelen umfaßte. Seit 1370 residirten die Fürstbischöfe in dem quadratischen vielbethürmten Schlosse des benachbarten, am Zusammenfluß der Pader, Alme und Lippe erbauten Marktfleckens Neuhaus. Der Fürstbischof Theodor von Fürstenberg gründete 1614 in seiner Hauptstadt eine Universität, welche 1819 aufgehoben und 1843 in eine theologische Lehranstalt verwandelt wurde. Einer der letzten Fürstbischöfe war Anton von Asseburg, der 1777 dem Bürger- und Bauernstande den Kaffee, als nur für den Adel geeignet, verbot, was Gährung, Pasquille und endlich eine förmliche, zu Gunsten des beliebten levantischen Getränkes ausschlagende Revolte verursachte, indem man auf öffentlichem Markte ein großes Kaffeebanket hielt. Im Jahre 1803 wurde das Hochstift aufgehoben und der Krone Preußen einverleibt, an welche es nach der westphälischen Zwischenregierung zurückkam. — Das mächtigste Gebäude der Stadt ist der 331 Fuß lange Dom, nach seinen Hauptbestandtheilen aus der Zeit des Uebergangsstiles herstammend, nachdem ein älterer Bau 1263 abgebrannt. Der Westthurm und die bedeutende Krypta ist noch romanisch; der riesige Hochaltar und die zahlreichen Seitenkapellen gehören schon der Rococozeit an. Im nördlichen Kreuzflügel steht jetzt der ältere prächtige Altar, das Werk eines Bildhauers aus dem 14. Jahrhundert. Demselben nähert sich in künstlicher Schönheit das Grabmal des Bischofs Rotho vom Jahre 1399. Die früher in dem Dom nebst dem goldenen Sarge des heiligen Liborius befindlichen zwölf silbernen Apostel ließ 1622 der tolle Herzog Christian von Braunschweig nehmen und daraus Thaler schlagen mit der Umschrift: „Gottes Freund und der Pfaffen Feind.“ Unter dem Dom entspringt aus mehreren Quellen die Pader in solcher Stärke, daß sie sogleich Mühlen treibt und Kähne trägt. Die neben dem Dom stehende Bartholomäuskapelle ließ Bischof Meinwerk 1020 durch gewöhnliche Bauleute aufführen. Aus derselben Zeit stammt eine neuerlich mitten in der Stadt (unter dem Chore der jetzt als Heumagazin dienenden Kirche des ehemaligen Klo-

sters Abdinghof) entdeckte merkwürdige Krypta. Die Stadt treibt starken Handel mit den Landesproducten, Brauerei, Brennerei, Ackerbau und Viehzucht. — Nördlich ist der Badeort Lippspringe mit seinem mild wirkenden Brunnen zu merken.

Hinter Paderborn überschreiten wir bald die links von den sauerländischen Bergen kommende und oft sehr bös anschwillende Alme, in deren Thale die Ruine der Wevelsburg sichtbar wird. Weiter hinauf beherbergt das ehemalige mit einer schönen Kirche ausgestattete Jesuitercollegium des Marktfleckens Büren ein Schullehrer-Seminar. Rechts liegt unfern Delbrück das Bauerngut Sporkhof, von dem der berühmte östreichische Feldmarschall und Reichsgraf Spork († 1679) abstammt. Nachdem wir an Salzkotten (2000 E.) mit seiner Saline und an dem Gemüse, Vieh und Butter verhandelnden Lippstadt (5000 E.) mit seiner dreithürmigen Marienkirche (aus dem 13. Jahrhundert; das prachtvolle Tabernakel ist spätgothisch) vorübergerauscht, verweilen wir in Soest (spr. Sohst, 10,000 E.), gelegen in der Soester Börde (4½ Q. M. mit etwa 15,000 E. in 48 Dörfern), dem fettesten Striche des fruchtbaren sogenannten Hellweges, welcher etwa bei Lippstadt beginnt und sich dann westlich fortzieht. Daher wird hier ein sehr bedeutender Getreidemarkt gehalten. Eine alte Burg soll hier schon 345 von den Friesen angelegt sein; Kaiser Heinrich I. soll sie 930 bewohnt haben. Auch Scenen des Nibelungenliedes werden in die Ringmauern dieser ältesten Stadt Westphalens verlegt, indem man hier einst den Garten zeigte, durch welchen die Nibelungshelden gedrungen und Hagen durch ein Thor eingezogen sein soll, von dem noch ein alter Bogen beim Nöttenthor vorhanden, während der ehemals nördlich vom Osthöfer Thor stehende Schlangenthurm als derjenige bezeichnet wird, wo Günther enthauptet wurde. Früher galt Soest als Haupt von Engern und war im Mittelalter eine der angesehensten Hansestädte, ausgestattet mit reichsstädtischen Freiheiten, reich durch blühenden Handel und belebt von 60 bis 70,000 Einwohnern; dazu umgeben von starken Bollwerken, geziert mit dreißig Thürmen und zehn hohen Thoren. Berühmt ist das hiesige alte Stadtrecht, die sogenannte Soester Schrae, ausgebildet im 12. und 13. Jahrhundert und später Vorbild für

viele andere Städte, namentlich Harburg und Lübeck. Auch der hiesige Schöppenstuhl stand in hohem Ansehn. Als der Erzbischof Kölns und Paderborns Dietrich von Mörs die Stadt durch die Auflage einer Schatzung in ihren Rechten kränkte, entstand die verheerende Soester Fehde (1444 bis 49). Während derselben hatte man eine harte Belagerung auszuhalten, bei welcher die Stürmenden selbst von den Frauen durch heißen Brei und kochendes Wasser zurückgetrieben wurden. Das Ende war, daß die Stadt fortan unter der Schirmherrschaft der Herzöge von Cleve blieb, bis sie nach dem Aussterben derselben 1609 an das Haus Brandenburg kam. Der dreißigjährige Krieg brachte den Ruin ihres Wohlstandes zu wege, und jetzt sieht man meistens unansehnliche Häuser; nur der Domplatz und der Markt machen sich stattlicher. Ein mitten in der Stadt befindlicher großer Teich friert niemals zu. Der Dom wurde im 10. Jahrhundert begründet. Der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts gehört wahrscheinlich die eigenthümlich schöne äußere Bogenhalle an der Westfaçade an. Darüber befindet sich die alte Rüstkammer der Bürgerschaft mit ihren mittelalterigen Waffen. Die Nikolaikapelle enthält alte, sehr werthvolle Wandgemälde aus dem 13. Jahrhundert, darstellend den inmitten seiner Jünger thronenden Erlöser. Die launenhaft unregelmäßig gebaute Marienkirche zur Höhe besitzt ein ausgezeichnetes Altarbild auf Goldgrund, die Kreuzigung. Die Marienkirche zur Wiese (schlechtweg die Wiesenkirche genannt), im Jahre 1343 begründet, macht mit ihren schlanken Pfeilern und Glasmalereien einen erhebenden Eindruck. Das südliche Portal zeigt unter seinem Sculpturenschmuck eine Madonna mit dem Kinde von edler Kunst. Ein sehr geschmackvoller steinerner Altarbau, ein großer Flügelaltar mit höchst anmuthiger Malerei, und die beiden Thürme gehören dem 15. Jahrhundert an. Unter den leuchtenden Glasmalereien der schmalen, siebenzig Fuß hohen Fenster stellt eine die Einsetzung des heiligen Abendmahles vor; doch wird das Osterlamm durch einen westphälischen Schinken vertreten.

Die Salzquellen dieser Gegend, deren man bei Soest, Sassendorf, Werl und Unna findet, wurden schon von den alten Bructerern ausgebeutet. In den reichen Ertrag der Quellen zu Werl

(4000 E.) theilen sich mehrere Familien, die sogenannten Erbsälzer oder „Erbjunker". Bei Unna (5700 E.) ist die Saline Königsborn mit fünf Brunnen, sechs Gradirwerken und einer Dampfmaschine, welche in der Minute 6000 Kubikfuß Soole hebt; diese wird in 59 Pfannen versotten. — Unweit der Chaussee zwischen Werl und Unna steht ein Birkenbaum der, wenn er verdorrt, immer wieder durch jüngere Sprößlinge ersetzt wird und von dem die uralte Sage geht, daß rings um ihn her einst in gewaltiger Mordschlacht der Osten mit dem Westen um die Herrschaft der Welt kämpfen wird; dann soll der fromme weiß gekleidete starke Monarch des Westens, der mit dem linken Fuße hinkt und deshalb von der rechten Seite sich auf sein Schlachtroß schwingt, die Palme davon tragen. Links gen Süden lehnt sich an einen waldbedeckten Höhenzug, die Haar, das Dorf Schlückingen. Von dort aus bewegte sich beim Sonnenuntergang den 22. Januar 1854 an einem heiteren warmen Wintertag, ein gespenstischer, unermeßlich großer Heereszug, bestehend in Fußvolk mit blitzenden Bajonnetten und weißuniformirter Reiterei, aus deren Mitte ein flammendes Haus hervorragte, nach dem besagten Birkenbaum zu, bis das seltsame Schauspiel mit den letzten Strahlen der Sonne verschwand. Alles dies wurde aus der Ferne von vielen Augenzeugen wahrgenommen, auch auf Alexander von Humbold's Veranlassung nachher genau untersucht. Man erklärte sich das Naturphänomen durch einen Nebelzug, obgleich am meisten räthselhaft die Erscheinung des flammenden Hauses blieb, das in Wirklichkeit an der Stelle gar nicht vorhanden war.

Nachdem wir die großartigen Hüttenwerke in Hörde (3000 E.) bewundert haben, treffen wir in Dortmund (17,000 E.) ein, wo neben dem Bahnhof ein Hügel sich zeigt mit der alten absterbenden Linde, unter welcher vormals der oberste Freistuhl auf rother Erde stand, um die Beisitzer der heiligen Feme zu versammeln. Der Ursprung des Ortes wird von der Sage auf eine alte Kaiserburg Munda zurückgeführt, in welcher ein 788 mit der Grafschaft Dortmund belehnter Graf Trotmann residirte. Nachdem Dortmund bereits im Jahre 800 mit städtischen Rechten ausgestattet wurde, soll Karl der Große daselbst den ober-

sten Stuhl des westphälischen Freischöffengerichtes gestiftet haben. Das Dortmunder Stadtrecht war neben dem Soester am frühesten ausgebildet und fand bis zu den fernsten Küsten der Ostsee Verbreitung; auch galt der Dortmunder Rath in dem Lande zwischen Weser und Rhein als eine Art Obergerichtshof, an welchen man von vielen Seiten her appellirte. Die kaiserliche und freie Reichsstadt diente Jahrhunderte hindurch der kaiserlichen Hofhaltung. Heinrich II. hielt hier 1005 eine Kirchenversammlung und 1016 einen Reichstag. Bei einer solchen Gelegenheit saß Friedrich I. 1180 als Stuhlherr zu Gericht. Karl IV. hielt hier im Jahre 1377 drei Tage lang Hof. Als der Kaiser damals unter Glockenklang, Zinken-, Kesseltrommel-, Geigen- und Pfeifenspiel in die Stadt einritt, führten die zwei Bürgermeister in voller Rüstung sein Roß am Zügel; vier Rathsherren trugen den Baldachin über ihm. Voran ritt der Herzog von Sachsen als Marschall mit dem Schwert und im langen Zug trug man den von grünbekränzten Schülern umringten silbernen Schrein des heiligen Reinold. Im Jahre 1388 hielt der stark befestigte Platz eine einundzwanzigmonatliche Belagerung des Erzbischofs von Köln aus. Dabei feuerten die Bürger tapfer aus den neugegossenen Geschützen, nachdem das Pulver etwa achtzig Jahre früher zu Freiburg von Barthold Schwarz erfunden war, den Einige ein Dortmunder Kind nennen. In Folge des dreißigjährigen Krieges büßte die handelsthätige Hansestadt ihren Wohlstand ein. Im Jahre 1803 kam sie an den Prinzen von Oranien und 1806 in Napoleons Hände, der sie an den Großherzog von Berg gab, und darauf wurde sie das Haupt des Ruhrdepartements; 1815 ging sie an Preußen über. Friedrich Arnold Brockhaus, der Begründer der weitberühmten Leipziger Buchhandlung, wurde hier geboren. — Der erwähnte Freistuhl zu Dortmund galt als das Oberhaupt des Femgerichtes, zu welchem im 15. Jahrhundert, als in der Zeit seiner Blüthe, wohl 100,000 über ganz Deutschland verbreitete Freischöffen gehörten. Es bildete eine Art Revisionsinstanz, und die Capitel versammelten sich abwechselnd hier und in Arnsberg. Späterhin verwandelte sich die Feme in ein Land- und Rüge- oder Polizeigericht. Ein solches wurde zuletzt 1803 unter der Femlinde

abgehalten. In der Standesherrschaft Gemen soll es noch bis auf den heutigen Tag Freibankbauern geben, welche heimliches Gericht gehegt haben, und ohne je die Bedeutung ihrer Loosung: „Stock, Stein, Gras, Grein“ zu verrathen. — Einem der vier angeblich zu Dortmund geborenen Kinder des Grafen Haimon, welche sämmtlich im Kampfe gegen die Hunnen gefangen genommen und für ihren christlichen Glauben hingemartert wurden, dem Reinold, ist die St. Reinoldskirche gewidmet. Sie wurde gegen Ende des 15. Jahrhunderts vollendet. Das Innere zeigt im Schiff den Uebergang zur Gothik. In dem 1421 und 1450 erbauten langen, brillanten Chor verdienen Beachtung die paarweis unter Baldachinen aufgestellten Sandsteinstatuen der Apostel, so wie die große holzgeschnitzte Statue des heiligen Reinoldus. Ein metallenes Taufbecken von 1469 macht sich ganz hübsch in der Form eines Pokals. Die gemalten Heiligen der Chorfenster zeigen viel Ausdruck. — In der sehr alten Marienkirche sind die überreich mit Schnitzwerk versehenen Chorstühle von 1523 und die Bilder des Hauptaltars aus der altkölnischen Malerschule von 1431 hervorzuheben. In der rein gothischen katholischen Kirche giebt es am Hauptaltar eine vortreffliche Kreuzigung auf Goldgrund, ein Werk der beiden Dortmunder Brüder Victor und Heinrich Dunwegge von 1521 zu bewundern. Das Rathhaus ist sicher eins der ältesten in ganz Deutschland. — Die Bürger der Stadt bekannten sich schon früh, eben so wie Hamm, Soest und der größte Theil des sogenannten Hellweges, zur reformirten Lehre. Hellweg nannte man ursprünglich die unweit des ominösen Birkenbaumes zwischen Werl und Unna fortlaufende Chaussee. Es wird darunter aber jetzt der von dort oder schon von Lippstadt ab westwärts zwischen Ruhr und Lippe noch weit über Dortmund hinaus sich erstreckende Landstrich verstanden, welcher den fruchtbarsten Kleieboden enthält. Die Lage Dortmunds im Mittelpunkte dieses westphälischen Mesopotamiens zwischen zwei fast parallel neben einander fortlaufenden schiffbaren Flüssen ist demnach in Bezug auf eine wohlhabende Umgegend und den Handelsverkehr sehr günstig und dazu trägt dann auch nicht weniger bei der Umstand, daß hier ein Knotenpunkt für vier Hauptschienenwege ge-

schürzt wurde. Daher ist auch der hiesige combinirte Bahnhof der Köln-Mindener und der Bergisch-Märkischen Eisenstraße einer der umfangreichsten des Continents, umgeben von großartigen Etablissements, in welchen gegen tausend Arbeiter beschäftigt werden. Auf der Westseite findet man eine bedeutende Gußstahlfabrik. Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß Dortmund der Sitz des westphälischen Oberbergamtes ist. Denn ganz in der Nähe werden zahlreiche Steinkohlenzechen betrieben, und dieser Kohlenbau an der Ruhr hat überhaupt in jüngster Zeit einen fast riesenhaften Aufschwung genommen. Im Jahre 1855 wurden damit im Hauptbergdistrict gegen 20,000 Menschen beschäftigt, welche gegen 17 Millionen Tonnen zu Tage förderten. Auf der Ruhr wurden 1854 allein 2,324,500 Centner Kohlen mehr als 1853 verschifft; dagegen 1855 wieder 1,800,000 Centner mehr als 1854. Während bei alledem die Kohlenpreise seit dem Jahre 1852 um mindestens 50 Procent erhöht wurden, sind auch die Ankaufspreise von Kuxen günstig gelegener Zechen um das Doppelte, ja Dreifache gestiegen. Bei den besten Zechen wird eine der 130 Kuxe, aus denen jede Zeche besteht, bis zu 7000 Thaler bezahlt, und es giebt auch Kuxe, die dem Inhaber eine monatliche Rente von hundert Thalern einbringen. Die seit 1850 in den Kohlengebirgen entdeckten Eisensteinlager haben neuerlich eine vermehrte Anlage von Hohöfen veranlaßt. Davon waren im westphälischen Hauptbergdistrict 1853 schon zwölf im Betriebe. Die Production derselben brachte 1837: 100,000 Centner; 1853: 600,000; 1854: 1,233,940; 1855: 2,037,670 Centner. Auf der Pariser Weltausstellung von 1855 glänzte demnach auch vor Allem die westphälische Metallindustrie. Einer der Berichte sagt darüber unter Andern: „Das Kohlenbassin der Ruhr ist der Hauptsitz dieser Industrie. Man zählt dort gegenwärtig schon zwanzig große Coakshohöfen und eine verhältnißmäßige Zahl von Puddelöfen. Von diesen zwanzig Hohöfen gehören zwölf der Gesellschaft „Phönix". Diese Gesellschaft besitzt jetzt bekanntlich die Hohöfen zu Borbeck bei Dortmund, so wie die Hohöfen und Eisenhammer zu Eschweiler. Außer verschiedenen Arten von Schienen und sonstigen Eisengußfabrikaten erwähnen wir einen runden eisernen Baum,

welcher 66 Centner wiegt; derselbe hat 27 Centimeter (etwas über 8 Zoll) Durchmesser, 21 Fuß Länge, und ist das größte Stück gehämmerten Eisens, das sich auf der Ausstellung befindet. Sämmtliche Hütten der Gesellschaft beschäftigen 6380 Arbeiter und verarbeiten jährlich 170,000 Tonnen Eisenerz, 215,000 Tonnen Kohlen, 33,000 Tonnen Gußeisen und 32,000 Tonnen Eisen. Außerdem ist der Ruhrdistrict durch die Eisenwerke von Jakobi, Haniel und Huyssen in Sterkrade und Oberhausen, vorzüglich aber durch die herrlichen Fabrikate von Krupp in Essen vertreten. Man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, daß diese Krupp'sche Ausstellung der Glanzpunkt der ganzen Metallindustrie ist. Niemals hat man so ungeheure Stücke Gußstahl gesehen wie die, welche Herr Krupp ausstellt. Wir erwähnen namentlich einen Block, welcher 100 Centner wiegt, ferner eine Wagenachse, welche eine Last von 130 Centnern tragen kann, endlich eine Kanone aus Gußstahl von zwölfpfündigem Kaliber und 10 Centner schwer." — Das Coaksroheisen wurde größtentheils aus dem Nassauischen bezogen. Doch hat man auch im Ruhrkohlendistrict Kohleneisenstein und namentlich am südlichen Rande Braun- und Thoneisensteinlager entdeckt.

Indem wir auf unserer Eisenbahn mitten durch Westphalen dampften, ließen wir zur Linken das durch seine landschaftlichen Schönheiten bekannte Süderland des Herzogthums Westphalen. Es ist ganz mit Bergen und Gebirgen angefüllt. Da zieht langhingestreckt der Haarstrang, da breitet sich aus der Arnsberger Wald, das Sauer- oder Süderländische Gebirge und das 1800 bis 2000 Fuß hohe Rothhaargebirge, welches an dem 2200 Fuß hohen Ederkopf, dem höchsten Punkte des Westerwaldes, ausläuft. Das Sauerländische Gebirge besteht aus einer Masse zerrissener Ketten mit tiefen wasserreichen Felsenthälern; am meisten tritt daraus das Ebbe- und Lenne-Gebirge hervor. Die höchsten Punkte liegen im Osten. So nordöstlich der 2485 Fuß hohe Hunau im Briloner Wald; südöstlich der 2073 Fuß hohe Winterberg, die 2550 Fuß hohe Ziegenhelle bei

Hallenberg und der kahle 2625 Fuß hohe Astenberg (westwärts von Medebach), welcher den höchsten Punkt auf der Wasserscheide zwischen dem Rhein und der Weser einnimmt. Bei dem Dorfe Bruchhausen erheben sich auf einem Berggipfel vier ungeheure Felsen, der Feld-, Drachen-, Gold- und Bernstein genannt, 2313 Fuß hoch über den Meeresspiegel, und der benachbarte Bruch ist wohl eine halbe Stunde weit mit Steinblöcken derselben Art besäet. — Am Winterberg entspringt der Hauptfluß, die Ruhr mit ihrem Nebenfluß Lenne. Im Süden fließt die Sieg. An derselben liegt Siegen (6800 E.) mit einem Bergamt und reichen Eisenerzen. Westlich davon nennen wir Freudenberg (913 E.) als Geburtsort des gemüth- und phantasievollen Schriftstellers Jung Stilling. In der Umgegend von Medebach (2500 E.) giebt es zahlreiche Eisenhämmer und Nagelschmiede. Im Bezirk des Kreisstädtchens Meschede (2100 E.) an der Ruhr ist das Dorf Velmede zu nennen, bei welchem in einer Kalkfelshöhle der Sage nach die altgermanische Prophetin Velleda verehrt sein soll. Nordöstlich davon liegt auf einer Anhöhe an der Möne zwischen Galmei-, Blei- und Eisengruben das uralte Brilon (3800 E.), dessen Pfarrkirche von Karl dem Großen gegründet sein soll. Weiter gen Nordosten treffen wir auf die Kupfergruben und Hütten von Marsberg (3700 E.) an der Diemel. Der eine Theil Ober-Marsberg, ist das alte Eresberg, eine Hauptveste der Sachsen, welche Karl der Große 777 zum dritten Mal eroberte und in eine kaiserliche Burg verwandelte. Auch zerstörte er hier einen heidnischen Tempel mit dem Götzenbild Irmensul. Von da wenden wir uns zurück zur Ruhr, welche sich um Arensberg (4500 E.) schlängelt, Sitz der Regierung und die freundlichste Stadt des Sauerlandes; im Mittelalter ein blühendes Mitglied der Hansa. Das alte Schloß der Grafen von Arensberg bedeckt jetzt mit seinen Trümmern den Schloßberg, vor welchem sich in dem sogenannten Baumhofe einst die Freigrafen des Femgerichtes zu versammeln pflegten. Der große Arensberger Wald liefert mit seinen schönen Eichen und Buchen das Material für zahlreiche Kohlenbrenner und Verfertiger hölzerner Waaren. Weiter westlich gelangen wir nach Iserlohn (13,400 E.), äußerst romantisch

gelegen und umgeben von der regsamsten Fabrikthätigkeit in Draht, Nähnadeln und Stricknadeln, Schnallen, Dosen, Zuckerzangen, Fingerhüten, Steigbügeln, Wagenbeschlägen, Panzern, Messern, überhaupt in allen Arten von Messing- und Broncewaaren; auch Sammet und Seidewaaren werden gefertigt. Ein einziges Haus beschäftigt allein 1000 Arbeiter, nämlich 700 mit Nähnadeln, 200 mit gröberen Sorten, 50 mit Fischangeln ꝛc.; es liefert wöchentlich 7 bis 9 Millionen Nähnadeln, 2000 Gros Stricknadeln und eine halbe Million Fischangeln. Auf einem nahen Berge ist ein großes eisernes Kreuz dem Andenken an die Freiheitskriege gewidmet. Den Einfluß der Lenne in die Ruhr beherrscht Hohensyburg da, wo die zweimal von Karl dem Großen erstürmte Sachsenveste Syburg stand. Die Kirche weihte Papst Leo III. Derselbe soll auch in dem noch vorhandenen Taufbrunnen Wittekind getauft haben. Zum Andenken an den Oberpräsidenten von Vincke († 1844) hat man hier einen Rundschauthurm errichtet. Das Thal der Lenne ist reich an malerischen Punkten. An ihren Ufern liegt Limburg (2400 E.), und daneben thront auf einem Berge das Schloß Hohen-Limburg, Residenz des Standesherrn Fürsten von Bentheim-Tecklenburg. Die in der Umgegend befindliche Suntwichhöhle zeigt weite, mit Tropfsteinformationen erfüllte Hallen von 30 Fuß Höhe und 80 Fuß Länge. — An der Westgrenze des Herzogthums verbindet die Enneper Straße die Städte Hagen (5300 E.) und Schwelm (4300 E.) an der Schwelm mit vielen kleineren Ortschaften zu einer zusammenhängenden meilenlangen Kette von Fabriken, besonders in Stahl-, Eisen- und Messingwaaren, so daß sich hier ein Hammerwerk an das andere reiht. Es bildet dies Alles gewissermaßen die Vorhalle zu der staunenswerthen Industrie des Wupperthales. Bei dem Dorfe Vorde giebt es an der Enneper Straße eine große Kalksteinhöhle, Klutert genannt.

Wenden wir uns nun nach dem nordwestlichen Theile der Grafschaft Mark, so tritt uns auch da inmitten der Steinkohlenbergwerke eine regsame Fabrikthätigkeit entgegen, wie die Eisenwaaren bezeugen von Witten (4000 E.), in dessen Nähe die romantisch gelegene Burg Steinhausen, Hattingen (4200 E.),

wo die Trümmer des Schlosses Clyff und der Burg Bachovaral, und Bochum (5000 E.), wo namentlich Tausende von Kaffeemühlen geliefert werden. Steinkohlen finden sich besonders bei den Marktflecken Wattenstein und Blankenstein, wo die Ruinen einer alten Veste in idyllischer Umgegend. An verschiedenen Punkten trifft man wunderbar geformte Felsen und Steinmassen. Die malerischen Partien des übrigens sehr fruchtbaren, namentlich viel Raps, Flachs und Hanf erzeugenden Landstriches, erhalten einen eigenthümlichen Reiz durch die vielen, zum Theil in Trümmern liegenden Bergschlösser, unter denen wir nur noch die Isenburg bei Bonsfeld und Baak in der Nähe des wild romantischen Rauenthales erwähnen. Auch an Sagen fehlt es nicht. So besaß einst ein Edler Namens Nibelung den von den Wellen der Ruhr umspülten Hardenstein, und bei ihm wohnte ein Zwergkönig oder Elbe Namens Goldemar. Der war dem Nibelung und nicht minder dessen schöner Schwester gar sehr zugethan; darum half er mit Rath und That. Obschon er stets unsichtbar blieb, so trank er doch Wein mit dem Ritter, spielte mit ihm und seiner Schwester im Brett oder durch Würfel und spielte auch die Harfe gar wundersam. So ging es drei Jahre lang. Da geschah es, daß die Hausgenossen, die seine Anwesenheit gemerkt hatten, sehen wollten, wie der Elb eigentlich wohl aussähe. Zu dem Ende streuten sie heimlich Asche auf den Fußboden und Erbsen. Als nun der Zwerg Goldemar arglos in den Saal kam, trat er auf die Erbsen und glitt aus und fiel, und seine Gestalt drückte sich in die Asche ab. Die glich der eines jungen Kindes; nur die Füße waren unförmlich. Seitdem ließ sich der Elbe nimmer wieder sehen.

Das Volk, welches in dem Herzogthum Westphalen bis hinauf zur Weser wohnt, ist ein kernhafter Schlag Menschen mit frischen Sinnen, derb und bieder, fleißig und gottesfürchtig; einfache, standhaft ausharrende Naturen, die mit Zähigkeit festhalten an den althergebrachten Sitten und Einrichtungen; voll entschlossenen Muthes, und daher tapfere Soldaten; voll scharf-

blickender, gesunder Verständigkeit, und daher gute Hauswirthe. Aber wie bei den stark gewordenen deutschen Eichen findet sich daneben auch einsiedlerische Abgeschlossenheit und schwer zugängliches Wesen, viel Knorrichtes und Hartes, viel Rohheit, eigensinniger Trotz und Mangel an Wohlwollen. Der westphälische Geschichtsforscher Seiberz theilt folgende sehr bezeichnende Legende, mit. Darnach kam eines Tages der Herr mit St. Peter nach Westphalen. Sie fanden das Land mit Eichenwäldern bedeckt und bewohnt von Rüsselvieh. St. Peter drang in den Herrn, diese Einöde auch mit Menschen zu bevölkern. Christus schüttelte das Haupt. Als der Jünger aber nicht abließ, versetzte er: „Nun, ich will deinen Wunsch erfüllen; aber du wirst sehen, was daraus entsteht!" Darauf stieß der Herr an einen vom Rüsselvieh zurückgelassenen unästhetischen Gegenstand, der vor ihm lag, mit dem Fuße an und sprach: „Werde ein Mensch!" Alsobald erhob sich ein starker trotziger Mann von der Erde und fuhr den Herrn mit den Worten an: „Wat stött he mi?" (Was stößt er mich?) Das war der erste Westphale. Aus dem religiösen Sinne mag sich ein vorherrschendes Ahnungsvermögen erklären, das oft bis zur Gabe des sogenannten zweiten Gesichtes gesteigert erschien; doch schwindet dies jetzt mehr und mehr mit dem Glauben daran. — Jenes Festhalten am Gewohnten und Bestehenden, für welches man Gut und Leben zu opfern bereit war, ist der tiefere Grund, weshalb die Heere der Römer einst in Westphalen einen so energischen Widerstand fanden, und noch leben einige Klänge der Erinnerung an diese Kämpfe im Volksmunde, als: „Hermann — Schlag Lärm an — Schlag Pauken und Trommeln — Der Kaiser will kommen — Mit Schippen und Stangen — Und Hermann einfangen." Die langwierigen blutigen Sachsenkriege sind sprechendes Zeugniß für die Anhänglichkeit an den Glauben der Väter. Mit der Liebe zu den bestehenden Einrichtungen hängt auch die langgehegte Bewahrung altdeutscher Rechtsinstitute zusammen, und die Rechtswissenschaft wird in Preußen vornehmlich von Westphalen vertreten. Ueberhaupt ist hier nur Weniges an den Verhältnissen geändert, wie sie vor Jahrtausenden waren, und wer Tacitus Germania praktisch studiren will, muß das westphälische Land kennen lernen.

So sagt jener: „Colunt discreti ac diversi — suam quisque domum spatio circumdat“ (Sie leben abgesondert und zerstreut. Jeder will Raum um seinen Hof haben). Man besteige demnach nur einen Hügel, von dem aus man einen Ueberblick über eine ächt westphälische Gegend hat und siehe: ringsum liegen einzeln und zerstreut unzählige Häuser, die mit ihren rothen Ziegeldächern aus dem umschattenden Pappelgrün hervorleuchten. — Einen höchst einflußreichen Factor der Bevölkerung bildet der Adel. Er ist zahlreich, und Einzelne haben nicht selten ein jährliches Einkommen von 50 bis 150,000 Thalern. Im Allgemeinen ist er wohlthätig und hält sich in ruhiger Zurückgezogenheit auf seinen Gütern, die er durch tüchtige Verwaltung zu verbessern weiß. Am schroffesten schließt er sich gegen das Bürgerthum ab im Münsterlande, wo er einige Zeit des Jahres in seinen stattlichen „Adelshöfen“ von Münster zubringt, um dort eine streng abgesonderte Kaste zu bilden. Wie hier der Adel Alles gilt, so im bergigen Sauerlande der Beamte. Dieser allein giebt da den Ton an. Wer nicht Beamter ist, wird schwerlich geachtet. Rang und Orden entscheiden überall. Ein Bürgerstand, welcher dieser Beamtenaristokratie die Waage halten könnte, existirt nicht. Der Mangel an Production der Lebensmittel in den engen Thälern läßt ihn nicht aufkommen. Die Landbewohner haben sich hier in kleine schmutzige Dörfer zusammengezogen, deren niedrige, mit schwarzen Schindeln gedeckte Häuser auf einen eng begrenzten Ideenkreis und das nur spärlich eindringende Licht der Aufklärung hinweisen. Die Intelligenz Westphalens wird besonders durch die frühere Grafschaft Mark und das Ravensbergische vertreten. Es ist dies wesentlich der von der Köln-Mindener Eisenbahn durchschnittene District, wenn man den münsterländischen Theil abrechnet. Der Kohlenbetrieb der Ruhrgegend, die Industrie auf der Enneper Straße, die Kornproduction und die Salzwerke des Hellewegs, die Schifffahrt auf der Lippe und der weit ausgebreitete Handel mit der Bielefelder Leinwand vermittelten schon früh den Verkehr dieses Bezirks mit den umliegenden Provinzen. Deshalb herrscht hier größere Lebendigkeit; man kümmert sich um das, was in der Außenwelt vor sich geht und verläugnet so das berüchtigte west-

phälische Phlegma, welches schon Tacitus mit den Worten bezeichnet: „Totos dies juxta focum atque ignem agunt“ (Ganze Tage lang hocken sie am Feuer ihres Heerdes). Das platte Land ist hier ungeheuer bevölkert, aber meistens fehlt es den Bewohnern an aller Bildung. Schon ihre äußere Erscheinung mit den schweren, beim Gehen weithin klappernden Holzschuhen ist roh und ungeschliffen, obgleich sie doch in Hinsicht der geistigen Anschauung weit über die Landbewohner des Münsterlandes hervorragen. Eine Thatsache wird genügen, den beschränkten Horizont der letzteren aufzudecken. In einem Dorfe pflegte man nämlich alljährlich den Karfreitrag dadurch zu feiern, daß ein vierschrötiges Gemeindeglied auf ein großes Kreuz geschnallt und in dieser Lage durch das Dorf getragen wurde. Der Gekreuzigte mußte die Leidensworte Christi nach der Reihenfolge ausrufen, und bei dem: „Mich dürstet!“ reichte man ihm einen in Branntwein getauchten Schwamm, den er auszusaugen sich bemühte. Das Volk ging andächtig hinterher. Die preußische Regierung wollte diesem unter dem bischöflichen Krummstab aufgenommenen frommen Anwesen steuern. Es gelang ihr dies aber erst nach mehrmaligen Zusammenrottungen der Dorfbewohner und nach mehrmaligen Angriffen auf die Fensterscheiben des Rathhauses.

Die bestimmende Grundlage für das gesellschaftliche Leben der Landbewohner geben die Bauernhöfe mit ihren Insassen ab. Eine Anzahl solcher Höfe, etwa zwanzig bis siebenzig, bilden eine Bauernschaft, mehrere Bauernschaften oder Dörfer ein Kirchspiel. Mit der gemeinsamen Kirche nebst dem Friedhof schließt die Zusammenhörigkeit des Kreises ihren Mittelpunkt ab, so daß selbst die Vereinigung mehrer Kirchspiele zu einem Gerichtsbezirk und zu einem landräthlichen Kreise von wesentlichem Einfluß auf die Denkungsweise der Menschen geblieben ist. Zerlegen wir ein Kirchspiel, so erhalten wir folgende Elemente: die Geistlichen, die Kaufleute des Dorfes oder Marktfleckens, in welchem sich die Kirche befindet, zwei oder mehre adelige Güter, Ackerleute, oder Besitzer eines Bauernhofes, Neubauern, Erbpächter, Kötter, oder bei den Bauern zur Miethe wohnende Tagelöhner, Knechte und Mägde oder Gesinde und endlich Handwerker. Die

letzteren sind entweder Kötter oder Erbpächter, seltener (als Schmiede) Neubauern oder kleinere Bauern. Ein Bauernhof enthält demnach folgende Bewohner: die Besitzer, die Kinder, die etwa vorhandenen Leibpächter (Altsitzer), das Gesinde, die Kötter und die etwa vorhandenen Erbpächter. Die Gebäude des Hofes bestehen aus der Hauptwohnung für den Besitzer und sein Gesinde, aus einem, höchstens zwei Häusern für die Leibpächter, aus den Scheunen, Speichern, Kotten und Erbpachts-Wohnungen. Die Höfe sind so numerirt, daß der größte Hof auch allemal die erste Nummer führt. Bei Abgaben von Korn und Eiern an den Geistlichen, den Küster oder Cantor des Kirchdorfsspiels, den Schullehrer und Feldhüter der einzelnen Dörfer richtet sich die Größe der Gabe nach der Hofnummer, eine Norm, die nur als Grund der Unveränderlichkeit des Hofes möglich ist. Werden von einem Hofe in Folge schlechter Bewirthschaftung und der daraus entstandenen Schuldenlast einzelne Grundstücke verkauft, so gilt dies als eine Schande. Bei vollständiger Parcellirung eines Hofes werden die von den anderen Bauern angekauften Grundstücke noch sorgfältig von den ererbten unterschieden, sofern man es für Pflicht hält, den Hof seinen Nachkommen wenigstens in keinem schlechteren Zustande zu überliefern als man ihn selbst übernommen hat. Daher in Westphalen der Widerwille gegen die Eisenbahnen, daher die Heiligkeit der „Schaat" (Grenze), daher die furchtbaren Strafen, die nach der Volkssage den falschen Landmeister oder den nach dem Tode treffen, der im Leben den Schaatstein verrückt hat. Wie wir für den Staat leben und sterben, so steht und fällt ein wahrer westphälischer Bauer mit seinem Hofe. Er ist ihm das Unvergängliche in den Wogen der Zeit. Wer freventlich das Erbe der Väter schmälerte, dem würden Kinder und Kindeskinder fluchen. Das Vaterhaus vertritt ihnen die ganze Heimat. Die Lage des Haupthauses ist, wie schon Tacitus berichtet, bald auf einer Anhöhe und am Waldessaum, bald in einem Grunde und an der Heeresstraße. Stets wird dasselbe von Obstbäumen, Linden, Eichen oder Buchen umschattet. An das Haus schließt sich außer dem Garten der durch einen Zaun oder eine Mauer eingefriedigte Hofraum, auf dem sich die Scheune, der manchmal mit einer Uhr versehene Korn-

speicher und der eine oder der andere Kotten (Tagelöhnerwohnung) befindet. Ein Fischteich auf dem Hofe ist wenigstens nicht selten. Der übrige Raum desselben dient zur Weide und zum Tummelplatz für das Vieh. Ein Theil des Hauses, das sogenannte Kammerfach, enthält unten die Wohngemächer, oben die Kornkammern, so daß es hier zwei Stockwerke giebt, während der übrige Theil mit seinem schon zehn bis zwölf Fuß von der Erde beginnenden Dache nur einstöckig ist. Da, wo der Einschnitt des Kammerfaches beginnt, führen von beiden Seiten Thüren auf die breite Hausflur, zu welcher das große Einfahrtsthor gehört, und auf der Scheide zwischen Hausflur und Kammerfach treffen wir den Heerd, von welchem aus die Hausfrau Alles übersieht, wie wir denn solches bereits früher bei allen Höfen altsächsischer Bauart bis hinauf nach dem Holsteinischen und Meklenburgischen kennen gelernt haben. Das Verhältniß des Hausherrn zu dem Gesinde und zu den Köttern ist im Allgemeinen ein patriarchalisches. Er wird von den Knechten, Mägden, Kindern und Köttern nur mit dem Taufnamen und mit „Jui“ angeredet, während er selbst sich gegen seine Umgebung des Taufnamens und des „Dui“ bedient. Zur näheren Bezeichnung tritt der Familienname als Genitiv vor den Taufnamen, z. B. Holtkamps Marie. Die alte Sitte erheischt, daß selbst die Kinder dem Gesinde gegenüber eine untergeordnete Stellung einnehmen; auch dürfen sie sich nicht in die Tisch- und Abendgespräche mischen. Erbe des Hofes ist der jüngste Sohn (oder in Ermangelung desselben die jüngste Tochter, deren Mann dann den Namen des Hofes einnimmt). Derselbe darf nur eine Bauerntochter mit einer der Größe des Hofes genau entsprechenden Mitgift heirathen. Diese besteht in baarem Gelde und im „Brautwagen“. Zu letzterem gehören Pferde, Wagen, Kühe, Linnenzeug und Hausgeräthe, während Lebensmittel und Flachs von den Nachbaren, Bekannten und Verwandten am Morgen des Hochzeitstages als freiwillige Gaben dargebracht werden. Das Gesinde eines „großen“ Hofes besteht aus dem Kuhhirten, dem Schweppen (Peitscher)- oder Pferdejungen, der Klein- und Großmagd, dem Klein- und Großknecht. Ein Knecht, der nicht für seine Pferde so sorgt, daß er anderweitig selbst das Futter

für dieselben stiehlt, taugt nichts. Belohnt wird das Gesinde mit baarem Gelde, mit Leinwand und einem Stück Landes zur Leinsaat. Uebrigens ißt der Bauer mit dem Gesinde an einem Tisch, wo das nach neuerer Sitte nicht geschieht, wird es von den Dienstleuten sehr übel vermerkt. Haben Knecht und Magd sich das zu einem kleinen Haushalt Erforderliche verdient, so können sie sich verheirathen. Die „jungen Leute" miethen sich dann auf einem Hofe als Kötter ein, und unter günstigen Umständen können sie es zu einer Erbpacht oder Neubauerei bringen. Der Kötter muß, so oft es gefordert wird, auf dem Hofe arbeiten, widrigenfalls ihm die Wohnung gekündigt werden würde. Der Bauer nimmt sich dagegen seiner an, indem er für ihn pflügt, ihm eine Kuh überläßt, ihm Nahrungsmittel oder Geld vorschießt, ja selbst Processe für ihn durchficht. Außerordentliche Fuhren werden auch wohl umsonst geleistet. Arbeitet der Kötter zugleich mit der Frau auf dem Hofe, so essen und trinken dort auch die „Kötterkinder". Für alle diese Vortheile, so wie dafür, daß er nur eine geringe Miethe für seine Wohnung und seine Ländereien zahlt, hat der Kötter allerwege den Vortheil seines Bauern wahrzunehmen. Er muß um geringen Lohn arbeiten, und muß sich zu außerordentlichen Dienstleistungen auch ohne Vergütigung bereit finden lassen. — Leibzüchter oder (Altsitzer, Altentheilsmann) wird ein Bauer nach der Uebergabe des Hofes an seinen Erben. Seine Leibzucht (Altentheil) besteht dann aus einer Wohnung, einem Garten, aus Ackerland, das umsonst bestellt wird, aus Lieferungen an Holz, Geld, Korn und gemästeten Schweinen. Die Erbpächter bestellen mit eigenen Kühen ihr Feld. Die Neubauern sind unabhängige Grundbesitzer. Die Handwerker arbeiten gegen Tagelohn und Kost in den einzelnen Häusern. Am meisten gelten unter ihnen die Schmiede und Tischler. Die Schmiede arbeiten nicht für Tagelohn, sind in der Regel kleinere jedoch vermögende Bauern und stehen häufig in dem Ruf der Zauberei, eben so die Schäfer. Letztere verwenden ihre geheimnißvollen Künste zu Krankheitsheilungen und Entzauberungen; der Schmied dagegen weiß Rath, um einen Dieb ausfindig zu machen und zu bestrafen, den Teufel zu citiren u. dergl. — Im Lügen und Aufschneiden

muß der Musikant zu Hause sein; indeß hat nicht jedes Dorf einen solchen. Die Hebamme des Dorfes ist meistens eine Säuferin oder wird dazu doch allmählig herangebildet. Denn sie erhält bei den Kindtaufen von einem jeden der Gevattern ein Stück Geld, das dieser in ein großes Glas Branntwein wirft und das sie nicht eher in Besitz nehmen kann, als bis sie das Glas geleert hat. Der Koch des Dorfes, d. h. der junge Einwohner, der bei Hochzeiten, Kindtaufen und anderen Schmausereien die Küche zu besorgen hat, ist gewöhnlich zugleich Leichen- und Hochzeitbitter, auch bei den Schmausereien die lustige Person. Er ist in der Regel ein Kötter. Zu seinem Amt ist eine gewisse Gewandtheit und Geistesgegenwart erforderlich, weil er oft den Volksredner spielen muß. Sobald nämlich bei hochzeitlichen Gelagen das Essen beendet und das Trinken im besten Zuge ist, nimmt er die eiserne Feuerschüppe, schlägt damit an die „Wendesäule" des Heerdes und beginnt eine drollige Rede des Inhaltes, daß man nunmehr, nachdem man sich satt gegessen und ziemlich voll getrunken habe, auch des Koches, der Alles so tadellos bestellt, durch freiwillige Gaben zu gedenken habe. Erntet er durch wohlgesetzte Worte allgemeinen Beifall, so ist der Lohn ansehnlich. Bei der Hochzeitsfeier wird vor allen Dingen der Braut die Krone recht fest aufgesetzt; denn es wäre ein schlimmes Vorzeichen, wenn sie wankte oder gar herab fiele. Darnach geht's zur Kirche und zwar so, wie es einem Geschlecht wohl ansteht, das in hellblauen Röcken und mit breitkrämpigen Hüten auf den muthigen Rossen fest im Sattel sitzt. Der nächste Anverwandte des Bräutigams schwingt die Braut hinter sich auf sein mit Blumen und Bändern geschmücktes Pferd; während die Andern im Zuge folgen. Hat der Priester den Segen gesprochen, so erhält der Bräutigam von seinen ihm zunächst stehenden Gesellen einige, oft ganz derbe, Schläge mit einem Stocke, damit er gedenke, wie solches wehe thut und sein Weib mit dergleichen verschone. Der Bräutigam reitet sodann den Uebrigen voran und kommt, begleitet von einem aufspielenden Musikanten, der Braut eine Strecke vor dem Hofe entgegen. Sobald er sie trifft, steigt sie ab, und er bringt ihr zum Zeichen, daß er nun die Nahrung schaffe, ein Brot und einen Krug Bier. Sie genießt

etwas davon. Das Brot selbst, worin einiges Geld steckt, wird den Armen zu Theil. Alsdann führt der Bräutigam seine Braut zu Tisch und bedient sie. Beim Mahl geht da, wo die alte Sitte noch herrscht, Einer daher mit den Worten: „Esset doch, ihr esset ja gar nicht! Trinket doch, ihr trinket ja gar nicht!“ Das ruft er beständig, und wenn Alle sich noch so übermäßig den Bauch mit Speise und Trank füllen. Nach dem Mahle beginnt der nächste Anverwandte des Bräutigams den Tanz mit der Braut und erhält von ihr ein neues Tuch zum Geschenk. Der Abend des Hochzeitstages wird damit beschlossen, daß die Frauen sich bemühen der Braut die Weibermütze aufzusetzen, was die Jungfern zu verhindern suchen. Nachdem die Frauen in dem Kampfe den Sieg davon getragen, wird um den Heerd getanzt, damit die Braut sich an's Haus gewöhnen und ihren Mann nicht verlassen möge, der jene nun unversehens entführt. Am folgenden Tage werden die Gäste mit einem Frühstück bewirthet und führen sodann die junge Frau um all den Grund und Boden ihres Mannes herum. Dabei wird ein Betttuch an einer Stange vorangetragen, nach welchem die jungen Bursche in Einem fort schießen und das sie in Brand zu stecken suchen. Darauf folgt das Mahl, und die Gäste nehmen Abschied, indem sie dem Ehepaar zu guter Letzt ihre Geschenke darbringen. — Im Ravensbergischen ist ein besonderes Fest die „Dönte“. Dazu ladet Jeder, der ein neues Haus bauen oder ein altes ausbessern lassen will, seine Verwandte und Freunde ein, wogegen er von jedem Gast eine Beisteuer zum Bau erhält. Dabei geht's sehr lustig zu, und oft dauert die Dönte zwei Tage lang. — Die Nonnen des ehemaligen Klosters Velvern in der Soester Börde feierten sonst Pfingsten auf eine seltsame Weise. Alle Honoratioren von Soest wurden eingeladen, und gleich nach der Suppe ging eine hölzerne Kanne voll Bier herum, überall mit frischem Kuhfladen beschmiert, Handgriff und Rand ausgenommen. Die Aebtissin trank zuerst daraus, dann ihre Nonnen und alle Gäste. Aus eben dieser Börde mußte früher ein leibeigener Bauer den Dominikanern zu Soest jährlich Ein Ei auf einem vierspännigen Wagen nach dem Kloster bringen. Ehemals pflegte man auch auf den Dörfern den Tod des Hausvaters seinen Bienen anzu-

sagen, weil man glaubte, die Stöcke würden sonst binnen Jahresfrist abzehren und ausgehen. Sobald daher dem Todten die Augen zugedrückt waren, trat Einer vom Gesinde an den Bienenstand, klopfte an jeden Stock und sprach: „Einen Gruß von der Frau und der Herr wäre todt“. In dem Flecken Greven bei Münster erhält sich noch bis auf die neuere Zeit bei der Fastnachtsfeier die Sitte, daß alle vier Jahre sämmtliche in dieser Frist getrauten Ehepaare sich auf dem Markt in einen ungeheuer großen mit kaltem Wasser gefüllten Kübel werfen und so durchbaden lassen mußten.

Dreizehntes Kapitel.

Wir verlassen die Heimat der Schinken und Pumpernickel, um jenes Gelände zu begrüßen, wo die schöne Natur dem Altvater Rhein in die eine Hand reiche Frucht- und Blüthenpracht, in die andere einen Becher voll feurigen Traubensaftes dargereicht. Die preußische Rheinprovinz bildet heutiges Tages, mit Ausnahme der Enclave Wetzlar und dem Hohenzollerschen Lande, ein zusammenhängendes Ganze, im Grunde aber ist es ein Cento, zusammengesetzt aus 99 ursprünglich verschiedenfarbigen Stücken. Die älteren Besitzungen sind: seit 1609 das Herzogthum Cleve, seit 1702 das Fürstenthum Mörs, seit 1713 und 14 Obergeldern nebst den Grafschaften Essen, Vorden und Elten. Neuerlich kamen hinzu: seit 1814 und 15 die Herzogthümer Berg und Jülich, die Erzbisthümer Köln und Trier, die Reichsstädte Köln, Aachen und Wetzlar, die Gebiete der Fürsten von Solms und Wied, die vier vormals französischen Departements an der Mosel und Saar, so wie eine Menge kleinerer Graf- und Herrschaften; seit 1834 das Fürstenthum Lichtenberg, endlich seit 1849 die Fürstenthümer Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen. Die Regierungsbezirke Köln, Düsseldorf, Koblenz, Aachen, Trier nebst Sigmaringen stehen unter dem Oberpräsidium zu Koblenz. Der Rhein durchfließt in seinem Mittellaufe die Provinz auf einer Länge von 43 Meilen, 1000 bis 2300 Fuß

breit, 6 bis 51 Fuß tief. Der obere Theil, unterhalb Mainz bis Koblenz und Neuwied, heißt Rheingau, berühmt durch seine Naturschönheiten. Der Strom durchbricht da das rheinische Schiefergebirge, welches seiner Hauptmasse nach aus Grauwacke und Uebergangsthonschiefer besteht; daneben wird es von Basaltkegeln durchsetzt, von Muschelkalk und Steinkohlenlagern durchzogen. Auf dem linken Rheinufer liegt der Hundsrück, die Eifel und das hohe Veen, welche eine mittlere Höhe von 1300 bis 2000 Fuß haben, auf dem rechten Ufer der Westerwald und das Sauerländische Gebirge, in der Nachbarschaft des Rheines von 900 bis 1000, östlicher von 1200 Fuß mittlerer Höhe. Das Klima ist im Allgemeinen mild, der Boden sehr unfruchtbar auf den Gebirgshöhen, dagegen sehr fruchtbar in den Thälern. Die Bevölkerung betrug 1852 auf 487 Q.-M. 2,906,496 Köpfe und mit Einschluß der Hohenzollerschen Lande auf 507 Q.-M. 2,972,130 Köpfe, so daß man gegenwärtig gegen 3 Millionen annehmen kann: eine Volksdichtigkeit, welche selbst die von Schlesien und auch von Westphalen übertrifft, da in dem genannten Jahre Schlesien auf 741 Q.-M. 3,173,171 Köpfe, also 4417 auf der Q.-M., Westphalen aber auf 367 Q.-M. 1,504,251 Köpfe, also 4098 auf der Q.-M. zählte, während die Rheinprovinz deren 5862 auf der Q.-M. hatte. Davon ist noch nicht der vierte Theil (etwa 740,000) evangelisch; die übrigen sind mit Ausschluß von etwa 30,000 Juden katholisch, auch giebts über 1300 Mennoniten. Kunst und Wissenschaft wird überall regsam gefördert. Industrie und Fabrication stehen auf dem Gipfelpunkt der Neuzeit. Das tritt uns sogleich entgegen, indem wir unsere Reise fortsetzen durch das berühmte Wupperthal.

Die Zwillingsstädte Barmen und Elberfeld werden nur durch eine Brücke von einander geschieden und bilden zusammen eine mehr als zwei Stunden lange Kette von Gebäuden, worin die mannigfaltigsten Fabrikanlagen. Barmen (1856: 41,442 E.) zerfällt in Ober- und Unterbarmen und umfaßt auch die Ortschaften Gemarke, Wipperfeld, Rittershausen, Hecklinghausen

und Wichlinghausen. Die hiesigen Bandmanufacturen in Linnen, Wolle, Baumwolle, Seide und Halbseide behaupten den vornehmsten Rang auf dem ganzen Continente und gehen in alle Welt; auch fertigt man gewebte Spitzen und Zwirne. Besonders großartig sind die Färbereien, die alljährlich für 4½ Millionen Thaler Türkischroth-Garn liefern; eine neuere Fabrik fertigt davon wöchentlich allein 10,000 Pfund. Ueberdies bemerkt man zahlreiche Bleichen in dem reizenden Gebirgsthal. Unterbarmen besitzt eine Mineralquelle und einen Gesundbrunnen. Hier ist der Sitz eines Missions-Seminars und der Bergischen Bibelgesellschaft, die schon über 120,000 Bibeln vertheilt hat. Eine gleiche Thätigkeit für christliche Zwecke entfaltet das engverschwisterte Elberfeld (41,080 E.) Dasselbe erhielt erst 1610 die Stadtgerechtigkeit. In dem Saale des Rathhauses sind sehr tüchtige, 1842 gemalte Fresken deutscher Vorzeit und Sitte zu sehen. Nächst den genannten Färbereien liefert man hier besonders Baumwollen- und Seidenzeuge, Lederwaaren, Möbeln, Kürasse und Waffen aller Art. Der Handel macht alljährlich Wechselgeschäfte von ungefähr 12 Millionen Thaler. Das zum Bleichen vorzüglich geeignete Wasser der Wupper veranlaßte die ersten Ansiedelungen, und 1532 erhielt man ein Privilegium auf die Garnbleiche. Wo irgend eine Thalfläche oder ein kleineres Plateau sich darbot, siedelte man sich an. Ueberall ertönt das Rasseln der Webestühle, das Knarren und Stampfen der Band- und Pulvermühlen, das Hämmern der Schmiede und der dumpfe Schlag der Eisenhämmer. Der Elberfelder Kreis, der gewerb- und volkreichste des preußischen Staates, wird von etwa 30,000 Menschen auf 6 Q.-M. bewohnt, so daß über 21,000 auf die Q.-M. kommen. Von einem Thurm der Elisenhöhe bei Elberfeld genießt man der herrlichsten Uebersicht über das Wupperthal, das mit grünenden Wiesen, blühenden Gärten und weißschimmernden Landsitzen durchflochten, mit Etablissements und Häusern besäet ist; selbst der umschließende Gebirgskamm zeigt noch rothe Dächer.

Einige Stunden südlich von Elberfeld entfernt liegt Solingen (8356 E., mit den zu den Kirchspielen gehörigen Umwohnern aber 22,000 E.), weltberühmt schon seit dem Mittel-

alter, wegen seiner ganz ausgezeichneten Säbel-, Degen- und Rapierklingen, deren man jährlich gegen eine halbe Million, darunter echte Damascener, liefert. Außerdem fabricirt man jährlich an 800,000 Dutzend Messern und Gabeln, eine gleiche Anzahl Scheeren, dann Helme, Kürasse und andere Armaturgegenstände. Mehr als 6000 Arbeiter sind hier und in der Umgegend beschäftigt bei etwa 1200 Stahlfabriken, Hammerwerken, Schmieden, Gießereien und Schleifereien.

Nördlich von Elberfeld führt eine hauptsächlich zum Steinkohlentransport bestimmte Eisenbahn von der Station Vohwinkel ab durch's Gebirge und das Thal der Deile vorüber an dem Wallfahrtsort Neviges und der Seidenfabrikstadt Langenberg (2700 E.) in's malerische Ruhrthal mit seinen Steinkohlengruben. Gegenüber am rechten Ufer der Ruhr liegt Steele (2600 E.) mit Glashütten. Verfolgen wir nun weiter den Lauf der Ruhr, so enthüllen sich uns die Reize der Umgebung besonders auf der Fahrt zwischen Werden und dem Tuch fabricirenden Kettwig (2900 E.). Bei Werden (5400 E.) sieht man Eisen- und Steinkohlengruben; auch Porphyr kommt zum Vorschein. Die Stadt war vormals der Sitz einer uralten Benedictiner-Abtei, und von hier aus kam im dreißigjährigen Kriege nach Prag und von da nach Schweden jene „silberne Handschrift" (Codex argenteus) der Evangelien-Uebersetzung des Ulphilas, welche auf violett schimmerndem Pergament mit Gold- und Silber-Tinte geschrieben ist und sich gegenwärtig in Upsala befindet.*) Die 1045 vollendete Kirche bewahrt in einem silbernen Sarge die Gebeine des heiligen Ludgerus († 809), ersten Bischofes von Münster. Darauf gelangen wir nach Mühlheim (11,800 E.), wo man Schiffe baut und eine Kettenbrücke über den Fluß geschlagen ist, wo man mit Holz und Steinkohlen handelt, auch Fabricate von Kasimir, Sammt, Leder 2c. liefert. Von Steele geht eine Fahrstraße nach dem benachbarten Essen (13,000 E.), sehr freundlich mit seinen qualmenden Hohöfen in einer fruchtbaren hügeligen Gegend gelegen. Die Einwohner nähren sich hauptsächlich vom Bergbau. Unter den Gewehr-, Eisen- und

---

*) Vergl. darüber unsere Weltkunde Band I. S. 153.

Stahlfabriken ist der ausgezeichneten Gußstahlproducte von Krupp schon bei Dortmund gedacht. Seit 1070 stand in Folge eines hundertjährigen Reichskammergerichts = Prozesses die alte freie Reichsstadt unter dem Scepter der Aebtissin des Benedictiner=Frauenklosters, dessen Stiftung schon 873 bestätigt wurde. Die Münsterkirche, deren westlicher Theil aus dem 9. Jahrhundert stammt und die auch eine romanische Krypta hat, ist dadurch merkwürdig, daß sie fast als das einzige Beispiel einer Johannes dem Täufer gewidmeten Taufkirche da steht. Sie wurde 1316 vollendet und neuerlich restaurirt. Außer einem großen siebenarmigen Leuchter zeigt man daselbst vier mit Juwelen verzierte Goldkreuze, ein Geschenk von Mechtildis, der hier erzogenen Schwester des Kaisers Otto III., welcher dieselbe in Folge einer verlorenen Schachpartie dem Pfalzgrafen Ezzo zur Gattin geben mußte. Ein schönes Altarblatt aus dem Jahre 1522 ist das Werk von Bartholomäus de Bruyn. An die Kirche grenzt das 1850 restaurirte Ordenshaus der deutschen Komthurei aus dem 11. Jahrhundert.

Essen liegt eine halbe Stunde entfernt vom Bahnhof des Köln = Mindener Schienenweges, der von Dortmund über Duisburg nach Düsseldorf führt und sich immer seitwärts von den Steinkohlengruben des Gebirgs in der Ebene hält. Gleich hinter Dortmund bemerkt man bei Huckarde den 270 Fuß hohen Schlot der Zeche Hansa. Bei Oberhausen erscheint rechts ein großartiges Eisenwerk, welches durch acht Dampfmaschinen getrieben wird und 1600 Menschen beschäftigt. Die Umgegend ist eine öde Sandfläche mit dürftigem Tannenaufschlag: die Lipperhaide, wo Friedrich der Große oft Heerschau hielt. Hier zweigt sich die holländische Bahn ab, die über Wesel nach Emmerich am Rhein geht. Die starke Festung Wesel (1856: 11,881 E.) besitzt mannigfaltige Fabriken und einen Freihafen, treibt Schifffahrt und lebhaften Handel, namentlich mit Holz und Fischen. Schon die Römer hatten hier ein Standlager und eine Burg, aus welcher im 9. Jahrhundert das Dorf Lippiomunde entstand, da die Lippe hier mündet. Nach der Gründung des Klosters Avondorp (1125) erwächs't sie zur Stadt. Die große Markt= oder Willibrordkirche wurde 1181 eingeweiht, aber erst

1521 vollendet. In dem gothischen, 1396 erbauten Rathhaus findet sich ein beachtenswerthes Gemälde von einem Meister, der zu Ende des Mittelalters in Calcar lebte (der sogenannte Johann von Calcar). Es stellt dar, wie ein falsch Schwörender vom Teufel dazu getrieben und durch einen Engel daran verhindert wird. Vor dem 1722 mit den Statuen des Herkules und der Minerva gezierten Berliner Thor erinnert eine Spitzsäule an eilf hier 1809 erschossene Offiziere des Schill'schen Freicorps. Ueber den Rhein, der hier durch eine Insel getheilt wird, führt eine stehende Pontonbrücke. Von da zieht die Straße am linken Rheinufer über Xanten und Calcar nach Kleve. Xanten (3100 E.), alte, unweit des Rheins am Fürstenberg gelegene Stadt, ist merkwürdig wegen der in der Nähe gefundenen römischen Alterthümer. Man sieht noch den Grund eines Amphitheaters. In der Nähe sollen Castra vetera und Castra Ulpia gestanden haben, die Standquartiere der Legionen, die nachher im Teutoburger Walde vernichtet wurden. Auf dem Fürsten- oder Vorstenberg soll das Feldherrnzelt des Quinctilius Varus gestanden haben. Im Norden will man noch die Fundamente der Trajansstadt (Colonia Trajani) erkennen. In der hier befindlichen Burg der Nibelungen ward Siegfried geboren. Die fünfschiffige St. Victorskirche oder der Dom, ein prächtiges Bauwerk aus den Jahren 1263 bis 1525 hat unter Anderm einen geschnitzten Hochaltar, und die Malereien der Doppelflügel (vom Jahre 1536) sind als die vorzüglichste Leistung des Barthol. de Bruyn zu betrachten. Das Hauptwerk des Malers Johann (von Calcar) findet sich an den Altarflügeln der im edlen gothischen Stil aus Backsteinen erbauten Stiftskirche des stark befestigten Städtchens Calcar; auch die Schnitzarbeiten an dem Altar und den Chorstühlen sind beachtenswerth. — Die Stadt Cleve oder Kleve (8700 E.) ist im holländischen Geschmack reinlich und sauber auf drei Hügeln gegründet. Die 1334 erbaute Stiftskirche, ein schönes Denkmal großartiger Einfachheit, bewahrt einige Grabmonumente der Grafen und Herzoge von Kleve. Der Oberprocurator Bessel besitzt ein sehr schätzenswerthes großes Altarwerk des Meisters Wilhelm (um 1380); das Mittelbild besteht allein schon aus 21 Feldern auf

Goldgrund. Das vormalige herzogliche Residenzschloß steht mitten in der Stadt auf einem Felsvorsprung und im Hofe desselben ein in der Nähe aufgefundener römischer Altar, so wie der 180 Fuß hohe Schwanenthurm, 1439 an der Stelle eines eingestürzten angeblich von Cäsar herrührenden Römerthurmes erbaut. Von dem Thurm aus übersieht man die reizende Umgebung bewaldeter Hügel, fruchtbarer Thäler und Wiesen. Im Süden und Westen bemerkt man stundenweit ausgedehnte Parkanlagen mit Bassins, Springbrunnen und Wasserfällen: eine Schöpfung des Prinzen Johann Moritz von Nassau-Siegen, der hier von 1650 bis 79 Statthalter war; sein gußeisernes Grabmal ist inmitten dieser grünen Partien errichtet. Eine eisenhaltige Mineralquelle dient daselbst zum Trinken und Baden. Geboren ist hier der Reitergeneral von Seidlitz, der Minister Dankelmann, der Oberpräsident von Sack, der um den Aufschwung des preußischen Gewerbwesens hochverdiente Oberregierungsrath Beuth und der Geograph Berghaus. Handel und Industrie sind unbedeutend, obgleich ein schiffbarer Kanal seit 1848 die Verbindung mit dem Rhein herstellt. Dort liegt nördlich von dem Kanal Griethausen, wo bei einem Dammdurchbruch während des Eisgangs am 13. Januar 1809 die von Göthe besungene 17jährige Susanne Sebus, in der Rettungsarbeit begriffen, umkam.

„Der Damm verschwand, ein Meer erbraust's,
Den kleinen Hügel im Kreis umsaust's!
Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund,
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
Das Horn der Ziege faßt das ein',
So sollen sie alle verloren sein!
Schön Suschen steht noch strack und gut:
Wer rettet das junge, das edelste Blut!
Schön Suschen steht noch wie ein Stern;
Doch alle Werber sind alle fern.
Rings um sie her ist Wasserbahn,
Kein Schifflein schwimmt zu ihr heran.
Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf:
Da nehmen die schmeichelnden Fluthen sie auf."

Gegenüber liegt am rechten Rheinufer das schon von den Römern angelegte Emmerich (6700 E.), im Mittelalter stark

bevölkert und ansehnliches Mitglied der Hansa, jetzt die nordwestlichste Stadt des preußischen Staates, welche einen lebhaften Speditionshandel treibt. Der spätgothische umgebaute Münster enthält eine sehr alte Krypta (vielleicht schon aus dem 8. Jahrhundert) und bewahrt den höchst merkwürdigen, vermuthlich um's Jahr 1000 angefertigten Reliquienschrein des heiligen Willibrord, fast das älteste Werk der Goldschmiedekunst. Es ist ein eichener, 15 Zoll hoher Kasten auf beiden Schmalseiten mit den Symbolen der vier Evangelisten in Goldblech. Die vier Felder sind an den Rändern mit Edelsteinen verziert, und die Theilung geschieht durch ein Crucifix mit der Ueberschrift: „J H S Nazarenus, rex Iudaeorum", woraus sich ergiebt, daß die ersten drei Buchstaben den Anfang des griechisch geschriebenen Namens Jesus bedeuten.

Wenden wir uns nun wieder zurück nach der Köln-Mindener Bahn, so geht von der Station Oberhausen ein anderer Zug von eisenräderigen Waggons über Ruhrort und Krefeld nach Aachen zu. Bei Ruhrort (4000 E.) mündet die Ruhr in den Rhein und bildet hier einen Hafen, der neuerlich so erweitert wurde, daß er 400 Schiffe fassen kann. Man befördert von diesem Punkte aus jährlich an 25 Millionen Centner Steinkohlen sowohl stromabwärts nach Holland, als auch stromaufwärts bis nach Straßburg, zu welchem Ende man sich der Schlepp-Dampfboote bedient. Die Stadt besitzt gegen 400 eigene Schiffe und bedeutende Schiffswerfte. Eine im Hafen errichtete Granitsäule erinnert an den bereits genannten westphälischen Oberpräsidenten Ludwig von Vincke, dem die Ruhrschifffahrt sehr viel verdankt. Die dem Bahnhof gegenüber liegenden Hoh- und Puddlingsöfen der Gesellschaft Phönix beschäftigen an 4000 Menschen. An den Ueberfahrtspunkten sind am diesseitigen und jenseitigen Rheinufer bei Homberg zwei 120 Fuß hohe Thürme aufgeführt, als Hebewerke, um die güterbeladenen Waggons auf ein mit Schienen versehenes Dampfboot zu heben. — Eine Meile westlich merken wir Meurs oder Mörs (3200 E.), Hauptort des gleichnamigen Fürstenthums. — Krefeld (45,000 E.), regelmäßig gebaute und sehr belebte Fabrik- und Handelsstadt, ist Mittelpunkt der ausgebreitetsten Seidenzeug- und Sammet-

fabrication im preußischen Staat. Der Werth dieser mehr als 20,000 Menschen beschäftigenden Waaren, welche an Feinheit mit den Lyonern wetteifern, und größtentheils nach Amerika gehen, mag sich auf acht bis zehn Millionen Thaler belaufen. Der Stücksammet und die Sammetbänder werden hauptsächlich auf den umliegenden Dörfern gefertigt. Außerdem wirft sich die Industrie auf Wachsleinwand, wollene und baumwollene Zeuge; auch handelt man stark mit Colonialwaaren. Der Ort entstand im 14. Jahrhundert als Dorf, sich bildend um ein Schloß Krakau, das ein vom Grafen Friedrich von Mörs gefangener polnischer Edelmann mit dessen Erlaubniß erbaute. Im 17. und 18. Jahrhundert wurde die Stadt bevölkert durch Reformirte und Mennoniten (deren man gegen tausend zählt), die wegen Religionsbedrückungen aus den Niederlanden auswanderten. Am 23. Juni 1758 siegte hier der Herzog Ferdinand von Braunschweig über die Franzosen unter Clermont. Nordwestlich von Krefeld erwähnen wir noch Kempen (4230 E.) als Geburtsort des Thomas von Kempen, dessen Buch von der Nachfolge Christi nächst der Bibel die weiteste Verbreitung gefunden hat; ferner nördlich an der Niers Geldern (2050 E.), früher Residenz der gleichnamigen Herzöge.

Die Köln-Mindener Bahn bringt uns nach diesen Abschweifungen endlich von dem Knotenpunkte bei Oberhausen weiter. Wir überschreiten die Ruhr auf einer zinkbedeckten Brücke und erreichen Duisburg (1856: 11,617 E.), eine sehr alte Hanse-, Reichs- und 1655 bis 1818 auch Universitätsstadt. Die hiesige Schwefelsäure- und Sodafabrik gehört zu den größten des Continentes; die meisten Hände aber beschäftigt, vielleicht mehr als irgendwo anders, der Taback. — Bei der Station Großenbaum guckt rechts aus dem Wald hervor, das dem Grafen von Spee gehörige Schloß Heltorf, eines Besuches werth wegen seiner Fresken aus der Geschichte des Kaisers Friedrich Barbarossa, ausgeführt von den Düsseldorfer Malern Stürmer, Mücke, Plüddemann und Lessing (die Schlacht von Iconium.) Eine halbe Stunde westlich von der Station Kalkum liegt am Rhein Kaiserswerth (2000 E.), vor Allem bekannt durch die 1836 vom Pastor Fliedner hier begründete Diakonissenanstalt. Pipin

von Heristal und Friedrich Barbarossa bauten hier Schlösser. Die Stiftskirche des auf einer Rheininsel erbauten Klosters bewahrt in einem silbernen Reliquienschrein (trefflich gearbeitet in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts) die Gebeine eines Gefährten Willibrord's, des heiligen Suidbert, der hier 710 das Evangelium zuerst predigte. Von dieser Insel lockte 1062 Erzbischof Hanno den zwölfjährigen Kaiser Heinrich IV. auf ein Schiff und entführte ihn nach Köln. — Es geht nun vorüber an Pempelfort, dem ulmenumschatteten Landsitze des geist- und gemüthvollen Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi, wo derselbe von 1780 bis 94 im Verkehr mit den ausgezeichnetsten Denkern und Dichtern lebte. Endlich erscheint die im Hofgarten und Jägerhof concentrirte Grünwelt von Düsseldorf. — Ich fuhr jüngst dahin von Elberfeld her, und für diese Linie ist noch in der Nähe von Hochthal das enge, von der Düssel durchrauschte Neanderthal mit seinen Marmorbrüchen und Kalksteinhöhlen zu merken. Die größte dieser Höhlen, 90 Fuß lang, 40 Fuß breit und 16 Fuß hoch, führt so wie die ganze waldige Thalschlucht den Namen von Joachim Neander, der in den Jahren 1673 bis 79 als Rector der reformirten Schule zu Düsseldorf lebte und hier manche seiner geistlichen Lieder (Lobe den Herren, den mächtigen König ꝛc.) dichtete.

Düsseldorf (27,000 E., mit den Vorstädten 43,000 E.), liegt am rechten Rheinufer in einer angenehmen Thalebene, die hier vom Düsselbach, auf der Südseite der Stadt, durchschlängelt wird. Diese erhielt 1288 städtische Rechte, wurde später Residenz der Herzöge von Jülich, Kleve und Berg, kam nach dem Aussterben derselben (1609) an das neuburg-pfälzische Haus und war bis zum Tode des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz († 1716) Residenz, worauf solche nach Mannheim und endlich nach München verlegt wurde. In Folge eines schrecklichen Bombardements (11. Oct. 1794) ging der Platz aus den Händen der Oestreicher in die der Franzosen über (1795 bis 1801); der Lüneviller Friede brachte ihn mit Schleifung der Festungswerke wieder an Baiern; seit 1806 war Düsseldorf Hauptstadt des Herzogthums Berg (bis 1809 unter Joachim Murat, dann unter Napoleon für den damals noch unmündigen Louis

Napoleon) und kam 1815 an Preußen. Seit 1829 wurde der hiesige Hafen ein Freihafen. Die Fabrik- und Handelsthätigkeit ist bedeutend. Eine Dampfschifffahrtsgesellschaft befördert auf zehn eleganten Schiffen täglich die Transporte bis nach Mainz und Rotterdam. Der Rhein zeigt sich als ein majestätischer Strom, wohl mehr als 2000 Fuß breit und 50 Fuß tief. Die neueren regelmäßig gebauten Stadttheile, nämlich die Neustadt, Karlsstadt und die erst jüngst neben den Bahnhöfen entstandene Friedrichsstadt, sprechen freundlich an. Unter den Gebäuden ragt das Gymnasium hervor. Künstlerisch schön decorirt ist im Innern Schadow's Privatwohnung. Unter dem prachtliebenden Johann Wilhelm, der hier eine berühmte (1808 aber nach München gebrachte) Gemäldegalerie anlegte, wurde die Stadt vorzugsweise Sitz der Künste und vergnüglicher Aufenthaltsort sowohl des jülichbergischen Adels, als auch vieler Fremden. Die bereits 1767 vom Kurfürsten Karl Theodor gestiftete Malerakademie wurde 1822 unter der Leitung Peter's von Cornelius, den seit 1826 Wilhelm von Schadow ersetzte, in neues blühendes Leben gerufen und erfreut sich gegenwärtig in ihrer Kunstgenossenschaft der Vertretung fast aller europäischen Nationen. Man zählte 1856 allein sechzig Skandinavier und auch selbst mehrere Nordamerikaner. Die Räumlichkeiten für die Akademie gewährt das alte, bei dem erwähnten Bombardement zur Ruine geschossene und seitdem wieder restaurirte an den Rhein gelehnte Schloß. Als Reste der ehemaligen Galerie findet man dort nur wenige Bilder, unter andern eine Himmelfahrt Mariä von Rubens und die Bändigung Simsons von Wighen. Dagegen hat man ein großes Kupferstichcabinet, eine Sammlung von Aquarell-Copien italienischer Meisterwerke von Ramboux und einen reichhaltigen, 14,000 Nummern umfassenden Schatz von Handzeichnungen großer Künstler aus allen Schulen, darunter in Wasserfarben die Skizzen der sämmtlichen Malereien des Giulio Romano im Palast T zu Mantua. Eine erst neuerlich angelegte städtische Gemäldesammlung im rechten Schloßflügel (von 9 bis 6 Uhr geöffnet; 5 Sgr.) enthält Bilder neuerer Meister. Dazu gehört Lessing: Vertheidigung eines Kirchhofes und Landschaft mit Arkebusiern und Landsknechten;

Köhler: Hagar und Ismael (von ergreifender Wirkung); Karl Sohn: Tasso mit den beiden Leonoren; Adolph Pidemand: die Haugianer (eine schwärmerisch-religiöse Sekte in Norwegen); Karl Müller: die Verkündigung Mariä; Schirmer: italienische Waldlandschaft; Andreas Achenbach: der Hardanger Fjord bei Bergen. — Steuerrath Windscheid besitzt den berühmten Lobgesang der Mirjam von Köhler. Die Werkstätten der Maler in der Akademie sind Mittags von 12 bis 2 Uhr zugänglich. Für die Ausstellung der neuesten Producte hat Herr Schulte, Besitzer der Buddeusschen Buchhandlung, einen Salon eingerichtet. Im Schloß befindet sich noch die Landesbibliothek und ein besonders für die Geschichte des dreißigjährigen Krieges wichtiges Provinzialarchiv, in der Mitte des Hofes die lebensgroße Marmorstatue des Kurfürsten Johann Wilhelm. Der kleine Herr steht auf einem Piedestal in Mantel und Ordenstracht steifen Ansehens; ein Werk des aus Brüssel gebürtigen Bildhauers Grapello († 1730). Von demselben rührt das kolossale Reiterbild desselben Kurfürsten her, welcher mit Brustharnisch und Commandostab auf einem plumpen Pferde sitzt. In der Jesuiten- oder Andreaskirche (1622 bis 29 erbaut) sieht man die ausgetrockneten Leichname mehrerer fürstlicher Personen. Das Bild eines Seitenaltars von Deger: die Himmelskönigin, welche der Welt das holdselige Kind mit seinen offnen Armen zeigt, macht den Eindruck des Liebreich-Erhabenen. Der lebensgroße Christus mit der Dornenkrone, an einem anderen Seitenaltar, von Julius Hübner, läßt die menschliche Erniedrigung all zu stark hervortreten. Die Max-Pfarrkirche besitzt eine Kreuzigung von Settegast, 1844 in Fresko gemalt. Die St. Lambertuskirche, schon 1206 gegründet und am Ende des 14. Jahrhunderts erweitert, wurde nach einem Brande von 1634 im Innern nur kümmerlich restaurirt und zeigt hinter dem Chor ein Monument des Herzogs Johann Wilhelm († 1609) aus weißem und schwarzem Marmor. — Düsseldorf's Elysium ist der Hofgarten, dicht vor der Stadt mit Alleen und englischen Anlagen, Rasensitzen und steinernen Bänken an der Stelle der 1802 geschleiften Festungswerke sich ziemlich weit ausdehnend. In der Nähe steht ein Treibhaus für tropische Wasserpflanzen, das „Victoria-Regia-

Haus.“ Eine der Alleen führt nach dem sogenannten Jägerhof, einem im vorigen Jahrhundert erbauten Schlößchen, das ursprünglich dem kurfürstlichen Oberjägermeister als Quartier diente; auch Napoleon nebst seiner Gemahlin Maria Luise wohnte 1811 zeitweilig dort. Neuerlich war es Residenz des Prinzen Friedrich, seit 1850 des nunmehrigen preußischen Ministerpräsidenten Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen. Will man Düsseldorf näher kennen lernen, so mag es nicht unangemessen sein, diese Stadt mit dem benachbarten Elberfeld zu vergleichen. Elberfeld ist eng von Gebirgen eingeschlossen und hat eine bergisch-holländisch-westphälische Bevölkerung mit specifisch protestantischer Färbung; der Reichthum herrscht, und man zeigt sich ehrenfest, bestimmt und energisch, ernst, tief religiös und enthaltsam. Düsseldorf dagegen liegt in der Ebene am breiten Rheinstrom, auf dessen Schiffen lustige Wimpel flattern, und hat eine ganz rheinländische Bevölkerung mit streng katholischer Färbung; die Armuth herrscht vielfach, und man zeigt sich wohl energielos, schwankend, genußsüchtig und leichtfertig, zum Bösen eben so leicht reizbar, wie zum Guten. Elberfeld ist die Hauptstadt des bergischen Landes und hat keine Geschichte, welcher Umstand manchen nachtheiligen Einfluß auf den Charakter der Bewohner ausübt. Düsseldorf dagegen ist die Haupt- und Residenzstadt des rheinischen Juchhe und hat eine Geschichte, aber der häufige Wechsel seiner Herrn hat auf die Bevölkerung einen entschieden ungünstigen Einfluß gehabt. Nachdem am 20. März 1806 der Herzog von Baiern die Stadt von der Unterthanentreue entbunden hatte, gab es lustige Tage. Die Franzosen zogen ein, brachten Geld und heitere Laune. Man bewunderte den Kaiser, seine Soldaten und seine Siege. Diese Zeit bildet einen Lichtpunkt in der Erinnerung der Düsseldorfer und H. Heine, der hier geboren wurde, schreibt ganz in ihrem Sinne: „Denke ich an den großen Kaiser, so wird es in meinem Gedächtnisse wieder recht sommergrün und goldig, und eine lange Lindenallee taucht vor meinen Blicken auf, und darin reitet der Kaiser, auf dem Haupte das welthistorische Hütchen, mit der Hand gutmüthig den Hals des Pferdes klopfend.“ Aus dem Hofleben der früheren Fürsten weiß man noch heute manche er-

bauliche Geschichte zu erzählen, die eben nicht sehr fördernd auf die Moral gewirkt haben kann. Keine hat der Mund des Volkes so treu bewahrt, als die Erzählung von dem tragischen Schicksal der schönen Prinzessin Jakobe, Tochter des Markgrafen Philipp von Baden. Von ihrer seltenen Schönheit zeugt ein noch erhaltenes Porträt; auch ist sie durch Dichter verherrlicht worden. Früh verwais't und trefflich gebildet, verlobte sie sich mit dem Grafen Philipp von Mandorscheid, mußte dieses Band aber zu Gunsten des Herzogs Johann Wilhelm III. zerreißen. Am 16. Juli 1585 wurde die Hochzeit in Düsseldorf mit nie gesehener Pracht gefeiert. Zugegen waren zahlreiche Fürsten und Grafen, der gesammte niederrheinische Adel, ein kaiserlicher Gesandter, der Herzog von Parma 2c. Acht Tage dauerten die Festlichkeiten; Bankette, Turniere, Feuerwerke, Lustfahrten und dergl. wechselten im bunten Gemisch. Dann folgte die nackte Wirklichkeit. Jakobe war jung, lebhaft, empfänglich für alles Schöne, in jugendlicher Fülle berechtigt zum Genusse geselliger Freuden; dagegen der Vater ihres Gemahles blödsinnig, ihr Gemahl selbst dergestalt geistesabwesend, daß auch er bald wahnsinnig wurde; dazu waren die Landstände gegen die Vermählung, die Ehe kinderlos, die finanziellen Verhältnisse des Landes der Art, daß oft ein schimpflicher Mangel herrschte. Der Herzog konnte nicht regieren; kein Wunder, daß die junge Herzogin Lust fühlte, sich um die Regierungsgeschäfte zu bekümmern. Damit war aber des Herzogs Schwester, die Prinzessin Sibylla, nicht einverstanden. Sie verband sich mit mehreren herzoglichen Räthen gegen die Herzogin. Man streute zweideutige Gerüchte aus, ersann tausendfache Kränkungen, führte Beschwerde bei den Landständen und wandte sich endlich mit einer Klageschrift an Kaiser Rudolph II. Am 27. April 1595 fand sich eine kaiserliche Commission in Düsseldorf ein, und die Anklagepunkte wurden bald als erwiesen angenommen, obgleich Jakobe ihre Unschuld betheuerte und erklärte, daß sie sich persönlich an den Kaiser wenden wolle. Dies geschah nicht; denn am 3. September 1595 fand man die Unglückliche, die noch am Abend zuvor gesund und wohl gewesen, todt in ihrem Gemache: ein Opfer der scheußlichsten Kabale. — Die Zahl der Vergnügungslocale ist unge-

mein groß, das gesellige Leben heiter in Gemäßheit des Wahlspruches: „Genieße heute, was du genießen kannst, und für morgen laß den Himmel sorgen.“ Die hiesigen Künstler bildeten seit mehreren Jahren den geselligen Verein des „Malkastens“, und ihre Feste zeichneten sich immer durch Sinnigkeit aus. — Die Umgegend gleicht einem fortlaufenden Obst- und Gemüsegarten; der hiesige Senf ist berühmt. Auf den Dörfern trinkt man in den Schenken Bier aus irdenen Krügen mit blanken zinnernen Deckeln. Romantische Punkte fehlen; doch gewinnt man eine Viertelstunde hinter Pempelfort den Gipfel des Grafenberges, wo sich dem Auge ein weiter Gesichtskreis über Düsseldorf, Neuß und die ganze, unendlich mannigfaltige Landschaft eröffnet. Auf dem Wege nach Köln ladet Benrath zu einem Ausflug ein. Es ist die erste Station der Eisenbahn. Man kann da das Schloß bewundern. Kurfürst Karl Theodor erbaute es von 1756 bis 60 im italienischen Stil mit einem Kostenaufwande von 700,000 Thalern und bestimmte es zum Wittwensitz für seine Gemahlin. Es hat eine hübsche Vertheilung der Gebäude: in der Mitte das Schloß, durch unterirdische Gänge mit den Seitengebäuden verbunden, vor dem Ganzen ein Bassin, das auf der entgegengesetzten Seite von der Allee der Kölner Heerstraße eingeschlossen wird; Gärten und Park reizend. Joachim Murat residirte hier 1806. Gegenwärtig gehört das Schloß dem Könige von Preußen, der dort gern weilt, so oft er in diese Gegend kommt. Tiefer Gottesfrieden waltet da inmitten einer üppigen Natur; in der Nähe des Parkes fließt majestätisch der Rhein; vor dem Schlosse spiegelt das Wasser des Bassins die wundervolle Architektur des Südens wieder.

Von Düsseldorf machen wir nun einen Ausflug nach Aachen. Der erste interessante Punkt ist Neuß (8400 E.), einst dicht am Rhein, jetzt eine halbe Stunde davon entfernt. Die Stiftskirche St. Quirin, 1208 bis 1309 vollendet, gehört der Uebergangsperiode an. Dies offenbart sich nicht nur in der Mischung von Spitz- und Rundbogenstil, sondern auch in der fächerartigen

Gestalt der Fenster. Die Fresken in der nach einem Blitz 1741 aufgeführten Halbkuppel des viereckigen Ostthurmes, allegorische Gestalten der kirchlichen Gewalten, sind eine Jugendarbeit von Cornelius. Das Gymnasium besitzt eine Sammlung römischer Alterthümer. Die Stadt ist eine der ältesten in Deutschland. Ubier gaben ihr 35 vor Chr. den ersten Kern, Drusus ein Castell. Bataver zerstörten sie, und nach dem Wiederaufbau hieß sie als römische Municipalstadt „Novum Castrum“ oder „Novesium“. Hier war der Standort der 6. und 16. Legion. Wer auf den Wällen steht und in die Ebene hinabschaut, kann sich ein gutes Stück Geschichte vergegenwärtigen. Ringsum stürmten die Krieger der Markomannen, Alemannen und Franken, mehrmals den immer wieder aufgebauten Platz zerstörend. In den Fluthen der Völkerwanderung verschwindet der Name gänzlich, um erst 825 mit der Gründung des Stiftes St. Quirin wieder aufzutauchen. Seitdem flossen neue Ströme Blutes bis hin zu den französischen Raubkriegen. In der Nähe erlitt Otto IV., der Sohn Heinrichs des Löwen, 1206 durch Philipp von Schwaben eine Niederlage. Karl der Kühne von Burgund führte 1474 während einer Belagerung von 48 Wochen seine Truppen 56 Mal vergeblich zum Sturm gegen diese Mauern und büßte dabei 12 bis 15000 Leute ein. Ein Jahrhundert später, im Jahre 1586, nahm Alexander Farnese, Herzog von Parma, den Platz ein. Spanier und Italiener mordeten Alles, was ihnen vor die Klinge kam. Clout, Befehlshaber der Festung, wurde aufgehängt, 300 Mann der Besatzung, die sich auf Gnade und Ungnade ergeben hatten, wurden erbarmungslos niedergemetzelt. Gegen 2000 Einwohner bedeckten als Leichen die Straßen. Mitten unter diesen Gräueln brach Feuer aus, und ein großer Theil der Stadt sank in Asche. — Die an der Eifel entspringende Erft mündet südlich von Neuß in den Rhein; unweit der Mündung verbindet sich mit jener die Gilbach, welche einen so ergiebigen Boden bewässert, daß man am ganzen Niederrhein den Kindern verheißt, wenn sie artig seien, sollten sie auch an die Gilbach gehen.

Durch Felder und Auen fahrend, erreichen wir München-Gladbach (3800 E.), Hauptsitz der rheinischen Leinwand- und

Baumwollenzeug-Weberei. Dieselbe Fabrikthätigkeit herrscht in den benachbarten Ortschaften Dahlen, Odenkirchen, Rheidt (4300 E.). Davon zwei Stunden östlich liegt das dem Fürsten von Salm-Reifferscheid-Dyk gehörige Schloß Dyk mit der reichsten Cacteen-Sammlung in Europa. Die Crefelder Bahn geht von Gladbach nördlich über Viersen (2800 E.), Hauptort für Sammetbänder und glatte Seidenstoffe; auch liefert die Maschinenweberei von J. Berger und Comp. mit Dampfkraft und 400 Arbeitern jährlich aus 22,500 Pfund Garn $1\frac{1}{3}$ Millionen Ellen Nessel und Biber (glatte und rauhe Baumwollenzeuge). — Weiterhin nach Aachen zu folgt das gartenumgebene Erkelenz (2200 E.), Hauptsitz des Aachener Flachsbaues und der Linnenweberei. Dahinter wird die Roer überschritten. An derselben merken wir südlich das romantisch gelegene, von üppigen Flachs-, Oelsaat- und Getreidefeldern umwogte Linnich (1600 E.), wo in der katholischen Kirche gute Altarbilder. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts erkämpften die Jülicher hier über Arnold, Grafen von Egmont, einen ruhmvollen Sieg unter Graf Paland und Peter Trump, einem tapfern Schneider aus Linnich. Das geschah am Hubertustage und gab Anlaß zur Stiftung des Hubertusordens, der jetzt der vornehmste Orden des Königreichs Baiern ist. Das von der Roer umflossene Jülich (4300 E.), die vormalige Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthums, hieß schon zur Römerzeit Juliacum, daher das Sprichwort: „Es ist so alt, wie Jülich", und ist jetzt eine Festung dritten Ranges. Eine Meile südwestlich davon liegt der hübsche uralte Marktflecken Aldenhoven, dessen äußerst fruchtbare Umgegend mit Recht die Kornkammer des gepriesenen Jülicher Landes genannt werden kann; Weizen, Gerste und Raps gedeihen hier in vorzüglichster Qualität. — Bei dem Marktflecken Herzogenrath (500 E.) bemerken wir am Bahnhofe einen kolossalen Moses aus Sandstein. Dann geht's in's anmuthig bebuschte Wurmthal, wo auf beiden Ufern der Wurm sich reiche Steinkohlengruben befinden, und wir begrüßen endlich in gebirgiger Gegend

Aachen (54,000 E.), schon seit Pipin's Zeit bekannt und vielleicht die Wiege, jedenfalls der Lieblingsaufenthalt Karls des Großen, der hier 814 starb. Er legte hier eine hohe Schule

und Bibliothek unter Alkuin an, baute einen Palast, eine neue Hofkapelle, das jetzige Münster, und ließ daneben ein Bad einrichten. Diese drei Bauwerke bildeten ein Ganzes und wurden von einer gemeinsamen Mauer umschlossen. Das Kaiserbad war so geräumig, daß über hundert Menschen zugleich darin umher schwimmen konnten. Dasselbe wurde durch die jetzt in der Nähe des Rathhauses sprudelnde warme Kaiserquelle gespeis't. Sie strömt machtvoll aus tiefen Felsenspalten und übertrifft alle Quellen Europa's an Schwefelgehalt, da sie jährlich gegen zwanzig Pfund Schwefelblumen (den sogenannten Bandschwefel) absetzt. Eginhard, der Geschichtschreiber Karls des Großen, meldet von ihm: „Er hatte Vorliebe für Aachen, vorzüglich der warmen Quellen wegen; denn er ergötzte sich an den Dämpfen der von Natur warmen Gewässer, indem er seinen Körper durch häufiges Schwimmen übte, worin er so geschickt gewesen, daß ihm hierin mit Recht Keiner vorgezogen werden mag.“ Den Palast, der den heutigen Markt mitsammt dem Rathause umfaßte, ließ er mit vielen Prachtwerken von Marmor und Mosaik ausstatten. Von 796 bis 804 vollendete er den Bau der Hofkapelle, und Eginhard sagt darüber: „Karl baute zu Aachen ein Münster von gar großer Schönheit und schmückte es mit Gold und Silber und mit Fenstern, auch mit Gittern und Thüren von gediegenem Erz. Zu dem Baue desselben ließ er die Säulen und Marmorsteine aus Rom und Ravenna herbeischaffen.“ Papst Leo III. weihte das Münster ein. Damit war der Palast durch einen Säulengang verbunden. Dieser sank kurz vor dem Tode des Kaisers, wahrscheinlich durch ein Erdbeben, zusammen, was als Vorzeichen seines nahen Endes gedeutet wurde; auch der Palast wankte; ein Blitzstrahl schleuderte den Reichsapfel vom Dache des Münsters; zugleich erloschen in der mit Mennig geschriebenen Inschrift des Inneren die Buchstaben des letzten Wortes von dem Namen des Gründers (Carolus Princeps). Wirklich starb Karl und wurde in dem Münster beigesetzt. Während Palast und Kaiserbad verschwanden, ist uns dies Münster oder die Hofkapelle als Kern der heutigen D o m k i r c h e allein noch aus jener Zeit erhalten. Die Kapelle besteht nämlich aus einem Achteck, eingeschlossen von einem sechszehnseitigen

Umgang, der in zwei Stockwerken bis zu der aus dem 17. Jahrhundert herrührenden Kuppel steigt. Daran schließt sich westlich eine von zwei runden Thürmen flankirte Vorhalle, deren Obergeschoß eine gegen die Kirche offene Loge, das für die Sitze der kaiserlichen Familie bestimmte, sogenannte Hofmünster, bildet. Die Kuppel setzt sonderbarer Weise ihre achteckige Form bis zur Spitze fort, die etwa 100 Fuß hoch über dem Boden steht, während der äußere Umgang ungefähr 30 Fuß niedriger ist. Der Durchmesser des inneren Mittelraumes der Kapelle beträgt 44 Fuß, der des ganzen Bodenraumes das Doppelte. Das untere Stockwerk des äußeren Umgangs öffnet sich nach innen in Rundbogen und wird einfach durch Pfeiler getragen; das obere Stockwerk dagegen hat zwischen seinen Hauptpfeilern noch ein ehernes Brüstungsgeländer und darüber ein Gebälk als Träger von je zwei über einander gestellten, granitenen und marmornen Säulenpaaren. Diese aus Rom und Ravenna stammenden Säulen wurden 1794 von den Franzosen herausgebrochen und nach Paris entführt, von wo sie erst 1815, wenn gleich nicht vollständig, zurückkehrten und nun wieder ihre alte Stelle einnehmen. Die Hauptveränderung des ursprünglichen Baues besteht in einem prachtvollen Chor, der in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts auf der Ostseite, wo man drei Seiten des Sechszehnecks durchbrach, angesetzt wurde. Merkwürdig ist die von Kaiser Heinrich II. († 1024) gestiftete, mit getriebenen Goldplatten und Edelsteinen verzierte Evangelienkanzel, welche an ihrer Brüstung in Elfenbein geschnitzte, seltsam costümirte Gestalten von erhabener Arbeit trägt. Die beiden männlichen Gestalten werden erklärt als Ritter Georg und Erzengel Michael, die siegreichen Streiter gegen Heidenthum und Satan; die weibliche Gestalt mit einem Schiff in der Rechten und einem Tempel in der Linken ist die streitende und triumphirende Kirche; die fast unbekleidete weibliche Gestalt kann wohl am besten als Symbol der sinnlichen Fleischeslust genommen werden. — Der Schweizer (15 Sgr. für eine bis drei Personen) zeigt außer der Kanzel noch den marmornen Kaiserstuhl und einen antiken Sarkophag Karls des Großen von parischem Marmor mit dem Relief vom Raube der Proserpina. Mitten in dem Achteck bezeich-

net nämlich ein Stein mit der Inschrift Carolo Magno das Grab Karls des Großen. Otto III. öffnete dasselbe im Jahre 1000. Der Kaiser saß darin noch wohl erhalten auf einem Marmorstuhl, das Scepter und den Reichsapfel in den Händen, das Evangelienbuch auf den Knien, ein Stück des heiligen Kreuzes auf dem Haupt, um seine Hüfte die Pilgertasche hängend. Die Glieder waren noch vollständig; nur von der Nasenspitze fehlte etwas. Otto ersetzte das Mangelhafte durch Gold, nahm aus dem Munde einen Zahn und ließ das Gewölbe wieder zumauern. In der nächstfolgenden Nacht soll ihm Karls Geist im Traum erschienen sein und verkündigt haben, daß er nicht alt werden und keine Erben hinterlassen werde. Nach der Heiligsprechung Karls durch den Papst Paschalis ließ Friedrich I. 1165 das Grab abermals öffnen. Die Gebeine wurden in einem Sargkasten von Gold und Silber beigesetzt, zum Gedächtniß ihrer Erhebung aber ein großer, schön gearbeiteter Kronleuchter über dem Grabe, wo er noch jetzt, aufgehangen. Friedrich II. lies 1215 die Ueberreste des Kaisers in eine kostbare Truhe schließen, wo sie noch jetzt in der neben dem Chor befindlichen Sacristei aufbewahrt werden. Im Besondern zeigt man daselbst den Schädel, den rechten Arm und das Jagdhorn Karls des Großen, so wie mancherlei kunstvoll gearbeitete mittelalterige Gefäße. Außerdem werden noch die sogenannten großen Reliquien des Heilandes und der Jungfrau dem Volke in einer eigenen Ausstellung alle sieben Jahre producirt. Die Bilder des Flügelaltars ꝛc. verrathen die Hand des Meisters Wilhelm (um 1380). Die aus dem Grabe genommenen Reichsinsignien, das mit goldenen Buchstaben auf Pergament geschriebene Evangelium des Kaisers, sein Schwert und ein Kästchen voll Erde, getränkt mit dem Blute des heiligen Stephanus, befinden sich seit 1796 in Wien. Der später mit Goldplatten belegte weiße Marmorstuhl diente bis 1558 bei Kaiserkrönungen dem neugekrönten Kaiser zum Sessel. — An den Pfeilern des Chors sind die neu vergoldeten und bemalten Statuen Karls des Großen, der Jungfrau Maria und der Apostel, wahrscheinlich aus dem 14. Jahrhundert stammend, aufgestellt. Die neuen Glasgemälde der 85 Fuß hohen Fenster enthalten Darstellungen aus dem Leben

der heiligen Jungfrau nach Cornelius Zeichnungen. — Den Haupteingang zur Rotunde bildet die sogenannte Wolfsthüre, wie alle übrigen von Bronce mit Löwenköpfen zu Handgriffen versehen, aber dadurch ausgezeichnet, daß neben ihr auf Quadersteinen rechts eine aus Messing gegossene Wölfin (oder Bärin) mit aufgesperrtem Rachen, links ein Tannapfel aus gleichem Stoffe steht. Beide dienten früher als Springbrunnen auf dem Fischmarkt. Das Wasser floß nämlich aus einer Oeffnung in der Brust der Wölfin, und wenn diese geschlossen wurde, drang es unter den Blättern des Tannapfels hervor. Nach der Volkssage weis't die Wölfin darauf hin, daß der Teufel in der Verkleidung eines feinen Herrn den Rathsherrn, die aus Mangel an Geldmitteln den Bau nicht fortsetzen konnten, Gold im Ueberflusse anbot, wenn man ihm die Seele des zuerst in das Münster am Tage der Einweihung Eintretenden verschreiben wolle. Da ließ man denn eine eingefangene Wölfin zuerst hineinlaufen. Von Wuth darüber entbrannt, schlug Meister Urian die eherne Thür so stark zu, daß die Flügel sprangen, wie man denn noch heutiges Tages den Spalt sieht. — Das Kornhaus in der Nähe der Domkirche zeigt die Statuen der sieben Kurfürsten, wahrscheinlich aus dem 12. Jahrhundert. — In dem 1353 erbauten Rathhaus giebt es den Kaisersaal zu betrachten mit seinen neueren Fresken aus dem Leben Karls des Großen. Von Alfred Rethel ist ausgeführt der Sturz der Irmensäule, die Schlacht gegen die Sarazenen bei Cordova, der Einzug in Pavia und die Aufdeckung des kaiserlichen Grabes durch Otto III. Farbenprächtiger ist von Joseph Kehren: die Taufe Wittekind's und Alboin's; noch fehlen von ihm die drei Bilder: die Krönung in Rom, die Erbauung des Aachener Münsters und der Abschied Karls nebst der Krönung seines Sohnes Ludwig. Im Sitzungssaal befindet sich unter andern das älteste Bildniß Karls des Großen. Dessen Standbild von Erz ziert den Springbrunnen vor dem Rathhause. Westlich davon steht noch der halbrunde Granusthurm, einst dem ehemaligen Kaiserpalast angehörend. — In dem sogenannten Grashaus hielt vormals an Reichstagen der Kaiser und außerdem an seiner Stelle der Pfalzgraf Gericht. Auf den Quadern des älteren Baues ist die jetzt kaum noch lesbare In-

schrift (auch des Stadtstempels) eingemeißelt: Urbs aquensis, urbs regalis — Sedes regni principalis — Prima regum curia. — Die Franziskanerkirche besitzt eine Kreuzesabnahme von A. van Dyk und eine Kreuzigung von Diepenbeck; die Michaeliskirche ein treffliches Nachtstück, die Grablegung von Honthorst. — An Mineralquellen zählt man sechs warme und zwei kalte. Zu letzteren gehört die erst 1829 entdeckte und mit einer Badeanstalt versehene Eisenquelle. Die bedeutendste der Thermen, die nach ihrer Lage in obere und untere eingetheilt werden, ist die erwähnte Kaiserquelle (46° R.), mitten im Gasthause zum Kaiserbade entspringend. Die Bäder liegen nach römischer Art vier bis fünf Fuß tief. Jährlich strömen hieher viele Tausende von Kurgästen.

Die Heilquellen gaben der Stadt ohne Zweifel ihren ursprünglich römischen Namen, da das deutsche Aha mit dem lateinischen aqua verwandt ist. Im 3. Jahrhundert hieß sie Aquisgranum, von Granus, einem Beinamen des Apollo, den die Römer bei den Thermen verehrten. Die französische Benennung Aix-la-Chapelle stammt von der Kapelle des Palastes. Karl der Große entband die Bürger von allen Staatslasten und verlieh dieser freien Reichsstadt auch das Asylrecht; selbst die Reichsgeächteten konnten hier unangefochten umhergehen. Im Mittelalter zählte man mehr als 100,000 Einwohner. Von Ludwig dem Frommen bis auf Ferdinand I. (813 bis 1531) wurden hier alle Kaiser gekrönt. Nach der Krönung eines jeden Königs von Frankreich wurde das Leichentuch des vorletzten Königs nach Aachen gesandt, um unter großen Feierlichkeiten über Karls Grab gelegt zu werden. Eine große Feuersbrunst äscherte 1656 gegen 4000 Häuser ein. Dadurch, so wie durch die Religionsstreitigkeiten des 16. und 17. Jahrhunderts und die Verlegung der Krönungen nach Frankfurt kam die Stadt herunter. Im Jahre 1793 und 94 wurde sie von den Franzosen besetzt, 1801 an Frankreich und 1815 an Preußen abgetreten. Man hielt daselbst 17 Reichsversammlungen. Der erste Aachener Friede endigte 1668 einen Krieg Ludwigs XIV. mit Spanien, der zweite Aachener Friede 1748 den östreichischen Erbfolgekrieg. Der Aachener Congreß von 1818 hatte die Zurückziehung des Occupations-

heeres der Alliirten zur Folge. Man findet hier ein Museum des naturhistorischen Vereins für Rheinpreußen. Weit verbreitet ist die Aachen-Münchener Feuerversicherungs-Gesellschaft. Man fabricirt Tücher, Buckskins, Kasimir, Steck- und Nähnadeln (jährlich über 500 Millionen), Eisengußwaaren ꝛc. Es giebt 188 Fabrikgebäude. Der Handel geht lebhaft. Um die Altstadt führen Boulevards. Ueppig gedeiht Alles umher in Gärten und Feldern; reich sind die benachbarten Zink-, Blei-, Eisen- und Steinkohlengruben.

Mit Aachen ist jetzt durch Neubauten verbunden Burtscheid (5700 E.), wo eine große Abtei mit prächtiger Kirche auf einem Kalkfels voller Versteinerungen. Die hiesigen Mineralquellen sind noch heißer als die Aachener (55° R.); Eier werden in wenigen Minuten darin gesotten. Nahebei liegt die Frankenburg, einst Jagdschloß Karls des Großen. Ein alter Thurm stammt noch daher. Das neuerlich restaurirte Hauptgebäude trägt die Jahreszahl 1642. Der burgumspülende Teich war einst ein großer See, in welchen der magische Ring der dritten Gemahlin des Kaisers Fastrada versenkt sein soll, um den trauererfüllten Gatten hier tagelang zu fesseln. — Vor dem Pontthor Aachens erhebt sich mit parkartigen Anlagen der Louisberg oder Lousberg (781 Fuß Seehöhe, 231 Fuß hoch über der Stadt, die 550 Fuß Seehöhe hat). Auf dem Gipfel steht als trigonometrisches Signal eine Spitzsäule, nahebei ein Kaffeehaus. Das Auge schweift von da über Aachen und das mit Landhäusern bedeckte Soersthal. Noch umfassender ist die Aussicht von der Karlshöhe, eine Viertelstunde von der Station Ronheide an der belgischen Bahn. Im Verfolg dieser Bahn liegt nicht weit vom Geulviaduct ($1\frac{1}{4}$ Stunden südwestlich von Aachen) zwischen Bergen die alte Emmaburg, aus welcher der kaiserliche Geheimschreiber Eginhard einst von der Prinzessin Emma auf den Schultern hinaus über den Hof getragen wurde, damit der Geliebte, mit dem sie über Nacht zusammengekommen, durch seine Fußspuren in dem mittlerweile frischgefallenen Schnee nicht verrathen würde. Allein Karl der Große hatte Alles aus seinen Fenstern beobachtet und gab seine Tochter dem vertrauten Geheimschreiber, der ihn auf allen seinen Kriegszügen

und Reisen begleitete, zur Gemahlin. So die Sage. — Etwa eine Meile südwärts von dem Punkt, wo die belgische Bahn die Grenze überschreitet, ist noch zu merken Eupen (13,000 E.) an der Weese, bekannt durch seine bedeutenden Tuch- und Kasimirfabriken, namentlich im schönen „Eupener Schwarz". Dieselbe Fabrikation betreibt Montjoie (3200 E.), in einem tiefen, von 7 bis 800 Fuß hohen Felswänden eingeschlossenen Thale der Roer gelegen; ein alter Bau auf einem Schieferfelsen soll Kaiser Karls des Großen Jagdschloß gewesen sein. Gerbereien, welche das beste Leder im Staate, meist von amerikanischen Häuten, liefern, finden sich weiter südlich in dem schön gebauten Malmedy (4300 E.) an der Marche und in dem alten St. Vith (1150 E.) auf einer Hochebene des Eislings 1450 Fuß hoch über dem Meeresspiegel gelegen. Dieser Eisling (Oelsning, Osning) bildet ein mehr oder weniger bewaldetes Hochmoor, welches die Verbindung des hohen Venn's mit den Ardennen vermittelt. Das hohe Venn (Veen), ein Hochland, welches seinen Namen von den zahlreichen Torfmooren oder Vennen führt, steigt in den Kreisen Eupen, Montjoie und Malmedy längs der belgischen Grenze 2000 bis 2200 Fuß hoch auf. Die endlos fortlaufende, einförmige Oberfläche giebt den Anblick einer gänzlich unwirthbaren Einöde ohne Baum und Strauch, nur bedeckt mit kümmerlichem Haidekraut, Binsen, Riedgräsern, Moosen und Rennthierflechten. In den Sumpfstrichen der Torfmoore kann der einsame Wanderer bei Nebeln und Schneetreiben leicht sich verirren und umkommen, doch ist mitten im Venn ein Glockenhäuschen errichtet, um bei trüber Witterung durch Geläut die bessere Orientirung zu ermöglichen. Nur einzelne höhere Stellen der Abhänge haben mageren Graswuchs. Zwischen Montjoie und Eupen geht eine Landstraße hindurch. Die noch weiter südlich hinziehende Eifel ähnelt dem hohen Venn, ist aber in ihren mehr fruchtbaren Strichen bewohnt und cultivirt.

Auf der Tour von Aachen nach Köln dampft die Locomotive zuvörderst über das Wurmthal vermöge eines 892 Fuß langen, in der Mitte auf Doppelbogen ruhenden Viaductes. Weiterhin geht es durch den 2300 Fuß langen Nirmer Tunnel und

einen Wald, den Reichsbusch. Bei der Station der Kambacher Mühle präsentirt sich zur Rechten die eine halbe Stunde entfernte Stadt Stolberg (4500 E.) am Wichtbach mit vielen Landsitzen; die Kirchen stehen auf Kalksteinfelsen, eben so das alte Schloß, welches man für ein Jagdschloß Karls des Großen hält. Fast eine Stunde lang ziehen sich die Zeilen der Gebäude mit zahlreichen Fabriken fort, welche besonders Messingwaaren, Bleche, Kessel, Fingerhüte, Näh- und Stecknadeln ꝛc. liefern; auch hat man Spinnereien, eine großartige Spiegelfabrik und mehrere Glashütten. Wichtiger noch sind die Zink-, Blei- und Silberhütten, die jährlich eine Million Thaler an Werth produciren. Die Steinkohlen der unfern der Eisenbahn bei Eschweiler-Pumpe gelegenen Gruben zeichnen sich durch ihre Güte aus; sie werden aus einer Tiefe von 200 Lachtern gefördert. Der Werth der hier und in der Umgegend gewonnenen Steinkohlen wird auf eine halbe Million Thaler angeschlagen. Fabriken, Eisen-Hohöfen, Puddlings- und Walzwerke *) ziehen sich durch das romantische Thal der Inde, die von der Locomotive überschritten wird, bis nach der langgestreckten Fabrikstadt Eschweiler (3200 E.), wo eine stattliche Burg, wie man denn überhaupt viele alte Burgen und Schlösser auf diesem Wege sieht. Werth, eins der zur Rechten zerstreuten Dörfer, ist der Geburtsort des im dreißigjährigen Kriege berühmten kaiserlichen Feldherrn Johann von Werth. Am Horizont erscheinen rechts die Vorberge der Eifel. Dort in der Umgegend von Kronenburg (am Fuße der bis 2070 Fuß hohen Schnee-Eifel) bei Roggendorf merken wir den Bleiberg mit ungemein reichhalgen Bleilagern. Der fast eine Stunde weit sich erstreckende Hauptstollen liefert das sogenannte Kölnische Blei, das in Blöcken

*) Unter Puddlingsarbeit versteht man das „Frischen" des Eisens in Oefen, die mit Steinkohlen geheizt sind. Frischen aber ist der Ausdruck für das Verwandeln des Roheisens in Schmiedeeisen, eine Operation, die gewöhnlich mit Holzkohlen ausgeführt wird. Zu dem Ende wird das Eisen zuvörderst in Kohlen geschmolzen und dann durch die Wirkung des Gebläses vom Kohlenstoff befreit. Ist es auf diese Weise schweiß- und schmiedbar geworden, so wird es unter Hämmern und zwischen Walzen zu Stangen für das Stabeisen oder zu dünneren Flächen für die Bearbeitung der Bleche ausgestreckt.

von 100 bis 150 Centnern gegossen wird. In der Nähe erblicken wir am Fuß von Waldbergen bei dem Dorfe Merode das vierthürmige Stammschloß des berühmten belgischen (ursprünglich kölnischen) Geschlechtes von gleichem Namen. Wir passiren dann die Roer (spr. Rur) und fahren ein in den Bahnhof von Düren (8500 E.) mit Tuch-, Eisen- und namentlich vielen Papierfabriken. Der Römer Marcus Agrippa soll den Ort als Marcodurum angelegt haben. Die fränkischen Könige hielten hier im 8. Jahrhundert mehrere Kirchenversammlungen und Reichstage. Der befestigte und von Kaiser Ruprecht zur freien Reichsstadt erhobene Platz wurde 1542 und 43 von Kaiser Karl II. erobert und eingeäschert, 1794 von den Franzosen erstürmt. Die Hauptpfarrkirche St. Anna hat einen schönen Marmoraltar und einen 230 Fuß hohen Thurm mit Glockenspiel, die Marienkirche hübsche Glasgemälde. Südlich liegt an der Roer auf Anhöhn Niedeggen mit den Ruinen des Stammschlosses der Grafen von Jülich und einem Kerker, in welchem der Erzbischof Engelbert von Köln drei Jahre lang schmachtete. Philipp von Schwaben siegte daselbst 1206 über seinen Gegenkaiser Otto IV. — Nachdem die fruchtbare, üppig grünende Niederung der Erft überschritten ist, folgt der 5000 Fuß lange Königsdorfer Tunnel. Kaum eine halbe Stunde nördlich davon zeigt sich links die ehemalige Benedictiner Abtei Brauweiler (jetzt Besserungsanstalt), deren alte spätromanische Klosterkirche aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts herrührt, während die Krypta schon 1061 eingeweiht wurde. Die Deckengemälde des Kapitelsaales mit Darstellungen aus der Bibel und Legende fallen in die Erbauungszeit der Kirche.

Vierzehntes Kapitel.

Wir sind in Köln. Spät Abends kam ich an und logirte in Deutz, gegenüber auf dem rechten Ufer des Rheins gelegen, über den hier eine Schiffbrücke geschlagen ist. Als ich am andern Morgen erwachte, schien die Sonne hell, und vor mir er-

glänzte der Spiegel des majestätischen Stroms, umsäumt mit ankernden Schiffen; drüben aber breitete sich lang hingestreckt in alterthümlicher Herrlichkeit die stolze Colonia aus, überragt von ihren vielen Thürmen und dem Koloß des Doms, der in seinem Werden und Wachsen nur schwerfällig erscheinen kann, wie ein Würfel ohne die krönende Spitzsäule. — Wir vergegenwärtigen uns vor Allem die Vergangenheit dieser Stadt. Sie wurde unter der Römerherrschaft auf Antrieb des Marcus Agrippa etwa um's Jahr 37 vor Chr. von den Ubiern gegründet, daher der Name Ubiorum oppidum. Um's Jahr 50 nach Chr. wurde sie erweitert durch eine Colonie, welche die Gemahlin des Kaisers Claudius führte, hieß nun Colonia Agrippina und wurde die Hauptstadt von Niedergermanien. Auf der Stelle des heutigen Rathhauses soll das römische Präfecturgebäude gestanden haben. Eine von Constantin dem Großen erbaute steinerne Rheinbrücke wurde im 10. Jahrhundert von den Normannen, die auf ihren Raubschiffen den Strom hinabfuhren, zerstört und dann vollends abgetragen; bei sehr niedrigem Wasser werden die Pfeilertrümmer noch sichtbar. Bei der Theilung des fränkischen Reiches kam die Stadt 870 an Deutschland. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts trat sie in den Bund der Hansa und etwa funfzig Jahre später in den rheinischen Städtebund. Im Jahre 1212 wurde sie eine freie Reichsstadt und behauptete als solche ihre Rechte den Erzbischöfen gegenüber, welche nach mancherlei Streitigkeiten deshalb seit 1262 ihren Sitz nach Brühl, später nach Bonn verlegten. Wie hart es damals herging, mag daraus erhellen, daß der Erzbischof Konrad von Hochstaden († 1261), derselbe, welcher den Kölner Dom begründete, das Volk gegen die sich ihm widersetzenden Patricier aufwiegelte und daß nun in einem allgemeinen Tumult alle Wollenweber ermordet und ihre Webstühle, 17,000 an der Zahl, zerstört wurden. Für die Freiheit des oben bei Niedeggen erwähnten Erzbischofs Engelbert, den ein Graf von Jülich eingesperrt hielt, verwandte sich der Papst ohne Erfolg. Was geschah? Engelberts Nachfolger nahm einen Grafen von Berg gefangen, setzte ihn in einen Käfig, bestrich ihn mit Honig und hing ihn im Freien auf, so daß die Fliegen und anderes Geschmeiß kamen, ihn zu peinigen. — Im

13. und 14. Jahrhundert gab es harte Kämpfe zwischen den adeligen „Geschlechtern“ und den „Gaffeln“ oder bürgerlichen Zünften Kölns, die erst im Laufe der Zeiten senatsfähig wurden. Mehrere Rathsherren wurden verjagt, andere selbst hingerichtet. Im Jahre 1372 vertrieb man die zahlreichen Wollenweber oder Tuchmacher, welche nach Aachen und Eupen übersiedelten. Von jeher ist Köln auch ein Heerd des blinden Glaubenseifers gewesen. So brach 1349 eine große Judenverfolgung los und viele derselben wurden verbrannt; 1424 wurden sie sämmtlich verbannt. Im Jahre 1618 wurden sämmtliche Protestanten, ruhige und gewerbfleißige Bürger, verjagt, so daß 1400 Häuser leer standen; die Flüchtigen aber wandten sich nach Mühlheim, Krefeld und Elberfeld. Seitdem sank Köln von seiner Höhe, welche es besonders glänzend im Mittelalter behauptete. Damals war es eine der wichtigsten Städte in Deutschland. Es war der Mittelpunkt des Handels zwischen Ungarn und Griechenland im Osten und den Küstenländern der Nordsee. Augsburg war die Transitostadt zwischen Köln und Venedig, das seinen Münzfuß nach dem kölnischen bestimmte. Köln hatte zur Zeit seiner Blüthe 150,000 Einwohner und stellte 30,000 wehrhafte Männer in's Feld. Es waren 80,000 Webstühle im Gange; man fuhr mit eigenen Handelsflotten zur See, nahm starke Zölle auf dem Rhein und maßte sich das Recht an, fremde Waaren auf städtischen Schiffen weiter zu befördern. Die Kaufherren hatten in London ihren eigenen großen Waarenhof, und wenn sie zum Kaiser an den Hof kamen, machten ihnen die Edelleute Platz, es hieß: „Da kommen die Herren von Köln“. Im 14. und 15. Jahrhundert war hier der Sitz der altkölnischen Malerschule, von der aber nur die Namen des Meisters Wilhelm (um 1380) und Stephan († 1451) uns erhalten sind. Berühmt war auch als Sitz der scholastischen Theologie und Philosophie die 1388 gestiftete Universität; die Namen Duns Scotus, Albertus Magnus, Thomas von Aquino, Petrus von Ravenna haben da geglänzt. Aber im Laufe der Zeiten blieb man hinter den Fortschritten der Wissenschaft zurück, und hier war auch der Hauptsitz jener Dunkelmänner, gegen welche ein Ulrich von Hutten die Geißel der Satire

schwang. Einst nannte man Köln das heilige, und ein Zeugniß von dem streng kirchlichen Sinne der Bewohner gab die Zahl ihrer Thürme, Kirchen, Klöster, Kapellen und Altäre. Man pflegte vormals wohl zu sagen, es gäbe derer hier so viele, als Tage im Jahre. In Wirklichkeit konnte man allerdings noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts 200 zusammen rechnen, während die Bevölkerung nur 40,000 Köpfe zählte. Die Franzosen, welche die freie Reichsstadt 1794 besetzten und durch den Frieden zu Campoformio (1797) ihrer Herrschaft völlig einverleibten, hoben 1802 alle Klöster und geistlichen Stiftungen auf, und von den Gotteshäusern sind jetzt nur noch zwanzig Kirchen und einige Kapellen vorhanden. Aber unter dem Scepter der preußischen Regierung stieg während des dauernden Friedens zusehends der Handel, die Industrie und der Wohlstand. Damit wuchs zugleich die Bevölkerung und am Ende des Jahres 1857 zählte Köln 105,631 Seelen, darunter 11,000 Evangelische und 1800 Juden, Deutz aber 13,969. Das giebt insgesammt 119,600 ohne die Besatzung von 7000 Mann für beide feste Plätze, denn Köln ist eine Festung ersten Ranges, und Deutz muß als Brückenkopf dienen. — Es ist hier Sitz der Regierung und des Erzbischofs, Sitz eines Hauptsteuer- und Rheinzollamtes, so wie der Hauptstapelplatz des rheinischen Handels zwischen der Schweiz, dem Elsaß, den Niederlanden und Deutschland. Derselbe wird gefördert durch einen Sicherheits- und Freihafen, durch Dampfschiffe und Eisenbahnen. Die von hier aus verführten Waaren bestehen vornehmlich in Wein, Getreide und Rübsamen. Die bedeutende Fabrikthätigkeit erstreckt sich vornehmlich auf Zucker, Taback, namentlich Schnupftaback, und das wohlriechende Kölnische Wasser (Eau de Cologne, erfunden durch die Familie Farina), mit dessen Bereitung sich allein gegen dreißig Fabriken beschäftigen. Geboren wurde hier der Erfinder des Schießpulvers Berthold Schwarz und der altkölnische Maler Meister Wilhelm, vielleicht auch der große Peter Paul Rubens; doch haben neuere Forschungen sich für Siegen als Geburtsort des Letzteren erklärt. Die Stadt hat den bedeutenden Umfang von zwei Stunden und ist sehr unregelmäßig gebaut. Die alten Straßen sind winkelig, eng uud finster; doch

ist die Zahl der Neubauten im raschen Wachsen begriffen, um immer mehr die vielen Küchen-, Obst- und Weingärten zu verdrängen, welche früher fast ein Viertel des Inneren einnahmen; namentlich wird der an die Mündung der neuen Strombrücke angrenzende Theil, wo ein großartiger Bahnhof angelegt werden soll, eine völlige Umgestaltung erfahren. Unter den 34 öffentlichen Plätzen tritt am meisten hervor der Neu- und Heumarkt oder der Börsenplatz und der Alte Markt; diese sind sämmtlich mit Bäumen bepflanzt. Mittelalterlich gebaute Wohnhäuser, wie in Lübeck, Nürnberg und Hildesheim, vermißt man hier. Unter den öffentlichen Gebäuden fällt dem Ankömmling sogleich wegen seiner Massenhaftigkeit in's Auge der

Dom. Ehe wir jedoch dies wundervolle Heiligthum der Kunst betreten, werfen wir einen Blick auf seine Geschichte. Im Jahre 814, also in demselben Jahre, wo Karl der Große seine Augen schloß, begründete Erzbischof Hildebold den Bau eines dem Schutzpatron des Erzstifters, dem heiligen Petrus, geweihten Doms mit vier Thürmen, der 873 eingeweiht wurde und dadurch, daß Kaiser Friedrich Rothbart 1162 die von Mailand erworbenen Gebeine der heiligen drei Könige dahin schenkte, zahlreiche Pilger herbeizog. Aber im Anfange des 13. Jahrhunderts gerieth der alte Dom in Verfall. Dazu kam 1248 eine Feuersbrunst, die einen großen Theil desselben zerstörte. Dies wurde Anlaß, daß die schon vom Erzbischof Engelbert († 1225) gefaßte Idee eines großartigen, der Macht und dem Reichthum der Metropolitanstadt entsprechenden neuen Dombaues unter dem Erzbischof Konrad von Hochstaden oder Hochstedten 1248 zur Ausführung kam. Den Plan dazu schreibt die Sage jenem Albert dem Großen (Albertus Magnus, geboren in Schwaben als Graf von Bollstädt) zu, der wegen seiner chemischen und mechanischen Kenntnisse im Verdacht der Zauberei stand, wie er denn einst mitten im Winter bei einem Gastmahle, das durch die Gegenwart des römischen Königs Wilhelm von Holland verherrlicht wurde, urplötzlich Alles umher, wie im Frühling, erblühen ließ. Der erste Werkmeister aber war bis 1254 Heinrich von Sunere und sein Nachfolger Meister Gerhard von Rile. Da der alte, in seinen westlichen Theilen noch unversehrt gebliebene Dom,

noch lange stehen blieb, so beschränkte sich der Neubau anfänglich nur auf den hohen Chor, welcher aber erst 1322 eingeweiht wurde. Gleichzeitig schmückte man denselben mit einer Reihe prächtiger Glasgemälde. 1347 begann man die vordere Thurmfacade und die Verbindungsmauern des Langschiffs. Die Originalaufrisse dieses großartigsten Theiles fanden sich 1814 bei Gelegenheit einer Festfeier zu Darmstadt auf dem Speicher eines Gasthofes, wo man sie zum Bohnentrocknen benutzte. Sie waren dort 1803 bei der Theilung des Domarchives liegen geblieben. 1356 ließ Erzbischof Wilhelm den schwarzmarmornen Hauptaltar des Chores mit den weißmarmornen Statuen Christi und der Apostel errichten. Erst 1437 wurde die Vorhalle im südlichen Thurme vollendet und der Thurm selbst bis zur Höhe von 170 Fuß gebracht, so daß man Glocken darin aufhängen konnte. Seitdem blieb der schon zum Wahrzeichen gewordene Krahn, mittelst dessen man die Bausteine heraufzog, vierhundert Jahre lang unthätig. Der nördliche Thurm wuchs nur bis zu dem 27 Fuß hohen Untersatz der Pfeiler. Seit 1509, wo man die letzten großen Glasgemälde einsetzte, stockte der Bau gänzlich. 1796 und 97 diente das ehrwürdige Gebäude den Franzosen zum Fouragemagazin und ging seinem Verfall mit schnellen Schritten entgegen. Durch die verderbliche Einwirkung von Wind und Wetter war das Material, der mit Feldspath durchzogene Drachenfelser Trachyt, verwittert und das verbindende Eisen von Rost zerfressen. Durch das Prachtwerk, welches Sulpiz Boisserée über den Kölner Dom 1823 herausgab und 1823 vollendete, wurde endlich die Aufmerksamkeit aller Gebildeten darauf hingelenkt. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen nahm sich der Sache an und bereits 1824 begann die Restauration. 1825 konnte nach Herstellung des Kölner Erzbisthums die früher gebräuchliche Kathedralsteuer wieder eingeführt werden. Der König bewilligte 1830 die jährliche Summe von 10,000 Thalern. Seit 1833 wurde der Herstellungsbau unter dem verdienstvollen Dombaumeister Zwirner eifrig betrieben. Es bildete sich eine Menge Dombau-Vereine; Dichter, Sänger, Musiker und Schriftsteller trugen ihr redliches Theil dazu bei, eine allgemeine Begeisterung zu wecken. Die Restaurationskosten be-

liefen sich auf 350,000 Thaler. Zum Fortbau bewilligte der kunstsinnige König Friedrich Wilhelm IV. einen jährlichen Zuschuß von 50,000 Thalern und legte dazu am 4. September 1842 den Grundstein, indem er bei dieser Feier den ermunternden niederrheinischen Zuruf: „Alaaf (Alle auf, frisch auf) Köln!“ erschallen ließ. Im Jahre 1848 schenkte König Ludwig von Baiern vier herrliche Glasfenster, die 70,000 Gulden kosteten, bei Gelegenheit des 600jährigen Jubiläums der Dombegründung. Edle Frauen und Jungfrauen schmückten 1850 das Presbyterium des hohen Chores mit kostbaren Teppichen. Von 1824 bis Ende 1856 waren für den Bau 1,838,655 Thaler verwendet. Von da ab sind zur Vollendung etwa noch 3,600,000 Thaler erforderlich, so daß bei einem jährlichen Aufwande von 300,000 Thalern die Aufrichtung der Kreuzesblumen auf den beiden Thürmen nach zwölf Jahren statt finden könnte. Die Länge des Ganzen beträgt 466 preußische Fuß und derselben würde etwa entsprechen die Höhe der Thürme mit 476 Fuß. Der kunstverständige Dr. Hermann Alexander Müller bemerkt, die Höhe sei, damit sie scheinbar der Länge der Kirche gleiche, auf 532 Fuß projectirt, die sich (nach Boisserée's Aufrissen) so vertheilen, daß die drei Geschosse des viereckigen Unterbaues 233, das Geschoß des Octogons 84½, die durchbrochene Pyramide 179, die bekrönende Kreuzblume 29 Fuß erhält. Dann fährt er also fort: „Daß der ganze Thurmbau, der in seiner Vollendung als das größte Wunder der Kunst uns insbesonders als die Verkörperung des kühnsten Gedankens der himmelanstrebenden Gothik erscheinen wird, nicht im ursprünglichen Bauplan gelegen hat, sondern erst im 14. Jahrhundert begonnen ist, ergiebt sich im Allgemeinen aus seinem in dieser Weise der früheren Gothik nicht eigenen Charakter, der vorzugsweise darin besteht, daß das höhere Bauglied (wie bei einem Schachtelhalm) stets aus dem unteren ohne merkliche horizontale Mittelglieder von selbst emporwächst, und die unteren vielgegliederten Massen sich allmählig immer mehr ablösen, vereinfachen und vergeistigen, bis sie in der Spitze mit dem Zeichen des Alles besiegelnden Kreuzes abschließen.“ — Behufs der Besichtigung des Domes giebt Einer der rothen „Domschweizer“ mit dem silberbeschlagenen Stabe

die Karten aus.*) Bei dem Eintritt in das Innere von Westen her, bemerken wir sogleich die Zahl der fünf Schiffe.**) Jedes der Seitenschiffe hat die halbe Breite und die halbe Höhe des Mittelschiffes, dessen Höhe 150 Fuß und dessen Breite 50 Fuß beträgt. Jedes der beiden Seitenschiffe ist also 25 Fuß und beide zusammen 50 Fuß breit, so daß die ganze Breite des Langhauses im Lichten einen Raum von 150 Fuß durchmißt. Dem entspricht die Länge der 6 Joche des Langhauses. Der aus einem Mittel- und zwei Seitenschiffen bestehende Querbau hält unter gleichen Verhältnissen (also in der Mitte 50 und auf jeder Seite 25 Fuß) 100 Fuß Breite und eine gleiche Seitenlänge. Im Mittelpunkte des ganzen Domes bildet der Querbau ein Quadrat von 50 Fuß Seitenmessung; die ganze Länge würde demnach 250 Fuß im Lichten betragen. Die vier Joche des Chores haben zusammen auch 100 Fuß Länge, und daran schließt sich dann noch zum Abschluß ein verlängerter Halbkreis, so wie dem Langhaus die Vorhalle im Westen vorangeht. Aus diesen Andeutungen wird die Harmonie der einzelnen Theile unter sich und im Verhältniß zum Ganzen einleuchten. — Uns zu den einzelnen Merkwürdigkeiten wendend, betrachten wir die Glasgemälde und zwar zuvörderst diejenigen an den fünf Fenstern des nördlichen Seitenschiffes, (dem durch das Westportal Eingetretenen zur Linken). Sie stammen aus den Jahren 1508 und 1509. Das erste Halbfenster (zunächst am nördlichen Thurm) zeigt oben: Christi Geißelung, Krönung, Kreuzigung und Auferstehung; das zweite Fenster: Scenen aus

---

*) Eine Gesellschaft von 1 bis 5 Personen zahlt 15 Sgr. für die Begleitung auf dem Domthurm und dem oberen Chorumgang; 1 Thlr. 15. Sgr. für das Oeffnen der Schatzkammer, des Reliquienschreines der heiligen drei Könige und des Dombildes, der Chorkapellen und des hohen Chores. Letzterer steht nebst den Chorkapellen, sofern kein Gottesdienst ist, an Wochentagen von 6 bis 10 Uhr und von 3 bis 3½ Uhr, an Sonn- und Feiertagen von 10 bis 11 (wo auch die musikalische Messe zu hören ist), von 3 bis 3½ und von 5 bis 6 Uhr für Jedermann offen. Ueber das Nähere vergleiche man Bädeker: „die Rheinlande" ꝛc.

**) Andere gothische Kirchen mit fünf Schiffen giebt es in Colberg, Frankfurt a. O., Salzwedel, Mühlhausen, Görlitz und Basel.

dem Leben des heiligen Petrus und den Stammbaum Christi; das dritte: die Anbetung der Hirten; das vierte: Besuch der Königin von Saba bei Solomo, die Anbetung der heiligen drei Könige, St. Petrus als Papst und vor ihm knieend ein Erzbischof; das fünfte Halbfenster: die Krönung Mariä. Bei der Anbetung der Hirten im dritten Fenster befinden sich die vier Schutzpatrone Köln's St. Georg, Reinhold, Gereon und Mauritius; rechts Marcus Agrippa, die Kölnische Fahne in der Hand mit der Inschrift: „Marcus Agrippa, ein römischer Mann, Agrippina coloniam einst begann (als Begründer der Stadt).“ Gegenüber Marsilius ebenso mit der Inschrift: „Marsejles, ein Heidesoen stolz, — Behielt Cöllen, sei voeren zu holtz:“ Der mystische Römer Marsilius soll nämlich Köln einst in einem siegreichen Kampf vor der Zerstörung durch Barbarenhand gerettet haben. Daher das lange Zeit bestehende Volksfest Marsilius-Holzfahrt, da man im Mai aus den Thoren der Stadt in Masse nach dem Walde hinauszog, dort Kampfspiele feierte, und dann, mit Reisern geschmückt, den Helden Marseiles als Sieger in die Stadt zurück führte. Damit war zugleich, wie an anderen Orten, der Triumph des Frühlings über den abziehenden Winter symbolisch bezeichnet. — Die Glasmalerei der obigen Fenster galt für das Vollendetste in dieser Art, bis sie überflügelt wurde, durch diejenige der von Baiern's König Ludwig geschenkten fünf Fenster des südlichen Seitenschiffes. Sie wurden in München gefertigt und stellen in zusammenhängender Folge die Gründung des Christenthums und seiner Kirche dar. Die Hauptmittelbilder sind nämlich im ersten Halbfenster: Johannes der Täufer, in der Wüste predigend; im zweiten Fenster: Christi Geburt; im dritten: der Versöhnungstod am Kreuz; im vierten: die Ausgießung des heiligen Geistes; im fünften Halbfenster: der Märtyrertod des Stephanus, als des ersten Blutzeugen. Daran schließt sich das dem Andenken an Joseph von Görres, der zuerst mit begeistertem Rufe den Ausbau des Domes betrieb, gewidmete Görresfenster: Zur Seite der Maria mit dem Jesuskinde kniet Görres und neben ihm steht Joseph als der Schutzheilige seines Namens. Composition, Zeichnung und Farbenpracht ist in diesen Gemälden gleich ausgezeichnet. — An

einem Pfeiler nach der Gitterthüre des Mittelschiffes zu steht ein kolossaler Christoph, das Domwahrzeichen der Handwerksburschen. Daneben treten wir durch ein kunstvolles Eisengitter in die Marienkapelle, wo das Altarblatt uns Mariä Himmelfahrt von Overbeck zeigt; es wurde 1855 aufgestellt und kostete 6000 Thaler. Die erst 1857 eingesetzten und in Köln gefertigten Glasfenster enthalten Darstellungen aus dem Leben der heiligen Jungfrau. Ueberaus zierlich und anmuthig sind die Steinsculpturen einer Verkündigung nebst Engel- und Apostelfiguren in den Nischen eines Sarkophags des Erzbischofs Friedrich von Saarwerden († 1414).

Die Marienkapelle verlassend, betreten wir den hohen Chor, welcher einen erhabenen Eindruck macht. Im Mittelraum sind die äußerst schätzbaren und oft mit glücklichstem Humor behandelten Schnitzwerke an den Chorstühlen aus dem 14. Jahrhundert zu beachten. Die Wände hinter den Chorstühlen zeigen in Seidenstickereien, die von Kölnischen Frauen und Jungfrauen nach Romboux's Entwürfen gefertigten Darstellungen des Nicäischen Glaubensbekenntnisses. Es sind 28 Bilder, von denen auf jede Seite 14 kommen. Den innern Chor umgeben, an vierzehn Pfeilern stehend, die überlebensgroßen Statuen des Heilandes, der heiligen Maria und der zwölf Apostel, dargestellt in farbenreichen und abwechselnd vergoldeten, dem Blumendamast ähnlichen Gewändern: eine treffliche Arbeit der Kölnischen Bildhauerschule aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts. Wir wenden uns nun zu den sieben Kapellen, welche die Rundung des hohen Chors auf der Ostseite umgeben. Die ersten drei befinden sich südöstlich auf der rechten Seite, die vierte hinter dem mit einer schwarzen, 16 Fuß langen und 8 Fuß breiten Marmorplatte bedeckten Hochaltar; die fünfte, sechste und siebente Kapelle nehmen die nordöstliche Seite zur Linken ein. Wir übergehen, als weniger wichtig, die beiden ersten Kapellen und betreten in Nummer drei die Agneskapelle, um uns daselbst das mit Recht berühmte Dombild, 9 Fuß breit und $8\frac{1}{3}$ Fuß hoch, öffnen zu lassen: ein Werk des altkölnischen Meisters Stephan Lothener, der von 1430 bis 50 in Köln viele große Bilder, darunter eine wunderschöne, jetzt im Priesterseminar

aufbewahrte Madonna, malte. Es ist ein doppelflügeliger Altarschrein, auf der Außenseite Mariä Verkündigung, inwendig auf dem Mittelbilde die Anbetung der drei Könige, auf den Flügeln die Kölnischen Stadtpatrone, nämlich die heilige Ursula mit ihrer Reisegesellschaft, rechts den heiligen Gereon mit seinen Kriegern vorstellend. Bei der Verkündigung spricht uns besonders die liebliche Holdseligkeit der Madonna an. In dem Hauptbilde hält die thronende Himmelskönigin, deren weiche Züge des Antlitzes von beseligender Freude verklärt sind, das unbekleidete Kind, welches segnend die rechte Hand gegen den ältesten der Könige ausstreckt. Dieser faltet die Hände, während seine beiden Genossen goldene Prachtgefäße halten. Rechts und links das Reisegefolge, Krieger mit Fahnen und Waffen. — In der mittleren Dreikönigenkapelle bewundern wir den kostbaren Reliquienschrein, mit den Gebeinen der heiligen drei Könige, aus dem Ende des 12. Jahrhunderts in Form einer zweischossigen Kapelle, 4½ Fuß hoch, 5½ Fuß lang und 3 Fuß breit. Die umschließenden Gold- und vergoldeten Silberbleche zeigen in getriebener Arbeit auf der künstlerisch zurückstehenden Vorderseite die Anbetung der Könige und die Taufe Christi, auf den besser gelungenen Schmalseiten die Propheten und Apostel, auf der Rückseite die Geißelung und Kreuzigung Christi. Unter den vielen schmückenden Edelsteinen tritt hervor ein 3½ Zoll langer und 2½ Zoll breiter weingelb durchscheinender Topas, ein 3½ Zoll langer und 3 Zoll breiter schön geschnittener Blutjaspis, ein 3½ Zoll hoher und 2½ Zoll breiter Sardonyx, roth und weiß gestreift. Eine Kamee (erhaben geschnitten, zum Unterschiede von den tief geschnittenen Intaglios) trägt das Bildniß Alexanders des Großen, auffallend ähnlich Napoleon I. Die neuerlich restaurirten Glasmalereien dieser Kapelle gehören zu den ältesten. Die Johanniskapelle, die fünfte, enthält das Grabmal des Dombegründers. Auf einer schwarzen Marmorplatte ruht sein Erzbildniß mit der Inschrift: „Conradus de Hoestaden" († 1261.) In der Maternuskapelle, der sechsten, ist am Sarkophag des Erzbischofs Philipp von Heinsberg († 1191) die Umgebung von Mauern mit Zinnen, Thürmen und Thoren, weil dieser Kirchenfürst die noch vorhandenen alten Stadtmauern

von Köln mit ihren 86 Thürmen und Thoren erbaut haben soll. In der Engelbertskapelle, der siebenten, sind besonders fein und kunstvoll die Figuren in den Nischen des Sarkophags vom Erzbischof Engelbert III. († 1368). — Die Bogenwinkel des hohen Chors hat Eduard Steinle 1844 mit Fresken geschmückt, welche 9000 Thaler kosteten. Sie stellen die Offenbarung des christlichen Himmels durch gottbegeisterte Männer vor und können am besten oben, vom Chorumgang aus, betrachtet werden; doch passen diese bunten Bilder weniger zu der erhabenen Einfachheit des Chorbaues. — Noch verdient Erwähnung die Schatzkammer des Doms, überaus reich an Reliquien, priesterlichen Kleidungen und namentlich kostbaren, mit den prächtigsten Edelsteinen gezierten Monstranzen und Kreuzen. Hervorzuheben ist: der Reliquienschrein des heiligen Engelbert († 1225) mit Darstellungen aus seinem Leben, alles in massivem, größtentheils vergoldetem Silber; ferner zehn Elfenbein-Tafeln mit Scenen aus der Leidensgeschichte, meisterhaft geschnitzt vom Priester Melchior Paulus in den Jahren 1700 bis 1733; endlich das 4½ Fuß lange Schwert der Gerechtigkeit (Jurisdictionsschwert), das Zeichen der weltlichen Herrschaft der Kurfürsten von Köln, welches vor denselben bei feierlichen Gelegenheiten, vornehmlich bei Kaiserkrönungen, einhergetragen wurde. — Zum Beschluß unterlassen wir nicht, den Dom zu besteigen und oben den inneren Chorumgang zu durchwandern, von dem aus man den hohen Chor mit seinen Fresken in den Bogenwinkeln unter der Arkadengalerie am besten überschaut. Außerdem erhält man durch die nähere Betrachtung dieses labyrinthischen Waldes von zahllosen Pfeilern mit den mannigfach verzweigten Bögen und dem aus Stein gemeißelten Laubwerk erst eine rechte Vorstellung von der Großartigkeit dieses Bauwerkes, in welchem sich Hunderte von Arbeitern ameisenartig verlieren. Auf dem alten Mauerwerk des Domthurmes hat sich ein kleiner Hain von wilden Rosen gebildet. Dazwischen sahen wir (es war August) hier und an andern Stellen Blümchen (Echium vulgare, der gemeine Natterkopf), die mit ihrer blauen Farbe hinwiesen auf treu ausharrende Beständigkeit, bis das große Ziel errungen ist und die Rose der Liebe ihren freudigen Triumph

feiert. Man übersieht von hier aus die Stadt mit ihren vielen Thürmen, gegenüber Deutz mit seinen langen grauen Festungswerken, den Strom mit seiner Schiffbrücke und dem wachsenden Bollwerk seiner festen Brücke, so wie mit den vorüberziehenden Dampf- und Segelfahrzeugen, dann umher die fruchtbare Ebene, hie und da im Hintergrunde umsäumt von blauenden Höhenzügen. — Die großen Glocken des Domes gehören zu den trefflichsten. Die größte wiegt 224 Centner und wird von zwölf Männern in Bewegung gesetzt. — Das in der Nähe des Doms befindliche erzbischöfliche Museum enthält eine reiche Sammlung kirchlicher und antiquarischer Gegenstände aus älterer und neuerer Zeit, als: Kelche, Reliquienbehälter, Monstranzen, Rauchfässer, Gewebe und Stickereien, dann auch Bilder der altkölnischen Malerschule, Schnitzwerke 2c.

Unter den übrigen Gotteshäusern besitzt die 1248 eingeweihte St. Cunibertskirche (am Rhein) in den Chorfenstern recht gute alte, jüngst restaurirte Glasgemälde, dann zwölf Heilige auf Goldgrund von einem Zeitgenossen des Meisters Wilhelm, so wie zwei beachtungswerthe Statuen vom Jahre 1439: Maria nebst dem Engel der Verkündigung. Die vielleicht schon im Anfange des 11. Jahrhunderts sehr einfach erbaute St. Ursulakirche besitzt das einfach schöne Grabmal der heiligen Ursula aus schwarzem und weißem Marmor vom Jahre 1659. Nach der Legende war Ursula eine wunderschöne britannische Königstochter, welche nebst 11,000 begleitenden Jungfrauen rheinaufwärts auf eilf Dreiruderern bis Basel fuhr und von dort zu Fuß die Pilgerfahrt nach Rom fortsetzte. Auf der Heimkehr landete die heilige Schaar bei Köln, und wurde unvermuthet von einem heidnischen Heer wilder Barbaren (Hunnen) überfallen und niedergemetzelt. Durch eine Reihe alter Bilder wird dies veranschaulicht. Die erst im 12. Jahrhundert auf einem Leichenfelde aufgegrabenen Gebeine werden überall hier in Fächern aufbewahrt. Eigenthümlich sind hier auf zehn großen Schieferplatten vom Jahre 1224 die Bildnisse der Apostel in blos colorirten Umrißzeichnungen dargestellt. Höchst interessant in architektonischer Hinsicht ist die Kirche St. Gereon, (10 Sgr. für 1 bis 3 Pers.) wie die Legende sagt, auf dem Platze erbaut, wo

im Jahre 286 während der heftigen Christenverfolgung unter Diocletian 468 christliche Soldaten der thebaischen Legion sammt ihren Hauptleuten Gereon und Gregorius den Märtyrertod erduldeten. Eine ältere Kirche hatte schon die Kaiserin Helena hier aufführen lassen. Das Schiff der heutigen Kirche besteht aus einem Zehneck, das ursprünglich eine vielleicht schon aus dem Anfange des 4. Jahrhunderts herrührende Rotunde war. Daraus machte man im 11. Jahrhundert ein Zehneck und fügte auf der Ostseite einen langen Chor hinzu. Hundert Jahre später baute man die beiden viereckigen Thürme nebst einer achtsäuligen Krypta. In den Anfang des 13. Jahrhunderts endlich fallen die acht Nischen an den inneren Umfassungsmauern des Zehnecks, die darüber befindlichen Spitzbogenfenster und die zehnseitige Kuppel. Seitwärts eingemauerte Steinsärge bewahren die Gebeine der Märtyrer; ihre zum Theil in Sammet eingehüllten Schädel sind an den Wänden des Chores aufgestellt. — Von da südlich uns wendend, kommen wir bei der Ecke der St. Apernstraße vorüber an einem alten runden, mit verschiedenfarbigen Steinen ausgelegten Thurm, dessen Grundbau aus der Römerzeit stammt, wo er eine Ecke der alten Stadt bildete. Wir erreichen darauf die stattliche am baumumpflanzten Neumarkt gelegene Apostelkirche, im spätromanischen Stil des 13. Jahrhunderts gebaut; nur die Arkaden des Mittelschiffes mögen dem 11. Jahrhundert angehören, da die Kirche zweimal abbrannte. Der heilige Michael im Innern an der westlichen Wand ist 1839 von Mengelberg gemalt. Im Jahre 1357 wurde die Frau des Ritters Mengis von Adoocht als Opfer des damals in Köln wüthenden schwarzen Todes in dieser Kirche lebendig begraben. Ueber Nacht kommt der Todtengräber, um sie ihres kostbaren Schmuckes zu berauben. Kaum aber ist der Sarg geöffnet, so erwacht die Frau, steht auf, nimmt die Laterne des erschreckt von dannen geflohenen Räubers und wandert nach ihrem Hause zu. Sie klopft an, und auf die Frage, wer da sei, giebt sie sich zu erkennen. Dies wird dem Hausherrn gemeldet. Der antwortet, das sei eben so wenig möglich, als seine Pferde aus dem Stalle hinaufkommen und aus dem Fenster hinausschauen könnten. Alsbald aber vernimmt man das Getrappel

von Roßhufen, und siehe, die beiden Schimmel galopiren wirklich die Treppe hinauf und stecken ihre Köpfe aus einem Speicherloch hervor. Die Frau lebte noch sieben Jahre und spann und webte ein großes Stück Leinewand, welches sie der Kirche schenkte. Zur Erinnerung an diese wunderbare Begebenheit aber wurden am Hause des Ritters (mit dem Thurm, an der Nordseite des Neumarktes) zwei noch zu erblickende Pferdeköpfe angebracht. So die Legende. Der Urkundenmann Gercken giebt indeß an, daß ehemals auf dem großen Platze Turniere gehalten wurden und daß aus dem Hause, wo die Pferde jetzt herausschauen, die Ritter in die Schranken geritten seien. — St. Caecilia, 1850 restaurirt, besitzt eine merkwürdige Krypta aus dem 12. Jahrhundert. Im benachbarten St. Peter, 1524 erbaut, wird ein Altarblatt von Rubens, die Kreuzigung Petri, für ein Trinkgeld von 15 Sgr. gezeigt; aber der nach unten gerichtete Kopf kann dem ästhetischen Gefühl nicht zusagen. Die Glasmalereien der Chorfenster verdienen Beachtung. Das in der Nähe befindliche großartige Bürgerhospital wurde 1846 vollendet. Südlich von St. Peter läuft die Sternengasse, wo zwei Tafeln das Haus Nro. 10 als Rubens Geburtshaus und als Sterbehaus der Maria von Medicis, der Wittwe Heinrich's IV. von Frankreich († 1642), bezeichnen. — Wir wenden uns von da wieder nordwärts zur Minoritenkirche, aus dem 13. Jahrhundert. In derselben befindet sich der Grabstein des berühmten Scholastikers Johann Duns, genannt Scotus (der Schotte, † 1308). Der zierliche Kreuzgang ist spät gothisch. Daneben erhebt sich das neue städtische

Museum, gestiftet durch die höchst ansehnliche Schenkung des Kölner Bürgers Richartz und 1855 begründet. Daselbst wird unter Anderm die Sammlung des Professors Wallraf aufgestellt, deren Stätte bis dahin noch in der Nähe des Doms war. Die bedeutendsten Gemälde dieser Wallraf'schen Sammlung (die übrigens auch römische und mittelalterige Alterthümer enthält) sind folgende. Aus der altkölnischen Malerschule: Meister Wilhelm: eine äußerst liebliche Madonna mit dem Christuskinde, das liebkosend nach dem Kinn der Mutter greift, das Mittelbild eines Flügelaltars, dessen Außenseite die weniger werth-

volle Verspottung Christi trägt; Meister Stephan Lothener: die kleine Madonna in der Rosenlaube, auf dem Schooß das nackte Christkind, vor ihr eine Blumenwiese und ringsumher musicirende Engel, die dem Kinde Blumen und Früchte reichen; das „jüngste Gericht" rührt sicherlich nicht von der Hand desselben Meisters her; ferner der sogenannte Meister der Lyversbergischen Passion (früher fälschlich Israel von Meckehem genannt, der nur Kupferstecher war): eine herrliche Kreuzabnahme vom Jahr 1480; eine Darstellung der heiligen Familie von einem unbekannten Meister, aus dessen Hand der berühmte „Tod Mariä" in München hervorging; Bartholomäus de Bruyn: Portrait des Bürgermeisters Arnold von Brauweiler, 1535 gemalt. Aus der süddeutschen Schule des Mittelalters: A. Dürer's wandernde Spielleute. Aus neuerer Zeit: Bendemann's trauernde Juden, schmachtend im Lande der Verbannung und Knechtschaft; dann Lessing's winterlicher Klosterhof mit einem düsteren Kreuzgang, der den Blick in eine erleuchtete Todtenkapelle eröffnet; ferner Foltz: des Sängers Fluch, nach Uhland; Camphausen: Prinz Eugen vor Belgrad; van der Eycken: Landschaft. Außerdem werde noch erwähnt: L. Cranach: Jesus und Johannes; Hemling oder Memling: Geburt Christi; Rubens und Segher: Entzückung des heiligen Franziscus; G. Reni: ein Greis wird im Kerker von seiner Tochter gepflegt; Correggio: heilige Familie; Simon Meister: Löwenkampf; Slingeneyer: Untergang des Schiffes le Vengeur (1842). — Auch in Privatsammlungen findet sich hier manches Bedeutende. Das historisch Wichtigste darunter ist im Besitz des Herrn Baumeister die von dem oben erwähnten altkölnischen Meister des 15. Jahrhunderts herstammende Passion aus der ehemaligen Lyversberg'schen Sammlung: acht Tafeln auf Goldgrund zeigen die Leidensgeschichte Christi vom Abendmahl bis zur Auferstehung. Dem Herrn P. J. Weyer gehört: eine heilige Veronica vom Meister Wilhelm; dem Banquier Oppenheim: der heilige Eligius als Goldschmied von Peter Christophsen 1449 gemalt; dem Herrn Zanoli: eine heilige Nacht, 1516 durch den Meister vom Tode Mariä gemalt; dem Herrn Merlo: eine Krönung Mariä, von demselben Meister 1565 gemalt. Herr

Bourel besitzt: eine Kreuzigung von Jan Schorel (1530); Herr Engel: ein treffliches Portrait von Jan van Eyck, schöne Bilder von de Keyser und Wappers, so wie den Don Quixote unter den Ziegenhirten von Adolph Schrödter.

Wir begeben uns nach dem Rathhaus, dessen ansehnliches Portal (vom Jahre 1571) auf sechszehn Marmorsäulen ruht. Die Reliefs beziehen sich auf eine Sage. Nämlich im Jahr 1266, als Erzbischof Engelbert wieder auf kurze Zeit mit der Stadt versöhnt war, hielt er sich einen Löwen, welchen zwei Domherrn fütterten. Diese warfen einen Haß auf den Bürgermeister von Köln Hermann Gryn, weil er allezeit für die Bürger und wider den Erzbischof war. Darum suchten sie ihn vom Leben zum Tode zu bringen durch ihren Löwen, welchem sie nichts zu fressen gaben, bis er ganz heißhungerig war. Darauf luden sie den Bürgermeister zum Mittagsmahl und führten ihn bei dieser Gelegenheit vor die Kammer des Löwen, um ihm denselben zu zeigen. Urplötzlich aber stießen sie ihn in die Kammer hinein und schlugen die Thür hinter ihm zu, indem sie meinten, er solle von dem hungrigen Löwen zerrissen werden. Aber als dieser nun aufsprang und den Rachen öffnete, wickelte der Bürgermeister schnell seinen Mantel um Arm und Hand, fuhr dann dem Löwen mit der Linken in den Rachen, während er ihn mit dem Degen, welchen die Rechte hielt, erstach. Also entging der Bürgermeister dem Verderben, und nachdem er heimgekehrt, ließ er die Pfaffen greifen und unter dem Thor des Domklosters aufhängen. Zum Gedächtniß dessen wurde an einem Pfeiler des Rathhauses in Stein gehauen: Gryns heldenmüthiger Kampf, ihm zur Rechten Heinrich der Löwe und zur Linken Daniel in der Löwengrube. — Weiter südwärts wandernd betrachten wir den Gürzenich, 1441 bis 74 erbaut und 1856 an der Nordseite erweitert, das bedeutendste der älteren Stadtgebäude, oben mit mehreren Thürmchen verziert. Ueber den Thoren auf der Ostseite sieht man die Statuen des Argrippa und Marsilus. Das Erdgeschoß dient als Pack- und Lagerhaus. Die große Festhalle, 169 Fuß lang und 71 Fuß breit, ruht auf 22 geschnitzten Holzsäulen. Sie wurde erst jüngst in dieser Form hergestellt und war im Mittelalter der Schauplatz außerordentlicher

Feierlichkeiten, namentlich bei Anwesenheit der deutschen Kaiser. Gegenwärtig gewährt sie die beste Räumlichkeit für die Carnevalsfreuden. — Neuerlich ist auch das im Anfang des 13. Jahrhunderts aufgeführte, östlich von St. Maria auf dem Capitol nach dem Rheine zu gelegene Tempelhaus restaurirt, im Mittelalter Zunft- und Gildehaus, jetzt vorzugsweise als Börse dienend.

Auf dem höchsten Punkte von Köln, den bis zu Anfang des 8. Jahrhunderts das Capitol oder die Stadtburg einnahm, gründete Plectrudis, die Gemahlin Pipin's von Heristal, ein Kloster nebst Kirche, an deren Stelle die heutige St. Maria auf dem Capitol 1049 eingeweiht wurde. Die eigenthümliche Bauart dieser ältesten Stadtkirche besteht darin, daß sich das Querschiff, ganz entsprechend dem Chore, auf beiden Enden als Halbkreis abrundet, so daß es mit dem Chor (der erst im 12. Jahrhundert sein zweites Stockwerk erhielt) die Form eines zierlichen Kleeblattes bildet. Das Ganze ist mit seinen Arkaden, Emporen und schlanken Säulen, mit seinen erhabenen Kuppeln und Wölbungen von schönster Wirkung. Unter dem Chor befindet sich eine Säulenkrypta von ungewöhnlicher Länge, welche der ursprünglichen Anlage angehört. Etwas später, nämlich im Anfang des 12. Jahrhunderts, entstand wahrscheinlich der Kreuzgang auf der Westseite mit seinen fein gearbeiteten Arkaden. Beachtungswerth sind am nördlichen Eingang aus dem 11. Jahrhundert die eichnen Flügelthüren mit rohgeschnitzten Gestalten, dann eine kleine Madonna mit dem Kinde, im südlichen Seitenschiff neben einem Pfeiler stehend, und der draußen in der äußern Mauer unter dem Mittelfenster des Chores eingemauerte Grabstein der Plectrudis mit ihrem Bilde. Der prächtige Lettner auf der Westseite der Kirche stammt aus dem Jahre 1523. In diese Zeit gehören auch die Wandmalereien der Hardenrath'schen Kapelle (südöstlich in der Ecke vom Querschiff und Chor), welche man theilweis dem Meister der Lyversbergischen Passion zuschreibt. Ausgezeichnet sind auch einige Glasmalereien, namentlich das erste im südlichen Seitenschiff (von Westen an gerechnet) und die beiden ersten im nördlichen. Wenn man übrigens behauptet, das Altarblatt sei von A. Dürer, so kann dies nur

auf einem Irrthum beruhen. — Die St. Pantaleonskirche (im Südosten der Stadt, am Bonner Bahnhof) hat nur wenige Theile der ursprünglichen Gründung vom Jahre 980 bewahrt und stammt im Wesentlichen aus dem Ende des 12. Jahrhunderts. St. Severin, am Südende der Stadt, in der Krypta romanisch, übrigens gothisch, besitzt zwei, neben dem Altar einander gegenüber hängende große Heiligenbilder von einem sehr tüchtigen Meister der Eyck'schen Schule aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Endlich darf nicht übergangen werden Groß St. Martin am Rhein, Deutz gegenüber, 1172 eingeweiht; doch zeigt der obere Theil des Mittelschiffes schon den Uebergang vom romanischen zum gothischen Stil; auch das Westportal ist spitzbogig, und der kühn aufstrebende viereckige Thurm mit seinen achteckigen Eckthürmchen gehört ebenfalls dem Anfange des 13. Jahrhunderts an. Ein alter Taufstein aus dem 8. Jahrhundert in der Ecke links vom Haupteingang, soll ein Geschenk von Papst Leo II. sein.

Am Südende von Köln steht der zinnengekrönte Bayenthurm, in dessen Nähe ein Rheinarm zu einem Sicherheitshafen umgeschaffen wurde. Von da aus kann man in ein paar Stunden auf dem baumbepflanzten Festungsglacis um die Stadt herumgehen, welche durch eine Anzahl detachirter Forts vertheidigt wird. Mehr noch ist indeß zu empfehlen eine Wanderung an der ganzen Wasserseite der Stadt entlang, welche dem Blicke eine immer neu sich gestaltende Scenerie des Lebens gewährt. Das Menschengewühl concentrirt sich am meisten auf und neben der Schiffbrücke, wo der Eingang zum Freihafen. Ueberall werden da auf- und abgeladen Handelsartikel von tausend und tausend Rubriken, die hie und da gelagert den Platz bedecken in Ballen und Fässern, in Kisten, Kasten und Tonnen. Da knarren die Krahnen, ächzen die Rollwagen, klirren die schleppenden Ketten, und dazwischen hört man rufen, schreien und lärmen. Von der Schiffbrücke herab sah ich einen Mann, der auf dem Rhein seine Wasserkünste producirte. Ueber zwei verbundenen hohlen Balken saß er, wie auf einem Stuhlschlitten ohne Lehne, mit halb erhobenem Körper, in den Händen ein Ruder, das abwechselnd rechts und links die Wellen schlug. So

war der Mann, wie ich nachher in Erfahrung brachte, von Rotterdam innerhalb drei Tagen zu Berg, vielfach kämpfend mit widrigem Wind und Wetter, bis hieher gefahren und hatte auf diese Weise eine ansehnliche Wette gewonnen. — Vom Trankgassenthor, dem Dom gegenüber, fährt beständig ein kleines Dampfboot auf das jenseitige Ufer nach Deutz über. Während des Uebersetzens hatte ich mehrmals Gelegenheit, den riesenmäßigen Bau der festen Rheinbrücke zu bewundern, welche damals (im August 1858) bereits die Hälfte des Stroms vom rechten Ufer aus erreichte. Der Grundstein dazu wurde am 3. October 1855 vom König Friedrich Wilhelm IV. gelegt, und die Construction ist ganz dieselbe, wie wir die bei Dirschau und Wittenberge schon früher beschrieben haben. — An der Deutzer Seite befindet sich die Pionir-Schwimmanstalt, wo ich an einem heißen Mittage badete. Das wäre mir indeß fast übel abgelaufen, da man mich nicht gehörig instruirt hatte; denn am untern Ende der eingeschlossenen Wasserfläche angelangt, wandte ich mich, statt auszusteigen und wieder von oben an, mit dem Strom zu schwimmen, gegen denselben um und hatte nun meine liebe Noth, mich einigermaßen vorwärts zu arbeiten, beständig in Gefahr, von den reißenden Fluthen gegen das Pfahlwerk geschleudert zu werden, während ein leitendes Seil mir fast gar nichts half. Das Mittagsbrot mundete mir nach dem Bade in meinem Prinz Karl ganz vortrefflich. Es ging bei Tische recht lebhaft zu, und obgleich ich gern bei meinem alten Aßmannshäuser geblieben wäre, so bestürmten mich meine lieben Nachbarn doch so lange, bis ich ihnen im jüngsten edlen weißen Gewächs Bescheid gethan. Bei dieser Gelegenheit erzählte man mir, daß in diesen Tagen ein speculirender Kölner Weinhändler, um Fässer für die schönen Aussichten des laufenden Jahres zu gewinnen, das Maß Wein zu einem Silbergroschen ausgeboten habe; von einem Andern aber sei am folgenden Tage das Maß einer ganz trinkbaren Sorte sogar für sechs Pfennige abgelassen.

Nachdem wir Köln durchgemustert, geziemen sich wohl ein paar Worte über Deutz, von den Römern Tuitium, im Mittelalter Duiz genannt. Das alte römische Castell (Castrum Divitensium) wurde 1002 vom Kölner Erzbischof Heribert in ein be-

rühmtes Benedictinerkloster verwandelt. Die Schirmherren desselben, die Grafen von Berg, erbauten sich hier später ein festes Schloß, von dem aus sie die Umgegend hart belästigten, bis Erzbischof Heinrich dasselbe 1230 eroberte und zerstörte. Mehrmals erlitt es ein gleiches Schicksal; doch immer auf's Neue erhob es sich. In Folge des Nymweger Friedens wurden 1678 die Festungswerke geschleift und erst 1816 wieder hergestellt. Es giebt hier eine große, in dem ehemaligen Kloster errichtete Artilleriewerkstätte, eine schöne Caserne für die Cavaleristen, welche zur Besatzung gehören, und außerdem verschiedene bedeutende Fabriken. Die Gärten der Deutzer Gasthöfe Prinz Karl und Bellevue mit ihrer herrlichen Aussicht und sommerabendlichen Militairmusik bleiben stets anziehende Vergnügungspunkte für die Kölner. — Kunstfreunden ist zu empfehlen ein Abstecher nach der Cisterzienser Abtei Altenberg, vier Stunden nordöstlich von Deutz unweit der Landstraße nach Lennep im Dhünnthale gelegen. Die 1847 restaurirte, einfach edle gothische Kirche ist nämlich im Jahre 1255, ungeachtet mancher Abweichungen, doch ganz nach dem Grundplane des Kölner Domes aufgebaut. Die Glasmalereien im Giebel des nördlichen Kreuzflügels und an der Westfaçade gehören dem 15. Jahrhundert an.

Zu den öffentlichen Lustbarkeiten der Kölner tragen nicht wenig die Kirmessen bei. Da man hier nämlich 29 Kirchspiele zählt, deren jedes seine besondere Kirmeß während des Sommers feiert, so kann man vom Himmelfahrtstage bis Martini jeden Sonntag und Montag einer Kirmeß beiwohnen. Dann sind die Wege mit Eichenlaub bestreut, die Häuser mit Blumenstöcken, Kerzen, Heiligenbildern, Fahnen und Hausaltären geschmückt, während Guirlanden und Ehrenpforten in den Straßen prangen. Durch dieselbe bewegt sich dann die feierliche Prozession. Geistliche, in Gold- und Silbergewänder gekleidet, Marschälle mit Musik- und Sängerchören, Innungen mit Fahnen und Abzeichen, der Hauptpastor mit der Monstranz unter dem Thronhimmel, rothgekleidete Kirchendiener mit hohen, von

Getreideähren, Blumen und Weinreben gefüllten Vasen, Hunderte festlich gekleideter Männer, Frauen und Jungfrauen, Schüler und Schülerinnen gehen singend und betend im wohlgeordneten Zuge einher. Zuletzt schließen sich noch die Bettler an, welche ihre Lunge beim Gebete am meisten anzustrengen pflegen. Nachdem um Mittag die kirchliche Feier abgehalten ist, folgt der lauteste Jubel in Essen und Trinken, Tanzen und Spielen aller Art. Die Parole für die armen Kinder lautet: „Bitte, lieber Herr, schenken Sie mir ein Opfer!" Fragt man sie, was für ein Opfer sie meinen, so deuten sie mit lüsternen Blicken nach den reich ausstaffirten Buden.

Als allgemeines Volksfest hat sich in Köln das Carneval erhalten. Dasselbe zerfällt in die Vorbereitungen und die Ausführung selbst. Schon am Neujahrstage versammeln sich alljährlich zum ersten Mal die Anhänger des Helden Carneval und die sogenannten „Comitees", um einen Vorstand zu bilden, den „kleinen Rath", bestehend aus eilf Personen, als der Narrenzahl. Dazu gehört ein Präsident, Secretair, Cassirer, Dichter, Componist u. s. w. Die Generalversammlungen werden gewöhnlich Sonntags in Sälen abgehalten, deren Wände einen passenden Schmuck in satirischen Bildern erhalten, z. B. ein Fuchs fungirt als Richter, Ochs und Esel erscheinen vor ihm mit tiefen Reverenzen. Die Mitglieder sitzen auf langen Bänken, die gelb=roth=grün=weiße Schellenkappe auf dem Kopf, die Flasche an einer Schnur um den Hals, das Glas in der Hand; denn für Tische pflegt der Raum zu fehlen, da man jetzt drei Gesellschaften mit fast tausend Mitgliedern zählt. Das Orchester spielt Ouverturen, Märsche, Lieder; man recitirt Gedichte und Erzählungen im plattdeutschen Dialekt; man hält witzsprudelnde Reden von einem hohlen Faß herab. Die ersten Behörden der Stadt werden eingeladen und zu Ehrenmitgliedern ernannt. Zuweilen wird auch Damen der Zutritt verstattet, die dann ganz besonders geehrt, aber auch oft mit beißender Brühe des Humors übergossen werden. Außerdem fertigt man die Maskenzüge, erbaut und schmückt die Wagen; namentlich sammelt man zu dem Aufzuge des Hanswurst Blumen bei den Damen. — Eröffnet wird das Carneval mit der Weiberfastnacht, am Don=

nerstag Mittag vor der eigentlichen Fastnacht, und zwar auf dem alten Marktplatz, wo, umringt von Zuschauern, einige hundert Marktweiber sitzen, den Kopf, wie immer, mit weißen Tüchern bedeckt, die unter dem Kinn zusammengebunden werden. Jetzt schlägt es zwölf Uhr vom Rathhausthurm, und in demselben Augenblick erschallt unter Entfaltung einer großen Fahne von dorther ein Tusch mit Pauken und Trompeten. Plötzlich kreischen die sämmtlichen Marktweiber, accompagnirt von den Gassenbuben, jubelnd auf, und jede reißt ihrer Nachbarin das Kopftuch herunter. Die Gassenbuben aber bemächtigen sich blitzschnell der Körbe und eröffnen mit dem wurffähigen Inhalte derselben, verfolgt von den Weibern, ein lustiges Bombardement, während vom Thurme fortwährend in das Getobe da unten Melodien hineinwirbeln, bis nach einer Stunde die wilde Jagd aufhört. Am Nachmittage zieht ein Ausschuß einer jeden Carnevalsgesellschaft mit alten abgenutzten Masken durch einige Straßen nach den betreffenden Versammlungsörtern. — Freitags und Samstags verhält man sich wieder ganz ruhig; aber am Sonntag Nachmittag finden die letzten und eilften Generalversammlungen statt, zu welchen sich die Theilnehmer in einer sogenannten Kappenfahrt, d. h. mit Musikchören in langen Zügen zu Wagen und zu Pferde, begeben, noch nicht im Maskenanzuge, sondern nur etwa mit falschen Bärten und Nasen, vor Allem aber Jeder mit der Narrenkappe (daher der Name) auf dem Kopfe, in der einen Hand die Flasche, in der andern eine Schelle, Schalmei oder andere Instrumente, mit denen man einen Höllenlärm macht. — Der folgende sogenannte Rosenmontag ist Haupttag des Festes. Nachdem sich die einzelnen Masken auf verschiedenen Plätzen geordnet, setzt sich der große Zug langsam in Bewegung. In den dazu bestimmten Straßen wimmelt Alles von Menschen, und die Häuser sind bis auf die Dächer gefüllt. Musikchöre in komischer Uniform, z. B. die Dragoner als Frauenzimmer zu Pferde, gehen den einzelnen Abtheilungen des Zugs voran; die Theilnehmer desselben folgen zu Fuß, zu Pferde oder in Wagen. Die Maskenanzüge sind oft prächtig, und einzelne Gruppen haben sich zur Darstellung einer Idee vereinigt, z. B. die Gründung einer Colonie mittelst unge-

heurer Gerüste, die in Formen von Thürmen und Häusern auf Lastwagen ruhen. Glanzpunkt ist der durch die rauschendste Musik verkündigte und von sechs Schimmeln gezogene Wagen des Hanswurst, welcher als Held des Carnevals mit seiner Braut in einer wogenden Blumenfülle einen Tanz aufführt. Rechts und links vertheilen die Masken Zettel launigen und satyrischen Inhaltes. Die Gläser klingen, man trinkt den Schönen zu, wirft Kußhände, sprudelt unter den Fenstern der Bekannten witzige Anreden aus. Die Menge wälzt sich an der Seite der Wagen fort, sie reißt sich um die Zettel, lacht und jauchzt, neckt die Masken und veranlaßt scherzhaften Kampf; der Harlekine Pritsche knallt dazwischen, und so geht es lustig weiter bis nach einigen Stunden Alles sich zerstreut. — Dienstags giebt es noch einige kleinere Umzüge von Maskeraden als Nachklapp der großartigen Erscheinung. An beiden Tagen aber werden vielfach dramatische Vorstellungen gegeben, indem nähere Bekannte sich zu einem musikalisch-declamatorischen Quodlibet vereinigen, worin Stadtgeschichten und Tagesbegebenheiten durchgehechelt werden, und diese Anspielungen sind dem eingeweihten und mit der platten Mundart vertrauten Kölner ein Hauptgegenstand des Vergnügens. Einer Bühne bedarf es zu diesen improvisirten Aufführungen nicht; nur die größeren Trupps bauen Schauspielbuden, benutzen auch wohl das Theater. Die Einnahmen aller dieser Belustigungen, so wie der Bälle, werden nachher zu wohlthätigen Zwecken, namentlich an die Armenschüler, vertheilt. Die Straßen sind immerfort belebt. Jede anständige Maske, die mit Witz und gutem Humor zu unterhalten weiß, hat freien Zutritt in jedem Hause und wird daselbst bewirthet. An den Nachmittagen, namentlich des Dienstags, findet man in einigen Straßen, als in der Hochstraße, Schildergasse, Ober-Marspforte und Wallrafsplatz, ein großes Getümmel, verursacht durch Masken, die vorzugsweise in recht schlechter Tracht erscheinen, Trupps oft sehr anständiger Leute (freilich auch viel Gesindel) treiben sich da umher in abgeschabten Hüten und zerlumpten Kleidern, die Gesichter bis zur Unkenntlichkeit bemalt. Da heißt es gemüthlich: „Geck lohß Geckelans“, Narr laß Narren gehen. Damen dürfen sich freilich darunter nicht eben sehen lassen; sind

sie einmal genöthigt, über die Straße zu gehen, so ist die Schönste am übelsten daran, da sie schwerlich ungeküßt nach Hause kommt, und ein Patschhändchen geben, versteht sich von selbst. Im Uebrigen sieht man den ganzen Flor Kölns in den Fenstern oder auf den Balcons, um hie und da ihren Beifall durch wehende Tücher anzuzeigen. An den sogenannten Vierwinden schneiden sich die Hauptstraßen Kölns, und auf diesem kaum 500 Quadratfuß großen Centrum der Stadt ist auch das Centrum des Gedränges. Früher warf sich hier die Menge mit Erbsen und Mehl; seitdem dies verboten wurde, verfolgt man die Hüte mit Stöcken. Das Gerathenste ist, unbekümmert hindurchzugehen, denn auf den Kopf schlägt Niemand, nur auf den Hut ist es abgesehen; dem sich Widersetzenden aber hagelt es von Stockschlägen auf Hut und Rücken. Naht ein Wagen, so schreien hundert Kehlen: „öch! öch!“ (halt! halt!), und da ist es denn komisch anzusehen, wie sich der Kutscher bemüht, seine Pferde vorwärts zu bringen, die gewöhnt sind, auf jenen Ruf stille zu stehen. Ernsthafte Prügeleien entstehen fast nie, und das Volk hält bei all dieser grenzenlosen Unordnung doch wieder die beste Ordnung, ohne sich um die zahlreichen Wachtposten zu kümmern. — Um neun Uhr Abends beginnen die zahlreichen Maskenbälle, hauptsächlich Montags im Saale des Gürzenich und im neuen Kuhberge, Dienstags im Theater. Auch hier bewegt sich Hoch und Niedrig im bunten Gemisch durcheinander. Ein- bis zweitausend Masken (besonders Dominos) und Nichtmasken bilden ein dichtes Gewühl. Jeder lacht, singt und springt, wie er will. Wird man vom Nachbar zur Rechten gestoßen, so stößt man den zur Linken, und so geht's weiter. Getanzt wird vor Mitternacht wenig, und die Tanzenden gehören nicht zur besten Sorte. Man tanzt in mehreren Kreisen zu gleicher Zeit. Wo sich eine Lücke zeigt, da dreht sich ein Paar, und stößt sich einen Kreis zurecht; Andere folgen, bis der Kreis von der Menge überfluthet wird. Daß hier keine Etiquette gilt, versteht sich von selbst; der Bauer erscheint im Kittel, der Herr, wie er will; die Hüte behält man auf dem Kopfe, nur geraucht wird nicht. Erst der helle Morgen treibt die Letzten nach Hause.

Ehe wir von Köln scheiden, betreten wir noch einmal seinen Dom; aber diesmal nicht in der blendenden Helle des Mittags, sondern beim Sinken des Sommertages, wo wir in feierlicher Stille den Gesammteindruck des großartigen Baues auf uns wirken lassen können. Da überströmt uns ein Meer von Gedanken und Empfindungen, bei denen wir uns in die Seele von Gustav Kühne versetzen. Ihm ist fragmentarisch das Folgende entlehnt.

„Die Sonne warf ihr Abendlicht durch die bemalten Fenster. In ihrem sanften, goldbraunen Glanz steht jetzt die ganze Chorhalle, wie das Gebilde eines morgenländischen Märchens vor dir. Dies Helldunkel giebt erst die rechte Beleuchtung für das in Stein hingebaute Traumgesicht. Das ist die heilige Dämmerung, bei der man nicht sagen kann, ob die Seele, die sich ihr hingiebt, schlummere oder wach sei. Das ist das Licht, in welchem die Gläubigen ihre Verzückung halten, bei welchem Propheten der Kirche, Anachoreten der Wüste die Stunde ihrer Verklärung feierten, ganz aufgelöst in trunkene Andacht, voll Sehnsucht und Liebe sich in den Himmel erhoben fühlten. — Drüben im Schiff der Kirche, wo die Arbeit ihr Tagewerk vollendet hat, verklingt der letzte Hammerschlag. Der Schall einer fallenden Thür tönt von draußen noch herein in die Säulenhalle; am Hochaltare zittern die Becken leise nach. Du bist allein im steinernen Eichenhain. Du stehst und lauschest. Es ist so still; du könntest das Aechzen dieser steinernen Bäume hören. Wenn du hier Gott nicht gegenwärtig bist, so ist er dir niemals von außen nahe getreten. Sieh dir diesen in Felsen gearbeiteten frommen Gedanken genau an! Heiliger Glaube hat diesen Tempel Gottes ersonnen, felsenfeste Zuversicht, die wie ein Trotz gegen die Elemente erscheint, ihn auszuführen unternommen. Und du siehst hier die Größe Hand in Hand mit lieblicher Kindlichkeit, Arm in Arm mit tändelnder Unschuld und süßer träumerischer Grazie. Aus den Wipfeln dieser Bäume knospet überall ein buntes Frühlingsleben. Blumen sprießen aus der Kraft der ungeheuern Stämme, deren gewölbte Zweige das Dach dieses Kirchenhimmels tragen, und wo die Aeste in der Spitze der Wölbungen sich finden und umschlingen, da bricht

die Rosenform das Auge eines Engels auf. — Das Licht, das von draußen durch die Scheiben bricht, wird immer blässer, aber die Traulichkeit im Hause wird um so süßer, das Gefühl der Gottesnähe nur um so zuversichtlicher; denn für den Gläubigen giebt es keine Nacht, auch wo ihn Dunkel umfängt. Tritt nur seitwärts, suchende Seele! Im Wiederschein ewiger Wonne, wie zur Gemeinschaft mit dem Allerheiligsten einladend, lockt dich hier die stille Laube, wo Gott sich dir ganz erschließt. Beachte wohl diese Abstufungen im Bau des Tempels! Das Sanctuarium ist eng und klein. Selten ist ja unter Menschen eine vollkommene Reinheit des Lebens. Größer ist schon das Chor, der Aufenthalt der Enthaltsamen. Weiter und geräumiger noch das Schiff der Kirche, wo das bunte Leben der Geschlechter sich einfindet, in der Welt gemischt, hier aber, wo Alles Weltliche schweigt, getrennt, rechts die Männer, links die Frauen. Von der stillen traulichen Laube, in die du mit deinen Gedanken dich auf Augenblicke geflüchtet, blick' nur hinauf zu den Wölbungen, in die Wohnungen der Seligen. Die Engel steigen auf und feiern ihre Wandelungen zu reinen Geistern. Immer körperloser wird ihr Wesen, immer flügelreicher ihr Leib, bis sie ganz Seele sind, ganz Fügelschlag zum Ewigen. Diese Seligen stört nichts mehr in der Anschauung Gottes, kein Körper und kein Erdenstoff; ja, sie haben, ganz Luft und Geist, schon Theil an seinem Wesen. Alle Bewegung irdischer Glieder hat für sie aufgehört; selbst die Sprache, in der sich die Menschen verständigen, verstummt; Musik beginnt, die Welt löst sich auf in eine tönende Wonne. Mit dem Blick nach oben, mit der Sehnsucht nach dem Ewigen bist du hinauf gestiegen. Nun schwindet dir alle sichtbare Welt; deine Sinne helfen dir nicht weiter. Schließ' also das Auge; nur dein Ohr sei noch wach, die Gesänge der Engel zu hören. So, ganz stummes Lauschen, sterblicher Mensch, so, ganz Auflösung und Hingebung, erfährst du an dir das Geheimniß der Magd des Herrn, das süße Geheimniß der gebenedeieten Jungfrau, die in Schmerz verloren, doch ganz Seligkeit ist, als sie der Herr mit seiner Umarmung überschattete. Das ist die Spitze der katholischen Empfindung, die Hingebung der jungfräulichen Liebe ist der Triumph dieses Christenthums. Maria

ist der Hort der Sehnsucht, der Act gottinniger Gemeinschaft, das Allerhöchste menschlicher Gefühle. — Wenn du aus diesem Rausch der Andacht erwachst, richtest du dich auf und blickst verwundert auf die dir fremd gewordene Erde. Dein Auge sieht wieder eine Menschenwelt, deine Hand fühlt die harte Wirklichkeit. Die Weihe des Augenblicks reicht nicht aus für ein ganzes Erdenleben; du besinnst dich auf Zeit und Ort, auf Körper und Gestalt. Wenn du Protestant bist, wirst du dann wissen, daß es noch ein anderes Christenthum giebt, ein Christenthum, das die Wirklichkeit nicht den Momenten der Erleuchtung zum Opfer bringt, ein Christenthum, das sich nicht vor der Welt in die Stille flüchtet, sondern hinauszieht in das Leben der Menschen, in's Fleisch der Welt schaffend und gestaltend eingeht, auf daß die Erde nicht dem Himmel dargebracht werde als bloßes Rauchwerk dem Herrn, sondern umgekehrt der Geist auf die Erde eingehe und die Welt mit seinem Athem durchdringe. Das Christenthum, das die Welt in die Kirche trägt, war das Eine, das Christenthum, das die Kirche hinaus in die Welt bringt und zur Wirklichkeit unter Menschen macht, das Zweite. Sage dir nun selbst, spätgeborener Sohn der Erde, welches Christenthum dir und deinem Zeitalter noththut!"

Funfzehntes Kapitel.

Auf der Eisenbahnfahrt von Köln nach Bonn hält der Zug vor dem jetzt königlichen Schlosse **Brühl**, 1725 vom Kurfürsten Clemens August prachtvoll erbaut, zur Franzosenzeit Besitzthum des Marschalls Davoust, 1842 restaurirt. Es enthält eine sehr schöne Marmortreppe und einen großen, mit Fresken decorirten Rittersaal. In dem vormals hier stehenden Gebäude wohnte zeitweilig die unglückliche Wittwe Heinrichs IV. von Frankreich, Maria von Medicis (1642), nach ihr Cardinal Mazarin. — Es geht nun weiter durch den Schloßpark; links zeigt sich am Anfang einer Allee das ehemalige Jagdschlößchen Falkenlust. Ein älterer Reisender, J. G. Lang, sagt von dieser Partie: „Ich

wandelte an den schönen Weihern, in welchen sich Sonne und Bäume bespiegelten und wovon einer, auf welchem ein holländisches Bootchen schwamm, sechszehn Morgen groß war, mit Entzücken vorbei; ich durchirrte die mannigfaltig sich dahin schlängelnden Lindenalleen, den schattigen, mit Wild belebten und einer Mauer umschlossenen Thiergarten; sah noch das leicht in die Luft sich hebende chinesische Haus Sans-gêne, und langte bald an dem kleinen, aber artig gebauten, ehedem zur Reigerbeize bestimmten Jagdschlößchen Falkenlust an. Hier bestieg ich das oben auf dem Dache angebrachte Bellevue und labte mich an der weit ausgedehnten Aussicht mannigfaltigster Gegenstände, zwischen gelben und grünenden Saaten, von der kölnischen Landstraße und dem Rhein durchschnitten.“ Das Lustschloß heißt eigentlich Augustusburg und hat seinen Namen von dem dabei gelegenen Städtchen Brühl (Broilum oder Brolium), das, zwei Stunden von Köln und drei Stunden von Bonn entfernt, vielleicht den Römern seinen Ursprung verdankt.

Wir verlassen den Zug bei Roisdorf, oben von Reben und Obstgärten, unten von Wiesen und Alleen eingefaßt, berühmt durch seinen vorzüglichen Sauerbrunnen. Zwischen den sonnigen Rebenhügeln von Oedekoven und Gielsdorf, wo ein edler rother Wein wächst, wandern wir einen ganz lustigen Weg nach dem ansehnlichen netten Dorfe Endenich, und alsbald sehen wir darnach vor uns die Mordkapelle. Dies soll der Sage nach die Stelle sein, wo die Hauptleute in der thebaischen Legion Florentius und Mallusius sammt ihren Freunden während der Christenverfolgung unter Maximilian und Diocletian als Blutzeugen hingerichtet wurden. Das heutige Kirchlein, welches so freundlich über die grüne Welt hinaus schaut, ist erst im Anfang des vorigen Jahrhunderts neu aufgebaut. — Ein jäher Hohlweg führt hinauf zum Kreuzberg, so genannt von seiner weithin sichtbaren weiß schimmernden Kreuzkirche, die dem Auge auf beiden Ufern des Rheins als Anhaltepunkt dient. Der Kreuzberg selbst, eine 400 Fuß hohe Platte, ist ein Ausläufer des Vorgebirgs, welcher auf drei Seiten durch malerische, mit Wald, Wiesen und Weinbergen bedeckte und von Teichen und Bächen durchspaltete Schluchten schroff abgeschnitten, in

stolzer Einsamkeit prangt. Nichts geht über die Herrlichkeit dieses Punktes zur Zeit des Nachmittags, wo die Landschaft von den milderen Strahlen der Sonne beleuchtet wird. Auf der einen Seite das kaum noch ein Viertelstündchen entfernte Bonn mit seinen Thurmspitzen, gleich unter den Füßen aber der Flecken Poppelsdorf mit Schloß und Gärten; auf der anderen Seite das vielgethürmte Köln mit seinem Dom; ringsum Wälder, Hügel, Berge, die Gipfel der Ahr, die Kuppen des Michelsberges, Arembergs, Landskrons und Olbrücks; namentlich tritt gegenüber, jenseit des Rheins, das Siebengebirg hervor, schwarzgräulich, wie Wettergewölk über einander gethürmt. Obgleich diese Stelle dem Rhein und seiner belebten Straße nahe liegt, so fühlt man sich hier doch abgeschlossen von allem Weltgetümmel und kann sich alsbald in tiefe Waldeinsamkeit versenken. Mancher findet hier auch Nahrung für eine sanft elegische Schwärmerei, wenn am Abend der Feuerballon des Vollmonds vom Horizont heraufsteigt, und die unvergleichliche Landschaft nun im halbwachen Schlummer unter seinem versilbernden Schimmer lächelt. — Die hübsche Kirche, deren Thurm man der Aussicht wegen häufig besteigt, enthält in der Kapelle hinter dem Altar eine vom Kurfürsten Clemens August († 1761) erbaute, nur mit den Knieen zu berührende heilige Treppe aus italienischem Marmor, nachgebildet der Scala santa bei der Laterankirche zu Rom, die aus den 28, einst vom Heiland erstiegenen, Marmorstufen besteht, welche in Jerusalem zum Prätorium des Pilatus hinaufführten. In einer Gruft liegen mehrere zu Mumien ausgetrocknete Mönche. — Unterhalb des Kreuzberges liegt das Poppelsdorfer Schloß, das vom Kurfürsten Clemens August hergestellte ehemalige Lustschloß Clemensruhe, jetzt einen Theil der Bonner Universitätsgebäude bildend, mit zoologischen und mineralogischen Sammlungen nebst einem reichen botanischen Garten. Gegenüber steht das Gebäude der landwirthschaftlichen Akademie. Nach Bonn wandelt man im Schatten einer Doppelallee von Kastanien, an deren Ausgange links der Bahnhof, rechts die Sternwarte.

Bonn (18,000 E.) ist römischen Ursprungs. Drusus Germanicus schlug hier nach Florus Bericht (Lib. IV. c. 12.) eine

Brücke über den Rhein und gründete daselbst eins der das Rheinufer schützenden fünfzig Castelle oder befestigten Lagerorte, Castra bona genannt, welches vom Kaiser Julian erweitert, in den Kriegszügen der Völkerwanderung aber hart mitgenommen und bei einem Einfall der Normannen gänzlich zerstört wurde. Die Mutter Konstantins des Großen, Helena, soll das Münster gestiftet haben. Im Jahre 942 fand hier eine große Kirchenversammlung statt. Konrad von Hochstaden gab dem Orte 1249 Mauern und erhob ihn zur Stadt, welche nachher befestigt und von 1273 bis 1794 Residenz der Kurfürsten von Köln wurde. Die Franzosen, denen sich die Kurfürsten aus dem baierischen Hause angeschlossen hatten, behaupteten sich hier 1673 gegen die Holländer, Spanier und Oestreicher; Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg (als König Friedrich I.) nahm Bonn 1689 nach einem heftigen Bombardement ein. Die Festungswerke wurden 1717 geschleift, und die daraus gewonnenen Steine nebst dem freieren Raum benutzte man zu einem Neubau des kurfürstlichen Schlosses. 1802 wurde die Stadt französisch, 1814 preußisch. Die 1786 gestiftete und unter der Franzosenherrschaft aufgehobene Universität wurde 1818 als rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität wieder hergestellt und zu ihrem Hauptsitze das großartige ehemalige kurfürstliche Residenzschloß eingerichtet. Dies 1400 Fuß lange Gebäude hat die schönsten Räumlichkeiten der Welt für eine Bibliothek von 140,000 Bänden, ein Museum vaterländischer Alterthümer (darunter ein römischer Siegesaltar aus Muschelkalk), ein physikalisches Kabinet, ein Kunstmuseum mit vielen Gypsabgüssen und die Hörsäle. Die Zahl der Studierenden stieg im letzten Decennium schon einmal bis über 1000. Es lehrten hier die Historiker Niebuhr, Dahlmann und Löbell, die Dichter August Wilhelm von Schlegel und Ernst Moritz Arndt (der kürzlich seinen 90. Geburtstag feierte), die Theologen Dorner, Rothe, Bleek, die Juristen Walter und Bluhme, die Mediciner Harleß und Naumann, die Philologen Welcker, Ritschl, Lassen, Brandis, die Naturforscher Treviranus und Nöggerath, der Astronom Argelander 2c. Die Fresken der Aula, von Götzenberger, Hermann und Ernst Förster 1824 bis 35 gemalt, stellen die vier Facultäten vor, unter

denen die Philosophie und Jurisprudenz sich durch Composition und Colorit auszeichnen. In letzterer Beziehung steht die Theologie zurück, obgleich auch hier die Composition trefflich und wohlgeordnet ist: in der Mitte die Apostel, links als Repräsentant der römischen Hierarchie Gregor VII., rechts die Reformatoren. — Das malerisch gethürmte Münster zeigt verschiedene Bauperioden. Der westliche Theil der 100 Fuß langen Krypta mit dem darüber befindlichen Chore, so wie wahrscheinlich der westliche Vorbau mit den runden Thürmen stammt aus dem 11. Jahrhundert, der östliche Theil mit den beiden Thürmen und der darunter liegenden Krypta nebst dem Kreuzgang aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, alles Uebrige aus dem 13. Jahrhundert. Die imponirende Broncestatue der knieenden heiligen Helena, als Stifterin der Kirche, zeigt in ihren manierirten Formen den Verfall der Kunst im verflossenen Jahrhundert. Der Hauptthurm, welcher in der Mitte über vier andere, wie eine Henne über ihre Küchlein, hervorragt, hat ein klangvolles Geläute. Auf dem Münsterplatz steht das von Hähnel modellirte Standbild Beethovens, der hier geboren ward und dargestellt wird als gedankenreicher Tonkünstler, ein Papier in der Linken, eine Feder in der Rechten. Die Brunnensäule auf dem Markt errichtete die Bürgerschaft 1777 dem Kurfürsten Maximilian Friedrich. Auf dem Friedhof vor dem Sternthor ruht Charlotte von Lengefeld, Schillers Wittwe und sein ältester Sohn Ernst, der Generallieutnant von Boyen, der katholische Theologe Hermes, August Wilhelm v. Schlegel, die Gebrüder Boisserée, der Jurist Mackeldey, Bernhard Tiersch, Gymnasialdirector in Dortmund und Dichter des Preußenliedes unter gothischem Denkmal, durch Friedrich Wilhelm IV. errichtet; ferner der Componist Schumann und Belletrist Ph. J. v. Rehfues. Bedeutend tritt hervor das Denkmal Niebuhrs von Rauch, durch Friedrich Wilhelm IV. seinem Lehrer errichtet, der hier im reinen Adel des liebenden Menschen erscheint. Nicht weit davon steht in der Mitte des Friedhofs eine 1847 errichtete kleine Nachahmung der um's Jahr 1200 erbauten ehemaligen spätromanischen Deutschherrnkapelle in Ramersdorf (südlich von Bonn), welche abgebrochen wurde und deren Säulen nebst Kragsteinen man bei diesem

Bau benutzte. — Das unmittelbar am Rhein aufsteigende hohe Bollwerk der alte Zoll gewährt die beste Aussicht über den Strom und sein ganzes rechtes Ufer. Dahin führt nach Beuel eine fliegende Brücke.

Nordöstlich von Beuel winkt über Weidengebüsch der Thurm von Schwarz-Rheindorf mit einer romanischen Doppelkirche, 1151 in Gestalt eines griechischen Kreuzes mit vier gleichen Schenkeln angelegt. Auswendig läuft um den Fuß der Oberkirche als Krönung des Unterbaues eine von sehr hübschen Säulchen getragene Arkadengalerie, die jedoch auf der Nordseite fehlt. — Zwei bis drei Stunden ostwärts von Bonn präsentirt sich in der offenen Gegend die jetzt in eine Irrenanstalt verwandelte vormalige adelige Benedictiner-Abtei des Städtchens Siegburg (3320 E.). J. G. Lang spricht sich über die Tour dahin folgendermaßen aus: „Einsam wandelte ich in dieser wenig bevölkerten und unfruchtbaren Gegend fort und hatte nur mühsam bebaute Aecker, hie und da von eintönigen Haiden unterbrochen, zu meiner Begleitung: ein auffallender Contrast mit dem jenseits des Rheins gelegenen so ergiebigen Boden. Endlich erreichte ich die Sieg, ein Flüßchen, das dreißig- bis vierzigpfündige Lachsforellen beherbergt und das sich bei jeder Fluth einen neuen Weg sucht. Die vielen ausgetrockneten, mannigfach gekrümmten Rinnsäle, hin und wieder noch mit Tümpeln bestanden, machten den Weg oft sehr beschwerlich. Erst nach langem Hin- und Herirren, konnte ich den zur Ueberfahrt führenden Fußsteig auffinden. Endlich erreichte ich das Städtchen, das am Fuße eines isolirt stehenden, mehr als 300 Fuß hohen Berges liegt, dessen abgestumpfte Kuppe die weitschichtigen Gebäude der Abtei mit dem schönen Kirchthurm trägt. Oben angekommen, zeigte man mir gern alles Sehenswerthe und namentlich die kleine Reliquienkapelle. Mehrere goldene und silberne Kasten, mit kostbaren Steinen und Antiken besetzt, stehen da in glänzenden Reihen und verwahren die Gebeine des heiligen Hanno nebst verschiedenen anderen Heiligen aus der thebaischen Legion. Der Kölnische Erzbischof Hanno, jener strenge Erzieher des Kaisers Heinrichs IV., erhielt den Berg 1060 geschenkt und erbaute auf demselben das Kloster und die Kirche. Der Berg, der wohl drei

Viertelstunden im Umfange halten mag, ist von der Südost- bis zur Südwestseite mit Reben bepflanzt, die bei guten Jahren ihre 500 Ohmen Wein geben. Von hier aus überschaut man den Lauf des Rheines vom Siebengebirge bis in die Gegend von Köln. Herrliche Gefilde in tausenderlei Gestalten umgeben die freudigen Ufer dieses majestätischen Stromes. Auf allen Seiten fließen ihm Gewässer zu, unter denen die hin und her irrende Sieg dem Auge aus dem Grün entgegenblinkt. Anhöhn, Berge, fette Auen, Kleefelder, auch Haiden, zerstreute dunkle Haine, unzählige Dörfer, Flecken und Städte geben die mannigfaltigste Abwechselung." — Für die gen Köln Schiffenden sei bemerkt, daß in der Gegend von Ober- und Nieder-Wesseling, noch mehr aber bei Godorf der etwas seichte Strom sich stark rechts wendet und ein seeähnliches Becken bildet, welches mit dem auf einer Anhöhe thronenden Schlosse Bensberg abschließt. Dies wurde 1705 durch den Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz als Königsschloß bei Rhein erbaut und ist seit 1836 Cadettenanstalt. — Die Ebene am rechten Rheinufer von der Sieg bis nach Düsseldorf hinauf hieß im Mittelalter Mäuspfad, weil in dürren Jahren die vielen Sand- und Haidestrecken dieses Bezirkes von Mäusen wimmeln, oder deshalb, weil die Ebene von einer graden Straße durchschnitten wurde, ganz ähnlich den schnurgraden Pfaden, welche die Mäuse von Loch zu Loch machen. — Der Siegmündung gegenüber hatten die Holländer im dreißigjährigen Kriege auf dem Graupenwerth eine Schanze, die „Pfaffenmütze", angelegt, um damit die geistlichen Fürsten zu zwacken. Jetzt sieht man davon nur kümmerliche Reste, oft umschwärmt von zahllosen heiserkreischenden Ackerkrähen, die in den hohen Pappeln der von der Sieg gebildeten Inseln, Sümpfe und Lachen nisten. — Oberhalb Siegburg zieht sich der Weg lustig bis nach der noch zwei Stunden entfernten ansehnlichen Burgruine Blankenberg hin, auf schroffem Abhang über dem Flusse dräuend, umgeben von spiegelhellen Teichen und üppig grünenden Wiesen, wie denn diese Gegenden an der Sieg sich trefflicher Wiesenberieselungen erfreuen. Der rebenbepflanzte Berg liefert in guten Jahren einen starken Rothwein.

Wir fassen nun die zur Kreisstadt Siegburg gehörende

Gruppe des Siebengebirges schärfer in's Auge. Es ist vulkanischer Natur und hängt mit dem Westerwalde zusammen. Den Namen hat es von sieben hervorragenden Basalt-, Dolomit- und Trachytkegeln, die auf dem Raum von ungefähr einer Quadratmeile durch unterirdische Dampfkraft emporgehoben wurden. Dem Rhein zunächst liegen der steile Drachenfels (1001 F., n. A. 1021 F.) und die damit durch einen Bergrücken verbundene Wolkenburg (1009 F.). Dann folgen nordöstlich der Petersberg (1018 F., n. A. 1027 F.) und der dreihundert Schritte lange Rücken des Nonnenstroms (1036 F., n. A. 1030 F.). An der Südostseite endlich thürmen sich hinterwärts auf: die Löwenburg oder der Löwenkopf (1378 F., n. A. 1413 F. und 1514 F.), der Lohrberg (1355 F.) und der Aul- oder Oelberg (1437 F., n. A. 1429 F.). Behufs Würdigung dieser Höhenangaben fügen wir noch hinzu, daß der Spiegel des Rheins bei Königswinter 146 Fuß Meereshöhe hat.

Wir beginnen unsere Wanderung von Beuel aus und gehen längs des Stromes aufwärts bis Oberdollendorf. Ein angenehmer Weg bringt uns dann bald in einen einsam stillen Thalkessel, wo auf grünem Grunde die höchst pittoresken Ruinen der Cisterzienser-Abtei Heisterbach prangen. Sie wurde von 1202 bis 33 erbaut, und ist schon mit dem Spitzbogen gemischt. Im Jahre 1810 verkaufte man die Gebäude auf den Abbruch, so daß jetzt von der Klosterkirche nur noch ein Theil des Hochchors steht, dessen östliche Rundung sich mit einem Doppelkranz von zierlichen Basaltsäulen abschließt. Am Eingangsthor des Klosters stehen St. Benedict und Bernhard da als Wächter mit Hirtenstäben, und man sieht noch das alte Wappen: eine Heister (junge Buche) und ein Bach. Als nämlich das Kloster gegründet werden sollte, beschlossen die Mönche, daß ein mit Reliquienschätzen beladener Esel den Ort da bestimmen möge, wo er die Bürde abwerfe. Meister Langohr ging darauf in die wilde Einöde, und indem er über einen von einer Heisterbuche beschatteten Bach setzen wollte, stürzte er und warf die Reliquien ab. Das Klostergut mit Wald, Wirthschaftsgebäuden, Gärten, Karpfenteichen und mehreren Mühlen an dem Bache, der von hier durch Ober- und Nieder-Dollendorf zum Rhein hinab rie-

selt, gehört jetzt dem in Oberkassel wohnenden Reichsgrafen zur Lippe. — Südlich und südwestlich von Heisterbach erhebt sich der Nonnenstrom und der Petersberg, beide dem heiligen Dienste geweiht. Auf dem Petersberg steht im Waldfrieden ein Kirchlein, wohin an den Peters- und Paulstagen von weit und breit her zum Gottesdienste gepilgert wird. Neben dem Kirchlein steht auf dem kugelrunden, meistens beackerten Gipfel ein Bauernhof, unten am Fuß des Berges Pfaffenrätchen, ein äußerst lieblich, in stiller Einsamkeit gelegenes Gütchen, mit Wald, Wiesen, Weinbergen und Obstgärten, in Büschen versteckt und nur nach dem Rhein zu offen hinaus schauend. Dem Wanderer reicht man hier gern Trunk und Imbiß. — Indem wir nun unsere Tour fortsetzen, gelangen wir nach Verlauf einer Stunde über Heisterbacherott an den Fuß des Oelbergs. Eine halbe Stunde rechts ab vom Wege liegt der Stenzelberg (886 F.), wo ein bedeutender Trachytbruch oft Säulen von 15 Fuß Durchmesser liefert. Die Fußpfade winden sich meistens durch dichten Buchenwald, wo Finkenschlag ertönt. Auch die von Trachyt durchbrochene Basaltkuppe des großen Oelbergs ist von Buchen umkränzt; doch steht der auf der Südseite mit Steinhaufen überschüttete Gipfel bis auf niedrigeres Gebüsch frei da; nur kostet das Erklimmen ein wenig Schweiß. Das Dach des kleinen Gasthäuschens ist zum Belvedere eingerichtet, und man genießt hier, wie auf keinem anderen Punkte des Niederrheins, der umfassendsten Fernsicht, im Norden und Osten bis zu den entlegensten Bergen des Siegener Landes und des Westerwaldes, im Süden bis zum Taunus. — Abwärts steigend, gehen wir vorüber an dem Dorfe Lahr, dann zwischen dem trachytenen Lahrberg rechts und den Scheerköpfen (1215 F.) links und nun hinauf zur Löwenburg, einer buchenbestandenen Kuppe des basaltähnlichen Dolerits mit den Resten einer Burg. Dahin brachte der zum Protestantismus übergetretene Kurfürst Gebhard Truchseß von Waldburg seine Gemahlin, die schöne Agnes von Mansfeld, unter Kriegsstürmen in Sicherheit. Vom Löwenburger Hof, wo wir uns ein wenig restauriren, steigen wir längs einem Bache, der sich unter prächtigen Buchen und Eichen durch ein enges Thal schlängelt, abwärts nach Rhöndorf zu. Ehe wir dasselbe

erreichen, schwenken wir uns rechts zur öden Wolkenburg. Von der alten Veste ist jede Spur verschwunden. Die Steinhauer treiben hier seit Jahrhunderten ihr Wesen, und in den Brüchen kommen kolossale Säulen des Trachyts zu Tage. Fortwährend wird gehauen und gesprengt. Große Blöcke werden von den Höhen hinabgerollt und in Königswinter zum Häuserbau, zu Treppenstufen, Fenster- und Thürbekleidungen verarbeitet. Der Trachyt dieser Gegend enthält oft große Krystalle von glasigem Feldspath. Endlich begrüßen wir den Drachenfels. Die Burg wurde im Anfange des 12. Jahrhunderts erbaut, und der Erzbischof Arnold I. von Köln belehnte damit 1149 das Cassiusstift in Bonn. Später tauchen als Lehnsträger des Stiftes die Burggrafen von Drachenfels auf. Der männliche Sproß derselben erlosch 1580, und das Besitzthum kam durch Heirath an das Geschlecht derer von Bassenheim. Im dreißigjährigen Kriege bemächtigten sich die Schweden der bereits verfallenen Veste. Durch den Kurfürsten von Köln und Herzog von Baiern Ferdinand wurde sie belagert, eingenommen und von Grund aus zerstört; nur der 70 Fuß hohe Thurm blieb Zeuge der untergegangenen Macht. Neuerlich hatte die Knappschaft der Steinhauer zu Königswinter den Berg mit seiner Umgebung erworben und begann nun rüstig ihr Zerstörungswerk am Fels, so daß bereits ein Theil des unterminirten alten Burggemäuers in den Abgrund gestürzt war, als die Regierung den laut erschallenden Klagen über den Verlust solcher Schönheit am Rhein ihr Ohr öffnete und die Ruine bewahrte. Ein Steinbruch lieferte seit dem 14. Jahrhundert das Material zum Dombau und heißt noch jetzt die Dom-Kaule (Kuhle). Ein dort wachsender Rothwein heißt Drachenblut. Oben steht ein Gasthaus, und man kann von unten auch bequem auf Eseln hinaufreiten. Zum Andenken an die beim Rheinübergang 1814 gefallenen Krieger ist auf blumenumpflanzter Platte eine 46 Fuß hohe gothische Spitzsäule errichtet. Die Aussicht von diesem vielbesuchten Gipfel vereinigt die mannigfaltigsten Reize. In der Tiefe wandelt der Rhein, auf seinem blinkenden Rücken Dampfer, Segel und Kähne tragend und mit weichen Liebesarmen zwei anmuthige Eiländchen umfassend, hier, wo aus dem üppig schwellenden Baum-

schmuck das züchtige Weiß des Klosters hervorschimmert, Nonnenwerth, dort Grafenwerth. Hüben und drüben die Begleitung des Vater Rheins: Berge und Rebenhügel, Fluren und Auen mit Städten, Dörfern und Meierhöfen, Burgruinen, Schlössern und Landsitzen in langer Kette. Man sieht Remagen und den Apollinarisberg Rolandseck und Godesberg, Bonn und selbst die Spitzen von Köln. Den südwestlichen Horizont schließt das Eifelgebirg mit den Ruinen Olbrück und Tomberg. Südöstlich tritt unter mehreren zum Siebengebirg zählenden Kuppen der zuckerhutförmige Hemmerich (1114 F.) hervor, der einst auch, gleich der östlich gelegenen Rosenau (999 F.), eine Burg als Zierde des Hauptes trug. Unten am Ufersaum des Siebengebirges erblicken wir die Ortschaften Rhöndorf, Honnef und Rheinbreitbach. Jeder dieser Punkte bietet die anziehendsten Ausflüge. So wandert man von Rheinbreitbach zur Haanenburg, in deren Nähe Kupfer- und Bleigruben, von Honnef nach Menzenberg, wo die Villa des Dichters Karl Simrock steht und wo der beste rothe Wein dieser Gegend wächst; in letzterem Orte bieten sich auch zum längeren Aufenthalte Pensionen dar. Für die gewöhnlichen Spaziergänge wird besonders der Bogen gerühmt, der sich zwischen Oberkassel und Limperich am Hochwald herumzieht, wo Ramersdorf mit seinem vormals der Deutschordenscomthurei gehörigen Schlosse, ferner Küdighofen, von wo man auf den Ennert steigt, und dann Bonn gegenüber der besonders im Frühling von Nachtigallen und anderen Waldmusicanten belebte Finkenberg. Dieser halbmondförmige Bogen umschließt eine recht heiter sonnige Bucht mit milder Luft, nur im Südost und Südwest geöffnet, während das Siebengebirg den Zugang der rauhen Winde absperrt. — Doch kehren wir jetzt zu unserem Drachenfels zurück, wo immer Leben von Gästen herrscht. Zumal gegen Sonnenuntergang ist's schön da oben, und wenn lustige Singvögel ihre Kehlen fleißig mit Traubensaft genetzt, dann geziemt sich's wohl, das allbekannte Rheinweinlied von Matthias Claudius erschallen zu lassen. Für solche, denen aber der Text nicht geläufig ist, wollen wir es hieher setzen.

Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher,
Und trinkt ihn fröhlich leer.
In ganz Europia, ihr Herren Zecher!
Ist solch' ein Wein nicht mehr.

Er kommt nicht her aus Hungarn, noch aus Polen,
Noch wo man Franzmännsch spricht;
Da mag Sanct Veit, der Ritter, Wein sich holen,
Wir holen ihn da nicht.

Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle;
Wie wär er sonst so gut!
Wie wär sonst so edel, wäre stille,
Und doch voll Kraft und Muth!

Er wächst nicht überall im deutschen Reiche;
Und viele Berge, hört,
Sind wie die wailand Kreter, faule Bäuche,
Und nicht der Stelle werth.

Thüringens Berge, zum Exempel, bringen
Gewächs sieht aus wie Wein;
Ist's aber nicht. Man kann dabei nicht singen,
Dabei nicht fröhlich sein.

Im Erzgebirge dürft ihr auch nicht suchen,
Wenn Ihr Wein finden wollt.
Das bringt nur Silbererz und Kobaltkuchen,
Und etwas Lausegold.

Der Blocksberg ist der lange Herr Philister,
Er macht nur Wind wie der;
Drum tanzen auch der Kukuk und sein Küster
Auf ihm die Kreuz und Quer.

Am Rhein, am Rhein, da wachsen uns're Reben;
Gesegnet sei der Rhein!
Da wachsen sie am Ufer hin und geben
Uns diesen Labewein.

So trinkt ihn denn, und laßt uns alle Wege,
Uns freun und fröhlich sein!
Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein.

Auf der südwestlichen Seite des Drachenfelsen zeigt sich das Drachenloch, von dem die Sage Folgendes meldet. Als noch

Heiden hier wohnten, nahmen sie einst im Kriege mit anderen Völkern eine schöne christliche Jungfrau gefangen. Die wurde auf den Rath der Priester für einen in der Felshöhle hausenden Drachen zum Fraße bestimmt. Schon stand sie an einem Baum gebunden, und das Ungethüm fuhr auf sie los. Da nahm sie von der Brust ein Kreuz, und vor dem Anblick desselben entsetzte sich der Drache dermaßen, daß er vom Felsen in den Abgrund stürzte und seitdem nicht mehr gesehen wurde. Das Volk aber verwunderte sich darob und nahm die Taufe an. Einer andern Sage zufolge hat der hörnerne Siegfried den bösen Lindwurm erlegt, ihn gebraten und mit seinem Fett, das zu Horn erhärtete, sich überall die Haut bestrichen, daß sie unverwundbar ward, bis auf eine Stelle zwischen den Achseln. Dahin schleuderte späterhin, als der Held sich an einem Brunnen niederbückte, ein boshafter Feind seine Lanze und versetzte ihm damit eine tödtliche Wunde. — In dem ganzen schluchtenreichen Siebengebirg ist's nach dem Glauben des Volkes nicht geheuer. Bisweilen sieht man zwischen den alten Burgen und Bergen eine und die andere abgeschiedene Seele leibhaftig spuken. In den Schluchten tappt mühselig ein Gespenst mit beschwerten Füßen, bleiernem Hut und Mantel umher. Das ist der Geist eines Wucherers aus Köln. Ein ehemaliger kurkölnischer Staatsmann, der das Volk mit Feuereifer hart drückte und plagte, geht als Feuermann umher. Ein kecker Bauer soll sogar einmal seine Pfeife an der Gluth desselben angezündet haben. Ein kölnischer Bürgermeister, der seine Stadt an den Feind verrieth, fährt, lichterloh brennend, viermal des Jahres in einem Wagen mit Feuerrädern umher. Die dampfenden Nebel der Gebirgsschluchten sind arme Seelen, die von Zeit zu Zeit aus ihrem Gefängniß im Innern der Berge herausgelassen werden; sie müssen aber immer wieder dahin zurückkehren. Aus dem Gemäuer des Drachenfelsens kommt um Mitternacht eine wunderschöne Jungfrau, besteigt einen am Fuße des Berges ihrer harrenden Wagen, der mit feurigen Rossen bespannt ist, und fährt dann, wie der Sturmwind brausend, nach Honnef zu, wo sie auf einer Wiese verschwindet, und zwar hinter einem Hause, „zur Hülle" oder „Hölle" genannt, dessen Thorweg deshalb noch

nie durch ein Thor versperrt war. Auf der Löwenburg gab es früher jene gutartigen Zwerge, welche man Heinzelmännchen nennt. Sie halfen dort fleißig den Burgleuten bei allen Geschäften, bis ein Winzer sie verscheuchte, da er ihnen Kleider machen ließ, was die Zwerge übel nahmen, weil sie ohne Lohn arbeiten wollten.

Wir steigen nun vom Drachenfels hinab nach Königswinter (2300 E.), wo der Dichter Wolfgang Müller (jetzt Arzt in Köln) geboren wurde, um von da in einem Nachen nach Plittersdorf überzusetzen und so nach dem benachbarten Godesberg (anderthalb Stunden von Bonn entfernt) zu gelangen. Der Berg ist ein runder abgestumpfter Kegel, welcher etwa 275 Fuß hoch über die umgebende Ebene aufsteigt und als der südwestlichste Absenker der unter dem Namen Vorgebirg bereits erwähnten Hochtafel angesehn werden kann. Wegen seiner isolirten, nach der Landstraße zu schroff abschüssigen Lage und wegen seines schlanken, hundert Fuß hohen Thurmes gewährt er dem Auge des Reisenden einen sich von allen Seiten scharf markirenden Gesichtspunkt. Daß der germanische Kriegsgott Wodan dort oben verehrt sei und dem Berge den Namen gegeben habe, ist eine auf schwachen Füßen stehende Vermuthung. Viel näher liegt ein „Gottesberg" (man denke an Godegisel, Godewin, d. i. Gottesgeißel, Gotteswein, und andere Verbindungen), eine Ableitung, die den alten Cult eines heidnischen Gottes keinesweges ausschließt, vielmehr weis't darauf der Umstand hin, daß die von der äußeren Burgmauer umschlossene Kapelle nach dem Erzengel Michael benannt wurde, welcher in seiner goldenen Kriegsrüstung den ritterlichen Sieg über Hölle und Teufel vorstellt. Auch wollen wir nicht übersehen, daß sich noch innerhalb des Burgringes der „Gottes"-Acker des Dorfes befindet. Der Kölner Erzbischof Dietrich ließ hier 1209 ein festes Schloß bauen. Dasselbe wurde 1583 von den Baiern im Kriege gegen Kurfürst Gebhard Truchses von Waldburg, welcher wegen des Uebertritts zum Protestantismus seiner erzbischöflichen Würde entsetzt war, erstürmt und durch Pulver gesprengt. Nur der von Quadern aufgeführte runde Thurm blieb stehen. Jetzt gehört die Ruine der Prinz-Regentin von Preußen.

Ein von Gebüsch umschatteter Weg leitet uns auf den Burgplatz. Die Grundmauern lassen noch die Größe der Burg erkennen. Wo die Pappeln an der Ringmauer stehen, befanden sich die Stallungen, und daran grenzte der Rittersaal. Auf einer Treppe ersteigt man die Plattform des Thurmes. Nordwärts sieht man links im Vordergrunde das freundliche Bonn mit seinem gestaffelten Kreuzberg, rechts am jenseitigen Ufer den lachenden Finkenberg und Ennert. In der dämmernden Ferne des Hintergrundes verliert sich der Rhein wie ein dünner blauer bis zum Kölner Dom hingezogener Faden. Im Süden und Südosten hat man die Kuppen des Siebengebirges und die Trümmer von Rolandseck, in der Mitte aber den zwischen seinen gesegneten und vielfach mit Menschenwohnungen bebauten Ufern stolz dahinfluthenden Strom. — Von dem Dorfe aus führt eine Platanen-Allee nach dem kaum vierhundert Schritt entfernten alkalisch-salinischen Mineralbrunnen Draisch. Etwa tausend Schritt nach Bonn zu steht ein gegen vierzig Fuß hohes fein gearbeitetes Steinkreuz, 1333 vom Erzbischof Walram zum Andenken an eine tragische Geschichte errichtet. Zwei ritterliche Brüder sollen nämlich dort um den Besitz eines schönen Fräuleins gekämpft und der eine den andern erstochen haben.

Die Locomotive bringt uns nach Rolandseck und Remagen. Nach Rolandseck steigt man bequem zwischen Weinbergen und Gebüsch hinauf. Dieser Basaltfels erhebt sich 340 Fuß hoch über den Wasserspiegel. Das Anschauen dieser überaus heiteren Landschaftsbilder macht einen ähnlichen Eindruck, wie das vom Godesberg; nur hat Rolandseck den Vorzug, daß es grade den Mittelpunkt aller der Herrlichkeiten einnimmt, die zwischen Remagen und Godesberg Sinn und Gemüth ergötzen. Die vormalige Burg, von deren Dasein nur noch ein Mauerbogen zeugt, wird erst im 11. Jahrhundert erwähnt und ging wahrscheinlich gegen Ende des 15. Jahrhunderts in den Kämpfen des Kölner Domkapitels mit dem entsetzten Erzbischof Ruprecht von der Pfalz unter. Die Felskuppe reicht mit ihrem Fuße bis an den Rhein, wo unten das höchst anmuthige Eiland Nonnenwerth mit den vielfensterigen Gebäuden seines vormaligen Frauenklosters (jetzt einer weiblichen Erziehungsanstalt dienend) prangt.

Die Sage hat dieses Kloster und die Burg Rolandseck mit ihren goldenen Fäden umsponnen. Während nämlich der Held und Paladin Roland mit Karl dem Großen nach Spanien gezogen war, erscholl plötzlich die Kunde, er sei in der Schlacht bei Ronceval geblieben. Seine Hildegund, darüber untröstlich, nahm den Schleier und ging in's Kloster Nonnenwerth. Roland aber genas von seinen schweren Wunden und kehrte heim. Doch welch ein Schmerz, als er seine Geliebte nicht findet! Er baut Rolandseck, und schaut nun aus seiner Zelle auf den Rhein und das Kloster, lauschend den Gesängen der frommen Schwestern, bis ihm vor bitterem Gram das Herz im Tode bricht. — Am Fuße von Rolandseck ist eine zahlreich besuchte Wasserheilanstalt eingerichtet. Auf der Hochfläche hinter Rolandseck findet sich im Basalt ein völlig abgeschlossener kraterförmiger Kessel von 60 Fuß Tiefe und wohl über 1000 Fuß Durchmesser, der Roderberg genannt. Man übersieht ihn von einem auf dem Bergkamm errichteten Thurm. Alle genannte Aussichtspunkte des diesseitigen Ufers haben zu einem Hauptgegenstande das Siebengebirge. Nie sieht das Auge sich satt an der vielgestaltigen Bildung dieser Kuppen, die sich unter einander immer wieder ergänzen; denn wo die eine sich verliert, da steigt die andere schon wieder empor. Dazu kommt die Beleuchtung, die nicht blos nach den Tages- und Jahreszeiten wechselt, sondern ein jedes vorüberziehende Wölkchen, ein jeder Sonnenstrahl verursacht einen andern Ton der Färbung. Die rosenrothe Abendgluth der Kuppen verkündet einen heiteren Tag. Erscheinen sie aber auffallend nahe und in einer Art Luftspiegelung ungewöhnlich hoch emporgehoben, so pflegt ein Platzregen oder ein Ungewitter zu folgen.

Hinter Rolandseck lassen wir am rechten Rheinufer das alte Städtchen Unkel liegen, wo ausgezeichneter Wein gewonnen wird, indem man die Stöcke zum Theil in Erdkörben zwischen den Basaltfelsen einsetzt. Die hiesigen großen Basaltbrüche lieferten unter Anderm das Material für die Festungsbauten von Köln und Deutz. Uebrigens ist Unkel berühmt wegen seiner Aussichten auf das Siebengebirge, das der rheinabwärts Fahrende am besten von Honnef aus besteigt. — Remagen (1800 E.),

in Obstbäumen und Weinbergen gelegen, ist das alte Rigomagus der Römer. Dies bestätigen aufgefundene Münzen und andere Denkmäler. Die Stadtmauern wurden 1360 aufgeführt. Die katholische Kirche zeigt den romanischen Uebergangsstil; der spätgothisch überwölbte Chor wurde 1246 eingeweiht. Die vielleicht auf eine rheinische Volkssage deutenden Reliefs am Portal des katholischen Pfarrhofes gehören wahrscheinlich dem 11. Jahrhundert an. Hart vor dem unteren Thore der Stadt erhebt sich der liebliche Apollinarisberg. Ihn ziert ein ziemlich wohl erhaltenes klosterartiges Gebäude, vormals eine Siegburger Propstei, welche da trefflichen Wein kelterte. Die alte Kirche barg das Haupt des heiligen Apollinaris, welches unzählige Wallfahrer lockte. Graf Egon von Fürstenberg erwarb den Berg und ließ in den Jahren 1839 bis 43 den Neubau einer Kirche im gothischen Stil nach dem Entwurf des Kölnischen Dombaumeisters Zwirner aufführen. Diese neue Apollinariskirche ist ein wahres Juwel der Kunst. Der Bau bildet ein griechisches Kreuz mit zwei schlanken achteckigen Thürmen an den Ecken des Chors und zwei stärkeren viereckigen an der Westseite, wo die Statuen des St. Apollinaris an der Westfaçade, des St. Franziskus und der St. Paula am Portal. Im Innern wird man überrascht durch die Pracht der Fresken: an den Südwänden das Leben der Maria (von Ittenbach und besonders sinnig die Bilder von Karl Müller), an den West- und Ostwänden des Querschiffes das Leben des St. Apollinaris (von Andreas Müller), an den Nordwänden das Leben Jesu; darunter am trefflichsten die Bilder von Deger: die Anbetung der Hirten, die Auferstehung und, von großartigster Wirkung, die Kreuzigung; außerdem ist eine Himmelskönigin hervorzuheben. Die dunkelblauen mit Sternen besäeten Deckengewölbe ahmen den Himmel nach. Das Schnitzwerk an Kanzel und Orgel rührt her vom Kölner Bildhauer Stephan. Die aus gebranntem Glase bestehenden Fenster werfen magische Lichter, und so vereinigt sich hier Alles, um Geist und Gemüth zu befriedigen. Der Garten hinter der Kirche bietet ein Landschaftsgemälde des reichsten Wechsels. — Südlich von Remagen liegt auf einer höchst fruchtbaren Küstenstrecke, „die goldene Meile“ genannt,

das schon aus der Römerzeit herrührende Sinzig, (1900 E.), an einem Bergabhange rings von Weinbergen und Obstgärten umgeben. Die Stadt hat weite öde Räume, Thürme und Höfe längs der Mauern, woraus man schließen kann, daß sie früher viel bedeutender war. Die dem Anfang des 13. Jahrhunderts angehörende zierliche Pfarrkirche, bei welcher Spitz- und Rundbogen sich mischen, bewahrt in einer Kapelle den sogenannten heiligen Vogt, einen alten Ritter von Landskron, der hier, in seinem Erbbegräbnisse beigesetzt, sich als ausgetrocknete natürliche Mumie unverwes't erhalten hat, was dem Volksglauben gemäß auf eine reine himmlische Seele hinweis't. Die Franzosen entführten den Vogt als Merkwürdigkeit nach Paris und mußten ihn 1815 zurückgeben. Man sieht hier ein Bild, welches den Kaiser Konstantin darstellt, wie ihm das bekannte Kreuz am Himmel erscheint, da Einige den Ort dieses Wunders wohl ohne hinreichende Gründe hieher versetzen. Mehr Interesse gewährt ein vortreffliches neuerlich restaurirtes Altarwerk, von dem altkölnischen Meister der Lyversbergischen Passion: in der Mitte Christus am Kreuz, auf den Flügeln die Himmelfahrt und der Tod Mariä. Dies Bild dürfte leicht noch überstrahlt werden durch ein ähnliches, von derselben Meisterhand 1463 gemalt, welches die Martinskirche der gegenüber auf dem rechten Rheinufer liegenden Stadt Linz (2700 E.) besitzt und ebenfalls restaurirt wurde. Zwei nahebei auf dem Hummels- und Kaisersberg errichtete Kreuze erinnern an die Schlachten bei Leipzig und Belle-Alliance. In der Nachbarschaft befinden sich die großen Basaltbrüche, von Dattenberg und Minderberg (1328 F.), wo man überdies einer Aussicht genießt, welche der vom Oelberg im Siebengebirge wenig nachgiebt. Der zwei Stunden nordwärts liegende Minderberg hat die Gestalt einer abgestumpften Pyramide. Sein weit geöffneter Bauch gleicht einem schwarzen Palast, dessen vier-, sechs- und achtseitige Basaltsäulen zum Theil 50 bis 60 Fuß lang zu Tage stehen und einen hellen Klang von sich geben, als wären sie aus Metall gegossen.

Zwischen Sinzig und Remagen öffnet sich das höchst romantische Ahrthal, durch welches man über Heppingen (2 St.) und Ahrweiler (1 St.) bis Altenahr eine Strecke von 5½ Stun-

den zu wandern hat. Nach Heppingen führt von Remagen aus ein abkürzender anderthalbstündiger Fußpfad über eine meistens waldbekränzte Höhe. Heppingen hat einen angenehmen Sauerbrunnen, dessen Wasser man in vielen tausend Flaschen versendet. Eine halbe Stunde von dort erhebt sich die Landskron (856 Fuß) mit den rebenumpflanzten Trümmern einer Burg, die im Anfang des 13. Jahrhunderts gegründet und 1677 von den Franzosen zerstört wurde; nur die weißschimmernde Kapelle blieb stehen. Auf dieser überall scharf abgeschnittenen, vereinzelten und deshalb weithin sichtbaren Basaltkuppe breitet sich vor den Augen ein unermeßlicher Horizont aus. Man erblickt außer den schon bekannten Punkten am Rhein im Süden die Vorder-Eifel mit der Ruine Olbrück, im Westen die bei Meckenheim auf einem einzelnen pyramidalischen Bergkegel thronende Burgruine Tomberg, welche wegen ihres stattlichen Thurmes eins der vorzüglichsten Merkzeichen der ganzen Gegend ist. Wie die Landskron am linken Ahrufer, so ragte ihr gegenüber am rechten Ufer auf dem waldbedeckten Berggipfel (1200 F.) einst eben so stattlich die schon 1371 zerstörte stolze Burg Neuenahr (Nuenar) als Stammsitz der Grafen von Are oder Hochstaden, welche im 12. und 13. Jahrhundert an beiden Ahrufern und bis über den Laacher See hinaus als mächtige und weitgebietende Herren sich finden. Die warmen Quellen des im Entstehen begriffenen Bades Neuenahr wurden erst 1855 entdeckt. Das Städtchen Ahrweiler (3000 E.) hat ein sehr lustiges Ansehn, zumal von dem Calvarienberg aus mit seinem 1678 erbauten Franziskanerkloster, welches neuerlich in eine weibliche Erziehungsanstalt verwandelt wurde. Hier, so wie bei dem nur ein Viertelstündchen entfernten Dorfe Walporzheim und bei Bodendorf gedeiht am besten das Gewächs des dunkelrothen Ahrbleichert, von dem man in guten Jahren wohl 20,000 Ohm gewinnt. Alle Berge des sehr fruchtbaren Thals, dessen größter Durchmesser etwa eine Stunde beträgt, sind von oben bis unten, wenn sie auch nur halbe Sonne haben, mit Reben bepflanzt. In der Mitte prangen Kornfelder, Gärten und Wiesen. Zwischen ihnen reihet sich auf beiden Seiten des Flusses Dorf an Dorf, Mühle an Mühle. Ahrweiler ist der Hauptort. Die oft

fleckengleichen Dörfer nebst einer Menge einzelner Weiler und Höfe sind hübsch gebaut, und das ganze untere Thal gleicht in zweistündiger Länge mit seinen vielen Obstbäumen einem fortlaufenden großen Garten.

Aus dem Schauplatz des Anmuthigen treten wir nun in die Region des Erhabenen. Hinter Walporzheim beginnt nämlich ein Felsenthor, welches nur an wenigen Stellen sich über den Durchmesser einer Viertelstunde erweitert. Eine lange dunkelschwarze Wand des Schiefergebirges starrt gegen 200 Fuß hoch, wild ausgezackt empor, jählings abfallend und selbst fürchterlich überhängend. Eine hervorragende schroffe Spitze heißt der Kuhkopf oder die bunte Kuh. Hie und da drohen die an beiden Ufern eng zusammen tretenden Felsen den Fluß einzudämmen. Zur Rechten erscheint nun das seit der französischen Revolution verfallene Fräuleinkloster Morgen- oder Marienthal in einer durch die Krümmung der Aar gebildeten Bucht, deren Seiten bis zu den höchsten Spitzen hinauf mit Rebenpflanzungen bedeckt sind. Zwischen den oft seltsam gestalteten Bergkuppen schlängelt sich die Aar vorüber an den Dörfern Dernau, Rech und Maischoß. Hinter Rech ersteigt man rechts auf einem Fußpfad durch die Weinberge (die aber zur Zeit der Lese geschlossen werden) die Ruinen der Saffenburg (794 F.) Hinter Maischoß folgt die Laacher- oder Lochmühle, wo man nöthigenfalls ein Nachtquartier findet. Zwischen Felswänden der Grauwacke gelangen wir dann bald nach Reimerzhofen. Auf einem Gipfel, der 350 Fuß über die Aar sich erhebt, winkt jetzt zur Rechten ein weißes Kreuz. Wir klimmen durch die Rebenpflanzungen auf steilen Pfaden empor und fühlen uns wunderbar ergriffen von der großartigen Naturherrlichkeit, die sich uns hier bis in die weiteste Ferne nach allen Seiten hin aufschließt. Den überaus reizenden Vordergrund bildet Altenahr, überragt von den Trümmern eines alten Schlosses. Diese Höhe (838 F. über dem Meer und 348 F. über dem Ort) ersteigen wir mühsam auf der Seite des Dorfes von einem verfallenen Thorweg aus. Der jetzige Eigenthümer hat die Steige geebnet und oben Bäume, duftige Sträuche und Blumen um die Ueberbleibsel der Veste gepflanzt. Hier genießt man abermals einer ähnlichen eigen-

thümlich schönen Umschau, wie wir sie schon bei dem Kreuze bewundern mußten: nach dem düstern Norden hin die schroffsten, rauh und wild mit Zacken bewehrten Felsenufer, 6 bis 700 Fuß jäh in die Tiefe abstürzend; nach Süden hin, wie im hellen Schein der Tag gegenüber der Nacht, ein sanfteres Gestade, fast bis an den Gipfel hinan mit Reben grün und freundlich umkleidet. Wundersam aber erscheinen zwischen diesen natürlichen Bollwerken die mannigfach verschlungenen Pfade der Aar gleich träumerischen Phantasien, welche den Schauenden so täuschen, daß er mehrere Inseln zu sehen und den Fluß drei oder viermal wieder zurücklaufend wähnt. — Die Burg Altenahr, auch schlechtweg Burg Are genannt, war ehemals, so wie Neuenahr, ein Stammsitz der Grafen von Are oder Hochstaden und wurde nach dem spanischen Erbfolgekrieg (1714) auf Befehl des damaligen Kurfürsten von Köln zerstört, eine Maßregel, welche die Pfalzgrafen von Jülich und Berg früher schon auf Saffenburg und Landskron angewandt, damit verlorene feindliche Haufen sich im Kriege nicht darin festsetzen und die Umgegend von dort aus beunruhigen möchten. — Nur ungern trennen wir uns von diesem Punkte, welcher nächst dem am Kreuz der erhabendste am ganzen Rhein ist, und gewinnen wieder die Landstraße. Diese führt zwischen Reimerzhofen und Altenahr durch einen 192 Fuß langen Tunnel, der vor einigen Decennien durch das feste Gestein gesprengt wurde.

Die Ahr entspringt an dem Markt des freundlichen Städtchens Blankenheim aus einem mächtig sprudelnden Born, und die ganze Länge ihres Laufes beträgt etwa achtzehn Stunden. Blankenheim liegt in der Eifel. Wer diese kennen lernen will, darf nicht unterlassen, die hohe Acht (2340 F.), als den höchsten weitschauenden Basaltberg dieses Landstriches, zu besteigen. Dahin gelangt man von Altenahr aus in fünf bis sechs Stunden über Dümpelfeld, wo man das Ahrthal verläßt, und Adenau. Von da aus kann man auch die stolzen Ruinen der Nürburg (2118 F.) besuchen; denn in der Eifel sind, wie am Rhein, überall Trümmer der Vorzeit ausgesäet. Das Hochland beginnt nördlich bei Gemünd an der obern Roer, von wo man allmählig hinabsteigt in die fruchtreichen Felder von Zülpich (1400 F.;

das römische Tolbiacum, wo der Frankenkönig Chlodwig 496 die Alemannen besiegte). Dann zieht es sich in einem Bogen südöstlich bis gegen das Kreisstädtchen Münster-Eifel (2000 E.) und an der oberen Ahr bis gegen Altenahr; südlich bis gegen Andernach und nun in gerader Richtung eine bis zwei Stunden vom Rhein entfernt fortlaufend bis eben so weit von der Mosel; westlich etwa eine Meile über das Flüßchen Prüm hinaus, wo am Südende der Schneeeifel die Kreisstadt Prüm (3000 E.), vormals Sitz einer berühmten gefürsteten Benedictiner-Abtei, 722 gestiftet und 1801 säcularisirt; Sterbeort des Kaisers Lothar I. († 855). — Eine eigenthümliche Merkwürdigkeit sind auf diesen phlegräischen Gefilden an den zerrissenen Bergabhängen oder auf einzelnen Kuppen die sogenannten Maare: große Teiche, als die gefüllten Kessel der nun nicht mehr thätigen Vulkane. Viele Hochflächen bestehen aus kahlen Haiden mit öden Hügeln besetzt, über welche der Wind durch das Haidekraut und die Wachholderbüsche dahinpfeift. Dagegen giebt es aber auch auf den Berghöhen äußerst anmuthige Thäler und waldbekränzte Kuppen. In den Gründen rauschen Bäche und liegen Dörfer an grünen Auen. Der Ackerbau wird in dem kalten gebirgigen Lande allerdings mühselig betrieben und gewährt oft nur kärglichen Lohn; aber dennoch lebt sich's davon und von der reichlichen Viehzucht leidlich gut. Man erzieht auf den hohen und harten Wiesen einen dauerhaften muntern Pferdeschlag. Das Rindvieh giebt treffliche Milch und Butter. Wildpret kommt allenthalben auf den Tisch. Man hat viel Rehe und Schöpse, deren Fleisch wegen der kräuterreichen Bergweiden dem der Rehe an Geschmack fast gleich kommt. Auch fehlt der Eber nicht, auf den man, so wie auf die Wölfe fleißig Jagd macht. Die frische Wald- und Bergluft erzeugt ein rüstiges Geschlecht, glücklich und zufrieden in seiner Abgeschiedenheit von den lockenden Gütern und Genüssen der großen Welt. Natürliche Schlichtheit und Gradheit, Ehrlichkeit, Gutmüthigkeit und Gastlichkeit findet man bei den meisten Bewohnern dieser einsamen Berge und Wälder. Es sind noch die Grundzüge der alten Alemannen und Franken, welche hier zur Zeit des Mittelalters in tiefer abgeschlossener Stille der Thäler zahlreiche Betkapellen und Ruhe-

stellen der Klöster, aber auf den luftigen Gipfeln eine Menge Burgen gründeten. Auch tritt der Wanderer hier vielfach auf den Spuren königlicher und kaiserlicher Fußstapfen einher. Denn von den Merowingern, von Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen wissen wir, daß sie in diesen Gegenden Hirsche und Rehe gejagt, den borstigen Eber gehetzt und die noch jetzt übelberüchtigten Ardennenwölfe verfolgt haben. Freilich gab es damals auch einen viel größeren Reichthum an Wäldern und damit an Wild und Heerden als gegenwärtig. Gar viele Höhen und Bergkämme, die vor Jahrtausenden von mächtigen Forsten bedeckt und geschirmt waren, gar viele weite Strecken neben und unter ihnen liegen jetzt entwaldet, nur umkleidet von Gestripp und schlechtem Haidekraut, in welchem kein Thier mehr Bergung und Nahrung findet, im Winter kalt und öde, im Sommer dürr und unfruchtbar; denn kein befruchtender Gewitterregen wird von den kahlen Höhen angezogen. Wie die Natur ärmer, todter und einförmiger, sind in solchen Gegenden auch die Thiere und Menschen wüster, schwächer und weniger lebenslustig geworden.

Von der hohen Acht gelangt man über Kempenich und Olbrück innerhalb acht Stunden zum Laacher See. Näher kommt man dahin von Altenahr aus durch's Kesselingthal, über den Gänsehals und die Ruine des Schlosses Olbrück, auf einem 1456 Fuß hohen Klingsteinfelsen stehend; nur der hohe viereckige weithin sichtbare Thurm ist noch erhalten. Weiterhin verfolgt man das Brohlthal über Ober- und Nieder-Zissen (wo auf dem Gipfel des 1056 Fuß hohen Bausenberges ein schöner Krater) bis etwa zwanzig Minuten vor der kleinen, mitten im Grunde auf einem Kegel thronenden Schweppenburg, wo ein Seitenthal rechts ab zum Laacher See bringt. — Wir machen es uns indeß noch bequemer, indem wir von Altenahr aus einen Eilwagen benutzen, um nach Remagen zurückzukehren und auf der Eisenbahn das Schloß Rheineck zu erreichen, welches einen waldbewachsenen Berg krönt, und jetzt Eigenthum des Ministers von Bethmann-Hollweg ist. Dieser ließ den Neubau 1832 durch den Baumeister von Lassaulx im Rundbogenstil bewerkstelligen. Von der alten gegen das Ende des 17. und 18. Jahrhunderts zerstörten und abgebrannten Burg steht nur noch ein

65 Fuß hoher viereckiger Thurm. Die ausgezeichneten Fresken der Kapelle von Steinle betreffen die acht Seligpreisungen, veranschaulicht durch eine besondere Persönlichkeit aus dem A. oder N. T., wie denn (einigermaßen gesucht) behufs Darstellung der Gerechtigkeit Mosis im gerechten Zorn über die Abgötterei seines Volkes die Gesetzestafeln zerschmettert. Außerdem findet man hier ein marmornes Crucifix von Achtermann und in einem Saale das höchst anmuthige Bild von Begas: Heinrich IV. in Canossa.

Wir wandern nun im schweizerisch lieblichen Brohlthal, durchflossen vom Brohlbach, der bei Brohl in den Rhein mündet. Die Bewohner dieses stattlichen Dorfes handeln unter Anderm mit dem Traß, einem thonigen Bimsstein-Conglomerat von grauer in's Gelbe und Braune spielender Farbe, welches auf Mühlen zu Pulver zerrieben und mit Kalk vermischt (Cementkalk) im Wasser erhärtet und daher als undurchdringlicher Mörtel zu Wasserbauten aller Art, besonders in Holland, benutzt wird. Man nennt den Traß auch Duck-, Tuff- oder Backofenstein. Das ganze Brohlthal ist von dieser einst feuerflüssigen Masse erfüllt. Die zum Theil unterirdisch betriebenen Brüche liegen auf beiden Seiten der Thalwände. Man sieht da die wunderbarsten natürlichen Spaltungen, Klüfte, Höhlen und tiefe überwölbte Gruben, während der Bach munter in Cascaden durch Wiesen, Büsche, Gärten und vorüber an Weinbergen und Mühlen fortstürzt, bis dann wieder plötzlich eine von überhängendem Gestein und Wald umdunkelte Einsamkeit beginnt. Unter solchem Wechsel gelangen wir zu der bereits erwähnten Schweppenburg und schwenken uns hinter derselben links ab in das südlich sich abzweigende Seitenthal. Bald erscheint der Antons- oder Tönstein, bei welchem es, so lange die Jahreszeit günstig ist, immer ein Gewimmel von schnatternden Weibsbildern und lärmenden Knaben giebt, um den Tönnis- oder Tönsteiner Sauerbrunnen, der wegen seiner reichlichen Kohlensäure sich besonders zur Weinmischung eignet, in Krüge zu füllen und zuzustöpseln, und Tausende derselben liegen bereits versiegelt in Reihen da. Einst gehörte dieser Tönstein mit seinen Wassern einem Karmeliterkloster, dessen Ruinen man erblickt. Beim Abend-

schein erreichen wir Wassenach, um daselbst im Laacher Hof zu übernachten. — Am andern Morgen besteigen wir zuvörderst den Veitskopf (1288 F.), der uns einen überraschenden Blick in die Eifel mit der hohen Acht, auf Schloß Olbrück mit dem Gänsehals und das ganze Rheinthal hinab und hinauf bis Ehrenbreitenstein gewährt. Dieser Kegelberg enthält einen doppelten Krater, der sich auf der Westseite öffnet und einen breiten Lavastrom erkennen läßt. Nachdem wir uns so die Frühe gewürzt, geht es unter schattigen Eichen und Buchen immer bergab, bis auf einmal der Laacher See als ein schauerlich dunkeler Waldkessel fast kreisrund sich ausbreitet. Der Durchmesser beträgt 8700 Fuß, der Umfang zwei Stunden, die Tiefe in der Mitte 177 Fuß. Es ist der größte der Kraterseen oder Maare am Rhein und in der Eifel, und reich an vortrefflichen Fischen. Die dicht umschließenden hohen Waldbäume gehören schon zum Gebiet der Wölfe und Eber; auch flüchtige Rehe springen da umher und trinken aus den blauen Fluthen, aber Hirsche sind eine Seltenheit. Am Nordufer des Sees befindet sich eine Grube, in welcher man wegen des ausströmenden kohlensauren Gases beständig Cadaver erstickter Vögel, Eichhörnchen und anderer kleinen Thier liegen sieht. Auf der dem Wasserspiegel umgebenden Umwallung bemerkt man mehrere Krater, so östlich den sogenannten Krusten-Ofen. Am südwestlichen Ende zeigt sich die fünfthürmige Kirche der einst reichen Benedictiner-Abtei Laach, eins der schönsten Denkmale des romanischen Baustils, von 1093 bis 1156 vollendet (nur der Kreuzgang an der Westseite ist später), im Aeußern schmuckvoll, im Inneren edel einfach. Die Gebäude der 1802 aufgehobenen Abtei sind in Privatbesitz übergegangen. Ein ehemaliges Gartenhaus ist zur Bewirthung eingerichtet. Die Sage weiß hier von einer Burg, die einst auf einer Felseninsel mitten in dem See gestanden haben soll. Daselbst haus'ten wilde Raubritter. Einen von ihnen trieb sein blutbeflecktes Gewissen an, seine Sünden einem an der Stelle der nachherigen Abtei wohnenden Einsiedler zu beichten. Als nun der fromme Mann eine scharfe Strafpredigt hielt, stieß der darob erzürnte Ritter ihm sein Schwert in die Brust. Doch der Fluch des Sterbenden folgte ihm nach, und alsbald zog sich

ein grauses Wetter über der Burg zusammen, welche unter Donner und Blitz in die Tiefe sank und von den empörten Wogen des Sees begraben wurde. Am östlichen Ufer stand vormals ein pfalzgräfliches Schloß, welches der Pfalzgraf von Aachen Heinrich II. mit seiner Gemahlin Adelheid, einer Tochter des Markgrafen Otto von Thüringen, bewohnte. Beide beschlossen, da ihre Ehe kinderlos war, ihr Hab und Gut zur Stiftung eines Klosters anzuwenden. Als sie nun eines Abends am Fenster ihrer Burg standen und über den stillen See hinschauten, erglänzte derselbe plötzlich von tausend hellen Lichtern, die alle einer Stelle am Ufer zuschwammen. Dort ließ Heinrich die Abtei nebst der Kirche erbauen, in welcher auch sein Grabmal zu sehen ist.

Wir pilgern nun ein Stündchen weiter südwärts nach Niedermendig, um die uralten Mühlsteinbrüche zu betrachten, deren vorzügliche Steine über ganz Europa verführt werden. Es ist ein unterirdisches, in einem mächtigen Lavastrom angelegtes Grubenfeld von einer Stunde Länge und einer halben Stunde Breite. Die Treppen gehen bis siebenzig Fuß in die Tiefe, und die Kälte der Luft erzeugt da unten selbst im Sommer Eis. Die verlassenen Grubenhallen dienen als Bierkeller. Der äußerst harte, aus einem verschlackten Basalt bestehende Stein wird nicht blos in den Mühlen, sondern auch zum Straßenpflaster, so wie zu Thür- und Fenstersimsen benutzt. Auch bei dem etwa zwei Stunden südwestlich von hier entfernten Mayen (5300 E.) an der Nette hat man dergleichen Brüche. Der Name erinnert uns an das sogenannte Maifeld und die dort gehaltenen allgemeinen Volksversammlungen, wo die neugewählten merowingischen Könige der Franken auf den Schild der Herrschaft emporgehoben wurden. In der Nähe dieser Stadt, nach der waldbekränzten Kuppe von Hohen-Simmern, versetzt die Sage den Wohnsitz des Pfalzgrafen Siegfried (um 730), welcher seine Gemahlin, die Herzogin Genoveva von Brabant, wegen Verdachtes der Untreue zum Tode verurtheilen ließ; aber der mit Vollziehung des Urtheiles beauftragte Knecht gab ihr heimlich die Freiheit, worauf sie sechs Jahre lang in einer Höhle des Waldes lebte und ihren Sohn Schmerzensreich von

einer Hirschkuh ernähren ließ, bis ihr Gemahl, der sich inzwischen von ihrer Unschuld überzeugt, sie bei einer Jagd wiederfand und auf sein Schloß zurückführte. Man kann sich lebhaft vorstellen, wie die unglückliche Frau, begleitet von der getreuen Hindin, in der Wildniß des Laacher Sees mit ihrem Knäblein Kräuter und Erdbeeren gesucht. In der Kapelle, unweit der Meierei Fraukirch (hinter Niedermendig), sollen ihre Gebeine schlummern. — Durch eine mit Wald und Feld, Gärten und Weinbergen reich gesegnete Gegend kommen wir nach dem drei Stunden entfernten, altersgrauen

Andernach (3500 E.) am Ausfluß der Nette (Nacus, Nach), daher der Name (Antunacum, d. i. Antenacum), einst Römercastell, das zur Zeit der Völkerwanderung zerstört wurde. Die fränkischen Merowinger erbauten daselbst eine Königsburg, wo auch wohl die ersten deutschen Könige, namentlich Ludwig der Deutsche, gern residirten. Unter den Karolingern war die Stadt Hauptort des Maiengaues. Im Mittelalter gehörte sie als Reichsstadt zu den mächtigsten Gliedern des rheinischen Städtebundes, wurde aber 1496 von Kurköln unterworfen und 1688 von den Franzosen eingeäschert. Damals sank das 1109 erbaute Schloß in Trümmer, die man noch jetzt neben dem Koblenzer Thore sieht. Der gewaltige Wachthurm am Nordende, unten rund und oben achteckig, ist mit meisterhafter Festigkeit von 1414 bis 1468 erbaut. Die vierthürmige spätromanische Pfarrkirche stammt in ihren Haupttheilen aus dem 12. Jahrhundert; das Südportal ist mit guter Bildhauerarbeit geschmückt. — Man treibt hier lebhaften Handel mit Brohler Traß und Mühlsteinen. Die Lage ist am Ende einer fruchtbaren, bis Koblenz ausgebreiteten Ebene und zwar innerhalb eines vom Rhein gebildeten Bogens, und das Auge kann demnach sowohl nach Norden, als nach Süden gleich weit in die Ferne schweifen. Dem von hier stromabwärts Schiffenden schauen alsbald vom rechten Ufer her die Ruinen der ehemaligen Veste Hammerstein entgegen, wo Heinrich IV. nach seinem Entkommen aus der Gefangenschaft seines entarteten Sohnes zu Ingelheim eine Zuflucht fand.

Wir fahren nun auf's rechte Ufer hinüber nach Neuwied

(7000 E.), durch Graf Friedrich von Wied-Neuwied (1643) freundlich und regelmäßig angelegt für Katholiken und Protestanten, Herrenhuter, Quäker, Mennoniten und Juden. Die herrenhutische Brüdergemeinde zählt gegen 400 Seelen, und ihre Erziehungsanstalten werden zahlreich besucht. Es herrscht hier viel Gewerb- und Kunstfleiß. Das fürstliche Schloß ist schön, und die Fasanerie, ein Gebäude im Park, enthält die naturhistorischen und ethnographischen Sammlungen, die der Prinz Maximilian vornehmlich auf seinen Reisen in Brasilien und Nordamerika zusammenbrachte. Außerdem zeigt man eine Sammlung römischer Alterthümer, die in der Umgegend ausgegraben wurden. Das zwei Stunden entfernte Sommerschloß Monrepos schimmert mit seinen weißen Mauern von grüner Waldhöhe herab weit in die Ferne. — Neuwied gegenüber ging bei dem Flecken Weißenthurm der französische General Hoche 1797 über den Rhein. Nachdem er in Wetzlar verstorben, ließ seine Gattin ihm auf einer Anhöhe dort zum Andenken eine Spitzsäule setzen, die noch heute die Stelle des Ueberganges bezeichnet.

Um nach Koblenz zu gelangen, besteigen wir das Dampfboot. Die Ebene wird auf beiden Ufern von Bergzügen umschlossen. An der Ostseite bemerken wir den Flecken Engers mit einem 1758 erbauten kurfürstlichen, jetzt königlichen Schlosse. Julius Cäsar soll hier 50 vor Chr. seinen zweiten Uebergang über den Rhein bewerkstelligt haben. In der Nähe wird der leichte Engerser Sandstein, ein Bimsstein-Conglomerat, zu viereckigen Werkstücken verarbeitet. Am Gebirgsabhang erscheinen die Reste der im dreißigjährigen Kriege zerstörten Burg Sayn. Unterhalb derselben prangt das neue Schloß des Fürsten von Sayn-Wittgenstein-Berleburg, wo eine kleine Gemäldesammlung neuerer Meister. Daneben liegt die Sayner Hütte mit bedeutender Eisengießerei. Man liefert da die feinsten Arbeiten, die selbst die Busen und Hände der Frauen zieren dürfen; aber auch grobe Geschütze werden gegossen und gebohrt. Im Sommer, namentlich zu Pfingsten, wallfahrtet man aus der Umgegend häufig nach dem benachbarten Friedrichs- oder Renneberg. — Weiterhin folgt das Städtchen Vallendar (3000 E.), dessen ausgezeichnet schöne Kirche 1839 von Lassaulx im romanischen

Stil erbaut wurde. Trefflich ist das Glasgemälde die thronende Maria, nach Heß' Entwurf von Ainmüller in München ausgeführt.

Koblenz (23,000 E.) ist aus einem Römercastell am Zusammenfluß der Mosel und des Rheins entstanden, daher der lateinische Name Confluentes. Im 12. Jahrhundert kam die Stadt unter die Hörigkeit des Erzbischofs von Trier. Bedeutung erhielt sie erst im 14. Jahrhundert als Mitglied des rheinischen Städtebundes. Im Jahre 1688 wurde sie durch ein erfolgloses Bombardement der Franzosen großentheils eingeäschert. Seit 1786 residirte hier der Kurfürst von Trier; doch schon 1794 rückten die Franzosen ein und hielten sich bis 1814. Unter der preußischen Regierung wurden die Fortificationen vermehrt. Eine Schiffbrücke führt zu der Alles beherrschenden Bergfestung Ehrenbreitenstein. Eine sehenswerthe Kirche ist St. Castor, hart an der Moselmündung. Ihre erste Gründung fällt in's Jahr 836, wo die Gebeine des heiligen Castor dahin gebracht wurden. Der jetzige 1208 geweihete Hauptbau trägt den Stempel des spätromanischen Stils in den ansprechendsten Verhältnissen. Unter den vier Thürmen treten die beiden größeren auf der Westseite, als am reinsten gehalten, hervor. Der rosenfarbene Anstrich des Innern thut der edlen Einfachheit offenbar Abbruch. Das Spitzbogengewölbe wurde erst 1498 vollendet. Das Grabmal des Erzbischofs Kuno von Falkenstein († 1388) zeigt die überlebensgroße Gestalt desselben in kräftigen Zügen und mit meisterhaften Sculpturen. Dieselbe Nische, worin der Sarkophag steht, enthält auch ein restaurirtes Wandgemälde auf Goldgrund: Christus am Kreuz, unten jener Erzbischof knieend, daneben Petrus, Maria, Johannes und Castor stehend. Man schreibt dies Bild dem Meister Wilhelm zu, obwohl die zarte Innigkeit desselben hier vermißt wird. Das Broncecrucifix des Hochaltars hat der Nürnberger Georg Schweigger 1685 modellirt. Zwei schöne Fresken hat Settegast 1849 und 52 gemalt. Das Grabmal der heiligen Riza, welche eine Tochter Ludwigs des Frommen gewesen sein soll, stammt aus neuerer Zeit, das Portal aus dem Jahre 1805. Diesem gegenüber steht der Castorbrunnen, zum Andenken an den Einzug der Franzosen in

Moskau von dem damaligen Präfecten errichtet, mit der Inschrift: „An 1812: Mémorable par la campagne contre les Russes. Sous les préfecturat de Jules Doazan.“ Der nachher einrückende russische General St. Priest ließ darunter setzen: „Vu et approuvé par nous, Commandant Russe de la ville Coblenz. Le 1. jan. 1814.“ Das an diesen Platz grenzende General-Commando bewohnten 1791 die ausgewanderten französischen Prinzen und nachmaligen Könige Ludwig XVIII. und Karl X., 1804 Napoleon mit seiner Gemahlin. Das königliche Schloß, in der hübschen Neustadt am baumbepflanzten und mit einer 60 Fuß hohen Brunnensäule gezierten Parade- oder Clemensplatz gelegen, wurde 1786 unter dem Kurfürsten von Trier Clemens August vollendet und diente im letzten Decennium dem Prinzen von Preußen zur Residenz; die unteren Räume sind dem Oberpräsidenten eingeräumt. Das Bürgerhospital besitzt in seiner Kapelle eine treffliche Himmelskönigin von Schadow, das Casino mehrere gute niederländische Bilder, darunter eine seelenvolle Madonna mit dem Kinde. Die Gymnasialbibliothek bewahrt eine Bibel vom Jahre 1281 mit Miniaturen, ein Choralbuch aus Metz und Aehnliches. Außerdem ist noch zu merken das Deutsche Ordenshaus und das 1480 erbaute Kaufhaus, vormals Rathhaus, an welchem unterhalb der Stadtuhr das Wahrzeichen der Stadt: ein bei jeder Pendelschwingung die Augen verdrehender und bei jedem Glockenschlag den Mund aufsperrender Mann. Die ehemalige erzbischöfliche Burg ist jetzt ein Fabrikgebäude. Dies, so wie der Metternicher Hof, wo der Fürst Metternich geboren wurde, befindet sich neben der 1344 erbauten steinernen Moselbrücke. Dahinter spannt die Eisenbahnbrücke seit 1858 ihre Bogen aus. Durch erstere geht ein vom Kurfürsten Clemens Wenceslaus angelegter Aquäduct, welcher die Brunnen der Stadtplätze mit Wasser versorgt. Die Stadt wird jenseits der Moselbrücke durch die Citadelle Franz auf dem Petersberg (wo der französische General Hoche ruht), diesseits durch die Citadellen Alexander und Konstantin auf dem Karthäuserberg vertheidigt. Der dortige Friedhof birgt unter Andern die sterblichen Reste des Dichters Max von Schenkendorf. Großartig macht sich im Süden das Löhr- und Mainzer

Thor. Ein Felsvorsprung auf dem Exercierplatz des Karthäuserberges „die schöne Aussicht" verdient vollkommen seinen Namen; nicht weniger wird das Auge ergötzt auf dem eine halbe Stunde südlich davon gelegenen Kuhkopf (1159 F.). Zum Behuf eines solchen Genusses lockt uns aber auch an das gewaltige Bollwerk Ehrenbreitstein, auf einem steilen Felsen, der 560 Fuß über das Meer und 365 Fuß über den Strom finster dräuend emporsteigt. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts ließ der Kurfürst von Trier Hermann die Festungsbauten anlegen; daher der frühere Name Hermannstein. Später wurden die Werke erweitert und der 280 Fuß tiefe Brunnen in den Fels gehauen. Im Jahre 1799 bezwangen die Franzosen den Platz durch Hunger und sprengten 1801 bei ihrem Abzug in Folge des Luneviller Friedens sämmtliche Werke, die erst von 1816 bis 26 unter Leitung des Generals Aster bedeutend verstärkt wieder hergestellt wurden und zwar mit einem Kostenaufwande von fünf Millionen Thaler. Es gehört dazu auch das Fort Asterstein auf der Pfaffendorfer Höhe. Das Hauptfort besteht aus zwei oder drei über einander gewölbten Batterien. Man hat hier Raum für 14,000 Mann und die großen Magazine fassen Proviant für 8000 Mann auf zehn Jahre. Behufs der Besichtigung erhält man unten am Fuße des Felsens gegen eine kleine, zu milden Zwecken bestimmte Gabe Erlaubnißkarten. Der oben umherführende Unterofficier bekommt ebenfalls eine Vergütigung. Mit wahrer Lust schwelgt man da in den Reizen dieses großartig schönen Naturgemäldes, dessen Glanz sich an dem Punkte concentrirt, wo die lotharingische Jungfrau Mosella freudeleuchtend dem Vater Rhein in die Arme eilt, der ihr Herz, Harfe und Pokal entgegenbringt. So bezeichnet man die drei ober- und unterhalb Koblenz gelegenen Inseln Ober-, Nieder- und Graswerth nach ihrer vom Ehrenbreitstein aus erscheinenden Gestalt. Am Fuße des Felsens liegt das Städtchen Thalehrenbreitstein (2200 E.) mit einem Sauerbrunnen. Der Dichter Clemens Brentano wurde hier geboren, in Koblenz der Philosoph Joseph von Görres und die liebliche Sängerin Henriette Sonntag. Göthe weilte daselbst im Sommer 1774. — Den Charakter der Bewohner, welche besonders Weinbau, Schifffahrt und Handel be-

treiben, schildert Matthias Quad von Kinkelbach in seiner „deutscher Nation Herrlichkeit" 1609 in folgender curiosen Weise: „Sie sind etwas naswitzig, eines verständigen und frommen Gemüthes und der Andacht sehr ergeben." Der Eifer für eine glänzende Carnevalsfeier hat sich in den letzten Decennien sehr abgekühlt. Im Mittelalter spielte die Moselbrücke eine Hauptrolle in Bezug auf öffentliche Festlichkeiten. Das Volk glaubte, der Erbauer Erzbischof Balduin habe einen Bund mit dem Teufel geschlossen, um das nöthige Geld für das imposante Werk zu bekommen. Zu Neujahr fand sich daselbst der Magistrat ein und verzehrte „das niederländische Käschen oder das Kaupaunenpaar, welches die Deutschherren, nebst dem Kuchen, den die Klosterfrauen von Oberwerth und einem Viertel gesottener Eier, das die Karthäuser als Geschenke jährlich schickten." Während dieser Mahlzeit durften die Rathsherren sich unter einander mit Schneebällen werfen. Am Walpurgisabend wiederholte sich die Versammlung. Dann brachten die Rathsdiener Körbe mit Maiblumen, Spieke und Thymian herbei, und die beiden Bürgermeister gingen nun auf und ab, indem sie den Jungfrauen und Frauen Sträuße austheilten. Am Prediger-Kirchweihfeste durfte die Straßenjugend auf der Brücke bis zum Dunkelwerden tanzen. Heutiges Tages ist hier und am ganzen Mittelrhein eine Hauptlust für die Jugend das Martinsfest. Dann werden am Abend auf den Bergen die Martinsfeuer angezündet, zu denen die Knaben das Holz sammeln. Auch beschenkt man sie, wie in Norddeutschland, mit Aepfeln, Birnen, Nüssen und Kastanien. Bekommen sie nichts, so singen sie Spottlieder, wie in Barmen: „Wenn jet uns nicks gewen wolln — Dann lot uns nich lange stohn — Wie möt'n noch 'n Husken wieder gohn — Un han't noch lange nich gedohn. — Mäten (Martin) is een Esel — De tuht de Koh am Pesel — He hält sie fest am Knoope — Un lött se noch wi'er loope." — In Düsseldorf und anderswo trägt Jeder der herumziehenden Schaar auf einer Stange oder an einem Bindfaden befestigt einen ausgehöhlten Kürbis, in welchem ein Lichtchen brennt. Nach allgemein herrschender Sitte schenken die Eltern ihren Kindern Buchweizenkuchen, der mit Aepfelkraut (Kraut und Pfeffer ist ein aus Birnen oder Aepfeln bereiteter Sirup)

belegt ist. Beim Verzehren desselben wird in den Häusern „über das Kerzchen gesprungen.“ Der im Zuge herumgetragene Kürbis mit seinem Lichtchen wird nämlich mitten in die Stube gesetzt und alle Anwesenden, Junge und Alte, springen nun mehrmals hinter einander unter den heitersten Scherzen und Singsang über die Flamme. Außerdem fehlt auch hier nirgends in den wohlhabenderen Familienkreisen die fette, mit Aepfeln und Kastanien gefüllte Gans.

Unterhalb Koblenz liegt auf dem linken Rheinufer Neuendorf, dessen Bewohner früher ihre hauptsächlichste Beschäftigung auf den Holzflößen fanden. Man begegnet wohl auch jetzt noch dergleichen, auf denen einige bretterne Hütten stehen, als Asyl für die Besatzung. Aber früher und namentlich im Anfange dieses Jahrhunderts, betrieb man diese Art des Holztransportes in bei weitem großartigeren Verhältnissen. Damals berechnete man das dazu erforderliche Capital für den einzelnen Großhändler auf mindestens 300,000 Thaler, nämlich 100,000 Thaler im Walde, 100,000 Thaler im Wasser bis nach Holland und 100,000 Thaler für die übrigen darauf zu verwendenden Kosten. Das Material liefert der Schwarzwald, Franken, Nassau, die Mosel und Saar. J. G. Lang, der die Fahrt auf einem solchen Flosse mitmachte, spricht sich darüber folgendermaaßen aus:

„Es sind die Riesen unter unseren Fahrzeugen. Man denke sich eine schwimmende Holzinsel von ungefähr 1000 Fuß Länge und 90 Fuß Breite, in deren Mitte 10 bis 13 geräumige Hütten, von Brettern zusammengefügt, angebracht sind, worauf ein mittelmäßiges Dorf Platz haben könnte und die von 4 bis 500 Ruderknechten und Arbeitern bewohnt wird. Ein solches Hauptfloß ist eine aus verschiedenen kleineren beigeschwemmten Flößen oder sogenannten Böcken zusammengesetzte Maschine, die theils zu Mannheim, theils zu Mainz ihre erste Entstehung erhält und unter Koblenz, nachdem die gefährliche Fahrt bei Bingen überstanden und die Mosel hinzugekommen ist, oder bei Andernach, zuweilen auch noch weiter hinunter, durch eine verhältnißmäßige

Fügung zu ihrer gehörigen Vollkommenheit gelangt. Nachdem der Boden angelegt und die übrigen Tannen oder Eichen (denn nur dies Holz wird ausgeführt) darauf befestigt sind, geht es an Fertigung der Brücke, auf welcher das Tau- oder Seilwerk liegt, an den Aufbau der Knecht- und Proviantshütten, der Küchen- und Herrenhütten, zwischen welchen noch hin und wieder das Floß mit Stückholz bezogen wird. Wenn nun solchergestalt das Floß dreimal, einschließlich des Bodens, beladen ist, so werden die Streichen (Steuerruder) eingelegt und die Steuerstühle aufgestellt. — Das Hauptfloß bekommt später noch, nachdem es angemessen bis zu einem Tiefgang von sechs bis acht Fuß belastet ist, die Kniee und Anhänge. Die Kniee sind besondere Flöße, die mit dem Hauptfloß mittelst einer jungen Eiche zusammenhängen, jedoch so, daß dazwischen ein Raum von sechs bis acht Fuß bleibt, damit jedes Knie in Gestalt eines Fischschwanzes von einer Seite zur andern frei hin und her spielen könne. Die bewegliche Schwanzform der zwei, drei, zuweilen auch vier an einander hängenden Kniee giebt nämlich dem Flosse die beliebige Richtung. Das nächstfolgende Knie ist immer etwas breiter als das vorhergehende bis auf das letzte, auf welchem sich die Streichen befinden und welches das Ende des ganzen Schwanzes ausmacht. Die Anhänge werden sowohl dem Hauptflosse als den Knieen auf beiden Seiten angefügt und dienen zum vorsorglichen Schutze bei einem etwaigen Anstoß oder einer Strandung. — Schon drei Tage vor unserer Abfahrt nahm ich mein Quartier auf dem Hauptfloß bei Andernach, und am Morgen der Abfahrt selbst weckte mich ein ungewöhnlicher Lärm. Ufer und Floß wimmelten von geschäftigen Menschen. Ein Theil derselben begab sich an die Streichen, ein anderer in die begleitenden Nachen; die Meisterknechte, als befehlshabende Officiere bewaffnet mit großen Hakstangen, so wie der Steuermann und seine Steuerknechte nahmen ihre verschiedenen Posten ein. Kurz, es herrschte ein Tumult, als wollte man mit einer kleinen Armee in's Feld ziehen. Darauf ward es ein wenig stiller. Der Obermeisterknecht, ein ehrwürdiger Greis von ungefähr siebenzig Jahren, aber noch gesund und rüstig, hielt Musterung und eine bündige Anrede an das Volk, worin er die accordirten

Löhnungen noch einmal auseinandersetzte und zu guter Mannszucht ermahnte. Nach Beendigung dieser Rede riefen Mehrere das Wort „überall!" aus. Nun eilte das Volk mit einer Menge Zuber, „Päcke" genannt, zur Küche, wo dieselben mit Fleischbrühe und Dürrgemüse (Erbsen, Bohnen, Linsen) angefüllt wurden. Außerdem erhielt ein Jeder noch in der Proviantkammer Käse und Brot. Nur die Meisterknechte aßen in ihren Hütten an Tischen, die übrigen setzten sich zu je sieben auf den ersten besten Balken um eine Schüssel oder einen Zuber herum und verzehrten mittelst hölzerner Löffel ihre Suppe nebst der Beigabe. Dazu zapfte man Bier darein nach Herzenslust. Während dem zogen schwarze Gewitterwolken am Horizont herauf. Der Donner rollte in der Ferne, und ein heftiger Wind erhob sich. Das gab wieder eine Scene! Alles rannte auf einmal in größter Verwirrung hiehin und dorthin; Schäumen und Klatschen der aufgeregten Wogen, Geschrei des Volkes, das die zum Theil schon gelichteten Anker wieder auswarf, Geheul des Sturmwindes. Ein Platzregen stürzte nieder; jedoch nach einer halben Stunde hellte sich der Himmel, und so wurde dennoch der Aufbruch beschlossen. Ich stieg mit dem Steuermann auf eine der beiden Kanzeln, von wo aus man das ganze Floß bequem übersehen konnte. Nachdem Jeder seinen Posten eingenommen, theils bei den Streichen, theils in den begleitenden Nachen, theils am Lande beim Lichten der Anker, hieß es: „Betet überall!" Darauf entblößten Alle ihre Häupter und baten Gott um eine glückliche Reise. Endlich erscholl der Ruf: „Auf überall!" Das Floß bewegte sich, kam los und trieb ab, wie ein von reißender Wasserfluth gewaltsam fortgespültes Dorf. — Eins der angenehmsten Zwischenfälle war die Zusammenkunft mit den Zollbeamten bei Leutesdorf, Linz und Bonn. Nachdem die Herren nämlich eine lange Unterhandlung gepflogen behufs richtiger Abschätzung der Ladung und man die Zahlungen in Gold- und Silbermünzen abgemacht, wurde das Zeichen zur Tafel gegeben, die in einem geräumigen Saale der Herrenhütte mit den leckersten Speisen zugerichtet da stand. Wir ließen es uns dann auf's trefflichste schmecken, und nicht allein Rhein- und Moselsäfte, sondern auch der schäumende Champagner und der schimmernde Burgunder

thaten ihre Dienste, um Alles fröhlich zu machen und Witz und Laune in vollen Fluß zu bringen."

Sechszehntes Kapitel.

Das Dampfboot rauscht, und wir schwimmen die Mosel hinauf. Das vormalige Bette derselben bezeichnet gleich anfangs eine Niederung, das Rauenthal. Zuerst kommt links, in Obstbäume gehüllt, Moselweis, ein Vergnügungsort der Koblenzer, dann gegenüber, eben so, das schon im 10. Jahrhundert genannte Güls, dessen Kirschen selbst bis Holland gehen. Dahinter folgt der Marktflecken Winningen, wo man viel Wein baut, der in sogenannten „Miseräbelchen" oder kleinen Schöppen dargereicht wird. Die Einwohner bekannten sich im 16. Jahrhundert zu Luthers Lehre. Daher tragen die Mädchen noch heute das pfälzer Häubchen, während man bei diesen sonst von Kochem bis Koblenz kleine goldgestickte Mützen mit einem silbernen oder vergoldeten Pfeil im Haar trägt. Die Frauen haben Kappen von weißem Zeuge mit gestickten Blumen und vielen bunten, hinten hernieder hängenden Bändern. Bei Kobern führt ein steiler Pfad zur Oberburg hinauf, wo die interessante Taufkapelle des heiligen Matthias aus dem 13. Jahrhundert: ein Sechseck von 25 Fuß Durchmesser, in dessen Mitte ein kleineres überwölbtes Sechseck durch sechs Hauptsäulen gebildet wird, deren jede von vier kleineren umgeben ist. Die Höhen sind mit Reben bepflanzt, und die Landschaft gewinnt von jetzt ab an romantischer Abwechselung. So erscheint bei Gondorf das Nordufer mit einem Schlosse (dem alten Stammsitz der Grafen von der Leyen) und düsteren Felsen, das gegenüberstehende aber mit lichtem Grün umkleidet. Weiterhin lehnt sich der Flecken Alken an einen Berg, der die Ruinen der Burg Thurant trägt. Diese wurde 1197 vom Pfalzgraf Heinrich erbaut, 1246 bis 48 durch die Erzbischöfe von Köln und Trier belagert und eingenommen. In dieser Zeit hatten die Belagerer 3000 Fuder oder 72,000 Anker Wein ausgetrunken, die man am Fuße des Berges auf-

geschichtet hatte. Bei Brodenbach präsentirt sich höchst imponirend die Ehrenburg, einst ein gewaltiger stolzer Hort. Auf Hatzenport folgt der Bischofstein, ein zerfallenes erzbischöfliches Schloß, dessen dunkelen Wartthurm ein weißschimmernder Kalkgürtel umzieht. Der Sage nach hat einst Erzbischof Johann von Trier eine Anzahl gefangener Raubritter in ihren schwarzen Rüstungen zum warnenden Exempel auf dem weißen Grunde aufhängen lassen.

Bei Moselkern mündet die aus der Eifel kommende Elz, durch deren vielfach gewundenes Thal eine einstündige Wanderung nach dem malerisch auf steilem Kegel (930 F.) gelegenen Schloß Elz bringt: ein wohlerhaltener Rittersitz, der mit seinen Thürmen, Erkern und Zinnen, mit seiner Zugbrücke und der dunkelen Thorwölbung noch ganz das Gepräge längst verschwundener mittelalteriger Zeiten an sich trägt, was einem unter Ludwig XIV. dienenden Obersten von der Elz zu danken ist, während die Truppen dieses Königs Alles umher in Flammen aufgehen ließen. Die Burg kommt schon 1160 vor. Aus dem heldenmüthigen Geschlechte der Besitzer ragen hervor: Georg als oberster Marschall von Preußen und Deutschordenscomthur zu Mainz und im Elsaß, Jakob und Philipp Karl als Kurfürsten von Trier und von Mainz. Die Sage meldet, daß einst ein Fräulein von Elz die Rüstung ihres abwesenden Bruders angelegt und sich auf's Roß geworfen, um einem nächtlichen Ueberfall zu begegnen; jedoch eine tödtliche Kugel habe ihre Brust durchbohrt. Das gegenüber auf einem Felsvorsprung hervorragende Trutzelz ist ein Werk des Erzbischofs Balduin, um in einer lange dauernden Fehde den Trotz der Ritter von Elz zu bändigen (1336).

Bei dem alten Karden predigte im 4. Jahrhundert gemeinschaftlich mit Lubentius der heilige Castor, dessen Gebeine aus der hiesigen Stiftskirche 836 nach der St. Castorkirche zu Koblenz gebracht wurden. Oberhalb Karden erblickt man die Schwanenkirche der Maria, gegründet von einem Ritter, welcher während der Kreuzzüge in die Gefangenschaft der Heiden gerieth und nach inbrünstigem Gebet zur heiligen Jungfrau im Schlafe von einem Schwan über Land und Meer an jene Stelle getragen

wurde, wie der Traum ihn solches gelehrt. Ringsumher stehen viele Kapellen und Kreuze. Dunkelbraune Felsmassen beengen hier den Fuß, und die Landschaft hat den Charakter des Ernsten. Damit harmonirt auch der Flecken Treis mit seinen alterthümlichen Häusern und zwei Burgen. Die größere, die erzbischöfliche Wildenburg, markirt sich weithin durch einen gewaltigen Thurm. Auf der fast gänzlich verschwundenen Burg des Dorfes Clotten verweilte gern die polnische Königin Richezza oder Rixa, eine Tochter des Pfalzgrafen bei Rhein und Mutter des nachherigen polnischen Königs Kasimir I., für den sie eine Zeit lang die vormundschaftliche Regierung in Polen führte, dann aber mit ihrem minderjährigen Sohne nach Deutschland fliehen mußte. Ihre Gebeine ruhen im Kölner Dom († 1060). Drei Stunden von Clotten befinden sich die Brüche von Müllenbach, welche die trefflichsten Dachschiefersteine liefern. — Im Endertbachthal ragt auf steilem Fels die Ruine des Schlosses Winneburg, den Grafen von Metternich-Wunnenberg-Beilstein gehörig. Der mächtige Schloßthurm blieb allein übrig aus der Zerstörung, womit die Franzosen 1689 diesen Grafensitz und Kochem heimsuchten. Der Sage nach konnte der Erbauer, ein aus Palästina zurückgekehrter Kreuzritter, den Bau der hohen Warte nicht zu Stande bringen. In der Verzweiflung rief er den Höllenfürsten an, der ihm seine Hülfe versprach, wenn Jener seine einzige Tochter lebendig im Fundamente einmauere. Der Stolz ließ den Bauherrn nach langem Kampfe dies schwere Opfer bringen, und der Teufel gelobte nun, daß die Warte so lange als die Erde stehen solle. Aber oft hört man in den Mauern Klagetöne, und zur mitternächtigen Stunde zeigt sich die weiße Gestalt der Jungfrau auf den Zinnen und breitet die Hände über das wildschöne Thal aus.

Die schon 876 existirende, eng und finster gebaute Stadt Kochem (3000 E.), in einem fruchtbaren Thalkessel gelegen, erfreut sich eines lebhaften Verkehrs und großer Wohlhabenheit. Die Alterthumssammlung des Kreisphysikus Dr. Comes enthält unter Anderm den Giftbecher des Albertus Magnus, der, über Nacht mit Wasser gefüllt, eine gewaltsame Bewegung des Magens nach oben, mit Wein gefüllt, eine solche nach unten

bewirkte. Die „Kochemer Stückchen“ sind den Schöppenstädtern, Schildaern und anderen Streichen verwandt. In dem Kapuzinerkloster, das auf einer Anhöhe steht, lebte der durch seine Erbauungsschriften bekannte Pater Martin von Kochem. Die Erzbischöfe von Trier residirten oft auf der Burg. Diese gehörte vormals den Pfalzgrafen von Aachen. Einer derselben, Heinrich der Tolle, hatte durch einen Sturz in der Jugend am Verstande gelitten. Nun kehrte er eines Tages auf seine Burg heim, nachdem er unglücklich in einer Fehde gekämpft. Des Abends saß er schmeichelnd und liebkosend neben seiner Gattin Mathilde, als er plötzlich in einem Anfalle der Raserei eine Streitaxt ergriff und sie zu Boden schlug. Dann hieb er ihr das blondgelockte Haupt ab und trat blutbefleckt vor seine Kriegsknechte, die ihn banden, und er wurde nachher bis an seinen Tod in den Gewahrsam eines Klosters gebracht.

Das Städtchen Beilstein hat auch sein von den Franzosen 1668 zerstörtes Schloß. Der viereckige Wartthurm desselben gewährt einen hohen Standpunkt, um die Gegend zu überschauen, die von hier ab alle Reize des vielfach gekrümmten Moselthales in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit enthüllt. Bald fesselt uns eine blumige Insel, ein Rebenberg oder ein Fruchtgefilde, bald ist es eine Einsiedelei, eine Kapelle, ein epheubekleideter Kirchthurm oder es sind Dörfer, Burghöfe, Ruinen und schroffe Schieferfelsen, welche den Fluß oft so einschließen, daß man glauben möchte, er verliere sich in den Kessel eines Bergsees. Neef liegt in der anmuthigsten Partie der Untermosel. An die Peterskapelle des Ortes knüpft sich eine liebliche Sage. Früher stand nämlich die Kirche des Ortes unten im Thal. Als diese baufällig geworden, begann man die Materialien zu einem Neubau zu beschaffen. Aber des andern Morgens lagen Holz und Steine auf der Höhe. Ausgestellte Wachtposten sahen nun, wie vom gestirnten Himmel weißgekleidete Engel zur Erde niederschwebten und die Baumaterialien nach der Kuppe trugen. Darin erkannte man einen göttlichen Fingerzeig, die Kapelle an der Stelle zu errichten, wo sie noch heute steht.

Bei Alf, wo hoch oben die Trümmer der erzbischöflichen Burg Arras und am Fuß derselben ein großes Eisenwalzwerk,

verlassen wir das Dampfboot und wandern etwa zwei Stunden weit nach dem zahlreich besuchten Badeort Bertrich, dessen heiße Schwefelquellen von 25¾° R. sich besonders heilsam gegen Nervenleiden, Gicht, Drüsengeschwülste und Hautkrankheiten erweisen. Das Thal ist von belaubten Bergen umschlossen. Die benachbarte Käsegrotte bildet ein 12 bis 15 Fuß hohes und fast eben so langes Gewölbe, dessen Seitenwände aus auf einandergesetzten Basaltsäulen in Form von holländischen Käsen bestehen. Dicht dabei fließt der Isbach, welcher über einen Felsabhang 50 Fuß tief hinabstürzt. Ein Stündchen nordwärts in der Richtung nach Lutzerath zu bringt uns dann auf die Falkenlei (1276 F.). Das ist ein halbkugelförmiger, oben mit Schlackenasche bedeckter Lavafels. Auf der schroff gegen 160 Fuß tief abfallenden Südostseite befinden sich Spalten, Gänge und Höhlen, die mit gelbrothen Flechten und Moosen überkleidet sind, und die man theilweis zu einer Einsiedelei benutzt hat. — Sehr interessant, besonders in geognostischer Hinsicht, ist von Bertrich aus ein weiterer, nordwestwärts gerichteter Ausflug in die vulkanische Vorder-Eifel mit ihren Kraterseen (Maaren) und Schlackenbergen. Die Tour geht dann über Strohn, Gillenfeld und Daun nach Gerolstein und von da über Manderscheid und Wittlich nach Uerzen. Bei Strohn im Alfthal findet sich der Wartesberg (1498 F.), bei Gillenfeld das kreisförmige, von bewaldeten Bergen gar reizend umgebene, etwa eine Stunde im Umfang haltende und 330 Fuß tiefe Pulvermaar, wo am Südende der Römersberg (1468 F.). Eine Meile weiter liegen auf dem Wege nach Daun südwestlich und westlich von dem Dorfe Mehren die drei Kraterseen: das Schalkenmehrer, Weinfelder und Gemünder Maar; bei letzterem der weitschauende Mäuseberg (1735 F.). Bei dem Marktflecken Daun ist die ehemalige Reichsveste Daun Stammsitz des bekannten östreichischen Marschalls. Ein dreistündiger Weg bringt von da nach Pelm, überragt von dem prächtigen Thurm der zertrümmerten Kasselburg, in's malerische, von Kalksteinwänden eingeschlossene Thal der Kyll, wo unzählige Versteinerungen von Meeresproducten. Bei Gerolstein befindet sich die Pfaffenkeule, ein kleiner Basaltkrater, und nordwestlich am Fuße eines Lavakegels

der Nerother Eiskeller: eine 14 Fuß tiefe Höhle, in welcher während des Winters warme Dämpfe aufsteigen, zur Sommerzeit aber sich Schnee und Eis bildet. — Die Umgegend von Manderscheid gehört zu den anziehendsten und schönsten der ganzen Eifel. Glanzpunkte derselben sind die beiden prächtigen, auf Schieferfelsen am Thal der Lieser sich einander gegenüber stehenden Schlösser der ehemaligen Grafen von Manderscheid; außerdem der eine Stunde westwärts entfernte, dreigipfelige Mosenberg (1626 F.), wo die Grauwacke von Basalt durchbrochen ist und wo ein mächtiger aus dem südlichen der vier Krater ergossener Lavastrom noch deutlich zu erkennen ist; endlich das eine halbe Stunde nördlich davon gelegene Meerfelder Maar, etwa halb so groß wie der Laacher See, aber größtentheils in Wiesengrund verwandelt. Die Kreisstadt Wittlich (3000 E.), an der Lieser im Mittelpunkt einer üppig fruchtbaren Ebene gelegen, bewahrt großartige, aber noch nicht gehörig untersuchte Reste römischer Alterthümer. Die Schnellpost bringt den Reisenden von hier in vier Stunden nach Trier.

Wir wenden uns von Bertrich zurück nach Alf, und steigen empor zur Ruine Marienburg, einem alten Schlosse, das 1157 in ein Augustinerkloster verwandelt wurde. Die herrliche Aussicht belohnt uns reichlich für die Mühe des Steigens, während wir zugleich den weiten Bogen abschneiden, den das Dampfboot macht, indem es vorüberfährt an der schon im 12. Jahrhundert erwähnten, neuerlich durch eine Feuersbrunst verwüsteten Kreisstadt Zell (2300 E.) mit ihrem altersgrauen Wartthurm. — Von Pünderich ab setzen wir die Wasserfahrt auf dem Dampfboot fort. Am rechten Ufer erblicken wir hoch oben das Dorf Starkenburg, in dessen Burg um die Mitte des 14. Jahrhunderts die schöne verwittwete Gräfin Laurette von Sponheim den Erzbischof Balduin von Trier († 1353) lange Zeit schmachten ließ. Dieser wollte nämlich auf ihrem Gebiet zu Birkenfeld eine Veste gründen. Er wurde daher von ihren Mannen, während er auf der Mosel herabfuhr, überfallen und gefangen und kam nicht eher los, als bis er ein schweres Lösegeld gezahlt. Bei dem Marktflecken Traben stand auf der Bergfläche einst die 1686 von Ludwig XIV. erbaute und 1697

in Folge des Ryswijker Friedens geschleifte Festung Montroyal, von wo aus die Franzosen die Umwohner durch Plünderung und Brandschatzung bedrängten. Der Ort selbst existirte schon zur Zeit Ludwig's des Frommen. Von hier ab bis hinauf nach Thron reifen die köstlichsten Trauben der Obermosel, unter denen besonders die von Cröff, Erden, Uerzig, Zeltingen, Wehlen, Graach, Berncastel, Braunenberg und Pisport hervorleuchten. — Das alte, sehr betriebsame Trarbach (1600 E.) wird überragt von den Ruinen der Gräfinburg, welche die erwähnte Gräfin Laurette aus dem Lösegeld des Erzbischofs Balduin erbaute. Ringsum wechseln sehr anmuthige Weinberge und groteske Felsbildungen, Wälder und fruchtbare Thalgründe. Eine Tour von Dreiviertelstunden bringt nach dem vielbesprochenen Wellstein. Dieser besteht aus mehreren 18 Fuß hohen Granitblöcken, die zusammenstehend eine natürliche Höhle bilden, in welcher man einen druidischen Opferplatz oder nach der Volksmeinung die Grabkammer eines heidnischen Helden oder Königs entdecken will.

Von Trarbach gelangen wir auf dem Landweg, über einen prachtvolle Blicke bis zum Hundsrück gewährenden Berg wandernd, in einer Stunde nach Berncastel, während das Dampfboot drei bis vier (zu Thal anderthalb bis zwei) Stunden gebraucht wegen einer bedeutenden Krümmung der Mosel, deren gewundener Lauf im Ganzen von Koblenz bis Trier grade das Doppelte der directen Entfernung durchmacht. Der zu Thal Fahrende, welcher die Vordereifel besuchen will, verläßt das Dampfboot bei dem Dorfe Uerzig, dessen im 17. Jahrhundert erbaute Kirche eine schöne Kreuzigung vom Maler Stauden bewahrt. Unterhalb des Dorfes wurde 1066 der auf Anstiften des Grafen Theodorich gefangene heilige Kuno, Bischof von Trier, von dem zackigen mit einem Thurm überbauten Felsen, der Michelsberg, hinabgestürzt. Theodorich, den die vermeintlich in ihren Rechten gekränkten Trierer zu der Unthat angestachelt hatten, nahm später, von Gewissensbissen gefoltert, das Kreuz, und sein Schiff ward unterwegs von den sturmempörten Meereswogen verschlungen. — Die Weine von Zeltingen und dem gegenüber liegenden Wehlen waren von jeher durch hier unvergleichliche Lieblichkeit berühmt. Auch Kurfürst Phi-

lipp von Trier hatte, wie man sich erzählt, davon und namentlich von den trefflichen Reben des Josephs- oder Martinshofes gehört. Er beschloß daher, das Kloster zu inspiciren, um bei dieser Gelegenheit den Nektar zu probiren. Der Abt tischte auf, was Küche und Keller bot, ohne jedoch sein Mutterfäßchen anzuzapfen. Dem Kurfürsten mundete der Wein so gut, daß er darüber das Inspiciren gänzlich vergaß, und beim Abschied drückte er dem Abte vergnügt die Hand, indem er ihn zu gleicher Bewirthung nach Trier einlud. „Aber,“ fügte er hinzu, „solch ein Weinchen kann ich Euch freilich nicht vorsetzen, Herr Abt!“ Dieser erwiederte lächelnd: „Habt Dank, Herr Kurfürst! Wenn Ihr noch einmal zur Inspection kommt und diese der Gemeinde statt dem Keller gilt, so sollt Ihr Wehlener trinken. Bis jetzt habt Ihr noch keinen Tropfen davon gekostet!“

Graach rühmt sich ebenfalls seiner Trauben und Berncastel (2300 E.) hat besonders seinen „Doctor“, der einst einen kranken Bischof und nach ihm viele andere Patienten curirte. Das enge und düster gebaute Städtchen mit der Ruine des Schlosses Landshut, ist sehr alt und führt einen Bär im Wappen. Eine Beziehung zu Dietrich von Bern und der Heldensage ist nicht unwahrscheinlich. In dem Mühlbache fand man 1827 ein 3⅞ Loth schweres Stück Waschgold. Von hier führt eine Landstraße nach dem Hundsrück, der mit plateauartigem Charakter und 1300 Fuß mittlerer Seehöhe sich zwischen der Mosel und Nahe ausbreitet. Er ist als Ausläufer der Vogesen zu betrachten, und dahin zieht sich von seinen Höhen eine lange Kette von Wällen und Steinringen, an welche sich mancherlei Sagen knüpfen. — Berncastel gegenüber liegt Cues, Geburtsort des gelehrten Cardinals Nicolaus Cusanus († 1464), der in die tiefsten Geheimnisse der göttlichen und menschlichen Dinge eingeweiht war und unter Anderm auch schon lange vor Galilei die Bewegung der Erde um die Sonne behauptete. Dem von ihm gestifteten Hospital zu Cues vermachte er seine Bibliothek nebst manchen seltenen Handschriften. — Bei Mühlheim beginnt das Gebiet der ehemaligen Grafschaft Veldenz mit dem gleichnamigen Städtchen, in dessen Umgebung das Wildromantische dem Lieblich-Idyllischen die Hand reicht. Es folgen dann die

weinberühmten Punkte: der Braunen- und Ohligsberg, Emmel und Pisport. In dem als Noviomagus schon den Römern bekannten Neumagen stand eine Burg Konstantins, der auch hier auf dem Bergesgipfel die Erscheinung des Kreuzes am Himmel gehabt haben soll. Die Sage meldet ferner, daß in demselben Berg ein deutscher König (vielleicht ein alter germanischer Gott) mit seinem Heere versunken ist. Im Innern sitzt er, wie Friedrich Rothbart im Kyffhäuser, schlafend an einem steinernen Tisch. Ist sein Bart dreimal um den Tisch gewachsen, so wacht er mit seinem Heere wieder auf, kommt am Zweibeckerhof bei Neumagen an das Tages Licht und besiegt die Türken. Darnach erscheint der Antichrist und die Welt geht unter. Das auf einer Halbinsel hervortretende Dorf Trittenheim ist Geburtsort des gelehrten wegen seiner Kenntnisse in der Sternkunde und natürlichen Magie zuweilen als Zauberer verschrienen Abtes von Sponheim Johannes Trithemius († 1516 zu Würzburg). Riol ist das Rigodulum des Tacitus, wo 70 n. Chr. der römische Feldherr Cerealis die Trevirer, welche die Schilderhebung des Batavers Civilis eifrig unterstützten, bekämpfte und ihren Anführer Valentinus gefangen nahm. Die beiden Thürme bei Schweich gelten der Fähranstalt an der Trier-Koblenzer Landstraße und sind vom Kurfürsten Clemens Wenceslaus erbaut. Unterhalb Ehrang, welches schon 973 als Yrank vorkommt, mündet die Kyll. An ihrem Ufer liegt, umgeben von üppigen Wiesen, Baumgruppen und Felspartien, die oft von den Trierern besuchte Ruine Ramstein. Weiter hinauf zeigt man in dem Pfarrdorfe Auw das Bild dreier Jungfrauen, die dort, durch Verfolger bedrängt, von einem Fels in's Wasser sprangen und wunderbar gerettet wurden. Diese durch ein Kreuz verewigte Sage weis't vielleicht auf drei von den heidnischen Ardennenbewohnern verehrte Mütter hin. Die Kyll hat gute Fische, wie schon der römische Dichter Ausonius rühmt. Pfalzel (Palatiolum) verdankt seinen Namen einem Palaste der fränkischen Könige. Adela, die Tochter des Frankenkönigs Dagobert II., stiftete daselbst 655 ein Frauenkloster, das Erzbischof Poppo im 11. Jahrhundert aufhob, weil eine der Nonnen, Medea genannt, dem Erzbischof ein zauberisches Kleid gewirkt, eine andere Nonne

aber den Satan so herzlich bemitleidete, daß sie Gott unaufhörlich um die Begnadigung desselben anflehte. Sie mußte deshalb mit dem Feuertode büßen. — Wir stehen nun vor den Thoren des thurmreichen Trier.

Das altberühmte Trier (22,000 E.), die Augusta Trevirorum der Römer, liegt im Thal zwischen zwei rebenbepflanzten Bergreihen am rechten Moselufer. Es war dies die Hauptstadt der Trevirer, eines keltischen, durch treffliche Reiterei ausgezeichneten Volksstammes, den Cäser 56 v. Chr. unterwarf. Die Römer hatten in dieser Hauptstadt ihrer Provinz Belgica prima einen wohlbefestigten Waffenplatz gegen die Deutschen, und mehrere römische Kaiser residirten hier. Unter Konstantin dem Großen wurde das Kreuz aufgepflanzt, und der erste Bischof datirt vom Jahre 328. Der römische Dichter Ausonius († 392), der Erzieher des nachmaligen Kaisers Gratian, welcher ihn zum Consul von Gallien erhob, besang die damals blühende Stadt in seinem großen Gedicht „Mosella." Nach den Verwüstungen durch Hunnen und Vandalen bemächtigten sich die Franken derselben 463. Karl der Große begründete in ihren Mauern eine große Musikschule. Sie gehörte später zu Austrasien (so nannte man den östlichen Theil des fränkischen Reiches mit der Hauptstadt Rheims), und mehrere austrasische Könige, als Siegbert, Chlotar und Dagobert, hielten daselbst ihr Hoflager. Nach dem Vertrage von Verdun kam sie 843 an Lothringen, und wurde 882 schrecklich durch die Normannen verwüstet. Kaiser Heinrich I. vereinigte sie bleibend mit Deutschland. Unter den Erzbischöfen und Kurfürsten gelangte sie zu großer Blüthe, welche aber unter dem Wüthen des dreißigjährigen Krieges furchtbar mitgenommen wurde. Der letzte Kurfürst Clemens Wenzeslaus verlegte seine Residenz von hier 1786 nach Koblenz. Im Jahre 1794 kam Trier an Frankreich, 1815 an Preußen, und ist Sitz einer Regierung.

Die Stadt bildet ein längliches, auf zwei Seiten von Promenaden umgebenes Viereck, welches im Süden auch zahlreiche große, einst ohne Zweifel von Wohnungen eingenommene,

Gärten umfaßt. Neben breiten und regelmäßigen Straßen findet man viele enge krumme Gassen. Der Hauptmarkt, geschmückt mit den Statuen der Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Wahrheit, zeigt in seinen gothisch verzierten Häusern noch ganz das Gepräge des Mittelalters. Als ältestes Wohnhaus gilt das auf der Simeonsstraße stehende „Zu den drei Königen," um 1200 errichtet. Das interessanteste Gebäude der Art aber ist der Gasthof „Zum rothen Hause," vormals Rathhaus und aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammend. Ueber seinem Thorbogen prangt die stolze Inschrift: Ante Romam Treviris stetit annis mille trecentis. Als das älteste kirchliche Gebäude diesseits der Alpen tritt uns der Dom entgegen, wichtig für die Geschichte der Kunst, sofern er alle Baustile bis in's 18. Jahrhundert repräsentirt. Ursprünglich war es eine von der Kaiserin Helena gegründete und 328 eingeweihte römische Basilika von quadratem Grundriß, im Osten mit einer halbrunden Absis (Altarnische). Im Innern standen vier durch Rundbogen verbundene Granitsäulen. Als eine derselben zusammenbrach, ließ Erzbischof Poppo im 11. Jahrhundert an der Stelle derselben einen starken Pfeiler setzen und auch die andern Säulen verstärken, außerdem aber wurde das Gebäude nach Westen hin bis zu dem heutigen halbrunden Chor verlängert und an diese Seiter mit viereckigen Thürmen und zwei runden Eckthürmen versehen. Am Ende des 12. Jahrhunderts machte man aus der römischen Absis ein längeres Chor mit einer Krypta und führte am Ostende der Seitenschiffe zwei Thürme auf; an die Stelle der flachen inneren Holzdecken kam ein Spitzbogen-Gewölbe. Die im Osten angebaute sechseckige Schatzkammer zeugt von dem überladenem Geschmack des ablaufenden 17. Jahrhunderts. Nach einem Feuer wurden endlich die östlichen Thürme 1717 erhöht und behelmt. Der aus romanischen und gothischen Formen zusammengesetzte große Kreuzgang mit seiner Kapelle rührt her aus dem Anfang des 13., die daran stoßende Sacristei aus dem 15. Jahrhundert. Beachtung verdienen unter den Sculpturen des Doms besonders die erhaben gearbeiteten romanischen Apostel- und Heiligengestalten in den Nischen am Ostende der Seitenschiffe, so wie die restaurirten Monumente der Erzbischöfe von Greifenklau († 1536)

und von Metzenhausen († 1540). Die Steinreliefs an der Kanzel, aus dem Jahre 1527, stellen die acht Seligkeiten und das jüngste Gericht vor. Am Aufgang zum Hochaltar stehen die Statuen von Konstantin dem Großen und der Helena. Unter dem Hochaltar bewahrt man den nahtlosen Rock Christi, zu dem 1844 über eine Million Menschen wallfahrteten. Die Einführung desselben in Trier zeigt eine berühmte Elfenbeintafel in der Schatzkammer. Der Sage nach half der Teufel bei der Aufführung des Doms, da der Baumeister ihm vorgespiegelt, es solle ein Spiel- und Trinkhaus werden und die Altäre seien Spieltische. Als aber jener den Betrug bei der Einweihung merkte, schleuderte er zornig den letzten noch fehlenden Stein nach dem Gebäude, der als Wahrzeichen noch davor liegt. Unmittelbar an den Dom grenzt die Liebfrauenkirche, die älteste gothische in Deutschland, von 1227 bis gegen 1244 entstanden. Das untere Stockwerk stellt sich von außen dar als ein von zwölf Nischen gebildeter Rundbau, das obere als griechisches Kreuz. Im Innern stehen ganz eigenthümlich acht runde Säulen mitten zwischen gothischen Bündelpfeilern. Außerdem sind vorzüglich beachtenswerth die Portale mit ihren Sculpturen. Der heilige Sebastian in der Kapelle links am Hochaltar wird Guido Reni zugeschrieben. Nicht weit von hier erhebt sich die aus den besten römischen Ziegeln erbaute Basilika, neuerlich zu einer evangelischen Kirche ausgebaut und 1856 dem Erlöser geweiht. Höchst wahrscheinlich war es ursprünglich ein für den öffentlichen Gerichtsverkehr bestimmtes römisches Bauwerk in Gestalt eines schmalen einschiffigen Rechteckes. Dazu gehört noch die etwa 180 Fuß lange Westseite und im Norden die 60 Fuß breite halbrunde Nische oder das ehemalige Tribunal. Diese Nische hat zwei Reihen rundbogiger Fenster über einander. Sie wird durch einen großen Schwibbogen vom Hauptraume getrennt, und war einst mit einer flachen Holzdecke versehen; eben so auch wohl das übrige Innere, während man jetzt durch das freie Gebälk bis zu dem 100 Fuß hohen Dach emporschaut. — Die durch hohen Thurm sich markirende Hauptpfarrkirche zu St. Gangolph enthält an ihrer hinteren Chorwand schöne Fresken von Lasinsky. Dieser Maler lebt hier, eben so Heysinger, und

bei dieser Gelegenheit sei zugleich erwähnt, daß die Maler Draeger, Wyttenbach, Ruben und Ramboux hier geboren wurden. — In der Dreifaltigkeitskirche ruht Friedrich von Spee († 1635), Dichter der „Trutznachtigall“. Die Handschrift dieses Gedichtes befindet sich in der Stadtbibliothek, welche aus 96,000 Bänden besteht. Unter den vielen, mit Miniaturen gezierten Handschriften von Evangelien, Episteln, Homilien und Breviarien strahlt am meisten hervor die goldene Evangelienhandschrift (Codex aureus) mit den ältesten Miniaturgemälden in Deutschland, so genannt, weil die Buchstaben mit Goldtinte auf Pergament geschrieben sind. Merkwürdig machen sich die Evangelisten mit ihren Symbolen. Diesen Codex soll Ada, eine (vielleicht nur geistliche) Schwester Karls des Großen, haben fertigen lassen. Der spätere (1499) gothisch verzierte Deckel mit silberner und zum Theil goldener Einfassung enthält in erhabener Arbeit an den Ecken vier Heilige und außerdem die Köpfe der Evangelisten, welche eine in der Mitte befindliche große Onyx-Kamee umgeben, worin zwei Adler und die Köpfe einer römischen Kaiserfamilie ziemlich roh aus spätrömischer Zeit eingeschnitten sind. Unter den Incunabeln (frühesten Drucken) befindet sich die erste Ausgabe der Gutenberg'schen „Biblia latina“ (Mainz 1450 bis 55). Endlich ist noch zu erwähnen ein 8½ Fuß hohes Modell der Igeler Denksäule. Die Stadtbibliothek ist aufgestellt im Gebäude des Gymnasiums, welches an die Stelle der 1472 gestifteten und 1797 aufgehobenen Universität getreten ist. Eben daselbst findet man im Museum Sammlungen von Alterthümern und Münzen, so wie von naturhistorischen Gegenständen, namentlich den interessanten Versteinerungen aus der Eifel, den Saarbrücker Kohlengruben und dem Hochwald. Römische Alterthümer sind auch durch die 1802 gestiftete Gesellschaft für nützliche Forschungen aufgestellt in dem östlichen Chorbau der Porta nigra. Dies „schwarze Thor“ ist der wahrscheinlich in die erste Zeit der Merowinger, also in den Anfang des 6. Jahrhunderts, fallende Bau eines nach römischem Muster aufgeführten Thorcastells. Zwei nach außen halbrund vorspringende Thürme von vier Geschossen, deren einer 94 Fuß hoch ist, bilden die imposanten Flügel des eigentlichen

in der Mitte befindlichen Thores von nur drei Geschossen und 70 Fuß Höhe, welches unten zwei hohe flach gewölbte Durchgänge, darüber aber zwei Reihen Fensteröffnungen hat, die in gleicher Linie um die Geschosse der Thürme fortlaufen. Das Material besteht aus den regelmäßig auf einander geschichteten cyklopischen Blöcken eines dunkelgrauen Sandsteins, die ohne Mörtel und innerlich wohl durch Eisenklammern verbunden sind. Die Hand der Natur hat als Ornament Blumen und Kräuter, die aus den Fugen sprossen, hinzugefügt. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts verwandelte man das Gebäude in eine christliche Kirche des heiligen Simeon, und dazu kam nachher der erwähnte spätromanische Chorbau. So blieb das Ganze bis 1817, wo das Thor in seiner ursprünglichen Gestalt wieder hergestellt und dem Verkehr geöffnet wurde. Das Volk nennt es die „Teufelskirche." Der Teufel hatte nämlich versprochen, die Simeonskirche mit dem Schlage zwölf in der Weihnacht zu vollenden und noch dazu die Thorflügel vom Kölner Capitol herbei zu schaffen, wenn er die Seele dessen, der zuerst seine Andacht in der Kirche verrichte, bekäme. Als er nun in der heiligen Nacht mit den Thorflügeln durch die Luft fuhr, trat ihm auf seiner Reise die Mutter Maria in schöner Gestalt und mit so süßen Reden entgegen, daß er, dadurch aufgehalten, die rechte Zeit versäumte und in der Wuth die ehernen Thorflügel durch das Dach schleuderte, das einstürzte.

Die Umgebungen der Stadt kennen zu lernen, wandern wir jetzt durch die im Norden gelegene Porta nigra auf die Paulin-Vorstadt zu. Die 1754 eingeweihte Kirche derselben enthält an den Decken treffliche Fresken vom Augsburger Ch. Th. Scheffler. Sie betreffen die Geschichte der Trierer Märtyrer, deren Gebeine hier ruhen. Der Präfect Rictiovarus, der sie hinrichten ließ, wandert jetzt vielfach um Mitternacht durch die Stadt, indem er bald als Riesenochs durch die Fenster schaut, bald als Männchen im grauen Hut und Mantel die Nachtschwärmer schreckt. In der ehemaligen unweit der Paulinskirche gelegenen Benedictiner-Abtei St. Maximin, jetzt Caserne, logirte 1473 Karl der Kühne von Burgund, da er hier eine Zusammenkunft mit Kaiser Friedrich III. hatte. Der Herzog gab

dem Kaiser hier ein von verschwenderischer Ueppigkeit strotzendes Mahl, und bei dem Hochamt in der Kirche, die zu beiden Seiten mit den kostbarsten gestickten Teppichen behangen war, starrte der Altar von dem schimmernden Glanz der daselbst aufgestellten silbernen und goldenen Apostelstatuen und der mit kostbaren Juwelen gezierten Kreuze. Ueber dem goldenen Tabernakel ragte eine goldene mit Perlen besetzte Lilie hervor, an welcher sich einer von den Nägeln Christi und ein Stück von seinem Kreuze befand und an deren Spitze ein großer Diamant funkelte, dessen Werth man über 200,000 Goldgulden schätzte. Der Herzog selbst trug über dem vergoldeten Küraß ein Mäntelchen von purem getriebenen Golde mit Perlen, Diamanten, Rubinen, Smaragden und anderen köstlichen Steinen, das von Einigen auf 80,000, von Andern auf 200,000 Ducaten geschätzt wurde. Seine Kürassiere, Reisige und Schützen gingen gleichermaßen geschmückt in Sammet, Damast und Seide. Den Kaiser verletzte diese ungeheure Pracht so, daß er plötzlich abreis'te. Aber zu derselben Zeit hatte doch des Kaisers damals vierzehnjähriger Sohn Maximilian des Herzogs Tochter Maria kennen gelernt, und er vermählte sich nach dem Tode des letzteren mit dieser einzigen Erbin der reichen burgundischen Länder. — Wir begeben uns nun nach dem „Franzenknöppchen." Das ist ein aus einer Bergfläche emporsteigender Hügel, der so nach Franz von Sickingen benannt wurde, weil dieser in einer Fehde gegen den Erzbischof von hier aus 1522 die Stadt beschoß. Bei Aufhebung der Belagerung soll jeder Mann seines Heeres den Hut mit Erde gefüllt und so den Hügel aufgeworfen haben. Im Innern desselben hat man römisches Gemäuer entdeckt. Zur Zeit der Hexenverfolgungen, wo innerhalb weniger Jahre im Erzstift über 6000 Menschen durch's Schwert hingerichtet wurden oder den Feuertod erleiden mußten, galt Franzenknöppchen als Hexentanzplatz. Man genießt von hier des herrlichsten Blickes über das ganze Thal von Trier mit der zusammengedrängten Fülle seiner landschaftlichen Reize. Wir steigen nun hinab zum Amphitheater, welches eine kesselförmige Vertiefung des Marx- oder Marcusberges einnimmt, aber sehr verwachsen und vergraben ist, so daß sich darnach über die Ausdehnung dieses römischen

Bauwerkes wenig bestimmen ließe, wenn uns nicht eine Zeichnung zu Hülfe käme. Es bildet ein in den Schieferfels gehauenes Oval von 225 Fuß Länge und 156 Fuß Breite. Die sieben Fuß hohe Umfassungsmauer ist äußerst solide aus Kalkstein aufgeführt. Die an diese ringsum sich anschließenden Gewölbe dienten zur Aufbewahrung der wilden Thiere. Von solchen ließ hier Konstantin der Große (306) Tausende gefangener Franken, und (313) gefangener Bructerer zerreißen. Die um den Kampfplatz (Arena) aufsteigenden Reihensitze konnten 57,000 Menschen fassen. Die Sage versetzt in eins der Gewölbe, den Kaskeller, ein goldenes Kalb sammt vielen, von einem Drachen behüteten Schätzen. Daneben befindet sich ein Wasserbehälter, an dessen Rand zur Dreimondzeit allnächtlich ein weißgekleidetes wunderschönes Frauenzimmer sitzt, ihrer Erlösung harrend, ob Jemand sie in's Wasser hinabstoßen werde. Es war die Gattin des Baumeisters, der das Amphitheater baute und mit seinem Sclaven gewettet hatte, er wolle eher damit fertig werden, als dieser mit einer aus dem Ruwerbache in's Amphitheater zu führenden Wasserleitung. Nach Vollendung derselben floß das Wasser nicht. Der Sclave, welcher mit der Frau seines Herrn ein geheimes Einverständniß hatte, fragte sie um Rath. Diese erforschte von ihrem Manne die hindernde Ursache, und nach Beseitigung derselben floß am andern Morgen das Wasser. Der Baumeister aber, sich betrogen sehend, schleppte seine Frau mit ihren Schätzen auf die Zinne des Amphitheaters und stürzte sich mit ihr in die Tiefe. Einst wagte sich ein muthiger Ritter in den Kaskeller und kam erst nach einigen Stunden wieder zum Vorschein. Dieser berichtete, daß der ganze Keller von verschiedenen Gängen durchkreuzt werde, die in einer geräumigen Halle zusammentreffen, wo über einem Brunnen auf hohem Sitz eine Frau mit einem goldenen Schlüssel im Munde sich zeige. Als er hinzugetreten, ihr den Schlüssel abzunehmen, habe sie ihn so grauenerregend angeblickt, daß er voll Entsetzen geflohen sei. — In der Nähe des Amphitheaters steht Recking's vielbesuchte Villa. Ein erhöhter Punkt gewährt eine Rundsicht, die hier wiederum anders, als auf dem Franzenknöppchen sich gestaltet. „Gegen Süden Heiligkreuz mit seinen Obstgärten und Landhäusern; dahinter

waldgekrönte Höhen nach der Saar hinziehend und dort mit den Moselbergen in eine dunkle Masse verschwimmend; im Grunde Löwenbrücken aus Pappeln und Nußbäumen hervorblickend. Vor uns Trier mit seinen blauen Schieferdächern und zahlreichen Kirchen, darunter der rothe Ziegelbau der Basilika. Gegenüber der Marxberg mit seiner Einsiedlerkapelle und dem Metzgerkreuz. Weiter nordwärts das Wettendorfshäuschen, der Schneidershof, das Weißhäuschen, darunter die weißen Häuser von Pallien, die wie Schwalbennester an den rothen Sandsteinfelsen kleben. Von Weißhäuschen abwärts ziehen sich die Höhen nach Biewer und Pfalzel und überblicken die Felshöhle, in welcher der Tradition zufolge der heilige Hieronymus als Einsiedler lebte. Der rothe Sandstein wechselt fortwährend mit mannigfach schattirtem Grün, wodurch die Gegend etwas Wildromantisches erhält, während auf dem rechten Moselufer mehr idyllischer Charakter vorherrscht." So malt uns Nicolaus Hocker diese Aussicht. — Der Olewigberg soll nach dem Oele genannt sein, das der heilige Eucharius bei der Taufe der heidnischen Trierer in den Bach schüttete. Nach dem Dorfe Olewig führte der Reformator Kaspar Olevianus seinen Namen, der 1559 durch seine Predigten ganz Trier in Aufruhr brachte. Höchst angenehm ist ein Spaziergang durch das Dorf, wo man in der Nähe der Hungerburg den Bach überschreitet und dann am Fuße der Weinberge zwischen den Wiesen und dem Mühlgraben heimkehrt. An dem Bache zeigt sich zuweilen eine weiße Jungfrau, die ein blutbeflecktes Tuch wäscht, was vielleicht, wie bei Rügens Stubbenkammer, auf einen Raubmord hinweis't. „Dieser Pfad hat in den Schatten des Abends einen eigenen Reiz, namentlich wenn die Beleuchtung häufig wechselt und so die Scenerie immer neu und überraschend wirkt. In der Ferne klappert geschwätzig eine Mühle, das Glöckchen tönt vom Thurm der Kapelle, der Bach rieselt und plätschert an den überhängenden Weiden, zuweilen fliegt ein aufgeschreckter Vogel über den Weg vor dem Wanderer, der einsam durch die Abendruhe hinschreitet und den Lärm des Tages vergißt, bis ihn an der Brücke wieder die Klänge der Musik von Recking's Villa her aus seinen stillen Träumen wecken." — Wir wenden uns nach dem ehemaligen Benedictinerkloster St.

Mattheis. Hier stand sonst das Steinbild einer heidnischen Göttin, das in's Trier'sche Museum kam. Die prächtige Kirche ist eine 1148 geweihte Pfeilerbasilika, die ursprünglich im Mittelschiff eine flache Holzdecke hatte, während die schmalen Seitenschiffe gewölbt waren. Am Anfang des 16. Jahrhunderts wurden das Hauptgewölbe, der Chor und der Thurm in der Mitte der Westseite (dieser mit Nachahmung des romanischen Stils) gebaut. Das Dachwerk brannte 1783 ab und wurde auf den Thürmen durch ein flaches Dach mit Steinvasen und Figuren ersetzt. Nach der geräumigen Krypta wird am Ende des Mai fleißig gewallfahrtet. Der geschmackvolle, mit Edelsteinen geschmückte Reliquienbehälter verdient besondere Beachtung. Bei dieser Kirche hat man altchristliche Gräber entdeckt, deren Skelette mitunter den silbernen Fährgroschen noch im Munde trugen. Im nahen Klosterwald entspringt ein Sauerbrunnen. Ringsum wechseln Wälder, Wiesen, Weiher und Weinberge mit reichen Feldern und Fruchtbäumen.

Um nach dem anderthalb Stunden von Trier entfernten Igel zu gelangen, überschreiten wir die 630 (n. A. 690) Fuß lange und auf acht Bogen ruhende Moselbrücke, welche man für ein Werk der Römer hält. Die Pfeiler bestehen aus blauem Kalkstein und Lavablöcken, der obere Theil aus rothem Sandstein. Letzterer nebst dem zweiten und siebenten Pfeiler wurde 1689 von den Franzosen gesprengt, Alles aber nach zwei bis drei Decennien wieder hergestellt. Ein schuldbelasteter Ritter Arnulf zog einst im Büßergewande über die Brücke und warf seinen Ring in die Fluthen, indem er Gott bat, ihm dereinst zum Zeichen seiner Begnadignng das Kleinod wiederzugeben. Als ihn nun die Trierer wegen seiner Frömmigkeit zum Bischof gewählt, brachte ein Fischer ihm einen großen Fisch zum Geschenk. In diesem fand der Koch den Ring, und die Freude darüber tödtete augenblicklich den Bischof. — Mitten im Dorf steht die berühmte Igeler Säule in thurmähnlicher Obeliskenform, 74 Fuß hoch, an zwei Seiten 15 Fuß, an den beiden andern 12 Fuß breit, aus grau röthlichen Sandsteinquadern errichtet und mit den vier Seiten nach den Himmelsgegenden gewandt. Das wohlerhaltene, aus spätrömischer Zeit herrührende

Grabmonument ist mit Basreliefs geschmückt. Die Inschrift besagt, daß solches zwei Männer des Geschlechtes der Secundiner, welche hier vielleicht eine Villa besaßen, ihren verstorbenen Verwandten, vielleicht auch sich selbst schon bei Lebezeiten setzten. Im Hauptfelde reichen sich ein paar neun Fuß hohe Gestalten die Hände zum Abschied, um die Trennung durch den Tod anzudeuten. Die übrigen bezeichnen unter steter Hindeutung auf das Jenseits „das gewerbliche Leben in den verschiedenen Momenten seiner Entwickelung, die verschiedenen Stoffe und Kräfte, welche die Welt bilden und welche sich dem Leben des Menschen zur freien Benutzung darbieten", wie Göthe bemerkt. Früher stand auf der Kugel der Spitze ein Adler. Die Vorsprünge an den Ecken trugen vormals wahrscheinlich Statuen. — Bei dem benachbarten Dorfe Euren sprudelt der Helenabrunnen, einst durch den Stab der Mutter Konstantins entstanden, als sie in der Mittagsgluth, hier lustwandelnd, einen brennenden Durst empfand. Der Weg von hier nach der Stadt war in früheren Jahren ein Lieblingsspaziergang der beiden Dichter Duller und von Sallet, die zu Trier längere Zeit in freundschaftlichem Verkehr lebten. —

Auf dem Marcusberge bei Trier wurde vormals ein eigenthümliches Volksfest gefeiert. Nachdem man nämlich am Donnerstag vor den Fasten auf dem Berge neben dem Kreuz eine Eiche mit einem Rade aufgestellt hatte, versammelten sich auf dem Kornmarkte die beiden Zünfte der Metzger und Weber, wohlbewaffnet und schön gekleidet, erstere zu Roß, die letzteren zu Fuß. Unter dem Läuten der sämmtlichen Kirchenglocken zog man, umwogt von Volkshaufen, nach der Moselbrücke, wo die Weber als Besatzung zurückblieben; die Metzger aber begleiteten das Volk bis zum Marxberge, wo dasselbe die Eiche fällte, das Rad anzündete und beide in das Thal nach der Mosel zu rollen ließ. Die Reiter feuerten auf das flammende Rad, und wenn solches in die Mosel rollte, bekamen sie vom Erzbischof ein Fuder Wein. Darauf ging der Zug der beiden Zünfte in die Stadt zurück, wo die Abteien und Reichen begrüßt wurden, die Jedem einen Becher mit Wein schenkten. Zum Beschluß hielt man einen dreimaligen Umzug durch die Weberstraße und Hintergasse, wo

bei dem jedesmaligen Vorbeiziehen vor dem Kronenpütz, den ein bebänderter nnd bekränzter Lorbeer- oder Citronenbaum schmückte, der Reiterführer einen gereimten Spruch hersagte, einen silbernen Becher mit Weißwein leerte und jeder Reiter mit seiner Waffe feuerte. Endlich gaben die Weber den Metzgern einen Schmaus. — In Saarhölzbach an der Saar rollte man früher am Sonntag vor Fastnacht ein mit Stroh umwickeltes brennendes Rad von dem Funkenberge. Eben so werden in Wittlich, sonst auch in Münstereifel, am Vorabende des Michaelis- und Johannisfestes brennende Räder von den Bergen gerollt. Es ist dies eine altdeutsche Sonnenfeier, da das flammende Rad die Sonne bedeutet, welche um Fastnacht wärmer wird und um Johannis von ihrem Gipfelpunkt herabsteigt. Der Brauch wurde 1779, später auch die Martinsfeuer durch eine kurfürstliche Verordnung abgeschafft. Im Uebrigen giebt es nichts mehr von eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen in Trier und der Umgegend.

Für die Landbewohner des Moselthales ist alljährlich die lustigste Zeit die der Weinlese. Selbst wenn diese nur unbedeutend zu werden verspricht, so erheischt es doch die alt hergebrachte Sitte, dabei zu jubeln, zu schießen, sich zu necken und Freunde zu tractiren. Dann ziehen aus den Dörfern ganze Gesellschaften von Winzern, Männern, Weibern und Kindern mit Körben auf den Rücken und dem Winzermesser in der Hand. In ihrer Mitte wird zuweilen ein Pferde- oder Ochsengespann getrieben, das auf dem knarrenden Wagen die Kufe schleppen muß, in welcher die Trauben getreten werden. Die Leute selbst fühlen sich nun als Familie einmal fröhlich bei einander, während sonst der Winzer im Frühling und Sommer einsam auf seinem Weinberge thätig sein muß. Auch ist die Arbeit der Weinlese die leichteste im Gegensatze zu der vorangegangenen und eröffnet endlich nach langem Harren die Aussicht auf Gewinn und Lohn für die vielfachen Mühseligkeiten, welche der Weinbau im ganzen Jahre mit sich bringt. Denn die Bergabhänge sind hier viel höher, als an irgend einem anderen deutschen Flusse. Da gehen Stufen über Stufen, Terrassen über Terrassen hinaus. Selbst die höchsten Spitzen bieten noch Reben

dar und erscheinen wie Himmelstische, auf denen schöne Trauben vorgelegt sind. Die Bergpfade, welche zu diesen hochgelegenen Terrassen hinaufführen, erfordern oft über eine Stunde mühsamen Aufsteigens. Wenn man bedenkt, daß Erde und Dünger, worin die Stöcke wachsen sollen, so hoch hinauf geschafft werden müssen, so erscheint Einem die Kühnheit dieser Weingärtner wahrhaft großartig. Sie legen die Wurzeln ihrer Rebenstöcke auf Felsenspitzen, auf denen es nur dem Adler bestimmt zu sein schien, seine Eier in's Nest zu legen. Sie trotzen da dem unwirthbaren Gestein noch süße, goldene Früchte ab, wo die Natur kaum für Heidelbeeren, Schlehdornen und anderes Gestripp ein Plätzchen bereitet zu haben scheint. Aber in dem Weinbau concentrirt sich hier auch alle Thätigkeit und aller Gewinn. Man sagt, daß es einzelne Dörfer giebt, die in guten Jahren 6 bis 12,000 Ohm Wein erzeugen, und das ganze Moselthal von Trier bis Koblenz soll bei reichlichem Ausfall gegen 600,000 Ohm Wein liefern. Kornfelder besitzen die Moselaner fast gar nicht. Ihre Wiesen und ihr Vieh haben sie nur des Weinbaus wegen. Diese Gegend von Trier bis Koblenz bildet einen Landstreifen, der in grader Entfernung etwa dreizehn Meilen lang und im Durchschnitt von der einen Thaluferhöhe zur anderen, so weit zu beiden Seiten der Weinbau geht, etwa eine Meile breit ist. Auf diesem Streifen durchschneidet die Mosel das rheinische Schiefergebirge in der Quere, und eben dadurch werden, wie bei dem Laufe aller in Querthälern gehenden Flüsse, ihre vielfach gewundenen Krümmungen bedingt, so daß es oft scheint, als wolle sie, wie eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, in entgegengesetzter Richtung zu ihrer Quelle zurückfließen. Aber die meisten dieser Krümmungen sind nur kurz, und im Allgemeinen behauptet der Fluß seine nordöstliche Richtung. Sein Lauf erscheint daher wie ein vielgewundenes Band. Vermittelst dieser Krümmungen schneidet er aus dem Festlandkörper eine Menge Halbinseln von sehr mannigfaltigen Figuren heraus, die sich zum Theil als sehr lange, meistens breitköpfige Landzungen darstellen. Auf der inneren Seite dieser Krümmungen ist die Woge gewöhnlich mit voller Gewalt gegen die hindernd entgegenstehenden Felsen gestürzt und hat sie angenagt. Dadurch wurde das Bette

hier tief ausgehöhlt und die Thalwände sind schroff und steil abgeschliffen, während die gegenüber liegende Halbinsel, von welcher der Fluß sich zurückzog, niedriger und flacher und mit dem fruchtbarsten Schlammboden bedeckt ist. Daher die so reizenden Gegensätze der beiden Uferseiten: auf der einen hohe Felsgelände, von oben bis unten mit dunkler Buschwaldung bekleidet oder mit zahllosen Weingärten besetzt; auf der anderen Seite flachere Halbinseln mit grünem Wiesenbesatz und weidendem Vieh, mit kleinen Aeckern, Flecken und Dörfern. Mit diesen Krümmungen hängen aber auch die wirthschaftlichen Verhältnisse auf's innigste zusammen. Hätte die Mosel einen völlig gradlinigen Lauf, so würde das linke Ufer durchweg nach Südosten und also der Sonne zugewendet, das rechte dagegen durchweg nach Nordwesten gerichtet und von der Sonne abgekehrt sein. Dann würde man aber auch den Hauptanbau, namentlich den Weinbau, im ganzen Thale nur an jener linken oder Sonnenseite finden. Der ganze Anbau würde sich einförmig darstellen. Wald-, Wiesen-, Ackerbau und Viehzucht auf der einen Seite; Garten-, Gemüse-, Obst- und Weinbau auf der anderen Seite. Die vielfachen Krümmungen bewirken nun aber eine äußerst mannigfaltige Stellung der Ufergelände zur Sonne, was von dem entschiedensten Einfluß auf das Gedeihen der Reben ist. Ganz dem Süden zugekehrte Abhänge erzeugen die vorzüglichsten Weine. Andere Felsenwände, die mehr nach Südosten und Osten oder nach Südwesten und Westen gerichtet sind, erzeugen die mittleren Sorten. Die dem Süden ganz abgekehrten Gehänge sind dem Weinbau unzugänglich und viel mit niedrigem Eichengebüsch bewachsen, welches die Moselaner, wie die Hundsrückbewohner, schälen, um die Rinde an die Lohgerber zu verhandeln, und manche Dörfer lösen jährlich 20 bis 30,000 Thaler aus ihren Rodehecken. Aber auch diese nach Norden gerichteten Busenabschnitte befinden sich bald auf der linken, bald auf der rechten Seiten des Flusses. Daher kommt es, daß die dunkelen Rodeheckengelände überall in kurzen Zwischenräumen mit den lachenden Weinrebenpartien abwechseln. In der Regel liegt einem schroffen Ufer ein flacheres und niedrigeres gegenüber. Auf diesem sind die Wiesen und Aecker, Häuser und Dörfer,

auf jenem die Weingärten. Die Leute haben daher gewöhnlich ihre Wohnungen auf der einen Seite des Flusses und ihre Weinberge oder Rodehecken auf der anderen. Daraus ist eine außerordentliche Verwebung der Besitzthümer auf beiden Seiten des Flusses entstanden. Es giebt fast kein einziges Gut, dessen Grundbesitz nicht von der Mosel gleichsam in Stücke zerschnitten würde. Die Moselbewohner haben demnach bei der Weinlese und bei allen ihren Weinbergsarbeiten auch der Schiffe nöthig, und es entsteht eine Mannigfaltigkeit des Treibens und der Thätigkeit auf dem Wasser, wie man solche auf anderen Flüssen nicht leicht wahrnimmt.

Die Landstraße von Trier nach Luxemburg geht über Igel und zieht sich durch's Thal der Mosel, in welche der Grenzfluß zwischen Preußen und dem Großherzogthum Luxemburg die Saur oder Sure mündet, bis zu der schon 1152 gegründeten luxemburgischen Stadt Grevenmachern, wo man viel Wein, jedoch von geringer Qualität, baut. Dann geht es bergauf, bergab, hin und wieder durch Waldung, bis man von einer Anhöhe herab die deutsche Bundesfestung Luxemburg (12,500 E.) in malerischer Glorie mit ihren imposanten zackigen Sandsteinmassen und stattlichen Gebäuden, umflochten von dem Grün der Gärten und Baumgruppen, vor sich sieht. Die regelmäßig gebaute ansehnliche Oberstadt liegt auf einer Felsplatte, die nach drei Seiten über 200 Fuß schroff abfällt und unten von der Alzig oder Alzette bespült wird. Daran schließt sich die ebenfalls in die Werke eingeschlossene untere Stadt, bestehend aus dem Pfaffenthal, dem Grund und der Clause. Die zum Theil in den Fels gehauenen Befestigungen, darunter namentlich das hervortretende, ganz von Schießscharten durchlöcherte Felsriff der Bock, beherrschen das Thal und machen den Platz zu einem der stärksten Bollwerke in ganz Europa. Den ursprünglichen Kern bildete vormals die alte Burg Lützelburg. Die Besatzung zählt 5000 Köpfe. Nur der vierte Theil derselben sind Niederländer, die übrigen Preußen; auch ernennt der König von Preußen den Gouverneur. Die Festung wurde im 15. und 16.

Jahrhundert mehrmals von den Franzosen erobert. So auch 1684 unter dem Marschall Créqui, worauf Vauban die Werke bedeutend verstärkte. Im Jahre 1795 mußten die Oestreicher den Platz nach achtmonatlicher Einschließung aus Mangel an Lebensmitteln an die Franzosen übergeben, welche sich hier 1814 gegen die Verbündeten behaupteten bis zur Uebergabe an den König der Niederlande. — Luxemburg ist die Hauptstadt des Großherzogthums Luxemburg, (47 Q.-M. mit 195,000 E.), welches als ehemaliges Herzogthum Jahrhunderte lang beim deutschen Reiche war und 1815 als souveraines Erbland an den König der Niederlande kam, zur Entschädigung für die an Preußen abgetretenen nassau-oranienschen Gebietstheile am Rhein. In Folge der Umwälzung des Jahres 1830 ging ein Theil Luxemburgs an Belgien verloren und wurde später dafür ein Theil Limburgs als Herzogthum (40 Q.-M. mit 208,000 E.) dem deutschen Bunde einverleibt, so aber, daß die Festungen Mastricht und Venloo den Niederlanden verblieben. — Ursprünglich war Luxemburg eine Grafschaft, 963 gestiftet durch Graf Siegfried von den Ardennen. Unter seinen Nachkommen wird Hermann 1081 als Gegenkönig gegen Kaiser Heinrich IV. gewählt, dankt aber 1087 ab. Heinrich VII. wird 1308 deutscher Kaiser und bringt 1311 durch Vermählung seines einzigen Sohnes Johann mit der Tochter des Königs Wenzeslaw von Böhmen dies Königreich an sein Haus. Johann der Blinde, König von Böhmen und Graf von Luxemburg, fällt 1346 in der Schlacht bei Crecy. Kaiser Karl IV. von Böhmen erhebt 1354 Luxemburg zum Herzogthum. In Folge mannigfacher Verwickelungen ging dasselbe 1444 in die des verwandten Herzogs von Burgund über und kam so 1477 an Oestreich, 1555 an Spanien, 1713 wieder an Oestreich; 1795 eroberten die Franzosen das Land und behielten es bis 1814. Der jetzt regiernde Großherzog heißt Wilhelm III. (geb. 1817). Die Verfassung ist constitutionell-monarchisch, die Religion vorherrschend katholisch. Der deutsche Volksstamm wird von dem wallonischen, der ein verdorbenes Französisch spricht, überwogen. Die waldreichen, bis 2000 Fuß aufsteigende Ardennen bedecken den größten Theil des Landes. Sie liefern Schiefer und besonders Eisen, viel Nutzholz und Wild, aber auch Wölfe.

Der Handel wird nur schwach, die Viehzucht stark betrieben. Man baut hauptsächlich Hanf und Flachs, webt viel Leinewand; außerdem giebt es bedeutende Eisenwerke und Papierfabriken. Hauptbinnenfluß ist die Sure, welche die Wilz und die Alzette, Alzig oder Elz aufnimmt und bei Wasserbilling in die Mosel fällt. Eine Wanderung durch das angenehme Saurthal ist besonders um Pfingsten zu empfehlen, wo am Pfingstdienstag in Echternach (4000 E.) die berühmte Springprozession gehalten wird, zu welcher alljährlich eine große Menschenmenge aus der Nachbarschaft herbeiströmt. Nachdem man eine Predigt angehört, geht der Zug unter Musikbegleitung zu der hochgelegenen, 1031 eingeweihten Kirche St. Willibrord, und ein Jeder hat dabei drei Schritte vorwärts- und zwei zurückzuspringen. Einst wurde nämlich das Vieh von einer Art Wuth befallen, so daß es unaufhörlich Sprünge machen mußte, bis es starb. Als einziges probates Mittel dagegen erwies sich die besagte Wallfahrt; unterließ man diese, dann kehrte die Krankheit alsbald wieder. So kommt man hier sehr menschenfreundlich dem lieben Vieh zu Hülfe. Der leidenden Menschheit hat dagegen die Natur ein äußerst heilkräftiges Hülfsmittel dargereicht in dem Mineralwasser des dicht an der französischen Grenze gelegenen großen Dorfes Mondorf, in der Nachbarschaft der französischen Grenzstadt Sierck an der Mosel. Die Quelle fand sich 1841 bei einer Bohrung auf Salz und soll namentlich in Bezug auf Nervenschwäche, Magenleiden und rheumatische Uebel von ganz erstaunlicher Wirkung sein. Ein geschmackvolles Curhaus und mehrere Hotels sind in Folge dessen eingerichtet. Im Uebrigen ist Alles ländlich und einfach. — Die Stadt Remich (2200 E.) an der Mosel verdient noch Erwähnung wegen der etwa eine Viertelstunde davon bei dem preußischen Dorfe Nennig entdeckten Reste einer römischen Villa mit einem prachtvollen Mosaikboden von 50 Fuß Länge und 33 Fuß Breite. Das Hauptbild ist ein Gladiatorenkampf. Um dieses und ein weißmarmornes Wasserbecken schlingt sich ein Kreis von Medaillons mit Thieren und Fechtern. Die ganze Einrichtung deutet darauf hin, daß hier der Sommersitz eines römischen Kaisers oder Großen war.

Unterhalb Conz mündet die Saar in die Mosel. Bei der auf acht Bogen ruhenden Saarbrücke wurde am 11. August 1675 der französische Marschall Créqui von den verbündeten Kaiserlichen unter Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig geschlagen. Auch hier findet sich der Brauch, am Vorabende des Johannistages ein mit Stroh umwickeltes und angezündetes Rad von einem Berge in die Mosel rollen zu lassen. Kommt dasselbe in den Strom, so bedeutet das eine gesegnete Weinernte. Durch Beobachtung dieser altväterlichen Sitte glaubt man sich vor Viehseuchen zu schützen, und deshalb muß jeder Bauer zu dem Stroh beisteuern, womit das Rad umwickelt wird. Den Rest benutzt man zu Fackeln, die während der feierlichen Handlung auf dem ganzen Berge freudig emporlodern. — Von Conz wandern wir nun über Cönen, bekannt durch köstlichen Rothwein, nach Saarburg (2200 E.) Diese uralte Stadt liegt im Schooße eines reizenden Kesselthals und wird überragt von den Ruinen einer schon im 10. Jahrhundert erbauten Burg, wo die Trierischen Kurfürsten gern weilten. Die hier in die Saar mündende Leuk bildet unweit der Post einen malerischen Wasserfall, indem sie über einen 60 Fuß hohen Fels brausend in die Tiefe stürzt. Die gegenüberliegende Klosterkirche von Beurig mit ihrem wunderthätigen Marienbilde zieht Tausende von Wallfahrern herbei. Wir stärken uns zu der Weiterfahrt nach Castel durch ein Glas lieblichen Saarweins, wo wir zu wählen haben zwischen dem Wiltinger, Scharzfelder, Kanzemer und dem edlen Bocksteiner. Castel, auf einem Fels, der sich 300 Fuß hoch am linken Saarufer erhebt und nach drei Seiten hin schroff abfällt, war einst ein römisches Castell und wurde von König Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinzen in eine Kapelle umgeschaffen, in welcher seitdem ein geschmackvoller Sarkophag die Gebeine des obengenannten blinden, in der Schlacht bei Crecy gefallenen Königs Johann von Böhmen bewahrt. Bezaubernd schön ist der Blick von oben auf die romantische Landschaft mit ihren Rebenhügeln, Feldern und Auen; hier die Segel auf der Saar, drüben auf dem Fels ein Kirchlein, in der Ferne Saarburg. Weiterhin krönen die Trümmer der schon 1150 genannten Burg Montclair den Gipfel eines fast unzugänglichen Felsens. —

Ueber den Marktflecken Freudenburg gelangen wir nach der schon im 7. Jahrhundert gestifteten Benedictiner-Abtei Mettlach, deren Gebäude jetzt einer großartigen Steingutfabrik dienen. Die Kreisstadt Merzig (3500 E.) besitzt eine hübsche Kirche, eine Säulenbasilika aus dem 12. Jahrhundert. Dillingen an der Prims besitzt die größte Glanz-, Weiß- und Blechfabrik des Staates, welche jährlich 50,000 Centner Schwarz- und 25,000 Centner Weißblech liefert. Pachten hat viel römische Alterthümer und vor seiner Kirche eine Linde von 21 Fuß Umfang. Die Volkssage läßt Pontius Pilatus hier begraben sein. Noch eine Viertelstunde, und wir sind in Saarlouis (7000 E.) Diese starke Festung liegt in einer sumpfigen von Höhen umschlossenen Ebene auf einer Halbinsel der Saar und wurde 1681 von Vauban aus Anlaß einer Wette mit Ludwig XIV. in einem Jahr mit einem Kostenaufwand von fünf Millionen Livres gebaut. Das Vaterhaus des hier geborenen Marschalls Ney ist durch eine Marmortafel bezeichnet. Bei dem benachbarten Wallerfangen entdeckte man kürzlich ein germanisches Grabmal, worin goldene Armringe, Ringe aus Bernstein und Erz, Glasperlen und Glaskugeln, Ueberbleibsel eines dicken Zeuges und ein Schädel mit dunkelrothen feinen und langen (Frauens-) Haaren. — Immer südlicher im angenehmen Saarthal hinauffahrend, erreichen wir endlich Saarbrücken (9300 E.), durch eine 540 Fuß lange steinerne Brücke mit der Vorstadt St. Johann (3000 E.) verbunden. Die Saar wird hier schiffbar und begünstigt den lebhaften Handel namentlich mit Eisen, so wie den Transport der Steinkohlen, die in den wichtigen Bergwerken der Umgegend gewonnen werden; außerdem giebt es da viele Hammerwerke, Glas-, Salmiak- und Alaunhütten. Auf dem 1793 von den Franzosen eingeäscherten Schlosse residirten ehemals die Fürsten von Nassau-Saarbrück, von denen noch Grabmäler in der Schloßkirche. Ihre eigentliche Familiengruft war in der 1315 erbauten gothischen Kirche des schon 941 gegründeten ganz naheliegenden Chorherrenstiftes von St. Arnual, wo auch ein Taufstein mit schätzbaren Sculpturen. Gegenüber erhebt sich der bewaldete Hallberg, auf dessen Westseite die sogenannte „Heidenkirche“: eine 23 Fuß hohe, vorn 31 Fuß breite, in Sandstein gehauene

Höhle, wo in den Seitenwänden Nischen angebracht sind. Der davor befindliche Raum kann Tausende fassen. Arnold II., Herzog von Mosel, welcher, von schwerer Schuld belastet, 593 den geistlichen Stand annahm, lebte hier, wie die Sage meldet, als Einsiedler und ließ die Felsgrotte zu einer Kirche umschaffen, in welcher er die bekehrten heidnischen Umwohner taufte. — Zwei Stunden nordöstlich von Saarbrücken erhebt sich in einem Wiesenthale bei Rentrisch der Spilstein, in Urkunden Chriemhildespiel genannt, gegen 16 Fuß hoch und aus Sandstein, wahrscheinlich eine Grenzmark, da Chriemhilde so viel bedeutend als Holda, diese aber den Germanen auch als Schutzgöttin der Felder und Grenzen gelten mochte. — Wir betreten nun die Saarbrücker Eisenbahn, die uns vorüberführt an Duttweiler, wo der „brennende Berg", eine seit 1700 durch Unvorsichtigkeit in Gluth gerathene, immerfort dampfende Steinkohlengrube. Bei Neuenkirchen passiren wir die Blies, an welcher nördlich St. Wendel (2500 E.), früher Hauptort des 1834 an Preußen gekommenen Koburgischen Fürstenthums Lichtenberg, und das betriebsame Städtchen Ottweiler (2300 E.), südlich aber das alterömische Bliescastel (2000 E.) mit einem Residenzschloß des Grafen von der Leyen. Der dort als Grenzmarke stehende 24 Fuß hohe, alemannische Gollen- oder Golostein erinnert an den Gollenberg bei Cöslin in Pommern. Wir erinnern uns hiebei jedoch, daß Bliescastel bereits in Rheinbaiern liegt, daß hinter Neuenkirchen die rheinpreußische Grenze überschritten wird und daß bei Bexbach in der baierischen Rheinpfalz die Ludwigsbahn beginnt.

Wir erreichen zuerst die befestigte Stadt Homburg (3200 E.) Anderthalb Meilen südlich davon liegt am Erbbach das wohlgebaute Zweibrücken (8000 E.), bekannt als Residenz der ehemaligen Herzoge von Pfalz-Zweibrücken, von denen Karl Gustav, als Karl X. 1654 den schwedischen Thron bestieg, weshalb dies Herzogthum zeitweilig bis nach dem Tode Karls XII. (1718) unter der Krone Schwedens stand. Die Räume des einst prachtvollen, von den Franzosen zerstörten Residenzschlosses sind zum Theil als katholische Kirche eingerichtet. Man findet hier eine

Bibliothek von 4400 Bänden. In der herzoglichen Druckerei erschienen seit 1779 die von einer Gesellschaft Gelehrter bearbeiteten Ausgaben lateinischer, griechischer und französischer Classiker (editiones bipontinae). Das sogenannte Kleine Schloß beherbergt ein wichtiges Landgestüt. Das benachbarte, jetzt verfallene Schlößchen Tschiflick erbaute und bewohnte nach 1714 eine Zeitlang mit seiner Familie der vertriebene Polenkönig Stanislaus Leczinsky. Die Gewerbthätigkeit der Stadt erstreckt sich besonders auf Tuch, Taback, Leder und Baumwollenzeuge. Südöstlich davon merken wir Pirmasens (6000 E.), früher Hauptstadt der Grafschaft Hanau-Lichtenberg mit einem Schloß und bekannt durch den Sieg der Preußen unter dem Herzog von Braunschweig über die Franzosen unter Moreau, am 14. September 1793. — Schnell eilen wir vorüber an Landstuhl (1800 E.), wo der durch die Kurfürsten von der Pfalz und von Trier belagerte Franz von Sickingen 1523 auf seiner Burg durch einen herabstürzenden Balken die Todeswunde empfing. Die Franzosen verstümmelten sein Grabmal in der Kirche. Kaiserslautern (7000 E.) oder Lautern besaß früher einen kaiserlichen, von Friedrich Rothbart 1153 erbauten Palast, den die Franzosen zerstörten und dessen Stelle jetzt ein Zuchthaus einnimmt; die Sage aber läßt ihn auch hier in den unterirdischen Gewölben ebenso wie im Kyffhäuser der Wiedergeburt Deutschlands harren. In der Nähe hat man Eisengruben und Eisenwerke. Die Preußen erfochten daselbst 1793 und 1794 mehrere Siege über die Franzosen. — Weiterhin durchschneidet der Zug im waldbekränzten Thale des Speierbaches das Sandsteingebirge der Haardt, durch welches eine ganze Reihe von Stollen getrieben wurde. — Wir verlassen indeß den Schienenweg schon vorher bei Frankenstein, um einen kleinen Ausflug nach dem Peterskopf und dem ihm nahe gelegene Dürkheim zu machen.

Der Peterskopf erhebt sich 1530 Fuß hoch und gewährt eine umfassende Fernsicht über die Rheinpfalz. Der Charakter des Landes ist vorherrschend gebirgig durch das um den Donnersberg sich lagernde pfälzische Gebirge und den Höhenzug der Haardt, welche sich mannigfach mit Burgruinen gekrönt, von Weissenburg bis Alzei (5000 E.) zwanzig Stunden breit erstreckt.

Es sind dies abgelöste Verzweigungen der Vogesen, zur oberrheinischen Tiefebene steil abfallend und bestanden mit Laubwald. Als Haupterzeugnisse des Mineralreiches werden genannt Steinkohlen, Quecksilber, Eisen, Blei, Salz, Marmor, Gyps und Mühlsteine. Im Uebrigen steht besonders in dieser Gegend der Obst- und Weinbau in voller Blüthe. Im Nordwesten des Peterskopfes erscheint der höchste Berg, der 2126 Fuß hoch über dem Meeresspiegel liegende Donnersberg, eine isolirte Porphyrmasse von sargähnlicher Gestalt, so benannt nach dem germanischen Donnergott Thor. Die obere Platte dehnt sich ziemlich weit aus. Scheitel und Abhänge werden von herrlichen Buchen, Eichen und Kastanien umkleidet. Der Königsstuhl, ein etwa dreißig Fuß hoher Fels auf der Ostseite, soll einst den fränkischen Königen und Grafen des Wormsgaues als Tribunal gedient haben. Vom Hirtenfels auf der Westseite genießt man der reichsten Umschau. Nordwärts zieht sich das schöne Alsensthal nach Kreuznach hinauf. Südöstlich vom Donnersberg führt der Weg nach dem Marktflecken Göllheim. Am Eingang steht neben einer Kapelle eine alte Rüster und unter derselben eingemauert das Königskreuz, ein steinernes Crucifix mit einer lateinischen Inschrift des Inhaltes, daß an dieser Stelle im Juli 1298 der Kaiser Adolph von Nassau unter dem Schwerte seines Gegenkaisers Albrecht von Oestreich erlag. In der Mitte zwischen hier und Dürkheim liegt das von Obsthainen umhüllte Grünstadt (4000 E.), ehemals Residenz der Fürsten von Leiningen, Geburtsort des Malers Seekatz und Hans Holbein's des Jüngeren (geb. 1497), auch lebt hier der Historiker Dittmar. Unter der Begleitung von Kirschenwäldern gelangt man von da nach

Dürkheim (8000 E.) am Ostabhang der Haardt und am Eingang zum Thale der Isenach, einst Residenz der Fürsten von Leiningen-Hartenburg, jetzt sehr belebt durch Weinhandel und Weinbau. Dieser lockt zur Zeit der Traubencur und das Soolbaad der nahen Saline Philippsthal ebenfalls zahlreiche Gäste. Das Jägerthal erinnert an Iffland, der hier seine Jäger schrieb. Als Volksfest hat sich der Wurstmarkt erhalten. Eine halbe Stunde von hier entfernt trägt ein steiler Berg am Anfang des

Isenachthales die interessanten Ruinen der ehemaligen Benedictiner-Abtei Limburg, wo einst Kaiser Konrad II. († 1039) als salischer Graf residirte; aber nachdem sein ältester Sohn durch einen Sturz auf der Jagd zu Tode kam, verwandelte er die Burg 1030 in ein Kloster, und der Bau der Kirche wurde 1042 vollendet. Die Krypta ist erhalten, und das mit seinen Umfassungsmauern noch stehende Querschiff zeugt von dem erhabenen Charakter des Ganzen. Von dem südwestlichen Thurm, der nach einem Brande erst im 16. Jahrhundert aufgeführt wurde, schweift das Auge voller Lust über diese so reich gesegneten Gefilde der Pfalz mit ihren lieblichen Thälern und den rebenbepflanzten Terrassen. Im Nordwesten zeigen sich die imposanten Trümmer der erst 1794 zerstörten Hartenburg, um 1200 von den Grafen von Leiningen begründet und 1510 völlig ausgebaut. Nordöstlich erscheint am Kastanienberg ein Theil der von dem zwölf Fuß hohen Teufelsstein überragten „Heidenmauer". Dies ist ein aus zusammengetragenen Feldsteinen bestehender Wall, bis 12 Fuß hoch und 60 bis 100 Fuß breit, den kahlen, wohl eine halbe Stunde im Umfang haltenden Scheitel des Berges einschließend, ohne Zweifel germanischen Ursprungs und vielleicht zur Befestigung eines Heerlagers dienend. Coopers Roman „die Heidenmauer und die Benedictiner" spielt hier. — Auf dem Wege nach Neustadt berührt man die weinberühmten Oerter Wachenheim, Forst (Forster Traminer), Deidesheim (2600 E.). Dazu zählt auch Ungstein, der links von der Straße aufsteigende Ruppertsberg, Königsbach ꝛc. Nach diesem letzteren Punkte schwenken wir uns rechts hin, am Gebirgsabhang wandernd, begrüßen dann das Haardter Schlößchen und die Wolfschen Anlagen hinter dem Dörfchen Haardt, wo namentlich die Eremitage durch einen Blick auf das Rheinthal erfreut. Durch seine liebliche Lage spricht auch sehr freundlich an das gewerbthätige und weinhandelnde Neustadt (6500 E.) an der Haardt. Die ansehnliche Stiftskirche stammt aus dem 14. Jahrhundert. Die Dachrinnen münden in verschiedene Thiergestalten als Schwein, Affe u. s. w., welche man hier „Höllenkinder" nennt. — Zwischen Neustadt und Ludwigshafen geht eine Zweigbahn nach der ehemaligen freien Reichsstadt

Speier (Speyer, 11,000 E.), das Augusta Nemetum der Römer, oft Aufenthalt deutscher Kaiser und vorzugsweise die Todtenstadt der Kaiser, oft auch Schauplatz deutscher Reichsversammlungen, unter denen die wichtigste vom Jahre 1529, wo sechs lutherische Fürsten und dreizehn Reichsstände wider das Niederdämpfen der freien Bewegung in Sachen des evangelischen Glaubens feierlich protestirten, wovon daher die Evangelischen den Namen Protestanten erhielten. Von 1513 bis 1689 war hier der Sitz des Reichskammergerichtes, das darauf nach Wetzlar verlegt wurde. Durch die verwüstende Hand der Franzosen erduldete Speier die härtesten Schläge. Am 31. Mai 1689 verwandelte Ludwigs XIV. General Montelar die Stadt in einen Aschenhaufen, ließ alle Festungswerke nebst den Thürmen bis auf einen (Altpörtel) sprengen und die Kaisergräber des Doms zerstören. Diese Zerstörung der Kaisergräber wiederholte sich am 12. October 1693 unter dem Befehl des französischen Intendanten Henz, und am 12. October 1793 wurden merkwürdiger Weise auch die französischen Königsgräber zu St. Denis unter dem Befehl eines Volksrepräsentanten Hentz zerstört, wobei man mit dem Sarge Ludwigs XIV. den Anfang machte. Im Januar 1794 brachten die französischen Republikaner alles Brennbare, Kreuze, Altäre und Chorbücher aus dem Dom auf einen Haufen und machten daraus unter wilden Tänzen ein Freudenfeuer. Der Dom wurde seitdem als Heu-Magazin benutzt bis zum Jahre 1820, wo die Restauration begann. Kaiser Konrad II. begründete ihn 1030 (an demselben Tage mit der Abtei Limburg) als Grabstätte für sich und seine Nachkommen. Er wurde 1061 eingeweiht und nach einem Brande des Jahres 1159 erneuert; dasselbe geschah mit den westlichen Thürmen nach einem Brande des Jahres 1450. Nach der Verwüstung durch den „allerchristlichsten König“ Ludwig XIV. blieb er, ebenso wie die ganze Stadt, zehn Jahre lang eine öde Brandstätte. Dann räumte man den Schutt hinweg, aber erst 1772 bis 84 wurde er durch den Würzburger Baumeister Neumann wieder auf- und ausgebaut. Unter König Maximilian I. wurde der Bau von 1820 bis 22 auf's Sorgfältigste durch Klenze und Wiebeking wieder hergestellt, unter König Ludwig erfolgte von

1846 bis 53 die herrliche Ausschmückung durch den Maler Schraudolph. Dazu kam dann neuerlich, durch Hübsch von 1854 bis 58 ausgeführt, ein Façadenbau der Westseite mit den 225 Fuß hohen Thürmen und einer Vorhalle von 100 Fuß Länge und 30 Fuß Tiefe. Dies ist die sogenannte Kaiserhalle, in welcher die Statuen der im Königschor begrabenen acht Kaiser aufgestellt werden sollen. Davon waren vier im Herbst 1858 bereits eingetroffen, nämlich Konrad II., Rudolph von Habsburg, Adolph von Nassau und Albrecht von Oestreich, die erstere von Dietrich, die drei letzteren von Fernkorn. Sie sind aus weißen Sandsteinen meisterhaft gearbeitet und eben so vier Basreliefs von Pilz, welche die Gründung des Doms durch Konrad II., die Begegnung Rudolphs von Habsburg mit dem Priester, die Belehnung Rudolphs zu Aachen und seine Wahl zum Kaiser betreffen. Die Statuen der übrigen vier Kaiser sind die von Philipp von Schwaben, Heinrich III., IV. und V. Das Innere macht mit seinen harmonischen und großartigen Verhältnissen einen sehr erhebenden Eindruck. Die Länge beträgt 422 (n. A. 472) Fuß (also nur wenig geringer als die des Kölner Doms), die Höhe des Mittelschiffes (die doppelte der Seitenschiffe) 103 Fuß. Die Fenster und Gewölbe sind sämmtlich rundbogig. Letztere bilden im Mittelschiff sechs Joche. Im fünften erhebt sich der Boden um zehn Fuß und bildet in dem 187 Fuß breiten Querschiff den Königschor, unter welchem die Fürstengruft mit den verschütteten Gräbern. Dann steigt man auf neun Stufen zum Hauptchor. Dahinter folgt im äußersten Osten das Stiftschor mit sechs Nischen in der Rundung. In den phantasiereichen Verzierungen, der Säulenkapitäle, Fensterlaibungen und Gesimse offenbart sich der feinste Schönheitssinn. An die Stelle des zerstörten mittelalterigen Schmuckes treten hier die Schöpfungen der Neuzeit. Im Königschor steht links das Denkmal des (knienden) Kaisers Adolph von Nassau, durch Ohmacht 1824 in Sandstein ausgeführt, rechts das noch beachtenswerthere von Ludwig Schwanthaler 1843 in Kalkstein gearbeitete Denkmal des Kaisers Rudolph von Habsburg, der als Wiederhersteller der Ordnung nach den Wirren des Interregnums das Schwert in der Rechten hält. Die beiden Reliefs am Aufgang

zum Hauptchor, jedes mit vier Kaiserbildern, befanden sich früher in der Gruftkirche. Wunderschön sind die von Schraudolph mit seinen Kunstgenossen Mösl, Koch, Süßmair, Bentele und Schwarzmann seit 1845 ausgeführten Fresken: 1. im Mittelschiff: die Geschichte der „Hauptpatronin des Doms", der heiligen Jungfrau mit den darauf bezüglichen Typen des A. T. Also zuvörderst nach der Vertreibung aus dem Paradiese das Opfer Noahs, dann die Verheißung Abrahams und Moses vor dem feurigen Busch, die Weissagungen Davids und des Jesaias von Christo. Nach diesen Vorbildern folgt die Geburt Mariä, ihr erster Tempelgang, ihre Vermählung, die Verkündigung des Engels, Heimsuchung und die Geburt Christi, die Anbetung der Könige, die Darstellung im Tempel, die Beschneidung und die Flucht nach Aegypten. Ferner zeigt sich der Knabe Jesus im Tempel, der Tod Josephs, die Hochzeit zu Kana, Christus als Lehrer, endlich die Kreuzigung, die Auferstehung und die Ausgießung des heiligen Geistes. 2. An der Kuppel erscheint Christi Opfertod, umgeben von den alttestamentlichen Vorbildern, nämlich vom Opfer Abels und Abrahams, vom Priester Melchisedech und von dem Mannaregen; darunter die vier großen Propheten, in den Ecken die vier Evangelisten. 3. Im Stiftschor sieht man Maria's Ausgang, nämlich ihre Pflege durch Johannes, ihren Tod, ihr Begräbniß, ihre Himmelfahrt und in der Chornische ihre Krönung. Die Kreuzflügel sind den beiden anderen Patronen des Doms, St. Stephanus und Bernhard, gewidmet. Daher zeigt der südliche Kreuzflügel: die Steinigung des Stephanus, darüber Christus mit Engeln, deren einer die Märtyrerkrone hält; der nördliche: die Ankunft des heiligen Bernhard auf dem Reichstage zu Speier am Weihnachtsfest 1146 und sein kraft- und wirkungsvolles Gebet am Altar zur Jungfrau Maria, indem er zu den Schlußzeilen ihres Lobgesanges Salve regina! in begeisterter Andacht noch die seitdem in den Lobgesang mit aufgenommenen Worte hinzufügte: O clemens, o pia, o dulcis Maria! In Folge seiner feurigen Beredtsamkeit ließ sich der anfangs widerstrebende Kaiser Konrad III. zu einem Zug in's gelobte Land bewegen. Daher schließt das Ganze mit der Ueberreichung des Kreuzesbanners, in allgemeiner Be-

ziehung mahnend an den unermüdeten Kampf für's Gottesreich. — Die beiden östlichen Thürme sind 248 Fuß hoch, und ein geländerloser Bogengang führt oben rings um den Dom. Auf der Nordostseite desselben, wo vormals die 1689 zerstörte kaiserliche Pfalz stand, bewahrt die Antiken-Halle römische Alterthümer. Das sogenannte Heidenthürmchen im Osten enthält mittelalterliche Alterthümer und urweltliche Thierknochen. Im Süden steht der sogenannte Oelberg, ein 1509 errichteter gothischer Spitzthurm mit den in Sandstein gehauenen Darstellungen des Leidens Christi am Oelberg. Nahebei bemerkt man den Domnapf, eine große Steinschüssel, welche jeder neue Bischof zum Besten der Bürger mit Wein füllen mußte. Die heutigen Bürger treiben die allgemein hier verbreiteten Beschäftigungen des Feld-, Obst- und Weinbaues, außerdem Handel und Schifffahrt. — Speier ist Sitz der Regierung, und werde bei dieser Gelegenheit noch bemerkt, daß Rheinbaiern oder der heutige Kreis der Rheinpfalz auf 105 Q.-M. 618,000 Köpfe zählt. Er ist seit 1814 zusammengesetzt aus der vormaligen Kur- oder Rheinpfalz, dem Herzogthum Zweibrücken, aus Theilen der Bisthümer Speier und Worms, den Gebieten der vormaligen freien Reichsstädte Speier und Landau und verschiedenen Herrschaften. Die meistens zur evangelischen Kirche gehörenden Bewohner theilen den regsamen, heiteren, frisch vorwärts strebenden Charakter der Rheinländer.

Siebenzehntes Kapitel.

Wir verlassen Speier und schwimmen auf einem Dampfboot den Rhein hinab bis Worms. Mannheim gegenüber, wo unterhalb der Neckar mündet, geht eine Schiffbrücke nach dem neu aufblühenden Handelsort Ludwigshafen, ehemals Rheinschanze und Brückenkopf von Mannheim. In der Neujahrsnacht von 1813 auf 1814 erzwang der russische General von Sacken hier den Rheinübergang, während Blücher gleichzeitig bei Caub überging. — Als erste Stadt der großherzoglich darm-

städtischen Provinz Rheinhessen zeigt sich am linken Ufer des Stroms

Worms, ursprünglich ein Römercastell, im Mittelalter freie Reichsstadt und Sitz eines durch den Erzbischof von Mainz verwalteten Bisthums. Die lachende, höchst fruchtbare Umgegend priesen schon die Minnesänger als „Wonnegau“. Zur Zeit der Hohenstaufen zählte die Stadt 60,000, und noch am Ende des dreißigjährigen Krieges 30,000 Einwohner; jetzt sind es etwa 9000, darunter 5440 Evangelische, 2330 Katholiken und über 900 Juden. Nächst Handel, Schifffahrt und Gewerben (darunter große Glanzlederfabriken) beschäftigt man sich mit dem Weinbau, und die im Garten des ehemals vor dem Mainzer Thor gelegenen Liebfrauenstiftes gewonnene „Liebfrauenmilch“ ist eben so lieblich, als feurig. Nicht weniger werden die am Katterloch und bei dem vormaligen Wartthurm Lugisland wachsenden Trauben geschätzt. Früher wurden die Stadtmauern von dem jetzt eine Viertelstunde entfernt fließenden Rhein bespült. Derselbe umfloß auch die jetzt mit dem Festland am rechten Ufer vereinigte Au, welche von alten Zeiten her der „Rosengarten“ heißt. Auf dieser einst reizenden Insel wohnte im 5. Jahrhundert Kriemhild, die schöne Schwester des Burgunderkönigs Günther, welcher mit seinen Brüdern Gernot und Giselher zu Worms residirte. Der tapfere Siegfried von Xanten, Sohn des niederländischen Königs Siegmund, ausgezeichnet durch Kraft und leuchtende Augen, erhielt von einem weisen Zweig ein Schwert geschmiedet, mittelst dessen er einen Ambos spalten konnte. Damit tödtete er einen Lindwurm, welcher den Nibelungen Hort, d. i. Schatz, bewachte, und gewann so unermeßlichen Goldreichthum. Das Drachenblut, von dem er trank und mit welchem er seinen Leib bestrich, vermehrte seine Stärke und gab ihm eine hörnerne, bis auf eine Stelle unverwundbare Haut. Zugleich kam er in den Besitz der Tarn- oder Nebelkappe, durch welche er sich unsichtbar machen und in die Gestalt eines Andern verwandeln konnte. Mit Hülfe derselben verschaffte er nun dem Könige Günther die starke Brunhild, die Beherrscherin von Island, zum Weibe und erhielt dafür die Kriemhild. Letztere verräth in einem Streit über die Würdigkeit ihrer Männer der

Brunhild, wie sie durch Siegfried für Günther gewonnen wurde. Die darob ingrimmige Brunhild läßt darauf den Siegfried auf einer Jagd durch Hagen von Tronje meuchlings ermorden. Kriemhild aber verbirgt dreizehn Jahre lang ihren tief im trauernden Herzen glühenden Rachedurst gegen Hagen, obschon derselbe sie vielfach kränkt und auch den Nibelungenhort heimlich zwischen Worms und Lorsch in den Rhein versenkt, wo er noch bis heute liegt. Da wirbt König Etzel (Attila) vom Hunnenland (Ungarn) um ihre Hand, und sie zieht zu ihm in die Ferne. Nachdem abermals dreizehn Jahre verflossen sind, ladet sie die burgundischen Helden, welche seit der Gewinnung des Nibelungenhortes selbst Nibelungen heißen, zu einem Feste an Etzels Hof, wo König Günther mit seinen Brüdern und anderen Genossen überfallen und nach einem furchtbaren Kampfe niedergemacht werden. Der gefangene Hagen, welcher das Geheimniß des versenkten Schatzes nicht verrathen will, wird von Kriemhild selbst mit Siegfrieds Schwert enthauptet, und ein alter treuer Dienstmann tödtet im Zorn darüber die wilde bluttriefende Hunnenkönigin. Dies das Skelett der im Nibelungenliede behandelten Sage, deren Hauptschauplatz eben Worms ist. In der Nähe des Nonnenmünsterklosters soll Siegfried beerdigt sein. — Die Geschichte meldet, daß die Stadt durch Attila verwüstet wurde. Chlodewig baute sie wieder auf. Unter Karl dem Großen wurde hier 772 in einer Volksversammlung der Krieg gegen die Sachsen beschlossen. Die Kaiser Heinrich IV. und V. hielten hier mehrere Reichstage. Heinrich V., der Worms zur freien Reichsstadt erhob, endete hier den Investiturstreit 1122 durch ein Concordat mit Papst Calixt II., wornach der Papst die Bischöfe mit Ring und Stab, der Kaiser mit dem Schwert belehnen sollte. Maximilian I. bewirkte hier 1495 auf einem Reichstage den ewigen Landfrieden. Hier war es auch, wo derselbe ritterliche Kaiser auf einem Turnir den französischen Ritter Barre in den Sand warf, der großprahlend die ganze deutsche Nation herausgefordert hatte. Heldenmüthiger noch kämpfte Luther hier am 18. April 1521 vor Kaiser und Reich für die Sache des Evangeliums. Nachher gab es hier noch zwei Religionsgespräche und Reichstage. Im dreißigjährigen Kriege ließ der schwedische Ge-

neral Haubold 1632 die sämmtlichen Vorstädte in Flammen aufgehen, und 1689 verwandelten die Franzosen unter Melac die ganze Stadt bis auf den Dom und die meisten Kirchen in eine trübselige Brandstätte. Seitdem wurden viele frühere Baustellen zu Gärten benutzt. Der Dom ähnelt in seiner Anlage den nahe verwandten romanischen Brüdern zu Speier und Mainz. Die Länge beträgt 470, die Breite 110 Fuß. Der erste Bau wurde 1016 eingeweiht, das sehr weit ausgedehnte Langhaus wahrscheinlich 1110. Die Gewölbe sind jetzt überall spitzbogig, obgleich das Mittelschiff wohl ursprünglich flach gedeckt war. Der Bau des westlichen und des östlichen Chorschlusses fällt in den Ausgang des 12. Jahrhunderts, ein Anbau an der Südseite des Langhauses in's 14. Jahrhundert. Je zwei schlanke runde Thürme stehen an den beiden Seiten des östlichen und westlichen Chors, über dem letzteren ein kleinerer, über der Vierung ein größerer achteckiger Kuppelthurm. Oben an den Thürmen bemerkt man seltsame Thiergestalten, im Giebelfelde des reichgeschmückten gothischen Südportales das Bild der triumphirenden Kirche: eine Frau mit einer Mauerkrone, sitzend auf einem Thier mit den vier Cherubim-Köpfen eines Stiers, Löwen, Adlers und Engels. Andere wollen darin das schreckliche Schicksal der herrschsüchtigen Brunhilde, Gemahlin des austrasischen Königs Siegbert, abgebildet sehen, welche 613 nach mehrtägigen Martern in Worms auf einem Kameele sitzend dem Hohn des Heeres Chlotars II. von Soissons preisgegeben wurde; dann aber mußte ein wilder Hengst die fast achtzigjährige Greisin zu Tode schleifen. — Im Innern des Doms ist bemerkenswerth an der Wand des nördlichen Seitenschiffes ein schätzbares Sandsteinrelief dreier burgundischer Königstöchter aus dem 15. Jahrhundert, und aus dem Ende desselben in der gothischen Taufkapelle die großen trefflichen Reliefs der Verkündigung der Geburt, Grablegung, Auferstehung Christi und des Stammbaumes der Maria, dann der Grabstein des geharnischten, vor einem Crucifix knieenden Ritters Eberhard von Heppenheim, genannt von Slader († 1559). Die bemalten Flügel eines Altarbildes mit den beiden Schutzpatronen des Doms, St. Petrus und Paulus und anderen Heiligen auf der Kehrseite gehören wahrschein-

lich dem Ende des 12. Jahrhunderts an. — Auf der Nordseite des Domes bezeichnet ein Unterbau von Quader-Sandsteinen die Stätte des ehemaligen, nach der Verwüstung von 1689 im Jahr 1727 wieder aufgebauten und dann 1794 von den französischen Republikanern abermals zerstörten Bischofshofes, wo der Reichstag von 1521 gehalten wurde. Luther wohnte damals im Johanniterhof neben dem früheren Gasthof zum Schwan. Ein großartiges Denkmal soll ihm in dieser Stadt errichtet werden. Die außerhalb derselben stehende, 1467 erbaute Liebfrauenkirche, in deren Nähe die erwähnte Liebfrauenmilch gedeiht, zeigt in den schönen Reliefs ihres Portales die klugen und thörichten Jungfrauen, so wie Mariä Tod und Krönung. Die jüdische Synagoge, unweit des Mainzer Thores, soll ein Gebäude des 11. Jahrhunderts sein. Die hiesige jüdische Gemeinde ist wahrscheinlich die älteste in Deutschland, und zufolge einer uralten Chronik derselben, will sie schon 588 vor Chr., wo Nebukadnezar die letzten Juden in's babylonische Exil entführte, sich hier angesiedelt haben. Die Sage läßt hier auch das Judenmädchen wohnen, welcher der Messias verheißen war, die aber hernach eine Tochter zur Welt brachte. Die Gemeinde erfreute sich übrigens von jeher des besten Rufes; daher das Sprichwort: Wormser Juden, fromme Juden. Ihr Vorsteher hatte den Titel eines Bischofes, und sie standen unter dem besonderen Schutze der Kämmerer von Worms, der Dalberge, deren edles Geschlecht hier blühte. Der lyrische Dichter Götz wurde hier 1721 geboren. Bei dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe Pfiffligheim steht der Lutherbaum, eine alte Rüster von 116 Fuß Höhe und 12 Fuß Dicke.

Die Locomotive bringt uns am Rhein entlang nach Mainz. Wir berühren zuvörderst den Marktflecken Guntersblum (2700 E.), den Grafen von Leiningen gehörig, deren Schloß an der Nordseite. Auf der weiter nördlich sich erstreckenden Ebene wurde 1024 der Salier Konrad II. zum Kaiser erwählt. Es folgt dahinter Oppenheim (3000 E.), eine alte Reichsstadt, die römische Bonconica, überragt von den Ueberbleibseln der Veste Landskron, wo Kaiser Ruprecht 1410 starb. Aus der Verwüstung des Jahres 1689 blieb der östliche Theil der von 1262

bis 1317 (das zertrümmerte Westchor aber erst 1439) erbauten Katharinenkirche erhalten. Sie gehört zu den edelsten Werken der gothischen Architektur und wurde von 1838 bis 43 wieder hergestellt. Das Innere macht mit Glas- und Wandmalereien den wohlthuendsten Eindruck. Das Beinhaus am Kirchhof ist mit aufgeschichteten Schädeln, namentlich von Spaniern und Schweden aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges gefüllt. Gustav Adolph ging hier 1631 über den Rhein. Jenseits erinnert an seinen Sieg über Spinola die Schwedensäule: eine vierzig Fuß hohe Sandsteinpyramide, auf der Spitze mit einem sitzenden behelmten und gekrönten Löwen, der ein Schwert hält. — In dem großen weinberühmten Dorfe Nierstein (2600 E.) zeigt uns die von Herding'sche Familienkapelle einige gediegen componirte Fresken von Götzenberger, nämlich die Anbetung der Könige, die Krönung der Maria, den Evangelisten Johannes, die büßende Magdalena, Glaube, Liebe, Hoffnung und mehrere Heilige. — Wir fliegen nun vorüber an den Rebenhügeln, wo zur Linken die Weinörter Stackenheim, Bodenheim und Laubenheim liegen. Oberhalb Laubenheim, das viel von den Mainzern besucht wird, gewährt ein früher zu trigonometrischen Aufnahmen benutzter höchster Punkt des Plateaus (links vom Wege nach Hechtsheim ab) die weiteste Umschau der ganzen Mainzer Gegend, indem man da außer dem Feldberg und dem Melibocus auch den Donnersberg erblickt. Endlich zieht sich noch dicht am Rhein das langgedehnte Dorf Weisenau (1580 E.) hin, wo man in einem Steinbruch mancherlei Versteinerungen und Knochen urweltlicher Thiere gefunden. Dann begrüßen wir mit Freuden das „goldene"

Mainz (38,000 E.), das Magontiacum oder Maguntia der Römer, im Mittelalter die Residenz der erzbischöflichen Kurfürsten, jetzt Hauptstadt der großherzoglich hessischen Rheinprovinz und die stärkste der deutschen Bundesfestungen. Die Lage in einer fruchtbaren Gegend auf einem Abhang am linken Ufer des Rheins, der hier 2200 Fuß breit ist, und schräg gegenüber der Mündung des 800 Fuß breiten Main, gehört zu den schönsten in ganz Deutschland. Drusus, der Stiefsohn des römischen Kaisers Augustus, legte hier 13 vor Chr. ein Castell (castrum)

nebst einem befestigten Standlager an, und Magontiacum wurde nun der Hauptort von Oberdeutschland (Germania prima), wie Köln von Niederdeutschland (Germania secunda). Nachdem zur Zeit der Völkerwanderung die Vandalen und Hunnen die Fackel der Kriegsfurie hier aufgesteckt, erstand die Stadt aus ihrer Asche erst wieder um 612 unter dem fränkischen König Dagobert. Bonifacius stiftete um 750 das Erzbisthum, dessen Erzbischof später der erste der drei geistlichen Kurfürsten und des Reiches Erzkanzler wurde. Willigis († 1011) erhielt vom Papst das Vorrecht, den deutschen König zu krönen. Karl der Große that viel für das Emporblühen der Stadt und ließ die Leiche seiner dritten Gemahlin Fastrada in der St. Albanskirche beisetzen. Der Kaiser und dann auch die Erzbischöfe verliehen der Stadt viele Freiheiten und Rechte, welche Erzbischof Willigis auf ehrene Kirchthüren eingraben ließ. Dadurch begünstigt, gelangten die Bürger bald zu so großem Wohlstande, daß man Mainz das „goldene" nannte. Das Streben der stolzen Bürger nach völliger Unabhängigkeit, veranlaßte aber schon früh manche harte Kämpfe mit den Erzbischöfen, welche letztere jedoch, unterstützt von den Kaisern, die Oberhand behielten. Im Jahr 1254 stellte sich Mainz an die Spitze des hier zum Schutze gegen die Raubritter gestifteten rheinischen Städtebundes. Handel und Gewerbe kamen mehr und mehr in Aufschwung. Besonders reich war die Zunft der Wollenweber, und man zählte vierzig Goldschmiede. Heinrich von Meißen, gewöhnlich Heinrich Frauenlob genannt, da er seine zarten Minnegesänge vor Allem dem Preise der Jungfrau Maria und der Frauen widmete, lebte hier von 1312 bis 18, wo bei seinem Tode ihn Frauen zu Grabe trugen und seinen Grabstein im Kreuzgange des Doms mit reichlichen Weinlibationen tränkten. Im Jahre 1440 erfand hier Johann Gensfleisch zum Gutenberg die Buchdruckerkunst und errichtete in Verbindung mit Johann Faust oder Fust und Peter Schöffer die erste Druckerei. Die letzteren beiden flüchteten aus der Stadt, als diese 1462 der neugewählte Kurfürst Adolph von Nassau im Kampfe mit seinem abgesetzten Vorgänger Diether von Isenberg eroberte, Gutenberg aber zog an den Hof Adolph's nach Eltville, wo er 1468 starb. Seit 1486 ging die freie Reichsstadt völlig

in das Erzstift auf. Während des dreißigjährigen Krieges wurde Mainz 1631 von den Schweden unter Gustav Adolph, der die Gustavsburg anlegte, 1635 von den Kaiserlichen, 1644 von den Franzosen eingenommen. Im October 1792 fiel der Platz durch Verrath in die Hände der französischen Republikaner unter Custine; doch im Juli 1793 bemächtigten sich desselben wieder die Preußen unter Kalckreuth nach heftigem Bombardement. Der Friede zu Luneville brachte die Stadt 1801 an Frankreich, der Wiener Congreß 1814 an das Großherzogthum Hessen; jedoch mit der Bedingung, daß sie in militairischer Hinsicht deutsche Bundesfestung bleiben sollte. Die Besatzung derselben besteht aus 5000 Oestreichern, 5000 Preußen und einem Commando großherzoglich hessischer Truppen. Die Stelle des Gouverneurs wird abwechselnd von fünf zu fünf Jahren durch Oestreich und Preußen besetzt. Die 1477 gestiftete Universität, an welcher Johannes von Müller, Georg Forster, Heinse u. A. wirkten, wurde 1816 aufgehoben und statt derselben 1851 eine theologische Facultät eingerichtet. Von den Bewohnern waren im Jahre 1856 28,880 Katholiken, 5369 Evangelische, 450 Dissenters und 2134 Juden. Die Beschäftigung derselben ist vorzugsweise der Handel, namentlich in Bezug auf Fruchtgattungen einer der bedeutendsten in Deutschland. Unter den Fabrikaten stehen die musikalischen Instrumente und das weltberühmte Leder oben an. Rings um die Mauern zieht sich ein Kranz von Gärten, Rebenhügeln und Anhöhen mit Getreidefeldern. Der Wein vom Jacobsberg (wo die Citadelle) behauptet seinen Rang neben dem Rüdesheimer. Die älteren Straßen sind meistentheils eng und winkelig, die neueren, seit dem 17. Jahrhundert entstandenen, dagegen breit und grade. So namentlich die drei Bleichen am Nordwest-Ende der Stadt. Die längste ist die mit dem Strom parallel laufende Rheinstraße. Von dieser Seite aus beginnen wir unsere Wanderung mit dem

Dom, 350 Fuß lang und 140 Fuß breit. Es ist eine großartige romanische Pfeilerbasilika mit östlichem und westlichem Chor nebst einem westlichen Querschiff, welche das Gepräge der verschiedensten Bauperioden an sich trägt. Den Grund dazu legte 978 Erzbischof Willigis. Aber schon 1009 am Tage der

Einweihung wurde das Gebäude durch einen bei der festlichen Beleuchtung entstandenen Brand so beschädigt, daß wohl nur der östliche Chor stehen blieb. Die Wiederherstellung dauerte bis 1037. Aus dieser frühesten Zeit stammen die fünf unteren Stockwerke, die runden Ostthürme und das Langhaus. In den Jahren 1081, 1136 und 1191 wurde der Bau durch Feuer wiederholt verwüstet, so daß er nach mancherlei Veränderungen erst 1239 auf's Neue eingeweiht werden konnte. Aus dieser Zeit (1228) stammt im Uebergangsstil der westliche Theil mit dem Querschiff und dem Chor, so wie die Ueberwölbung des Langhauses, das südöstliche Kapitelhaus (die sogenannnte Memoria) und das Portal der Nordseite. Die zweischossige St. Gotthardskapelle wurde 1136, und von der zweiten Hälfte des 13. ab bis zum 15. Jahrhundert nach Durchbrechung der südlichen Umfassungsmauer allmählig eine ganze Reihe von Seitenkapellen, dann auch der gothische Kreuzgang um 1400 hinzugefügt. In Folge eines zerstörenden Blitzstrahles wurde 1767 der westliche Chor mit den beiden Kreuzflügeln, so wie der westliche Hauptthurm mit den beiden kleineren Thürmen durch den Würzburger Baumeister Neumann im barocken Geschmacke der damaligen Zeit erneuert. Von 1794 bis 1803 und 1813 diente das Gebäude den Franzosen als Heumagazin. Der östliche oder Pfarrthurm erhielt 1828 eine gothische, 43 Fuß hohe, eiserne Kuppel. Der Hauptthurm ist 283 (n. A. 390) Fuß hoch. Der Anblick des Aeußeren wird durch umklebende Wohnhäuser sehr gestört. Das nördliche Portal enthält die 1804 von der Liebfrauenkirche später versetzten Broncethüren, gegossen um 1000 unter Erzbischof Willigis und unter Anderm auch versehen mit dem Freibrief des Erzbischofs Adalbert I. vom Jahr 1135. Von den 46 Grabmonumenten des Innern (von 11½ Uhr Vormittags bis 2 Uhr Nachmittags geschlossen) sind die vorzüglichsten: zwei aus der Renaissance-Zeit: im nördlichen Kreuzarm das Denkmal der Familie Gablenz (1592) und im nördlichen Schiff am ersten Pfeiler: das neuerlich wiederhergestellte Denkmal des Kurfürsten Albert von Brandenburg (1545); ferner am vierten Pfeiler das besonders ausgezeichnete des Prinzen Adalbert von Sachsen (1484), am sechsten Pfeiler der Kanzel gegenüber das des Kur-

fürsten Diether von Isenberg (1482), am achten Pfeiler das des Kurfürsten Johanns II. von Nassau (1419); endlich im südlichen Schiff am vierten Pfeiler das Denkmal des Erzbischofs Berthold von Henneberg (1504), vielleicht das schönste von allen. — Im östlichen Chor verdient Beachtung ein zinnerner Taufstein vom Jahre 1328, im westlichen Chor die Malerei (Kreuzigung und Auferstehung) des mittleren Fensters von Helmle in Freiburg (1831), ferner in der erwähnten Memoria ein links am Eingang eingemauerter, mit lateinischer Inschrift versehener Grabstein der dritten Gemahlin Karls des Großen Fastrada († 794), aus der 1552 zerstörten St. Albanskirche hieher gebracht, dann eine Reihe sehr schön gearbeiteter Chorstühle (um 1590); endlich im Kreuzgang das von Ludwig Schwanthaler 1842 gar sinnig componirte Marmordenkmal Heinrichs von Meißen, genannt Frauenlob: eine trauernde Jungfrau, die den Sarg des Minnesängers bekränzt. Die Galerie des Doms (Tr. 18 Kr.) gewährt einen Ueberblick über die Stadt und Umgegend.

Den benachbarten Gutenbergsplatz ziert die Gutenbergsstatue, nach Thorwaldsens Modell von Crozatier in Paris gegossen und 1837 errichtet. Die große kräftige Mannsgestalt, mit lockenumwalltem Haupte, langem, unten getheiltem Bart und ruhig ernstem Ausdruck des Antlitzes, hält in der Rechten einige Lettern, in der an die Brust gedrückten Linken die heilige Schrift. Die Inschrift der Rückseite von Ottfried Müller lautet:

Artem, quae Graecos latuit latuitque Latinos,
Germani sollers extudit ingenium.
Nunc, quidquid veteres sapiunt sapiuntque recentes,
Non sibi, sed populis omnibus id sapiunt.
(Die Kunst, welche den Griechen war dunkel und dunkel den Römern,
Brachte ein deutsches Genie denkenden Geistes an's Licht.
Was nun des Alterthums Weisheit und Weisheit der neueren Welt ist,
Bleibt nicht des Einzelnen Schatz, sondern den Völkern gesammt.)

Das an diesen Platz stoßende 1829 bis 33 nach Moller's Plan erbaute Schauspielhaus ist ein eben so geschmackvolles, als imponirendes Gebäude. Die westlich davon in der Dominikanerstraße gelegene Fruchthalle (vom Jahre 1839) gehört zu den bedeutendsten Bauwerken dieser Art. Der innere, leicht in

einen Saal umzuschaffende Raum dient auch zu Musikfesten, Blumenausstellungen 2c. In derselben Richtung weiter wandernd, gelangen wir bald zu dem mit Platanen bepflanzten Thiermarkt, wo das Gouvernementsgebäude und um 12 Uhr Mittags die preußische Wachtparade. Die Marmorsäule in dem Röhrbrunnen soll aus dem Palast Karls des Großen zu Ingelheim stammen. Dann steigen wir bergan zu der hübschen Stephanskirche (vom Jahre 1312), welche in freier Lage auf einem der höchsten Punkte von Mainz steht; ihr zierlicher Kreuzgang ist spätgothisch. Von dem 210 Fuß hohen Thurm genießt man der umfassendsten Aussicht, die von keiner andern übertroffen wird. Man übersieht da unter Anderm im Nordwesten den erst 1841 angelegten neuen Stadttheil, den sogenannten Neuen Kästrich (Castellum novum), mit dem großen Mathildenplatz, zu welchem zwei Treppen von 66 Stufen hinaufführen. Der neue Kästrich wird überragt vom Alexanderthurm, dem höchsten Punkte der Stadt. Wo die Hauptstraße nach den Bergen sich wendet, standen die Gußmauern des römischen Castrum. Dasselbe erstreckte sich auf der Hochfläche zwischen Mainz und dem benachbarten Dorfe Zahlbach, wo auch Reste einer römischen Wasserleitung (60 Pfeiler, von denen 24 eine Höhe von 25 bis 30 Fuß, 12 eine von 12 bis 18 Fuß haben) und wo man, als am Begräbnißorte der römischen Krieger, zahlreiche Grabsteine und in den Feldern alte Münzen fand. Dort ist auch der heutige Friedhof von Mainz, wo unter Anderm der Geschichtschreiber und Dichter Eduard Duller († 1856) schläft. — Westwärts fällt unser Blick ganz in der Nähe auf die verhängnißvolle Stätte am Gauthor, wo am 18. November 1857 die schaudervolle Explosion eines daselbst auf der Anhöhe neben dem großen viereckigen Stockhaus- oder Martinsthurm gelegenen Pulvermagazins statt fand, wodurch namentlich der rechts davon sich hinziehende „alte Kästrich" und ein Theil der Gaugasse in Trümmer verwandelt wurde. Die folgende Schilderung dieser Katastrophe entnehmen wir den Berichten von Augenzeugen.

Es war um drei Uhr Nachmittags, als man plötzlich von der Rheinbrücke aus in der Gegend des die Stadt überragen-

den Stephansthurmes einen zuckenden Blitzstrahl aufflammen sah, der augenblicklich in einer pechschwarzen Rauchsäule verschwand, und gleich hinterdrein wurde die Luft von zwei krachenden Donnerschlägen auf's heftigste erschüttert. Es war als ginge ein furchtbares Erdbeben durch ganz Mainz. Der Boden schwankte, die Spaziergänger taumelten und stürzten nieder, die Häuser erzitterten in ihren Fundamenten, Dächer wurden von einem prasselnden Steinhagel zertrümmert, alle Scheiben zersprangen, die Fenster flogen mit zerschmetterten Rahmen in die Zimmer, die Thüren wurden aus Schloß und Riegel gerissen, die Möbeln durch einander geworfen, Bilder und Spiegel fielen in Scherben von den Wänden. Eine dicke Rauchwolke lagerte sich über die Häusermassen und verhüllte dieselbe den draußen Wandernden. War die Stadt von einem Ende bis zum andern eine Ruine geworden und Tausende der Bewohner unter zusammenstürzenden Trümmern begraben? — Gottlob, nein; denn sogleich wieder lüftete sich der schwarze Nebel und der St. Stephansthurm wurde wieder sichtbar; selbst das Kreuz auf seiner Spitze ragte noch hoch über der Unglücksstätte. Der Martinsthurm aber wurde nicht mehr gesehen, und man konnte nun das Geschehene errathen. Innerhalb der Stadt war ein Moment der Todesangst über alle Gemüther gekommen. Ein Jeder glaubte, er müsse in den Abgrund des Verderbens versinken. Die Plötzlichkeit des Ereignisses und die Schnelligkeit, mit der es vorüberging, wirkte so verwirrend auf die Sinne, daß Viele kaum die beiden Donnerschläge hörten. Unbeschreiblich war das allgemeine Entsetzen. Leichenblässe auf den Gesichtern, wankte Alles auf die Straßen hinaus und vernahm die grausige Kunde, daß ein Pulverthurm in die Luft geflogen sei. Es dauerte eine Weile, bis man sich von dem ersten betäubenden Schlage des Schreckens erholt hatte, als auch schon die Sturmglocke ertönte. Alles eilte nun mit beflügelten Schritten nach dem Schauplatze der Explosion. Je mehr man sich demselben näherte, desto ärger wurde die Verwüstung an den Häusern, desto größer das Gejammer der Menschen, die mit blutenden Wunden überall zum Vorschein kamen; namentlich waren es die Frauen, die durch die zersplitterten Fenster verwundet wurden. Gräßlich aber war

der Anblick in der Umgebung des Gauthors. Das Pulvermagazin und der daran stoßende alte düstere Martinsthurm waren verschwunden und ihre Steinmassen über die ganze Gegend geschleudert worden. Der alte Kästrich und der obere Theil der Gaustraße waren ein Trümmerhaufen; die schöne Stephanskirche stand wie eine verwitterte Ruine da. Aus dem Schutt dieses vernichteten Stadttheils drang das Aechzen und Hülferufen der lebendig Begrabenen. Die Erde war weithin mit weißgrauem Staube bedeckt, und in schaudererregenden Blutlachen zuckten die Leichen der erschlagenen, zum Theil noch mit dem Tode ringenden Menschen und die Gliedmaßen zerrissener Pferde. Herzzerreißend war der Jammer Derjenigen, welche, obgleich oft schwer verwundet, umherrannten und nach ihren Familiengliedern oder Bekannten riefen, die man einen Augenblick später todt oder verstümmelt auf Tragbahren vorbeitrug. Was den Umfang des Schadens betrifft, so wurden sieben und funfzig Häuser gänzlich zerstört und an wenigstens sechzig anderen waren Mauern und Dächer eingestürzt. Die Stephanskirche, auf dem Abhang der Anhöhe gelegen, auf welcher das explodirte Magazin stand, hatte furchtbar gelitten. Dach, Fenster und Orgel wurden zertrümmert; der Thurm zeigte sich so sehr erschüttert, daß man anfangs seinen Zusammensturz fürchtete. Auch die schönen Glasgemälde des Doms und der Quintinskirche wurden zertrümmert. An der Emmeranskirche zersprangen allein 4000, an den Militairgebäuden 25,000 Fensterscheiben. Die Kosten der Wiederherstellung aller Baulichkeiten mögen sich gewiß auf mehr als eine Million Gulden belaufen. Theurer war der Verlust an Menschenleben. Man zählte sechs und vierzig Leichen, darunter funfzehn vom Militair, und namentlich die Wachmannschaften am Gauthor und am Pulvermagazin wurden zum Theil weit weggeschleudert. Eben so erging es drei Fuhrleuten, die mit ihren Wagen und Pferden grade die Gauthorbrücke passirten. Es war ein Vater mit seinen beiden Söhnen; nur der erstere kam mit schweren Wunden davon. Zwei junge Bildhauer wurden in ihrer Werkstätte erschlagen, und einem Kinde riß ein Stein den Kopf in einem Hause weg, das inmitten der Stadt lag. Die Kinder in der Stephanspfarrschule retteten das Leben; aber ihrer Lehrerin wurden beide Beine zer-

schmettert. Die Zahl der Verwundeten stellte sich überhaupt als sehr bedeutend heraus, was auch gar nicht anders sein konnte, da sich ein wahrer Regen von Steinen und Kugeln über die ganze Stadt ergoß. Gar Viele wurden nur durch das Walten einer höheren Hand vor dem Tode oder todesgefährlicher Verletzung bewahrt. Die meisten Bewohner des alten Kästrichs, durchgängig Arbeiter, waren nicht zu Hause, die Wirthshäuser unbesucht, die Promenaden des schlechten Wetters wegen ohne Frequenz. Mehrere Officiere, deren Wohnungen ganz und gar demolirt wurden, waren abwesend und blieben verschont, während mehrere Soldaten in der ersten Bestürzung aus den Fenstern eines Hauses wenigstens dreißig Fuß tief in den Garten sprangen, ohne sich zu verletzen. Gleich wunderbar entging der Generalstab der Bundesfestung und das östreichische Officiercorps dem Tode. Es war nämlich für dasselbe auf den Nachmittag des 18. Novembers ein Turnfest im Graben neben dem explodirten Magazine angesagt, aber der ungünstigen Witterung wegen Mittags wieder abgesagt worden. Die spätere Untersuchung hat ergeben, daß grade dies beabsichtigte Turnfest den Anlaß zu diesem unheilvollen Ereignisse wurde, sofern nämlich ein östreichischer Artillerie-Corporal wahrscheinlich aus Rachsucht gegen einen seiner Vorgesetzten das Magazin in Brand steckte. So viel Unglück kann die leidenschaftlich blinde Ruchlosigkeit eines einzigen Menschen anrichten! — Das Magazin enthielt 208 Centner Pulver, fast eine Million Zündhütchen, über 600 Leuchtkugeln und 700 Granaten. Letztere zischten noch lange nach der Explosion aus dem Krater, der an der Stelle des Thurmes zurückgeblieben war, in die Höhe. Die Leuchtkugeln aber gingen gar nicht auf, was bei ihrer Feuergefährlichkeit ein großes Glück genannt werden muß. Das größte Glück bleibt es indessen, daß kein anderes Pulvermagazin, deren zwei ganz in der Nähe des explodirten lagen und deren Thore aufsprangen, sich entzündete. Die weggeschleuderten Steine fielen in Entfernungen von einer viertel, ja bis zu einer halben Stunde nieder, und zwar in dieser Entfernung noch mit unglaublicher Wucht. Ein solcher drei Centner schwerer Stein brach durch das Dach und zwei Stockwerke des schönen Café de Paris bis in's Erdgeschoß

desselben, ohne in den sonst so viel besuchten Localen desselben Jemand zu verletzen. Auch in andere Häuser brachen dergleichen Steine ein. Der kolossalste, der deswegen auch verwogen und 1362 Pfund schwer befunden wurde, suchte ein Haus auf dem Ballplatze heim, wo er ebenfalls durch das Dach und zwei Stockwerke in das Zimmer eines preußischen Oberstlieutnants drang und eben so wenig irgend Jemand beschädigte. Von der Gewalt des Luftdruckes, den die Explosion hervorbrachte, zeugt unter Anderm, daß im Hofe des Theaters, der durch das 120 Fuß hohe Gebäude auf allen Seiten eingeschlossen wird, sogar die Thüren eines Weinkellers aufsprangen, und daß daselbst eiserne Stangen mit den Quadersteinen, in welchen sie befestigt waren, aus den Mauern herausgerissen wurden. Nicht blos in Mainz selbst, sondern auch in allen umliegenden Ortschaften sprangen die Fensterscheiben, und noch in dem zwei Stunden entfernten Niederolm fielen Kaffeetassen von den Tischen. Die Wirkung des furchtbaren Knalles erstreckte sich bis nach Bingen und jenseits des Rheins bis über das Taunusgebirge; ja, was fast unglaublich erscheint, aus Entfernungen von dreißig, vierzig und funfzig Stunden ist gemeldet worden, daß man genau zur Zeit der Explosion eine Luft- und Erderschütterung und ein Getöse, wie das Rollen eines fernen Donners verspürt habe.

Vom Stephansthurm begeben wir uns durch die Stephansgasse südöstlich zur Citadelle, wo ein Denkmal steht, welches die römischen Legionen dem jungen Drusus Germanicus nach seinem durch einen Sturz vom Pferde erfolgten Tode (9 v. Chr.) errichteten. Das ist der sogenannte Eichelstein, eine dunkele Steinmasse, deren äußere Bekleidung, aus großen Quadern bestehend, jetzt verschwunden ist; doch erkennt man, daß das Piedestal viereckig war und in Terrassen aufstieg. Die Höhe mag ursprünglich wohl 100 Fuß betragen haben; jetzt sieht man davon nur etwa 50 Fuß; gegen 30 Fuß können noch im Walle stecken. Eine kegelförmige Zuspitzung von ungefähr 16 Fuß warfen die Franzosen 1689 herunter. Diese mochte vielleicht einer Eichel ähneln; daher der Name. Andere nehmen an, es habe da oben wohl ein Adler (aquila) gestanden, weshalb man „Eigelstein" gesagt. Behufs der Besichtigung erhält man im Platz-Com-

mando unentgeltlich Eintrittskarten zur Citadelle, wo man dann von einem Unteroffizier (Tr. 12 Kr.) begleitet und auch mittelst einer Wendeltreppe des Innern auf die obere 25 Fuß im Durchmesser haltende Platte des Eichelsteins geführt wird. Die Aussicht entspricht der vom Dom. — Wir verfolgen nun den auf dem Glacis der Festung angelegten und rings um die Mauern gehenden Verschönerungsweg, dessen Südende in die parkartige Neue Anlage vor dem Neuthor ausläuft, längs dem Anfange der Ludwigsbahn und auf die anstoßende Anhöhe sich hinziehend. Sie ist freilich von keinem bedeutenden Umfang, aber berühmt als einer der angenehmsten Plätze am Rhein und in ganz Deutschland. Der Glanzpunkt ist das Plateau und die Terrasse, letztere anziehend durch den herrlichen Blick von der Anhöhe. Gegenüber mischt der einmündende Main seine gelbliche Fluth mit der hellgrünen des majestätischen Rheins. Den Horizont begrenzt zur Linken der Taunus mit dem Feldberg und Altkönig; rechts in der Ferne zeigt sich der Melibocus; dazwischen zahlreiche Städte und Dörfer von Biberich bis nach Großgerau und Darmstadt; von dem jenseitigen Castel ausgehend, erscheinen die Schienenwege der Taunusbahn. Zu den Füßen zieht dampfend die Locomotive der Ludwigsbahn, ihren vielgliederigen Schlangenleib lang nachschleppend. Auch Mainz selbst gewährt ein großartiges Gemälde. Auf dem Plateau steht das Musikzelt für die Concerte, welche vom Mai bis September an jedem Freitag Nachmittags abwechselnd durch die k. k. östreichische und k. preußische Militairmusik aufgeführt werden. Früher stand auf dieser Anhöhe ein 1793 zerstörtes Karthäuserkloster. In demselben Jahre schwand auch die Favorite, ein vom Ufer des Rheins in Terrassen mit Springbrunnen, Bildsäulen, Orangerien und Blumenbeeten emporsteigender Lustgarten. In dem dazu gehörigen Schlosse wurde 1792 bei einer Zusammenkunft des Kaisers Franz II. und des preußischen Königs Friedrich Wilhelm II. mit den vertriebenen Brüdern des französchen Königs jenes Manifest des Herzogs von Braunschweig abgefaßt, welches als geschleuderte Brandrakete den Krieg in vollen Flammen entzündete. — Noch ist zu bemerken, daß die Sage auch hieher, vor das Neuthor, die Erscheinung jenes Kreu-

zes verlegt, welches Konstantin der Große am Himmel erblickte, als er 311 nach dem Morgengebet mit seinen Legionen zum Kampfe gegen Maxentius aufgebrochen war.

Wir wandern jetzt an der Rheinseite entlang durch die Rheinstraße und schwenken uns von da westlich zu dem Mittelpunkte des Handels und der Gewerbe, zur Schustergasse, wo der Hof zum Gutenberg, das Stammhaus seiner Mutter Else zum Gutenberg, Eigenthum der Kasino-Gesellschaft mit einer schwarzmarmornen Gedenktafel in der Gartenmauer und einer Statue von Scholl. In der daran stoßenden Stadthausstraße befindet sich der Hof zum Jungen, Gutenbergs erstes Druckhaus, und am Ende derselben Straße der Hof zum Gensfleisch, das Stammhaus von Gutenbergs Vater. Uebrigens ist noch ungewiß, ob Gutenberg im Stammhause seiner Mutter oder in dem seines Vaters das Licht der Welt erblickte. Von da wenden wir uns zu dem ehemaligen kurfürstlichen Schloß am großen baumbepflanzten Schloß- oder Paradeplatz, an welchem auch die 1756 vollendete Peterskirche und die lange Kriegshospital-Kaserne liegt. Das Schloß, dessen östlicher Flügel längs des Rheins 1678, der westliche 1754 vollendet wurde, diente seit der Verwüstung durch die Franzosen (1793) zu Versammlungen für Jakobinerklubs, und für die Assisen (im Akademiesaal wurde 1803 der berüchtigte Schinderhannes verurtheilt), dann ward es Lagerhaus, bis man es seit 1842 restaurirte und zu einem städtischen Museum umschuf. Dasselbe steht Mittwochs von 2 bis 5 Uhr und Sonntags von 9 bis 12 Uhr für Jedermann offen; zu anderen Zeiten löst man eine Karte (12 Kr.). Die Bibliothek zählt über 100,000 Bände, darunter einige der ersten Drucke von Gutenberg, Fust und Schöffer. Ferner findet sich da ein Münzcabinet, so wie ein physikalisches und gewerbliches Modellcabinet; dann eine besonders reichhaltige Sammlung römischer und vaterländischer Alterthümer. Die naturwissenschaftlichen Sammlungen zeichnen sich namentlich durch den Reichthum an Vögeln aus. Das germanische Museum enthält trefflich gelungene Gypsabgüsse von römischen und germanischen Alterthümern. In der Gemälde-Galerie sind vorzüglich folgende Stücke hervorzuheben: I. Saal: Ru-

bens und Snyders: die Vogelfreundin (98). II. Saal. Tizian: die Tochter ernährt an ihrer Brust den Vater (4) und dessen Bacchanal (73). Tintoretti: Christus erscheint der Magdalena (50). III. Alb. Dürer: Adam und Eva (6), sehr verdorben; Grünwald: die neun Seligkeiten der Madonna (51—59). Mich. Wohlgemuth: altdeutscher Passionscyklus (83—90). Eus. Ferrari: Hieronymus in einer Landschaft, die Anbetung der Könige und der junge Tobias, drei treffliche Altarbilder (108—110). F. Holbein: altdeutsche Dame. IV. Velasquez: Kopf eines Cardinals (173). V. Rubens: David wird von Samuel zum Könige gesalbt (96). VII. Lorenzo di Credo: Madonna (115). VIII. Saal mit neueren Bildern. Joh. Stieler: der Schutzengel (4). Schotel: bewegte See (14). Dietz: Pappenheims Tod bei Lützen (11). Gisbert Flüggen: der unglückliche Spieler (17). IX. Otto Venius: Christi Barmherzigkeit (2) und die Kreuztragung (62). Annibale Caracci: die Madonna ertheilt das Scapulier (3).

Wiederum südlich uns wendend, gehen wir vorüber an dem großherzoglichen Palais, dem ehemaligen deutschen Ordenshaus, wo Napoleon oft zu logiren pflegte, und dem Zeughaus bis zur Rheinbrücke, an welche sich jenseits die befestigte Stadt Castel (3400 E.) anschließt. Sie verdankt ihre Entstehung einem schon von Drusus Germanicus hier angelegten Castrum. Die Brücke ist 750 Schritt lang und ruht auf 49 Schiffen. Von hier aus erscheint die Stadt mit ihren Thürmen und großartigen Gebäuden am imposantesten, und besonders verleiht die Abendbeleuchtung der ganzen Umgebung einen wunderbaren Reiz. Daher ist dies immer ein Hauptziel der lustwandelnden Mainzer. Diese sind im Allgemeinen heiter und umgänglich, biederherzig und offen. Mit ihrer Rührigkeit verbindet sich Scharfblick und natürlicher Witz. — Die Provinz Rheinhessen, von welcher Mainz das Haupt ist, zählt auf 25 Q.-M. 230,000 Bewohner. Fast die Hälfte derselben gehört der katholischen Religion an; die Uebrigen sind, außer 10,000 Juden, Evangelische und andere Konfessionsverwandte. Das fruchtbare, wohlcultivirte und weinreiche Land wird von niedrigen Ausläufern des Donnersberges und der Haardt durchzogen; am Rhein herrscht die Ebene vor.

Von Castel führt eine Eisenbahn über Hochheim und Höchst nach Frankfurt. Der sonnige Rebenberg der Stadt Hochheim (2100 E.), welcher den feurigen Traubensaft liefert, umfaßt nur einen Flächenraum von zehn Morgen, und bei dem Durchschnitt des Schienenweges mußte jeder verloren gehende Weinstock in bester Lage mit einem Dukaten entschädigt werden. — Links von der Station Flörsheim zeigen sich die Curgebäude des Schwefelbrunnens von Weilbach, welcher jährlich 100,000 Flaschen versendet. In der schon 790 vorhandenen Fabrikstadt Höchst (2200 E.), am Einfluß der Nidda in den Main, verdient Beachtung die Justinuskirche, eine gegen Ende des 11. Jahrhunderts erbaute Basilika mit flach gedecktem Mittelschiff.

Wir schwimmen von Mainz auf einem Dampfboot den Rhein hinunter bis zu dem Marktflecken Biebrich. Etwa bis zum Jahre 1000 stand hier die Kaiserburg Biburg. Das jetzige Schloß ließ Fürst Georg August 1706 im Renaissance-Stil aus röthlichem Sandstein erbauen. Es enthält 356 bewohnbare Gemächer, und ist seit 1816 Sommerresidenz des Herzogs. Prächtig sind Park, Blumengarten und Gewächshaus. Eine Pferdebahn bringt den Reisenden von hier zur Taunusbahn, und so gelangen wir nach Wiesbaden. Damit kommen wir hinein in das Herzogthum Nassau. Das vorherrschend gebirgige Land wird vom Rhein und Main begrenzt, von der Lahn durchströmt. Die Südhälfte wird vom Taunus mit dem großen Feldberg, (2724 F.) der nördliche Theil vom rauhen Westerwald mit dem Salzburger Kopf (1937 F.) erfüllt. Beide Gebirge senken sich in der Mitte des Landes zum Lahnthal. Ihre Abhänge sind mit schönen Laubwaldungen bedeckt und wimmeln von Wild. In ihren Adern findet sich besonders Eisen, Blei und Kupfer; der Westerwald enthält ungeheuere Braunkohlenlager. Die Hauptnahrungsquellen sind Viehzucht und Ackerbau, den die Fruchtbarkeit der Niederungen begünstigt. Die Obstzucht ist in erfreulichem Aufschwung begriffen, der Weinbau blüht; der Rheingau liefert das edelste deutsche Gewächs. Die überaus zahlreichen Mineralwasser sind zum Theil weit und breit berühmt und werden in zahllosen Krügen versandt. Man benutzt dazu die mächtigen Thonlager am Westabhange des

Westerwaldes. Auch formt man daraus eine Menge Thonpfeifen selbst Wasserrinnen, Butter-, Fleisch- und Sauerkrautfässer. Die Gewerb- und Fabrikthätigkeit beschränkt sich meist nur auf das eigene Bedürfniß. Der Handel mit den Landesproducten wird durch Kunst- und Wasserstraßen gefördert. Der wissenschaftlichen und Volksbildung läßt man die gehörige Sorgfalt angedeihen. Durch einen Vertrag mit Hannover gilt Göttingen als Landesuniversität; eine katholisch-theologische Facultät ist gemeinschaftlich mit Kurhessen zu Marburg errichtet worden. Im Jahre 1852 zählte man auf $84\frac{3}{4}$ (n. A. $82\frac{1}{2}$) Q.-M. 437,000 Einwohner, darunter etwa 230,000 Evangelische, 200,000 Katholiken und 7000 Juden. — Die ältesten bekannten Volksschichten bildeten die Ubier, Sigambern und Usipeter. Nach der Römerherrschaft wanderten die Alemannen ein, die den Franken unterthänig wurden. Später kam das Land zum deutschen Reich. Ehedem war es in zwölf Gaue getheilt, als Engers-, Ober- und Nieder-Rheingau, Kunigeshundrete ꝛc. Die Nachkommen von Drutwin († 956), einem Kriegsbegleiter des Herzogs Hermann von Alemannien, werden als Gaugrafen der Kunigeshundrete genannt. Dazu gehörten wahrscheinlich die Herrn von Laurenburg, welche um 1100 an der Mündung des Mühlbaches in die Lahn die berühmte Burg Nassau erbauten, und so entstand das (1336 gefürstete) Grafengeschlecht Nassau, von dem das heutige Fürstenhaus abstammt. Heinrich's II. († 1247), des Reichen, zwei Söhne Otto I. und Walram II. gründeten die beiden Hauptlinien, nämlich die Ottonische Linie (Nassau-Oranien), welche jetzt den Thron der Niederlande einnimmt, und die Walramische Linie, aus welcher 1292 Adolf zum deutschen Kaiser gewählt wurde. Ludwig II. von Weilburg vereinigte 1605 alle Besitzungen dieser Linie; spätere Zertheilungen starben wieder aus. Dies gilt namentlich von der Usinger Linie, die von 1728 bis 1816 nur allein noch neben der Weilburger bestand. Die Staatsverfassung ist monarchisch-constitutionell. Der jetzt regierende Herzog Adolf wurde am 24. Juli 1817 geboren. Die Haupt- und seit 1840 auch Residenzstadt ist

Wiesbaden (16,000 E.), eigentlich Wiesenbad, eine der ältesten Städte Deutschlands, liegt in einem angenehmen, von

der Salzbach durchflossenen Thale. Auf dem nördlichen Heidenberg hat man Reste eines römischen Castells entdeckt. Zur Verbindung desselben mit der Stadt mag vielleicht die sogenannte „Heidenmauer" gedient haben. Sie ist 650 Fuß lang, 10 Fuß hoch und beinah eben so breit, besteht aus Gußwerk und wurde durch ältere Bautrümmer von Tempeln, Votivsteinen 2c. aufgeführt. Der Sage zufolge starb Drusus hier. Schon die Römer benutzten die hiesigen weltberühmten heißen Mineralquellen (fontes Mattiaci). Es sind im Ganzen 22 alkalische Kochsalzwasserquellen, welche eine Temperatur von 32 bis 55 Grad R. haben und zu den heilkräftigsten Europa's gehören. Die Hauptquelle, der Kochbrunnen, liefert in der Stunde 525 Pfund Wasser und setzt alljährlich 18 Millionen Pfund feste Stoffe ab. Man trinkt und badet in 33 Badehäusern. Die Kuren beziehen sich hauptsächlich auf Gicht, Rheumatismus, Brustleiden, Krankheiten der Haut, der Nerven und Geschlechtsorgane. Im Jahre 1850 zählte man gegen 15,000, im Jahre 1857 etwa 20,000 Kurgäste. In dem Garten hinter dem großartigen Kursaal sammelt sich die bunte Menge auch der hinzukommenden Zugvögel (die zum Theil aber noch viel mehr durch die verderbliche Spielbank angezogen werden) besonders am Sonntag, wo aus einem großen Teiche eine Fontaine ihren Strahl hundert Fuß hoch in die Lüfte schleudert. Der Kursaal selbst prangt mit 28 korinthischen Säulen und reizenden Tänzerinnen in Marmor von Schwanthaler; der Kochbrunnen mit der ebenfalls marmornen Hygiea-Gruppe von Karl Hoffmann (seit 1853). Viele Straßen sind erst in neuerer Zeit entstanden und zeichnen sich durch Schönheit und Regelmäßigkeit aus. Das bedeutendste Gebäude der Stadt soll die neue gothische evangelische Kirche werden, unter der Leitung von Boos seit 1853 aus Backsteinen aufgeführt; Hopfgarten arbeitet dazu die kolossalen Statuen Christi und der vier Evangelisten. In dem ehemaligen herzoglichen Palais, dem sogenannten „Schlößchen" befinden sich die herzoglichen Sammlungen, nämlich: 1. Die Bibliothek, welche mehr als 50,000 Bände und einige merkwürdige mit Miniaturen gezierte Handschriften aus dem 12. und 13. Jahrhundert enthält. 2. Das Museum der Alterthümer. Dazu gehört unter Anderm ein 1842 bei Heddernheim an der Nidda

aufgefundener großer römischer Mithras-Altar. Dieser Mithras oder der persische Sonnengott wird dargestellt als ein Jüngling, der in einer Höhle, dem Symbol der Welt, zwischen den Genien des Auf- und Niedergangs einem niedergerissenen Stier (Symbol der irdischen Stärke?) einen Dolch in den Hals stößt. Das sogenannte Schwert des Tiberius wurde in Mainz ausgegraben. Unter den mittelalterigen Gegenständen tritt hervor ein aus Holz geschnitzter vergoldeter Altar der ehemaligen Abtei Marienstadt bei Hachenburg aus dem 13. Jahrhundert. 3. Die Bildergalerie enthält einige gute Stücke aus der niederländischen, deutschen und italienischen Schule. — Auf halber Höhe des Neroberges (nördlich von der Stadt) schimmert, aus weißem Sandstein 1848 bis 55 vom Architekten Hoffmann im byzantinischen Stil aufgeführt, die russisch-griechische Kapelle, welche der regierende Herzog dem Andenken seiner nach kaum einjähriger Ehe 1845 verstorbenen Gemahlin Elisabetha Michailowna, Tochter des Großfürsten Michael, weihte. Jede Seite des Quadrates schließt ab mit einem rundbogigen, bekreuzten Giebel. Ueber der Mitte des Gebäudes steigt ein gekuppelter Rundthurm, umgeben von vier kleinern Eckthürmen auf, alle von Gold glänzend und auf jedem das russische Doppelkreuz (das höchste 183 Fuß über dem Boden) mit herabhängenden vergoldeten Ketten. Das Bogenfeld der drei Hauptseiten zeigt die kolossalen Köpfe der Schutzpatrone der Verstorbenen, nämlich östlich den der St. Elisabeth, westlich der St. Helena und südlich des St. Michael. In dem nur aus weißem und farbigem Marmor bestehenden Innern scheidet nach russischer Weise die sogenannte Ikonostasis oder die reich mit Heiligenbildern auf Goldgrund bemalte Altarwand den Chor, als das Heiligste, vom Schiffe. Außerdem sieht man im Innern namentlich unter der Hauptkuppel, Stukkaturarbeiten und Fresken auf Goldgrund. Eine der Kapelle angebaute fünfseitige Chornische bewahrt endlich in der sogenannten, mit einer Glaskuppel überdeckten Rotunde das Herrlichste des Ganzen, das Grabdenkmal der Herzogin von Emil Hopfgarten. Es erinnert an die Königin Louise von Rauch in Charlottenburg und macht einen wunderbar ergreifenden Eindruck. Die edle 19 jährige Fürstin schläft auf einem Sarkophag, umgeben von den zwölf

Aposteln und an den vier Ecken von den allegorischen Statuen des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe und der Barmherzigkeit. (Castellan: 24 Kr.; für Mehrere 1 Fl.). — Eine Viertelstunde über der Kapelle steht ein Säulentempel (705 F.), wo man einer weiten Aussicht genießt. Am Fuß des Berges ist die Wasserheilanstalt Nerothal. Lohnend sind die Ausflüge nach dem herzoglichen Jagdschloß „die Platte" (1511 F.), nach der Fasanerie und der Burgruine Sonnenberg.

Der täglich zweimal gehende Eilwagen bringt uns durch die bergige Gegend nach Langenschwalbach (2200 E.), am Fuße der hohen Wurzel in einer waldigen Thalschlucht sich lang hinziehend. Die Wasser der berühmten hiesigen Stahl-, Wein- und Sauerbrunnen werden alljährlich in 40,000 Krügen versandt. Das Badehaus enthält 42 Bäder. Nach der benachbarten (jetzt verfallenen Burg) Adolfseck entführte Kaiser Adolf einst seine Geliebte Imagina aus dem Kloster. — Nach Eltville fahren wir über Schlangenbad, welches besonders von Frauen gegen Hautkrankheiten und Nervenschwäche, aber auch gegen das Altwerden benutzt wird, da dasselbe nach Hufelands Urtheil ganz vorzüglich geeignet sein soll, die Jugendlichkeit zu conserviren. Vor Neudorf verlassen wir den Wagen und wandern über das weinberühmte Dorf Rauenthal hinauf zur Rauenthaler Höhe (1668 F.), welche den Rheingau bis unterhalb Johannisberg überschauen läßt. Der Rheingau beginnt oberhalb Eltville bei Niederwalluf und reicht über Bingen hinaus bis Lorch. Nirgendswo am Rhein wächst die Rebe so fröhlich empor, als hier, wo sie der sonnenglühenden Mittagsseite zugekehrt ist und wo das von Osten nach Westen sich herumbiegende Stromthal durch die vorlagernden Gebirge gegen die rauhen Nordwinde geschützt wird. Der Hauptort des Rheingaues ist das stattliche Eltville (alta villa, 2400 E.) oder Ellfeld, wahrscheinlich aus einem Römercastell entstanden und heutiges Tages lebhaft durch starken Weinhandel. Ein hoch hervorragender Wartthurm mit vier Dachthürmchen zeugt noch von der vormaligen Burg, wo 1349 Günther von Schwarzburg, durch Karl IV. bedrängt, der deutschen Kaiserkrone entsagte. Dort residirten auch häufig die Erzbischöfe von Mainz. In Eltville starb Gutenberg, und hier wohnt die Dich-

terin Adelheid von Stolterfoth, verehelichte Baronin von Zwierlein, welche Matthisson die „Philomele am Rhein" nannte.

Achtzehntes Kapitel.

Wir besteigen nun wieder das Dampfboot, um weiter stromabwärts durch den Rheingau zu schwimmen. Diese Fahrt, bei heiterem Sonnenschein und in fröhlicher Gesellschaft, rechne ich zu den angenehmsten Erinnerungen meines Lebens. Das bei weitem interessantere Ufer ist das rechte. — Auf der Grenzmark zwischen dem Dorfe Erbach und dem alten Flecken Hattenheim trägt ein Brunnen die Steinschrift „Markbrunnen", und in den angrenzenden Weinbergen wächst der feurige Markobrunner. In der Umgegend liegt der Wallfahrtsort Kiedrich mit seiner schönen gothischen St. Valentinskirche und der zierlichen St. Michaelskapelle vom Jahre 1440; südlich davon, eine Stunde hinter Hattenheim, die ehemalige, jetzt in eine Irrenanstalt verwandelte Cisterzienser-Abtei Eberbach, deren jüngst restaurirte, 1186 eingeweihte Hauptkirche sich durch ihr mächtiges romanisches Gewölbe und mehrere bedeutende Grabmäler auszeichnet, darunter das prächtige, welches die Gebeine der Mainzer Erzbischöfe Gerlach († 1371) und Adolf II. von Nassau († 1474) überdeckt. Eine jüngere Kirche (fälschlich die ältere genannt) ist im spätromanischen Stil schön ausgeführt und dient jetzt als Kelterhaus. In der Nähe befindet sich der 80 Morgen haltende Steinberg, welcher den bekannten, so köstlichen Wein liefert. — Dem Markbrunnen gegenüber erstrecken sich im Strom die drei großen Inseln Rhein-, Langwerther- und Sand-Au. Auf letzterer starb wahrscheinlich Karls des Großen Nachfolger Ludwig der Fromme, nachdem er, von einem beabsichtigten Kriegszug gegen seinen Sohn Ludwig aus Thüringen heimkehrend, so schwer erkrankt war, daß er das Uebersetzen über den Strom, um nach Ingelheim zu gelangen, nicht mehr ertragen konnte. Mehrere Wochen mußte er daselbst auf dem Siechbett schmachten, bis er endlich am 20. Juni 840 seinen bekümmerten Geist aufgab. — Das

erwähnte Ingelheim, eine halbe Stunde vom Rheinufer entfernt, liegt auf der Hälfte des Landweges zwischen Mainz und Bingen. Dort hatte Karl der Große einen prachtvollen Säulenpalast, dessen Ueberreste 1689 von den Franzosen gänzlich der Erde gleich gemacht wurden. — Am rechten Ufer folgt nun Oestrich (1900 E.), früher der Ort für die allgemeinen Landesversammlungen, Mittelheim und der mit lang gedehnten Zeilen sich daran schließende Flecken Winckel, wo die phantasiereiche Bettina von Arnim die ersten Frühlinge ihres Lebens sah und ihre Freundin Karoline von Günderode freiwillig mit den Fluthen des Rheins sich vermählte. Dann erscheint „die Krone des Rheingaus,"

Johannisberg. Das stattliche Schloß baute 1717 an der Stelle eines Benedictinerklosters der Fuldaische Abt Adelbert von Waldersdorf. Im Jahr 1802 kam es an den Prinzen von Oranien, 1805 schenkte Napoleon dasselbe dem französischen Marschall Kellermann, und 1814 belehnte der Kaiser von Oestreich damit gegen den Weinzehnten den Fürsten von Metternich. Der Eingang zum Schlosse, das die Mitte des Berges einnimmt, wird von zwei einzeln stehenden Häusern bewacht. Dann folgen zwei Flügel, die den Schloßhof umschließen. Vor der Schloßkapelle (aus dem 12. Jahrh.) steht die Statue Johannis des Täufers von Geertz in Löwen. Das Innere des Schlosses selbst hat außer einigen Portraits und Statuetten gekrönter Häupter wenig Bemerkenswerthes. „Ueberrascht wird man aber doch, wenn man auf den Altan des Johannisberger Schlosses tritt. Denn von Bieberich bis Bingen ist Alles einem gesunden oder bewaffneten Auge sichtbar. Der Rhein mit den daran gegürteten Ortschaften, mit den Inselauen, jenseitigen Ufern und ansteigenden Gefilden, links oben die blauen Gipfel des Altkönigs und Feldbergs, grade vor uns der Rücken des Donnersbergs! Er leitet das Auge nach der Gegend, woher die Nahe fließt. Rechts unten liegt Bingen, daneben die ahnungsvolle Bergschlucht, wohin sich der Rhein verliert." So Göthe. Unter dem Balkon ist die Terrasse mit Orangebäumen besetzt. Hier zeigen sich die Oeffnungen des alten Klosterkellers, der aber nur in sehr ergiebigen Jahren gefüllt wird; denn unter dem ganzen Schlosse zieht sich ein an-

deres Gewölbe hin, das 500 Stückfaß hält. Gewöhnlich sieht man aber nur einige hundert Stückfässer mit Blechnummern bezeichnet, neben einander gereiht. Ein solches Stückfaß 1822er wurde mit 12,500 Gulden bezahlt. Im Sommer 1811 verkaufte Marschall Kellermann den ganzen herbstlichen Ertrag des etwa 60 Morgen haltenden Weinberges für 32,000 Gulden an den Kölner Weinhändler Mumm. Dieser erntete darauf 65 Stückfaß mit dem in diesem Jahrhundert noch unübertroffenen Eilfer und ein einziges Faß kostete 11,000 Gulden. Diesem Kaufe verdankt wahrscheinlich das heutige auf der rechten Seite von Johannisberg sich präsentirende Mumm'sche Landhaus seinen Ursprung. Eine Flasche mit goldenem Siegel kostet eilf Gulden. Die Güte des Gewächses wird hauptsächlich durch die späte Lese bedingt, auf deren Vortheile man durch eine zufällig verspätete Erlaubniß des Fuldaer Abtes zur Lese aufmerksam gemacht wurde. Seitdem hält man auf die Spätlese und sondert selbst bei dieser noch die faulen, als die den feinsten Wein gebenden, Trauben von den gesunden. Die beste Lage, der Oberberg, wird durch das Schloß vor jedem kälteren Luftzug geschützt. Am Fuß des Berges, der 580 Fuß über das Meer und 340 Fuß über den Rhein sich erhebt, bemerkt man die Ueberbleibsel „der Klause", eines ehemaligen Frauenklosters. In dem Dorfe wurde der Schriftsteller Weitzel geboren. Man hat hier eine Wasser- und Fichtelnadel-Heilanstalt angelegt. Der benachbarte Flecken Geisenheim (2600 E.) wird schon 779 genannt. Der hiesige Wein ist ebenfalls berühmt; noch mehr aber das gewürzige und feurige Erzeugniß des Berges von Rüdesheim (2500 E.). Dieser, der großartigste aller Weinberge im Rheingau, nimmt einen Flächenraum von beinah 400 Morgen ein. Die Reben werden hier auf unzähligen von Mauerwerk eingefaßten und Gewölben gestützten Terrassen gezogen; sie liefern jährlich etwa 650 Stückfaß. Der Sage nach bemerkte Karl der Große einst von seinem Palast zu Ingelheim aus, wie der Schnee auf dem Rüdesheimer Berg am frühesten schmolz, und dies veranlaßte ihn, Reben aus Orleans kommen zu lassen und sie hieher zu verpflanzen. — Man findet hier auch Reste römischer Bauwerke und drei mehr oder weniger verfallene Burgen: die Ober- oder Boosenburg mit

einem alten Thurm, jetzt dem Grafen von Schönborn gehörig; die noch wohl erhaltene Brömsenburg, das Stammhaus des erloschenen kriegerischen Geschlechtes der Brömser. Diese besaßen auch die benachbarte Niederburg (fälschlich Brömserburg genannt), bis ins 14. Jahrhundert häufig Aufenthalt der Mainzer Erzbischöfe und wahrscheinlich schon im 12. Jahrhundert erbaut, jetzt Besitz des Grafen Ingelheim. Göthe schildert das Ganze im Jahre 1814 also: „Man tritt in einen brunnenartigen Hof: der Raum ist eng, hohe schwarze Mauern steigen wohlgefügt in die Höhe, rauh anzusehen, denn die Steine sind äußerlich behauen, eine kunstlose Rustica. Die steilen Wände sind durch neu angelegte Treppen ersteiglich. In dem Gebäude selbst findet man einen eigenen Contrast wohleingerichteter Zimmer und großer, wüster, von Wachfeuern und Rauch geschwärzter Gewölbe. Man windet sich stufenweise durch finstere Mauerspalten hindurch und findet zuletzt, auf thurmartigen Zinnen, die herrlichste Aussicht. Nun wandeln wir in der Luft hin und wieder, indessen wir Gartenanlagen, in dem alten Schutt gepflanzt, neben uns bewundern. Durch Brücken sind Thürme, Mauerhöhen und Flächen zusammengehängt, heitere Gruppen von Blumen und Strauchwerk dazwischen."

Der Rüdesheimer Berg bildet die südliche Abdachung des Niederwaldes, dessen Fernsichten denen vom Ehrenbreitenstein und Drachenfels an die Seite gestellt zu werden verdienen. Zum Genuß derselben ladet ein der aus Buchenwaldung hervorschauende, auf Säulen ruhende Tempel ($\frac{3}{4}$ Stunden von Rüdesheim), die eine Viertelstunde davon entfernt liegende künstliche Ruine der Rossel, und dann das wiederum eine Viertelstunde entfernte herzogliche Jagdschloß. Noch angenehmere Abwechselung bietet indeß die Partie nach der Rossel, sofern man damit eine Wasserfahrt (deren Taxen von obrigkeitlichen Aufsehern geordnet werden) verbindet, wie wir solche im Folgenden nach der Schilderung von Dr. C. G. Carus geben, welcher zu Rüdesheim das Zimmer eines in einen alten Wartthum hineingebauten Wirthshauses, dicht am Rhein, bewohnte.

„Hoch auf dem alten Thurme steht der Pilger des Rheins, und betrachtend breitet er seine Blicke über die mächtigen Fluthen

des grünlichklar vorüberziehenden Stromes, gern gestehend, daß er von diesem ganz eigenthümlichen Reiz ächt rheinischer Gegenden durchaus keinen Begriff gehabt hat. Dieses Meer- und doch Flußhafte, dieses Deutsche und doch Italische, ich kann es noch gar nicht im Geiste ordnen! Ist es nicht hier vor dem alten Thurme, wie ein neapolitanischer Strand? — Dieser weite bläuliche Wasserspiegel, dieses gelblich weiß im hellen Sonnenlicht leuchtende Ufer, diese breiten mächtigen Ruinen zunächst am Rhein, manchen altrömischen Ueberresten von Thürmen nicht ungleich, diese hochansteigenden duftigen Berge, zwischen denen der Rhein verschwindet, so daß er um so mehr ein seemäßiges Ansehn gewinnt, diese hohen und breiten geschnäbelten Schiffe mit Masten und Takelwerk, welche an die Kauffahrer des Meeres erinnern, und zwischen ihnen die mächtigen Dampfer hindurch brausend, ihren schwarzen Rauch in die helle, blaue Luft wirbelnd: das giebt ein großartig-heiteres Lebensbild. — Mir grade gegenüber liegt Bingen am Einfluß der Nahe; weiter nach links sehe ich die Rochuskapelle auf ihrer weinumgrünten Höhe: Alles winkt mir gleich alten Bekannten, obwohl ich's zum ersten Mal sehe; ich fühle, es sind deutsche Bilder, die hier dem entzückten Auge sich öffnen. — Ich steige in eine Barke. Zwei tüchtige Knaben rudern, während der Vater das Steuer führt, und so schwimme ich die prächtigen Fluthen im heißen Sonnenschein zwischen den bläulichen Höhen hinter Bingen und den Weinbergen des hohen Niederwaldes hinab. Wie schön streckt sich nun, wenn man zurück blickt, Rüdesheim mit seinen Thürmen und den massigen, fast felsartigen Ruinen der auf den Trümmern eines altrömischen Castells erbauten Burg am Rheine und der Brömserburg längs des Ufers dahin! Wie grandios tauchen unterhalb der Höhe des Niederwaldes aus den Weinbergen die Ruinen hervor von Ehrenfels!*) — Es war zu reizend. Ich ließ an einem aus dem Strome hervorragenden Felsen anfahren, um zu zeichnen. Da saß ich nun auf dem schilfumwachsenen Felsen inmitten der Wogen, dicht vor mir der Kahn mit den Fischerknaben

*) Diese Burg wurde 1210 erbaut, oft von den Mainzer Erzbischöfen bewohnt, 1689 von den Franzosen zerstört.

und dem alten Fischer, und von allen Seiten die sonnigen Höhen auf mich herabschauend! Ich wüßte seit Italien nicht, wann ich dieses Gefühl ächten Genügens in freier Natur gehabt hätte. — Mit einem Mal rauschte ein holzbeladenes Schiff, von Pferden gezogen, den Rhein herauf, das Schleppseil, am Wasser hinstreifend, trieb mich auf kurze Zeit nach dem Ufer zu fahren und wieder war es schön, wie das in Tauwerk und Masten ganz seeschiff-ähnliche Fahrzeug mit seinem unter dem Bugspriet, aufgehangenen Anker die Wellen durchschnitt, während gegenüber die Kirche von Bingen, die Brücke über die zum Rhein fließende Nahe, und die Uferhöhen der letzteren abermals zu einem vollkommenen Bilde sich zusammenordneten. — Ich fuhr weiter. Die Wellen über dem sonst übelberüchtigen Bingerloch*) wallten in unruhigster Bewegung, und eine Gewitterwolke zog, die Gegend beschattend, herauf, als wollte sie der hier gelegenen flachen, wüsten Insel mit der Ruine jener alten viereckigen Warte, die unter dem Namen des Mäusethurms**) bekannt ist, die rechte Beleuchtung geben. — Nicht lange und ich landete, unter dem Felsen der auf dem linken Rheinufer liegenden kleinen Veste Rheinstein***), welche Prinz Friedrich von Preußen zu moderner Wohnlichkeit aus altem wüsten Gemäuer sich hat her-

*) Es ist dies eine Brandung über einem den Strom durchsetzenden Felsriff, von dem aber seit 1832 die gefährlichste Stelle weggesprengt wurde.

**) Die Sage leitet den Namen „Mäusethurm" bekanntlich vom Mainzer Erzbischof Hatto her, welcher in großer Theurung einen Haufen um Brot flehender Armen, die er den Alles verzehrenden Mäusen verglich, in einer Scheuer verbrennen ließ. Aber ein aus der Kohlengluth sich entwickelndes Heer von Mäusen verfolgte den Erzbischof überall hin, selbst bis zu jenem Thurm, wohin er flüchtete, so daß er elendiglich sterben mußte. Dieselbe Sage findet sich wieder im Großherzogthum Posen am Goplo-See (S. Band I. S. 148) — Einige wollen den Namen als „Mautthurm" wegen des bei Bingen früher erhobenen Zolles erklären. Jetzt dient der 1856 ausgebaute Thurm als Wahrschau-Station, um durch Einziehen einer Flagge, den zu Thal fahrenden Schiffen anzudeuten, daß ein zu Berg fahrendes Schiff das Binger Loch passirt.

***) Wird 1279 als Vauts- oder Voigtsburg erwähnt. Im Innern zeigt man jetzt eine Waffensammlung, Trinkgefäße und mancherlei andere Kunstwerke; unter andern auch ein früher auf der Ebernburg befindliches Brustbild des jungen Franz von Sickingen (Tr. 7½ Sgr).

stellen lassen. Der Geschmack altritterlicher Burgen mußte besonders am Rhein beliebt werden, wo so viel Geschichtliches aus deutscher vergangener Herrlichkeit sich zusammendrängt. Ueber schmale Fallbrücken und unter spitzigen Fallgattern hindurch gelangte ich in den halb in Felsen eingehauenen Burghof, stieg dann über manche Freitreppe und eine außen am Thurme schwindelnd sich herumwindende Wendeltreppe. Ueber zackigen, freistehenden Klippen wachsen breite Gehänge der Waldrebe; ein Adler wohnt da im Eisenbauer am Thurme, von welchem die lange preußische Flagge herabweht, und prächtig breiten sich Strom und Ufer mit dem gegenüber liegenden Aßmannshausen vor dem Blick des Beschauenden aus. Dann fuhr ich nach dem durch seinen rothen Wein berühmten Aßmannshausen hinüber und stieg alsbald zum Niederwald hinan, wohin der Wirth von Rüdesheim fürsorglich einen Knaben mit elegantem Reitesel zur Erleichterung des Bergsteigens vorausgesandt hatte. Die Thalschlucht hinter Aßmannshausen ist wirklich sehr anmuthig, und man genießt köstlicher Rückblicke auf den Ort selbst und seine alte Kirche, auf den Rhein und nach den jenseitigen bewaldeten Uferbergen. Bei den alten Gebäuden des Schlosses von Niederwald entließ ich den Esel, und sein kleiner Meister machte mir an dieser Stelle ein hell und vielmal sich wiederholendes Echo bemerklich. Wichtiger als dieser Wiederhall war mir der besondere Charakter der Waldung auf dem Kamm dieser Rheinberge. Der fast graslose, mit wenig Moos bedeckte Boden ohne alles Untergehölz, die zwei bis drei Fuß im Durchmesser haltenden Eichen und Rothbuchen mit ihren einfachen, gedrängten, vielgewundenen, oft abgeschälten Aesten und dichtem, buschigem, in einzelnen Massen zusammengedrängtem Laube, dazwischen auch Birken und Kiefern, Alles aber mit dem eigenthümlichen auf felsigen Boden und Aushalten vieler Winterstürme deutenden Wuchse: es sieht da viel anders aus, als in unsern Hochwäldern. Von dem höchsten Punkte der Rossel (991 F.), war mir interessant, mich in der Gegend noch einmal gründlich zu orientiren. Der Lauf des Rheins bis gen Koblenz, das Thal der hier einfließenden Nahe, die Lage der Bergstraße, des Hundsrück und Donnersberges wurden mir erst hier recht deutlich."

Die großherzoglich-hessische Kreisstadt **Bingen** (7000 E.) liegt ganz malerisch am rechten Ufer der Nahe, über welche eine vom Erzbischof Willigis gebaute siebenbogige steinerne Brücke führt. Die mit einer romanischen Krypta ausgestattete, spätgothische Pfarrkirche besitzt einen merkwürdigen alten Taufstein. Die Einwohner sind thätig in mancherlei Fabriken und Schifffahrt. Im Mittelalter stand der Ort besonders mit italienschen Kaufleuten in regem Handlsverkehr. Von den Römern wurde hier während des Aufstandes der Bataver um 70 n. Chr. der Trevirer Anführer Tutor geschlagen. Ein römisches Castell stand wahrscheinlich auf der Stelle der 1689 zerstörten Burg Klopp, in welcher Kaiser Heinrich IV. 1105 gefangen saß. — Schöne Aussichtspunkte in der Umgebung von Bingen sind der Rupertsberg, der Scharlachkopf und der Rochusberg. Der **Rupertsberg** liegt westlich von der Stadt am jenseitigen linken Ufer der Nahe. Dort stand früher das Rupertskloster, dessen Aebtissin, die heilige Hildegard († 1180), sich durch ihre Visionen in ganz Europa berühmt machte. Der **Scharlachkopf** liegt auf dem rechten Ufer des Flusses am Abhang eines Berges, welcher den besten Nahewein erzeugt. Von da führt ein Fahrweg nordwärts in einer halben Stunde zu dem nach dem Rhein hin schauenden **Rochusberg**, dessen Kapelle durch ein von Göthe geschenktes Bild geschmückt wird, welches den heiligen Rochus vorstellt, wie er als junger Pilger das Schloß seines verstorbenen Vaters, dem Montpellier und andere Orte gehörten, verläßt, nachdem er alle seine Habe unter die Armen vertheilt und sein Erbgut einem Vetter übergeben hatte. Er opferte sein Leben nun der Pflege der Pestkranken. Er selbst wurde einst von dem schrecklichen Uebel befallen und litt Schmerzen bis zum lauten Aufschreien. Um Andern damit nicht beschwerlich zu fallen, ließ er sich vor die Thür des Pesthauses bringen. Einige Vorübergehende aber hielten ihn für unsinnig und jagten ihn fort. Er kroch in den Wald, wo ein Jagdhund, der das Brot von seines Herrn Tische wegschnappte, ihn nährte bis er genas. Als er endlich nach Hause zurückkehrte, wurde er von seinem eigenen Vetter, der ihn irrthümlich in der Kriegszeit für einen Kundschafter ansah, in einen Kerker geworfen, wo er am 16. August

1327 seinen Geist aufgab. Das ist nun der Tag des St. Rochusfestes, zur Verehrung des Heiligen gestiftet, dessen Hülfe während einer Seuche in der katholischen Welt angerufen wird. Göthe hat uns dieses Fest vom Jahre 1814, wo die 1666 gestiftete und 1795 zerstörte Kapelle wieder hergestellt und feierlich eingeweiht wurde, gar anmuthig geschildert, und wir geben im Folgenden, als Blicke in's rheinische religiöse Leben überhaupt, einige Fragmente davon.

„Drüben, am Ufer her, sieht man Schaaren ziehen, Wagen fahren; Schiffe aus den oberen Gegenden landen daselbst. Den Berg aufwärts wimmelt's bunt von Menschen, auf mehr oder weniger jähen Fußpfaden, die Höhe zu ersteigen bemüht. Fortwährendes Kanoniren deutet auf eine Folge wallfahrender Ortschaften. — Den steilsten, zickzack über Felsen springenden Stieg erklimmen wir mit Hundert- und aber Hunderten. Oben um die Kapelle finden wir Drang und Bewegung. Wir dringen mit hinein. Die Menge bewegte sich von der Hauptthür gegen den Hochaltar, wandte sich dann links, wo sie einer im Glassarge liegenden Reliquie große Verehrung bezeigte. Man betastete den Kasten, bestrich ihn, segnete sich und verweilte, so lange man konnte; aber Einer verdrängte den Andern, und so ward auch ich im Strome vorbei und hinausgeschoben. — Und nun ergreift uns das Gewühl. Tausend und aber tausend Gestalten streiten sich um unsere Aufmerksamkeit. Diese Völkerschaften sind an Kleidertracht nicht auffallend verschieden, aber von der mannigfaltigsten Gesichtsbildung. Das Getümmel jedoch läßt keine Vergleichung aufkommen. Allgemeine Kennzeichen suchte man vergebens in dieser augenblicklichen Verworrenheit, man verliert den Faden der Betrachtung, man läßt sich in's Leben hineinziehen. Eine Reihe von Buden, wie ein Kirchweihfest sie fordert, stehen unfern der Kapelle. Voran geordnet sieht man Kerzen, gelbe, weiße, gemalte. Gebetbücher folgen und Rosenkränze aller Art. Sodann war aber auch für Wecken, Semmeln, Pfeffernüsse und mancherlei Buttergebackenes gesorgt, nicht weniger für Spielsachen und Galanteriewaaren. Processionen dauerten fort. Dörfer unterschieden sich von Dörfern. Sie zogen mit Angesang und Antwort. Fahnen flatterten, Standarten schwankten, eine

große und größere Kerze erhob sich Zug für Zug. Jede Gemeinde hatte ihre Mutter Gottes, von Kindern und Jungfrauen getragen, neu gekleidet, mit vielen rosenfarbenen, reichlichen, im Winde flatternden Schleifen geziert. Anmuthig und einzig war ein Jesuskind, ein großes Kreuz haltend, und das Marterinstrument freundlich anblickend. Sie hatten es in neuen Goldstoff gekleidet, und es nahm sich, als Jugendfürstchen, gar hübsch und heiter aus. Eine große Bewegung aber verkündet: nun komme die Hauptprocession von Bingen herauf. Man eilt den Hügelrücken hin, ihr entgegen. Und nun erstaunt man auf einmal über den schönen herrlich veränderten Landschaftsblick in eine ganz neue Scene. Die Stadt, an sich wohl gebaut und erhalten, Gärten und Baumgruppen um sie her, am Ende eines wichtigen Thales, wo die Nahe heraus kommt. Und nun der Rhein, der Mäusethurm, die Ehrenburg! Im Hintergrunde die ernsten und grauen Felswände, in die sich der mächtige Fluß eindrängt und verbirgt. — Die Procession kommt bergauf, gereiht und geordnet, wie die übrigen. Vorweg die kleinsten Knaben, Jünglinge und Männer hinterdrein. Getragen der heilige Rochus, in schwarzsammtenem Pilgerkleide, dazu, von gleichem Stoff, ein langer, goldverbrämter Königsmantel, unter welchem ein kleiner Hund, das Brot zwischen den Zähnen haltend, hervorschaut. Folgen sogleich mittlere Knaben in kurzen, schwarzen Pilgerkutten, Muscheln auf Hut und Kragen, Stäbe in Händen. Dann treten ernste Männer heran, weder für Bauern, noch Bürger zu halten. An ihren ausgearbeiteten Gesichtern glaubt' ich Schiffer zu erkennen, Menschen, die ein gefährliches, bedenkliches Handwerk, wo jeder Augenblick sinnig betrachtet werden muß, ihr ganzes Leben sorgfältig betreiben. — Ein rothseidener Baldachin wankte herauf, unter ihm verehrte man das Hochwürdigste, vom Bischof getragen, von Geistlich-Würdigen umgeben, von östreichischen Kriegern begleitet, gefolgt von zeitigen Autoritäten. So ward vorgeschritten, um dies politisch-religiöse Fest zu feiern, welches für ein Symbol gelten sollte des widergewonnenen linken Rheinufers, so wie der Glaubensfreiheit an Wunder und Zeichen. — An dem Hügel rückwärts entsteht plötzlich ein seltsames Rufen. Es sind nicht Töne des Haders,

des Schreckens, der Wuth, aber doch wild genug. Zwischen Gestein und Busch und Gestripp irrt eine aufgeregte, hin und wieder laufende Menge, rufend: halt! — hier! — da! — dort! — nun! — hier! nun heran! — So schallt es mit allerlei Tönen. Hunderte beschäftigen sich laufend, springend, mit hastigem Ungethüm, als jagend und verfolgend. Doch grade in dem Augenblick, als der Bischof mit dem hochwürdigen Zug die Höhe erreicht, wird das Räthsel gelös't. Ein flinker derber Bursche läuft hervor, einen blutenden Dachs behaglich vorzuweisen, der durch die Bewegung aufgeschreckt, von seinem Bau abgeschnitten und von den Menschen getödtet wurde. — Alles drängte sich nun gegen die Kapelle und strebte zu derselben hinein. Wir, durch die Wege seitwärts geschoben, verweilten im Freien, um an der Rückseite des Hügels der weiten Aussicht zu genießen, die sich in das Thal eröffnet, in welchem die Nahe ungesehen heranschleicht. Hier beherrscht ein gesundes Auge die mannigfaltigste, fruchtbarste Gegend, bis zu dem Fuße des Donnersberges, dessen mächtiger Rücken den Hintergrund majestätisch abschließt. — — Eine neue Bewegung deutet auf ein neues Ereigniß. Man eilt zur Predigt, alles Volk drängt sich nach der Ostseite. Eine steinerne Kanzel, außen an der Kirchenmauer auf Kragsteinen getragen, ist nur von innen zugänglich. Der Prediger tritt hervor, ein Geistlicher in den besten Jahren. Die Sonne steht hoch, daher ihm ein Knabe den Schirm überhält. Er spricht mit klarer verständlicher Stimme einen rein verständigen Vortrag. Darauf kehrt der Bischof zur Kirche zurück. Was darin vorgegangen, blieb uns verborgen. Den Wiederhall des Tedeum vernahmen wir außen. Das Fest neigte sich zu seiner Auflösung. Die Processionen reihten sich, um abzuziehen. Wir zogen mit der Binger Procession hinab. — In dem herrlich gelegenen Bingen angelangt, fanden wir daselbst keine Ruhe. Wir wünschten uns vielmehr nach so viel wunderbaren göttlichen und menschlichen Ereignissen in das derbe Naturbad zu stürzen. Ein Kahn führte uns flußabwärts die Strömungen. Ueber den Rest des alten Felsendammes, den Zeit und Kunst besiegten, glitten wir hinab; der märchenhafte Thurm, auf unverwüstlichen Quarzsteinen gebaut, blieb uns zur Linken, die Ehrenburg zur

Rechten; bald aber kehrten wir zurück, das Auge voll von jenen abschießenden gräulichen Gebirgsschluchten, durch welche sich der Rhein seit ewigen Zeiten hindurch arbeitete."

Auf den ersten Blick begreift man kaum, warum der Strom sich nicht in die flachere Gegend nach Kreuznach hin ergoß. Allein bei genauerer Untersuchung wird man bald inne, daß in dieser Richtung die ganze Fläche allmählig steigt und der wahre Abhang eines Berges ist. Wenn es demnach überhaupt dem Naturforscher ziemt, aus dem vorhandenen Wirklichen auf das vergangene Mögliche zu schließen, so scheint es denkbar, daß einst die Gewässer des Rheins vor Bingen, wo sie noch heute seeartig erscheinen, durch die Gebirgswände gestauet und aufgehalten, erst hoch anschwellen, die ganze flache Gegend überschwemmen, bis über das Niveau der Felsen des Bingerloches anwachsen und dann unaufhaltsam sich nordwärds darüber hinstürzen mußten.

Der stärkere Wein, den der Rheingau hervorbringt, wächst nicht mehr jenseit der Enge von Bingen. Die Richtung des Stromes von Morgen gegen Abend durch den ganzen Rheingau giebt den dortigen Rebenhügeln die beste Lage gegen den Strahl der mittäglichen Sonne und die Gestalt des östlichen Gebirges, das auf seiner Oberfläche beinahe ganz eben ist, trägt Vieles zur vorzüglichen Wärme dieses von der Natur begünstigten Thales bei. Der Nord- und Ostwind stürzen sich, wenn sie über jene erhabene Fläche herstreichen und an den Rand desselben kommen, nicht gradezu hinab, sondern äußern ihre meiste Kraft erst auf dem entgegengesetzten Ufer; das Thal unmittelbar unter dem Berge berühren sie kaum. Daß außerdem die mineralischen Bestandtheile des Erdreiches und die eigenthümliche Beschaffenheit der Gebirgslager, namentlich der wärmeren Kohlenflötze, nicht ohne Einfluß auf die Eigenschaften des Weins bleiben können, leuchtet ein. — Bei W. H. Riehl finden wir nun weiter folgende Bemerkungen über den rheinischen W e i n b a u und die Eigenthümlichkeiten dortiger Weinfreunde.

Man hat nach einem zweihundertjährigen Durchschnitt ausgerechnet, daß im Rheingau auf 20 Jahre 11 geringe Weinjahre kommen. Das sind für den größeren Gutsbesitzer, wie für

den kleinen Bauer eilf Noth= und Hungerjahre. Mehr als sieben und eine halbe Million Flaschen großentheils vortrefflichen Weines erzeugt ein guter Rheingauer Herbst; aber es sitzen viele bange Hoffnungen und bittere Thränen in dem süßen Wein. Das Würfelspiel der „Weinjahre" ist die Angstfrage des Rheingauers. Der fromme Glaube hat nicht umsonst so viele Herrgottsbilder in die Weinberge gestellt; er läßt sich den Johanniswein in der Kirche segnen, und schüttet ihn als den letzten Aufguß zu dem jungen Wein in's Faß, damit gleichsam ein Segen das Faß schließe und den edlen Stoff behüte. Auch der Volksaberglaube ist in tausend Formen geschäftig; er fragt die geheimnißvolle Blüthe des Epheus um Rath für die nächste Weinernte, und sucht in den Blumenkelchen der Jerichorose die Zukunft des Herbstes zu lesen. Auch hat die Wissenschaft ausgerechnet, daß man die Zahl der Wärmegrade einer Sommerperiode in die Zahl der darin gefallenen Regenmenge nach Kubikzollen auf den Quadratfuß dividiren müsse, um die auf das Mostgewicht zurückgeführte Weinqualität darnach mit Sicherheit zu bestimmen, und Jeder kann sich so von der Zeit des Verblühens des Weinstockes an alltäglich in seinem Kalender notiren, um wie viel Grade er zum reichen Besitz höher aufgestiegen, oder um wie viel Kubikzoll er tiefer in Noth und Elend zurückgefallen ist. Alle diese Vorausbestimmungen haben ihren unversiegbaren Reiz in einem gemeinsamen Punkt: in ihrer Unzuverlässigkeit. Selbst wenn der Most aus der Kelter rinnt, weiß der Winzer noch nicht ganz, was er an ihm hat. Mancher scheinbar geistlose Most ist schon mit der Zeit zu einem wahren Genie von einem firnen Wein herangewachsen, und umgekehrt offenbart mancher vielversprechende „federweiße" erst dann seine Flachheit und Mattheit, wenn er „ausgegohren."

„Der Rheingauer Herbst von heutzutage ist nicht mehr das farbenbunte Fest, wie es in Büchern beschrieben, in Liedern besungen ist, auch in den besten Jahren nicht, und wenn man in schlechten Jahren mit den Weinbergen der rauheren Lagen, wie der örtliche Kunstausdruck ist, „Spatzen schießen" kann, mag man wohl das Pulver zu den sonstigen Freudenschüssen sparen. Von alten sinnigen Herbstbräuchen hat sich am längsten noch

das uralte Schlußstück dieser Volksfeste erhalten, die sogenannte „Herbstmucke", indem nach vollendeter Lese das schönste Mädchen und der schmuckeste Bursche der Gemeinde in buntem Maskenputze zusammen auf das zum letzten Male gefüllte Ladefaß gesetzt und unter Gesang und Musik, von allen Winzern begleitet, in's Dorf gefahren werden. Im Uebrigen hängt Land und Leute hier auf's innigste zusammen. Der Wein ist allerwege das Glaubensbekenntniß des Rheingauers. Wie man zu Cromwell's Zeit in England den Royalisten an der Fleischpastete, den Papisten an der Rosinensuppe, den Atheisten am Roastbeef erkannte, so erkennet man seit unvordenklicher Zeit den Rheingauer an der Weinflasche. Man erzählt sich im Rheingau von Müttern, die ihren neugeborenen Kindern ein Löffelchen guten alten Weines als erste Nahrung einschütteten, um ihnen gleich in der Wiege den Stempel der Heimat aufzudrükken. Ein tüchtiger „Bremer", wie man am Rhein den vollendeten Zecher nennt, trinkt alltäglich seine sieben Flaschen, wird steinalt dabei, ist sehr selten betrunken und höchstens durch eine rothe Nase ausgezeichnet. Die Charakterköpfe der gepichten Trinker, der haarspaltenden Weingelehrten und Weinkenner, die aber doch allesammt mit verbundenen Augen durch die bloße Zunge noch nicht rothen Wein von weißen unterscheiden können, der Weinpropheten, der Probenfahrer, die von einer Weinversteigerung zur andern bummeln, um sich an den Proben gratis satt zu trinken, finden sich wohl nirgend anders in so frischer Originalität als im Rheingau. Die ganze Redeweise des Rheingauers ist gespickt mit originellen Ausdrücken, die auf den Weinbau zurückweisen. So sagt man gar schön von einem recht harmonisch edlen firnen Trank: „es ist Musik in dem Wein", ein guter alter Wein ist ein „Chrysam", ein geweihtes Salböl. Die „Blume", das „Bouquet" des Weines sind aus ursprünglichen Ausdrücken bereits allgemein deutsche geworden. An solch prächtigen poetischen Bezeichnungen für seinen Wein ist der Rheingauer so reich, wie der Araber an dichterischen Beiwörtern für sein edles Roß. Aber nicht minderen Ueberfluß hat des Rheingauers Wortschatz an spöttischen Geißelwörtern für den schlechten, aus der Art geschlagenen Wein, in denen sich der rheinische

Humor gar lustig spiegelt. Im Mittelalter ist der schlechte, saure Wein, davon die Quart nicht ganz drei Heller gilt, am Rhein „Rathmann“ geheißen worden, aber wohl schwerlich aus dem unschuldigen Grunde, den ein späterer Chronist angiebt, wenn er meint, „denn wie viel man trank, ließ er doch den Mann bei Verstand, gleichwie alle Rechtsleut verständig sein sollen.“ Malerisch anschaulich ist die neuere rheingauische Bezeichnung, als „Dreimännerwein“, welcher nur dergestalt getrunken werden kann, daß zwei Männer den Trinker festhalten, damit ihm ein dritter das edle Naß in die Kehle gießen kann. Musikalisch anschaulich klingt der dröhnende „Rambaß“ für den groben, rohen Polterer unter den Weinen. Des Dreimännerweins leiblicher Bruder ist der „Strumpfwein“, ein Gesell von so sauren Mienen, daß bei seinem bloßen Anblick die größten Löcher in den Strümpfen sich von selber zusammenziehen. Der leichte, flaue, milde, charakterlose Wein, der Philister unter den Weinen, den man täglich wie Wasser trinkt, läuft als „Flöhpeter“ mit. Dem oberdeutschen „Batzenwein“ entspricht der rheingauische „Groschenburger“ als der hervorragendste Repräsentant sämmtlicher „Kutscherweine“. — Nicht minder unerschöpflich als die Poesie des Weinbergs, aber noch viel weniger ergründlich, ist die Poesie des rheingauischen Kellers. Nicht Schloß Johannisberg und Kloster Eberbach allein haben ihren Wein in prachtvollen Kreuzgewölben lagern, wo der Doppelschein des gebrochenen Tageslichts und des Lampenschimmers so magisch an den Wölbungen wiederstrahlt, während schwerlastende Mauerpfeiler die riesig ausgereckten Schatten dazwischen werfen. Das wiederholt sich im Kleinen in Hunderten von alten Privatkellern; stolze unterirdische Prachtbauten in ihrer Art. Füllen sich im Vorwinter die Kellerräume mit den tödtlichbetäubenden Dünsten des gährenden jungen Weines, dann werden, wenn man hinunter gehen muß, Feuerbrände von einem Absatz der Kellertreppe zum andern vorgeschoben, und während die dunkele Tiefe von dem grellen Scheine durchzuckt wird, steigt man unter dem Schutz und der Vorhut der reinigenden Flamme allmählig zu den Fässern hinab. Dringt im Frühjahr unversehens die Rheinfluth in die weingefüllten Keller, dann fahren die Küfer nicht selten in Weinkufen

drunten herum, um die Fässer zu sprießen und solchergestalt am Boden zn befestigen; aber nicht immer wissen sie sich geschickt über dem Wasser zu halten, was dann die lustigsten Situationen herbeiführt. So erstickt überall der Humor die Klagetöne der mageren Jahre, und auch die Volkssage tritt mildernd und tröstend hinzu, vielfach eingehüllt in das Brocatgewand der Poesie, wie sich denn solches abspiegelt in E. Geibels schönem Gedichte:

Die goldene Brücke.

Am Rhein, am grünen Rhein, da ist so mild die Nacht,
Die Rebenhügel liegen in goldner Mondespracht.

Und an den Hügeln wandelt ein hoher Schatten her
Mit Schwert und Purpurmantel, die Kron' von Golde schwer.

Das ist der Karl, der Kaiser, der mit gewalt'ger Hand
Vor vielen hundert Jahren geherrscht im deutschen Land.

Er ist heraufgestiegen zu Aachen aus der Gruft,
Und segnet seine Reben und athmet Traubenduft.

Bei Rüdesheim da funkelt der Mond in's Wasser hinein,
Und baut eine goldne Brücke wohl über den grünen Rhein.

Der Kaiser geht hinüber und schreitet langsam fort
Und segnet längs dem Strome die Reben an jedem Ort.

Dann kehrt er heim nach Aachen und schläft in seiner Gruft,
Bis ihn im neuen Jahre erweckt der Trauben Duft.

Wir aber füllen den Römer und trinken im goldnen Saft
Uns deutsches Heldenfeuer, uns deutsche Heldenkraft.

Belohnend ist ein Ausflug auf der erst jüngst eröffneten Rhein-Nahe-Bahn durchs Nahethal nach Kreuznach (10,000 E.), zwei Meilen südlich von Bingen an der Nahe gelegen, da, wo dieselbe aus den Gebirgen in die Ebene tritt, wo die Berge, die bis dahin dicht an dem Fluß hingestrichen, weiter zurücktreten und einer äußerst fruchtbaren Ebene Raum geben; man kann daher diesen Theil der Nahe die untere Nahe nennen.

Hart an das linke Ufer derselben tritt ein Ausläufer der Haardt, welcher in dem Kauzenberge gipfelt. Um diesen lagert nun in einem Halbkreise die Stadt; die enggassige, unansehnliche Altstadt am rechten, die Neustadt am linken Ufer der Nahe, über welche eine achtbogige steinerne Brücke führt: ein merkwürdiges Bauwerk, das schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts erwähnt wird. Auf jedem Brückenpfeiler der einen Abtheilung steht nämlich ein Haus, unten schmal und mit jedem Stockwerk sich nach allen Seiten weiter ausdehnend. Einige Minuten von der Altstadt, stromabwärts, bemerkt man die „Heidenmauer": die Ueberbleibsel eines unter Claudius Drusus erbauten römischen Castells. Konstantin baute hier eine Kapelle zu Ehren des heiligen Kreuzes, und man müßte eigentlich schreiben Kreuzen-Ach, indem Aha oder Ach (aqua) so viel als Wasser bedeutet. Unter der fränkischen Herrschaft erstand hier ein Palast, den Karl der Große und Ludwig der Fromme zu Zeiten bewohnten, den aber die Normannen 893 zerstörten. Im Jahre 1507 wurde Johann Georg Sabellicus Faust, geboren in dem schwäbischen Städtchen Knittlingen, auf Franz von Sickingen's Empfehlung, Rector des hiesigen Gymnasiums. Nachdem er eine Zeit lang den Bürgern und seinem Gönner Sickingen allerlei vorgeschwindelt hatte, mußte er ob schändlicher Streiche bei Nacht und Nebel entfliehen. Noch heute zeigt man die Wohnung des Erzschelms, der in Wittenberg seine Schulbildung, in Ingolstadt den Doctorhut und in der deutschen Volkssage die Unsterblichkeit erhielt. Geboren wurde hier der nachher in den Grafenstand erhobene Justizminister Friedrichs des Großen Johann Heinrich von Carmer, so wie der Dichter und Maler Friedrich Müller. Im 13. Jahrhundert gehörte die Stadt den Grafen von Sponheim. Im dreißigjährigen Kriege wurde dieselbe vielfach heimgesucht von der Kriegsfurie, am schrecklichsten aber litt sie 1689, wo die Franzosen die schöne gothische Wörthkirche zerstörten, deren übrig gebliebenen, 1333 vollendeten Chor man im Jahre 1857 zu einer englischen Kirche ausbaute. Außerdem wurde damals durch Feuer verwüstet oder gesprengt: der Simmerische Palast und das Schloß auf dem Kauzenberge, dann von den umliegenden Burgen: der Rheingrafenstein, Residenz der Wild- und Rhein-

grafen, die gräfliche Burg Altenbaumburg, der Moschellandsberg, der Gutenberg, das Schloß Böckelheim, in dem Kaiser Heinrich IV. gefangen saß, die Burg Sponheim, die Fustenburg und der Goldenfels, die Burg Sobernheim, das Schloß Dhaun, Kisburg, Steinkattenfels und Wartenstein. Man sieht aus diesem Verzeichniß, daß im Nahegau einst das Mittelalter prangte. Auf dem mit Parkanlagen geschmückten Schloßberg erinnert ein steinerner, von Dhaun hieher versetzter Löwe an den Kreuznacher Fleischer Michael Mort, welcher in der dem Mainzer Erzbischof Werner gelieferten Schlacht bei Sprendlingen (1½ Stunde östlich von Kreuznach) 1279 dem Grafen v. Sponheim, sich selbst opfernd, das Leben rettete. — Seit 1817 brachte man die Soole der benachbarten Salinen gegen Krankheiten in Anwendung; 1832 wurde auf einer Naheinsel die Eliesenquelle entdeckt und 1834 von einer Actiengesellschaft angekauft. So erhielt Kreuzenach einen Ruf als Kurort, den während der letzten Decennien wohl 3 bis 4000 Gäste besuchten. Auf jener Insel entstand ein neuer Stadttheil „Badewörth“. — Die durch dunkele Gesichtsfarbe ausgezeichneten Einwohner von Kreuznach sind im Ganzen wohlhabend; die Bildung aber hält sich im Niveau einer Landstadt. Man findet hier den ächten Pfälzer, der durch seinen feurigen Nahewein Sorgen und Grillen wegspült und sich des Paradieses erfreut, in das ihn der Himmel versetzt hat. Es giebt hier viele Punkte schöner Aussicht.

Ein halbes Stündchen von den Kreuznacher Salinen, flußabwärts, macht die Nahe einen Bogen. Links steigt dicht am Fluß die steile Porphyrwand des Rothenfels. Am andern Ufer erhebt sich aus dem schmalen Thale, in welches die Alsenz mündet, der von der Ebernburg gekrönte Berg: einst Franz von Sickingen's Sitz und „das Asyl vieler Edlen, die Herberge der Gerechtigkeit, wo Streitroß und Waffen gewerthet, Müssiggang und Feigheit verachtet waren, wo die Männer im ganzen Umfange des Wortes zeigten, wo für die Gottheit Verehrung, für die Menschen Sorgfalt und Liebe heimisch war,“ wie Ulrich von Hutten sagt. Jetzt ist dort eine Restauration eingerichtet. Der Blick schweift über das Thal der Alsenz bis zum Donnersberg. Gegenüber steigt ein riesiger Porphyrstein aus dem Flußbett bis

zur Höhe von 700 Fuß. Ihn bedecken die Trümmer des Rheingrafensteins, im 11. Jahrhundert mit Hülfe des Teufels erbaut, der dafür die Seele des zuerst aus dem Burgfenster Schauenden sich ausbedung. Aber die Gemahlin des Wild- und Rheingrafen wußte Rath, indem sie einem alten Esel das Kräglein eines Paters vorband, ihm das Barett über die Ohren zog und so zum Fenster hinausgucken ließ. Meister Urian faßte ihn alsbald. „Doch nun, als Satan wuthentbrannt — Den Vogel am Gesang erkannt, — Ließ er ihn grinsend aus den Krallen — Hinunter in den Abgrund fallen — Und fuhr, geprellt um seinen Lohn, — Mit Pech- und Schwefeldampf davon", wie Pfarrius singt. — Eine Viertelstunde östlich steht die Gans (1070 F.), ein zackiger Porphyrfels, von dem man der ausgedehntesten Umschau genießt.

Die mittlere Nahe, etwa von den Kreuznacher Salinen bis zum Städtchen Kirn, hat weinreiche Bergabhänge. Besonders preis't man den Monzinger: lieblich zu trinken, aber leicht berauschend. Nackte, von Burgruinen gekrönte Felsen wechseln da mit laubholzbewachsenen Höhen; dazwischen üppige Fluren und Wiesen. Das Thal der obern Nahe, wie überall von dem Hundsrück auf der linken, und den Ausläufern der Haardt auf der rechten Seite gebildet, ist schmal und rauh, Kartoffel und Hafer die Erdfrucht. Durch seine wildromantische Lage und seine malerisch in den Melaphyrfels gehauene Kirche zeichnet sich aus im oldenburgischen Fürstenthum Birkenfeld das Städtchen Oberstein (3000 E.), wo die Nahe nur erst einem starken Bache gleicht. In dieser Gegend liegen an der Nahe und anderen Bächen die Achatschleifereien, hier kurzweg „Schleifen" genannt: kleine unansehnliche schiefergedeckte Häuschen, deren spritzende Wasserräder allein die im Innern herrschende Betriebsamkeit verrathen. Man zählt jetzt vielleicht 110 bis 120 Schleifen, jede mit 3 bis 8 Schleifsteinen. Gegen 900 Schleifer, 70 Bohrer und eine große Zahl von Goldarbeitern oder richtiger Tombackschmieden, welche die Einfassung besorgen, finden lohnende Arbeit. Die Schleifer liegen, in einer Reihe neben einander lang ausgestreckt mit Brust und Bauch auf schmalen hölzernen Bänken vor den halb in eine kellerartige Versenkung

hinabreichenden Schleifsteinen, indem sie behaupten, nur auf diese Weise die nöthige Stütze und Festigkeit für die Arme zum Andrücken des Achats gewinnen zu können. Da die riesigen Steine aus grobkörnigem rothen Sandstein beständig mit Wasser beträufelt werden müssen, so erstarren den Arbeitern die Hände von dem abspritzenden Wasser während der kältern Jahreszeit so, daß der Ofen bis tief in den Sommer hinein geheizt werden muß. In einer Ecke des Raumes sind gewöhnlich mehrere Cylinder von weichem Holze angebracht, auf welchen, getrieben von dem großen Wellbaume, die geschliffenen Sachen mit Schmirgel ꝛc. polirt werden. Sich drehende Metallscheiben dienen zum Zerschneiden der größeren Steine. Die zur Verarbeitung kommenden Steine sind: Achat, Karneol, Onyx, Quarz-Jaspis, Heliotrop, Ametyst, Bergkrystall, versteinertes Holz ꝛc. In neuerer Zeit hat der brasilische Karneol den einheimischen Achat fast ganz verdrängt; auch hat man ein Verfahren entdeckt, den Achat künstlich, aber dauerhaft zu färben, so daß dadurch die einfachsten Steine in Onyxe, Karneole u. dergl. verwandelt werden. Die Waaren, welche in Knöpfen, Dosen, Ringen, Brochen, Ohrgehängen, Uhrschlüsseln, Armbändern, Kreuzen ꝛc. bestehen, finden ihren Hauptabsatz auf den Messen zu Frankfurt und Leipzig, gehen aber auch nach Paris, London, Nordamerika, Ost- und Westindien, kurz, so ziemlich nach allen Theilen der Erde.

Neunzehntes Kapitel.

Wir setzen nun unsere Fahrt von Bingen auf dem sich westwärts wendenden Rheine fort zwischen Rebengeländen, wechselnden Felsen und Laubwald. Unterhalb Rheinstein zeigen sich auf den Felshöhen des linken Ufers die zerstörten Raubschlösser Reichenstein, gewöhnlich Falkenburg genannt, und hinter Trechtingshausen Sooneck. Diese schwebt auf dem Felsen des Kanterich, dem äußersten Vorsprung des Soonwaldes, und wird jetzt auf Kosten der Prinzen des königlichen Hauses wieder hergestellt. Dann folgt rechts der langgestreckte Flecken Lorch mit

seiner hohen, durch harmonisches Geläut ausgezeichneten Kirche aus dem 12. Jahrhundert. Nußbäume mit windendem Epheu umschatten das alte Kloster. Die Wisper fließt hier in den Rhein. Ein zackiger Felsrücken am rechten Ufer der Wisper heißt der Kedrich oder die Teufelsleiter. Dahinauf soll einst ein Ritter Hilchen von Lorch mit Hülfe des Teufels geritten sein, um sich seine Braut zu erobern. Diese wurde dort oben von einem Räuber gefangen gehalten, der sie nur unter der Bedingung frei geben wollte, daß der Bräutigam den kühnen Ritt wage. — In das Wisperthal mündet eine Viertelstunde von Lorch entfernt, das freundliche Sauerthal, wo unter anderen Ruinen die 1689 gesprengte Sickingische Veste Sauerburg. Dasselbe Jahr brachte auch den am linken Rheinufer gelegenen Burgen **Fürstenberg** und Stahleck Verderben. Die erstere gehört jetzt der Prinzessin Friedrich der Niederlande. **Stahleck**, schon 1090 genannt, war bis 1240 Wiege und Residenz der Pfalzgrafen bei Rhein; jetzt Eigenthum der Königin Elisabeth von Preußen. Unten liegt im Strom der Bacchusstein, Ara Bacchi, der aus dem Wasser nur in heißen Sommern emportaucht. Davon führt ihren Namen, die durch eine zwölfthürmige Ringmauer mit Stahleck verbundene kleine Stadt **Bacharach** (1600 E.), im Mittelalter Stapelplatz der Rheingauer Weine. C. G. Carus spricht sich also hier aus: „Der Ort hat das Gepräge hohen Alterthums. Schon sein Name deutet auf römischen Ursprung, dann aber auch die Menge verfallener Thürme an den Stadtmauern, das höchst besondere, wunderliche Bauwesen der Häuser mit ihrem braunen Gebälk, ihren vorgebauten Stockwerken, überall von Wein umrankt, die alten Kirchen, wie das Alles so in die enge, nach dem Rhein geöffnete Thalschlucht hinein gelagert ist; es giebt einen höchst eigenthümlichen, aber auch durch und durch deutschen Anblick. — Mein erster Gang in Bacharach war zu den Ruinen der Wernerikirche. Aus enger Straße durch ein enges Kirchpförtlein manche Stufen hinauf kam ich erst auf den kleinen Kirchhof der mit vielem Anbau alter Kapellen umgebenen und mit einem alten, durch byzantinische Bogenstellung verzierten Thurm geschmückten Stadtkirche, und vor mir lagen auf naher, mittler Anhöhe am Fuße eines

viel höhern, mit Burgruinen gekrönten Felsens die öden Mauern der Wernerikirche, durch deren leere, nur noch mit den zierlichsten steinernen Rosetten gezierte Fenster die Luft zog, während die Wolken von oben frei auf den grasbewachsenen Boden der ehemaligen Kirche hereinsahen. Schnell stieg ich die Stufenreihe bis dahin noch hinan, durchging die Räume der nicht großen, aber den besten Stil des 14. Jahrhunderts verrathenden und aus einem festen, rothen wasgauer Sandstein gebauten Kirche, und suchte mir dann einen Standpunkt aus, von welchem das reiche Gemälde sich am schönsten ausnahm. — Wie ich nun so dastand, die im reinsten Verhältniß geschwungenen hohen gothischen Bögen mit den zierlichen Fensterverzierungen sich in den Abendhimmel erhoben, die glatten Strebepfeiler und zierlichen Spitzsäulen in dem eigenthümlichen, gesättigten braunrothen Ton ihres Gesteins — und noch so scharf, als wären sie eben erst aus der Hand des Steinmetzen gekommen, — das späte Tageslicht wieder schienen, dahinter aber das gelbliche Mauerwerk des Stadtkirchthurms mit seinen rundbogigen Fenstern und hoher schiefergedeckter Thurmspitze aufragte; als ich weiter hinüber der tiefer unten liegenden Stadt mit ihren alten Wartthürmen, und dann durch die Fensterbogen der Ruine das zwischen Bergen sich durchschlingende Silberband des Rheins erblickte, und dabei das sonore, den morgenden Sonntag ankündende Abendläuten nah und fern erklang: da ergriff mich ein Gefühl tiefer, nachhaltiger Rührung! Es war mir, als habe ich nun erst ein Vaterland, mein Vaterland gefunden! — Hier ist ja dasselbe, was uns in Italien so mächtig ergreift, eine großartige Natur, ein weltgeschichtlicher Boden und bedeutende Monumente, in deren Fortbildung, wie in deren Zerstörung mannigfaltige vorübergehende Perioden einer großen Zeit ihre tiefsinnigen Lettern gegraben haben! Ja, mir ist es mehr als Italien, denn es ist mein Land, es ist Deutschland, und nimmer werden römische Bauwerke so zu unserm Geiste sprechen, als der unserm Volke ganz eigene, in ihm geborene, mysteriöse reine Stil, wie er in diesen Bergen noch athmet und in der kleinsten Fensterrose sich spiegelt!" — Noch sei bemerkt, daß Bacharach die Geburtsstätte der beiden Maler und Zwillingsbrüder Gerhard und Karl von Kügelgen ist.

Mitten aus den Fluthen des Rheins taucht nun, auf einem Fels erbaut, die Pfalz auf, auch genannt der Pfalzgrafenstein, mit vielen Thürmchen versehen und oft schon einem vor Anker liegenden Kriegsschiff verglichen. Der hoch aufragende Thurm soll aufgeführt sein zur bessern Beobachtung der Schiffe, die bei Kaub den Rheinzoll erlegen mußten. Im Innern der Warte zeigt man ein enges Kämmerlein, in welchem der Sage nach alle Pfalzgräfinnen ihre Niederkunft halten mußten. Bei dem nassauischen Städtchen Kaub ging Blücher in der Neujahrsnacht 1814 über den Rhein. Der Bergbau geht hier auf Dachschiefer. Hoch über Kaub ragt die weiland pfälzische Veste Gutenfels und über Oberwesel das 1689 zertrümmerte Schloß Schönberg oder Schomberg, Stammsitz des erloschenen ritterlichen Geschlechtes derer von Schomberg, unter denen durch Kriegsruhm in französischen, kurbrandenburgischen, portugiesischen und holländischen Diensten als Feldherr Friedrich von Schomberg († 1690) glänzte. Die romantische Sage leitet den Namen der Burg von sieben schönen, dort wohnhaft gewesenen Fräulein ab, welche durch ihre Reize alle Fürsten und Ritter bezauberten, aber zur Strafe für ihre Sprödigkeit in sieben Felsspitzen verwandelt wurden. Diese kommen gleich unterhalb Oberwesel bei niedrigem Wasser zum Vorschein und heißen im Munde der Schiffer, „die sieben Jungfrauen.“ Oberwesel (2700 E.), die römische Vosavia, war früher freie Reichsstadt und wurde 1689 von den Franzosen zerstört. Von ihrer mittelalterigen Blüthe zeugt vornehmlich die rein gothische Frauenkirche vom Jahr 1331 mit dem viereckigen Thurm, dessen achteckiger Aufsatz acht Giebel und eine achtseitige Spitze trägt. In dem Innern verdient Beachtung: der das Schiff vom Chor abscheidende zierliche Lettner (lectorium), das reiche Schnitzwerk der Heiligenfiguren auf dem Hochaltar, die Darstellung des heiligen Grabes mit bemalten und vergoldeten Holzfiguren, das Grabdenkmal des Canonikus Petrus Lutern († 1515), des Ritters Friedrich von Schönberg († 1550) und Rudolph's von Schönberg († 1608); ferner ein besonders schönes Altargemälde mit Flügeln aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, welches auf funfzehn Feldern den Untergang der Welt und das jüngste Gericht vorstellt; ein

anderes altdeutsches Altarwerk auf Goldgrund zeigt die Landung der eilftausend Jungfrauen und den heiligen Nicolaus. — Die roh gothische Martinskirche enthält auf einem Altar an der Ecke des Seitenschiffes eine bemalte und vergoldete Madonna mit dem Kinde von ausgezeichneter Schnitzarbeit; die ebenfalls in Holz dargestellte Geburt Christi, rechts vom Hochaltar, stammt aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Das gothische Rathhaus ist 1849 gebaut. Am Ende der Stadt steht eine gut erhaltene alte Warte, der sogenannte Ochsenthurm.

Eine mächtig emporgethürmte Felsenmasse, die Lurlei, ragt jetzt hinein in das verengte Bette des Stromes, der hier, wohl zwölf Klafter tief, gefährliche, zum Abgrund niederziehende Wirbel treibt. Hoch oben unterscheidet ein scharfes Auge das von der Hand der Künstlerin Natur aus düsterem Gestein heraus gemeißelte Profil eines menschlichen Antlitzes, und wenn der letzte Abendschein den um den unheimlichen Gipfel schwebenden Nebelflor vergoldet, sieht das Auge der Phantasie dort die geisterhafte Gestalt einer Zauberin, welche der Sage nach einst durch ihren Sirenengesang die Schiffer an's Ufer und in's Verderben lockte, bis sie, selber durch den geheimnißvollen Zauber der Liebe fortgerissen, von der schauervollen Höhe sich herab stürzte und von den Fluthen sich begraben ließ. Heinrich Heine hat dies Lied davon gesungen:

Ich weiß nicht, was soll's bedeuten,
Daß ich so traurig bin?
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldnes Haar.

Sie kämmt mit goldnem Kamme
Und singt ein Lied dabei,
Das hat eine wundersame
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf nach der Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn:
Das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan.

Das Dampfboot weckt durch Schüsse und Hornsignale das Echo an den Steinwänden. Uebrigens heißt „Lei" am Rhein „Fels," und Lurlei (Lauerlei) bedeutete demnach so viel als: Fels des lauernden Verderbens; er erhebt sich 420 Fuß über den Rhein. Innerhalb des Kessels am Fuß der Lurlei sind die berühmten Lachs- oder Salmenfänge von St. Goar. In der Mitte des Stromes befindet sich hier eine verborgene Klippenreihe, die Bank, wo in den wildbrausenden Strudeln, das Gewirre genannt, kleine Fahrzeuge leicht Gefahr laufen. An die Lurlei schließen sich die Ruinen der Katze oder des 1393 erbauten und 1806 von den Franzosen gesprengten Schlosses Neu-Katzenellnbogen nebst dem alten Städtchen St. Goarshausen. Dahinter nistet über Welmich die sogenannte Maus, auch der Thurmberg geheißen und von Kuno von Falkenstein, Erzbischof von Trier, 1363 angelegt. Gegenüber zur Linken grüßt uns das ansehnliche

St. Goar (1450 E.), bis 1794 Hauptstadt der kurhessischen Nieder-Grafschaft Katzenellnbogen. Damit hängt mittelst Gemäuers zusammen die hochragende, einst sehr starke Festung Rheinfels, 1245 zur Ueberwachung des Rheinzolles aufgeführt, zehn Jahre später von der Kriegsmacht des rheinischen Städtebundes erfolglos belagert und eben so muthvoll 1692 gegen die Angriffe des französischen Generals Tallard, der 24,000 Mann mit sich führte, vertheidigt, 1794 aber von der kurhessischen Besatzung verlassen und so in die Hände der Franzosen gegeben, welche später die Festung zerstörten; jetzt Besitzthum des Prinz-Regenten von Preußen, der die noch gut erhaltenen Ueberbleibsel der Thürme und vielfensterigen Mauern restauriren läßt. Die Stadt verdankt ihren Namen dem heiligen Goar, welcher

575 aus fernen Landen hieher kam und sich in der Nachbarschaft der oben erwähnten Bank, wo so mancher Schiffer das Leben verlor, eine Zelle baute. Er predigte den heidnischen Franken das Evangelium und that viele Wunder, wie er denn einst seine Kutte in Ermangelung eines Nagels an einen durch's Fenster brechenden Sonnenstrahl aufhing. Nach seinem Tode erbaute man an der Stätte seiner Zelle eine Kapelle, später eine 1137 durch Feuer verwüstete Kirche nebst Kloster. Die heutige evangelische Stiftskirche steht auf der Brandstätte der ältern. Ihre Krypta ist romanisch, der Chor frühgothisch, das Schiff von 1441 bis 69 vollendet. Eine Zierde des Innern ist die gothische Steinkanzel, so wie das im hübschen Renaissancestil ausgeführte Grabmonument des Landgrafen Philipp's des Jüngern von Hessen († 1583) und dasjenige seiner Gemahlin. Weniger Interesse erregt die katholische Kirche, wo auf einem gothischen Grabstein der heilige Goar mit vier Engeln unter einem Baldachin vorgestellt wird und wo ein Oelgemälde des Blumenmalers Daniel Seghers Scenen aus dem Leben Maria's zeigt. — Der Gasthof zur „Lilie" kommt schon im Mittelalter vor bei Gelegenheit des seltsamen alten Brauches, daß jeder hier zuerst durchreisende Fremde sich „hänseln" und in den sogenannten Halsbandorden aufnehmen lassen mußte. Grebel, Verfasser einer Geschichte von St. Goar, schildert den Brauch folgendermaßen: „Der Aufzunehmende wurde in zahlreicher Gesellschaft, woraus er sich einen Pathen wählte, an das Zollhaus zu St. Goar geführt und ihm dort ein messingenes Halsband angelegt, worauf der Pathe ihn fragte, ob er mit Wasser oder mit Wein getauft werden wollte. Wählte er das Wasser, so erhielt er einen Eimer Wasser über den Kopf gestürzt. Gewöhnlich wurde indessen die Weintaufe gewählt, worauf sich dann die Gesellschaft, nachdem eine Beisteuer für die Armen entrichtet worden war, in den wohl ältesten rheinischen Gasthof, die schon über fünf Jahrhunderte blühende „Lilie" begab. Dort wurde dem Aufzunehmenden eine messingene Krone aufgesetzt, von dem Gasthalter der große Hansebecher mit gutem Rheinwein dargereicht und ihm die Gesetze des Hanseordens vorgelesen, welche dem Gehänselten die Fischerei auf dem Lurleifelsen und die Jagd in dem Rhein=

strudel daselbst gestattete, worauf der Gehänselte, so wie die Pathen den Becher viermal auf das Wohl Karl's des Großen, der Königin von England, des Landgrafen von Hessen und der anwesenden Gesellschaft austranken. Die Ceremonie wurde durch eine abermalige Beisteuer für die Armen und die Eintragung des Namens des Aufgenommenen in das Matrikel- oder Hansebuch beschlossen." Dasselbe enthielt mehrere Tausend Mitglieder des Ordens. Dazu gehörte unter Andern Kaiser Karl V., Philipp der Großmüthige, Franz von Sickingen, Götz von Berlichingen ꝛc. Kurfürst Friedrich von der Pfalz, nachmaliger König von Böhmen, schenkte bei Gelegenheit seiner Aufnahme 1595 dem Orden einen kostbaren Becher mit den Wappen sämmtlicher, ihn begleitenden Grafen und der Inschrift: „Zu Ehren St. Goar am Rhein — Ist gar wohl und fein — der landgräflichen Verhanse Stadt — Diß Trinkgeschirr gemacht." Einen ähnlichen Becher des Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels vom Jahre 1683 besitzt die Stadt noch. Der älteste und schönste Hansebecher, den man im Gasthofe zur Lilie vorzeigt, soll ein Geschenk Karl's des Großen sein. Der Kaiser nebst seinen Söhnen Karl und Pipin sind daran in getriebener Arbeit zu sehen. Eigenthümlich war sonst in St. Goar auch, daß alljährlich am Ostermontage auf dem Rathhause zum Besten der Stadtkasse die Jungfrauen an die jungen Männer versteigert wurden. So bildete man für das ganze Jahr bestimmte Tanzpaare, oft auch Brautpaare. — Die auf dem Marktplatz stehende sogenannte Flammensäule, eine 4½ Fuß hohe Steinpyramide auf einem zwei Fuß hohen Piedestal, auf jeder der vier Seiten ein Menschenkopf, stammt wahrscheinlich aus einem keltogallischen Tempel. — Der Dichter Freiligrath lebte mehrere Jahre hier, der Dichter Zinkgref starb hier an der Pest 1635.

Unterhalb St. Goar schwinden die Weinberge. In den Felsen bei Hirzenach wird auf Dachschiefer gebaut. Gegenüber sind die Dörfer Ober- und Nieder-Kestert in einen Wald von Nußbäumen gehüllt. Weiter hinunter erscheinen über dem Kloster Bornhofen die beiden zerfallenen Burgen Liebenstein und Sternberg, einst von zwei Brüdern bewohnt, die um dieselbe Braut kämpfend, sich gegenseitig tödteten. Der da-

hinter folgende Flecken Camp soll seinen Namen einem Lager aus der Zeit der Römer oder (wohl richtiger) des dreißigjährigen Krieges verdanken. Auf der gesegneten Ebene des jenseitigen linken Ufers guckt der Thurm von Salzig aus Kirschbaumpflanzungen hervor, deren reicher Ertrag (man lös'te davon in einem Jahr schon 8000 Gulden) selbst bis Holland und England verführt wird. — Wir erblicken die grauen Thürme der anmuthig gelegenen ehemaligen Reichsstadt

Boppard (4100 E.), das alte Bodobriga. Das längliche Viereck der inneren vielfach zerrissenen Mauer ist römisches Gußwerk, die äußere Ringmauer mittelalterig. Die fränkischen Könige bauten sich hier einen Königshof, die Tempelritter einen Tempelhof, wie ein solcher sich auch in Bacharach und St. Goar befand. Der durch Handel und Schifffahrt gehobene Ort wurde unter den Hohenstaufen freie Reichsstadt. Kaiser Heinrich VII. schenkte dieselbe jedoch 1312 an seinen Bruder Balduin, Kurfürsten von Trier, der die trotzende Stadt überrumpelte, zum Theil niederbrannte und unterwarf. Ein Versuch, die frühere Selbstständigkeit wieder zu erlangen, scheiterte 1497, und in Folge einer zwölftägigen Belagerung mußten sich die Bürger zu einem Vergleich bequemen. — Weithin fallen in's Auge die beiden durch einen Gang verbundenen Thürme der spätromanischen Pfarrkirche, deren Schiff 1124, der Chor 1242 vollendet wurde; eigenthümlich ist im Mittelschiff ein spitzbogiges Tonnengewölbe mit fächerartig aufgesetzten Gurten. Die Carmeliterkirche enthält meisterhaft geschnitzte Chorstühle und mehrere Grabmäler, darunter besonders schön im Renaissancestil das aus Sandstein gearbeitete des Herrn Johann von Elz († 1547) und seiner Gemahlin († 1544). Die hinter der Stadt aus Obstbäumen hervorscheinenden Gebäude des aufgehobenen Nonnenklosters Marienberg dienen seit 1838 einer Kaltwasserheilanstalt. Die zwei Stunden südlich von hier emporsteigende Fleckertshöhe (1663 Fuß) gewährt eine sehr umfassende Rundschau.

Unterhalb Boppard macht der Rhein eine bedeutende Krümmung, von Westen scharf nach Osten gehend; an seinen Ufern wechselt Waldung mit Obst- und Rebenpflanzungen. Ueber dem

freundlichen nassauischen Städtchen Braubach (1500 E.) thront auf hohem Fels die noch wohlerhaltene alte Marksburg (480 F. über d. Rhein), so genannt nach einer dem heiligen Markus geweihten Kapelle; jetzt Staatsgefängniß. Auf dem linken Ufer folgt der Marktflecken Rhense (1500 E.; auch Rhens oder Rheins genannt) mit dem 400 Schritte davon entfernten Königsstuhl. Es war dies ein 1376 unter Kaiser Karl IV. aus Quadern errichteter achteckiger Bau, 18 Fuß hoch und 24 im Durchmesser, auf neun Pfeilern ruhend, von denen einer die Mitte hielt und vierzehn Stufen führten nach oben hinauf, wo auf einer ringsumlaufenden Bank sieben steinerne Sitze unter eben so viel Bogen für die sieben Kurfürsten angebracht waren, welche sich hier seit 1338 behufs ihrer Berathungen wiederholt versammelten. Der neugewählte König wurde dann öffentlich ausgerufen. Dies soll zuletzt bei der Wahl Maximilian's I. geschehen sein. Der heutige Königsstuhl wurde an der Stelle des alten verfallenen und zerstörten Baues durch einen Verein patriotischer Koblenzer 1843 aus Basalt in der vormaligen Gestalt erneuert.

Wir begrüßen nun das königliche Schloß Stolzenfels, etwa um's Jahr 1250 erbaut und oft Residenz der Trierer Erzbischöfe, 1689 von den Franzosen zerstört und 1836 bis 45 von König Friedrich Wilhelm IV. prachtvoll im mittelalterigen Stil wieder hergestellt. Der kleine Rittersaal ist mit herrlichen Fresken von Stilke geschmückt, wodurch die glänzenden Seiten des Ritterthums veranschaulicht werden, und zwar sowohl in einzelnen allegorischen Gestalten, als auch in geschichtlichen Bildern. Die Religiösität predigt Gottfried von Bouillon am heiligen Grabe; die Gerechtigkeit: Rudolph von Habsburg, welcher die Raubritter straft; die Poesie: Minnesänger, welche Philipp von Schwaben und seine Gemahlin Irene auf einer Rheinfahrt begleiten; die Minne: Kaiser Friedrich II., der am Rhein seine Braut Isabelle, eine englische Prinzessin, empfängt; die Treue: Hermann von Siebeneichen, der für die Rettung des Kaisers Friedrich Rothbart sein Leben opfert; die Tapferkeit: der blinde König Johann von Böhmen, der in der Schlacht bei Crecy die Todeswunde empfängt. — In der Burgkapelle zeigen Fresken

auf Goldgrund von Deger die Schöpfung, den Sündenfall, die ersten Opfer und die Hauptmomente des göttlichen Erlösungswerkes. An der Außenwand über der Gartenhalle ist ein Freskobild von Lasinsky angebracht: Kaiser Ruprecht von der Pfalz und sein Neffe, der Graf von Hohenzollern, zum Besuch beim Erzbischof von Trier auf Stolzenfels. Außerdem finden sich hier mehrere Bilder von Niederländern aus dem 17. Jahrhundert, kostbare Trinkgefäße, Rüstungen und Waffen von Napoleon, Blücher, Alba, Tilly, Hofer, Kosciusko und Anderen. Die bunten Malereien in den Fenstern tragen nicht wenig dazu bei, den Geist in die mittelalterige Vorzeit zu versetzen. Von dem 370 Fuß hoch über den Rhein sich erhebenden Thurm beherrscht das Auge eins der reizendsten Landschaftsgemälde in dem ganzen Stromthal. Hier die grünen Berge, aus denen der Thurm der Marksburg hervordräut, zu ihren Füßen Braubach und gegenüber Rhense; dort im Schooße der blauenden Fluth die lang gestreckte Insel Oberwerth, (wo gegenüber am Ufer die vielbesuchte Wasserheilanstalt Laubbach), dann in heller Beleuchtung Ehrenbreitstein und Koblenz mit seinem Bollwerk Konstantin. Vor uns zur Rechten die grauen Thürme und Mauern der alten Stadt Oberlahnstein, überragt von der Burgruine Lahneck, zur Linken Niederlahnstein und auf einer Landzunge die alte romanische Johanniskirche mit ihrem viereckigen Thurm und dem malerisch von Schlinggewächsen umwucherten Chor. Daselbst mündet die Lahn, deren blinkendes Silberband sich in die Ferne verliert.

Wir folgen nun dem Laufe der Lahn, an deren linkem Ufer die Locomotive dahin dampft und uns alsbald nach dem Marktflecken und berühmten Badeort Ems (3600 E.) versetzt. Der Ort kommt schon 1200 unter dem Namen Omeze vor, die warmen, erdig-alkalischen Quellen werden zuerst 1335 erwähnt. Sie haben eine Temperatur von 24 bis 46 R°. und erweisen sich besonders heilkräftig gegen Drüsen- und Nervenleiden, Leber-, Lungen- und Frauenkrankheiten. Man trinkt und badet. Die Zahl der meist der vornehmen Welt angehörigen Kurgäste mag

sich auf 4 bis 5000 belaufen, und gegen 150,000 Krüge werden jährlich versandt. Die Trinkquellen das Krähnchen, der Kessel- und Fürstenbrunnen befinden sich in dem alten Kurhause. Das 1854 aufgeführte neue Badhaus bildet ein großes Viereck mit Gartenanlagen und zwei durch Dampf getriebenen Fontainen. Viele comfortable Wohnungen sind neuerlich entstanden. Die Häuser des Fleckens ziehn sich in langer Zeile am Fuße steiler Felsen hin, welche das enge Thal der schiffbaren Lahn einschließen. In der romantischen Umgegend wechseln Waldberge und Rebenhügel. Durch ihre Schönsicht lockt vor Allem die Bäberlei, eine Schieferfelsgruppe. Auf dem Wege dahin sieht man die zellenartig in Schiefer gebildeten Hanselmannshöhlen, im Innern gestützt durch natürliche und künstliche Pfeiler. Behufs Besteigung der Höhen hält man eine Menge Esel. Ludwig Rellstab spricht sich darüber folgendermaßen aus. „Der Esel ist für den Emser, was das Rennthier für den Lappländer. Wie man in England mit den Pferden stolzirt, so hier mit den Eseln; hat man doch selbst Esel-Wettrennen veranstaltet. Der Esel steht hier an der Spitze aller Unternehmungen. Ohne einen solchen kann man nicht nach Nassau, nicht nach Lahneck, nicht nach dem Braubacher Forsthaus, nicht in's Schweizerthal, nicht auf den Malbergskopf. Alles, woran der Emser sein Alles setzt, ruht auf dem Esel und seinem Rücken. Denn welcher Emser nicht, falls der Himmel nur ein wenig lächelt, Nachmittags seinen Spazierritt gemacht hätte nach einem der genannten Wallfahrtsorte oder einem Dutzend anderen, der würde glauben, seine Lebensbestimmung völlig verfehlt zu haben. Doch die Emser benutzen den Esel nicht nur, sondern sie ehren ihn auch. Brillanter ist selten eine Toilette auf der Promenade, als der Ornat des Esels, und oftmals stand ich staunend, wenn ich von weitem eine Eselgruppe mit ihren scharlachnen Fest-Schabracken glänzen sah. Es hätte mir wahrlich begegnen können, eine solche Gruppe, von weitem natürlich, mit einer Versammlung von rothgekleideten Mohren oder gar Cardinälen zu verwechseln. Manche Schöne besteckt selbst noch den glatten Kopf ihres theuren Grauen mit Rosen. Solche Ehre aber gebührt dem Esel hier mit vollem Recht. Ruht doch der ganze Wohlstand von Ems

auf seinem Rückgrat. Daher die Menge dieser Thiere. Es giebt vielleicht sogar mehr vierbeinige Esel am Ort, als zweibeinige Badegäste; denn jeder der letzteren reitet wenigstens zwei pro Tag müde, was auf fünftausend Badegäste zehntausend dieser edlen Lastthiere macht. Daraus erklärt sich Manches. Wo irgend ein Gedränge entsteht oder ein Volksauflauf, stößt man auf Esel. Ein Landschaftsmaler, der Ansichten von Ems mit gehöriger Staffage malen will, muß eine Extra-Farbenblase von grauem Bolus mit sich führen, sonst kann er sein Bild gar nicht fertig malen. Denn rings auf allen Bergpfaden klettert der Esel und Maulesel. Oft sah ich mit wahrer Freude die Esel im Zickzack der Bergwege sich hinauf winden, wie Karawanen, die nach Mekka ziehen: unten der silbergraue Kreuzträger, dann die scharlachrothe Schabracke, darauf das weiße, wehende Sommerkleidchen der Bade-Nymphe; über diesem ein rosig lächelndes Antlitz, vom breiten Strohhut beschattet; dahinter die blaue Blouse des Eseltreibers. Ihr Maler, welch ein Farbenspiel zu dem grünen Hintergrunde der Wald- und Berglandschaft! — Außerdem dreht sich in Ems, wie in allen renommirten Badeörtern, die Achse der Gesellschaft um die Roulette."

Ueber Dansenau gelangen wir nach dem Städtchen Nassau (1200 E.), wo eine Ketttenbrücke über die Lahn führt. Gegenüber liegen auf demselben waldigen Bergkegel die Trümmer der beiden Burgen Nassau, Stammsitz der Herzoge, und unterhalb derselben Stein, Stammsitz des alten freiherrlichen Geschlechtes von und zum Stein. In dem Städtchen wurde der berühmte preußische Staatsmann Heinrich Friedrich Karl vom und zum Stein 1757 geboren, und ein gothischer Thurm, den er 1815 an sein dortiges Schloß mit der Inschrift am Eingang: „Eine feste Burg ist unser Gott," anbauen ließ, war sein Lieblingsaufenthalt. — Auch weiter aufwärts bewahrt das anmuthige Lahnthal, das in dieser Rücksicht mit dem Rheinthal wetteifert, durch eine Reihe von alten Bergschlössern und Burgen vielfach eine Färbung der romantischen Vorzeit. Bei Obernhof, wo Blei- und Silbergruben, zeigt sich die verfallene Burg Langenau, dann auf bewaldetem Felskegel die stattliche Klosterburg Arnstein, jetzt Versorgungsanstalt katholischer Priester. In der Umgegend

der Brunnenörter Geilnau und Fachingen, die ihre gepriesenen Mineralwasser weit und breit versenden, schimmert auf der einen Seite die Ruine Laurenberg, in frühester Zeit Stammsitz der nassauischen Grafen, auf der andern Seite der schöne Balduinstein, so genannt nach seinem Erbauer Balduin von Trier. Etwas entfernter winkt von einer Basaltkuppe herab die Schaumburg, einst den Fürsten von Anhalt-Schaumburg, jetzt dem Erzherzog Stephan gehörig, ausgestattet mit einer Bibliothek und Mineraliensammlung. Das alte Schloß des Städtchens Dietz dient Züchtlingen, welche Marmorschleiferei betreiben. In der Nähe bewohnt der Herzog von Nassau das Schloß Oranienburg. Wir erreichen endlich die alte, finstergassige Stadt Limburg (3300 E.) an der Lahn, im Mittelalter blühend durch Handel und Gewerbthätigkeit, auch jetzt noch dadurch belebt, und Sitz eines Bischofs. Der 1213 bis 42 aufgeführte Dom ist mit seinen sieben Thürmen, von denen einer als der höchste hervorragt, ein edles und großartiges Bauwerk aus der Uebergangsperiode vom Romanismus zur Gothik. Im Innern verdient Beachtung der Taufstein: ein achteckiges, von eben so viel kurzen Säulen getragenes Becken.

Wir verlassen nun das Thal der Lahn, an welcher nur noch Weilburg (2600 E.) zu merken ist mit seiner Kettenbrücke und dem herzoglichen Schloß, früher Sitz des Salisch-Konradinischen Geschlechts und oftmals Residenz der Nassau-Weilburgischen Linie. Auf der Straße nach Frankfurt, auf der wir mit der Post dahinrollen, berühren wir Niederselters, dessen Sauerbrunnen alljährlich fast zwei Millionen Krüge in alle Welt versenden. Ein paar Meilen jenseits des Städtchens Kamberg (1900 E.) wenden wir uns seitab nach Osten, um den in der Nähe empor ragenden großen Feldberg (2724 F.) zu besteigen. Dieser bildet mit zwei anderen Gipfeln, dem Kleinen oder Lütge-Feldberg (2490 F.) und dem Altkönig oder Altking (2449 F.) die dreifache Krönung des Taunus oder der Höhe, auch Heyrich genannt. Der Altkönig ist ausgezeichnet durch drei Steinwälle, welche ihn am Fuß, in der Mitte und am Gipfel umgürten: wahrscheinlich ein befestigtes Kriegslager und Asyl der Urbewohner, wie wir dergleichen bereits anderswo kennen gelernt.

Der oberste Ring hat sich mit seinen kolossalen Steinmassen noch gut erhalten. Der große Feldberg zeigt Spuren eines Römercastells und ein längliches Viereck, die „Heidenkirche" genannt. Am Nordabhang läuft der römische Pfahlgraben vorüber. Den Gipfel des Berges bildet eine Platte von etwa hundert Morgen Flächeninhalt und von dieser feldartigen Gestalt wird der Name hergeleitet. Die Platte ist baumlos; es wuchert da nur Heide-, Heidel- und Preißelbeerkraut. Das Gestein ist am Abhang Talk- und Thonschiefer, oben Quarzfels. Dieser kommt auf der Nordostseite zu Tage als ein mächtiger zerklüfteter Block von dreizehn Fuß Höhe und zwanzig Schritt Umfang. Er wird in Urkunden von 812 und 1043 bezeichnet als Brunhildenstein oder Brunhildenbett (lectulus Brunihildae). Die Sage bezieht diesen Namen zum Theil auf die 613 zu Worms schaudervoll endende, herrschsüchtige Gemahlin des austrasischen Königs Siegbert, welche auf diesem Felsblock manche Nacht zugebracht haben soll, um bei Sonnenaufgang ihr Reich zu überschauen. Anderweitig wird hieher jene Brunhild versetzt, die der Kriegsgott Odin erwählte zu einer der Walkyren oder stahlbepanzerten Schlachtjungfrauen, welche leuchtend auf Wolkenrossen mit funkensprühenden Spießen einherstürmen und die Geschicke der Schlachten weben; den ihnen gefallenden Helden geben sie den Todeskuß und führen ihn nach Wallhalla. Brunhild überstrahlte nun an Kriegsfeuer alle ihre Schwestern und der ob ihrer Siege eifersüchtige Odin ließ sie, umlodert von „Webegluth," auf jenem Brunhildenbett in einen todtähnlichen Schlaf sinken, der so lange dauerte, bis der hörnerne Siegfried auf seinem schnellen Roß Grani muthig durch das Zauberfeuer ritt und die Jungfrau zum Leben erweckte. — Ein dreiseitiger Stein markirt hier die angrenzenden Gebiete von Nassau, Hessen-Homburg und Frankfurt. Auf dem höchsten Punkte ist ein trigonometrisches Signal errichtet, und man steht hier gewissermaßen auf der Grenzscheide von Nord- und Süddeutschland. Ein Horizont von 150 Stunden Ausdehnung sendet da dem Schauenden seine Lichtstrahlen zu, und dies ausgebreitete Panorama ist deshalb so anziehend und als unvergleichlich in Deutschland zu rühmen, weil es die großen Massen der bedeutendsten Ge-

birgsketten am Rhein und Main mit ihren reich gesegneten und wohlbevölkerten Thälern und Ebenen vollkommen deutlich unterscheiden läßt. Im Südwesten zeigt sich die Haardt mit den blauenden Vogesen, der Donnersberg und der Hundsrück. Daran schließt sich im Westen bis nach Norden und Nordosten hinauf im Vordergrunde der Taunus mit seinen nördlichen Hochebenen, dahinter westlich die Bergketten der unteren Mosel, nordwestlich das Siebengebirge und der Westerwald, nördlich das Rothhaargebirge und die in der Gegend von Gießen, Wetzlar und Weilburg, diesseits und jenseits der Lahn lagernden Höhen, nordöstlich die niederhessischen Gebirge bis zum Meißner. Im Osten folgt ein Theil des thüringer Waldes, die Rhön, der Vogelsberg und die Wetterau; im Südosten der Spessart, der Main mit Hanau und Aschaffenburg, der Odenwald mit dem Katzenbuckel; endlich im Süden die Bergstraße mit dem Melibocus und Oelberg, der Königsstuhl bei Heidelberg, dann die Rheinebene bis nach Karlsruh und Straßburg hinauf, näher die Städte Speier, Mannheim, Worms, Mainz und Frankfurt. Bis zu den Thoren dieser Stadt entführt uns schnell von dem aufblühenden Badeort Soden aus die Locomotive.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Heinzelmann, Friedrich

Das deutsche Vaterland in Reisebildern und Skizzen für das Jünglingsalter und die Gebildeteren aller Stände

Bd.: 3

1859